



BÄUER, EDGAR

Bibliothek

der

Deutschen Aufklärer

des achtzehnten Jahrhunderts.

Herausgegeben

von

Martin von Geismar. pseud.

I.

Carl Friedrich Bahrdt.

Leipzig: Otto Wigand.

Eigenthum der Vereins-Verlagsbuchhandlung.

1846.

B2621

B5

1846a

v. 1-5

MAIN

V o r r e d e .

An jene Männer zu erinnern, welche im vorigen Jahrhundert mit einem großen Aufwande von Kraft, Gelehrsamkeit und Dialektik sich von den Banden des theologischen Lebens loszureißen suchten, schon das verlohnte der Mühe, selbst wenn ihre Schriften heutzutage von keinem praktischen Werth und Einfluß wären. Aber zu zeigen, was deutsche Männer bereits in der Lösung von Fragen, bei deren Behandlung sich heutzutage so mancher ungeschickt genug anstellt, geleistet haben, die kräftigen, klaren und sinnreichen Worte dieser Männer in die heutigen oft ganz verwirrt geführten Streitigkeiten hineinschallen zu lassen, ist nicht bloß ein Erforderniß der Pietät, sondern wird auch dazu beitragen, diese Streitigkeiten schneller zu entscheiden und uns vielleicht von vornherein von so mancher Broschüre, die mit der

Prätention, etwas Entscheidendes zu sagen, aufgetreten wäre, befreien.

Dieser Erinnerung, dieser Forderung der Pietät, dieser Befreiung ist die Bibliothek der Deutschen Aufklärer gewidmet.

Den 6. Februar 1846.

Martin v. Geismar.

Carl Friedrich Bahrdt wurde im Jahre 1741 zu Bischofswerda geboren. Sein Vater, der Sohn eines armen Advocaten in Lübben, hatte sich, als er im gräflich Flemming'schen Hause Informator war, durch eine aus dem Stegreif gehaltene Strohkranzrede die Gunst des Grafen von Hohendorf, Präsidenten des Dresdner Oberconsistorii, in dem Maße erworben, daß dieser ihn zum Diakonat in Bischofswerda beförderte und bald von Stelle zu Stelle förmlich hezte. Der alte Bahrdt wurde, nachdem er anderthalb Jahre Diakonus gewesen, Pfarrer in Schönefeld, dann Superintendent in Dobrylugk, dann Prediger an der Petrikirche in Leipzig, bald genug Doctor und Professor der Theologie, Kanonikus in Zeitz, Decemvir, zuletzt auch Domherr in Meissen und Superintendent in Leipzig.

Die vielen Studien, denen er obliegen mußte, um seinen Aemtern gewissenhaft genügen zu können, zwangen ihn, die geistige Erziehung seines Sohnes zuerst Hauslehrern, dann der Nicolaischule in Leipzig und endlich der Fürstenschule, Pforte, anzuvertrauen. Nachdem Carl Friedrich die Leiden dieser Pensionsanstalt zwei Jahre lang ertragen, begann er, kaum volle fünfzehn Jahre alt, seine Studien auf der Leipziger Hochschule. Hier lernte er von Crusius Logik und Metaphysik, Uebung im Abstrahiren, zugleich aber auch ein starres Festhalten an alten dogmatischen Lehrsätzen und an deren Beweisen. Er erkennt selbst in seiner Selbstbiographie an, daß, wenn je in seinen Vorträgen und Schriften einiger Scharfsinn, Ordnung, Bestimmtheit und Licht der Begriffe, Schärfe der Beweise und gute Verbindung und Stellung der Materien zu finden war, er all dieses Gute seinem ausdauernden Fleiße zu verdanken habe, den er auf die Crusius'schen Vorlesungen verwendete. Doch habe ihn auch Crusius' theologische Schwärmerei, sein phanta-

stisches Construiren der Dogmen und theologischer fixer Ideen angesteckt. Er habe damals vor dem Antichrist gezittert und einen heiligen Eifer für den Sturz des Papstes gefühlt; er habe den Papst als das zehnköpfige Thier in der Offenbarung Johannes gefaßt; er habe um die baldige Beginnung des tausendjährigen Reiches und die damit verbundene zweite Wiederkunft Christi gebetet; er habe darauf geschworen, daß Christus sein Blut, das er am Kreuze vergossen, wirklich und in natura mit in den Himmel genommen, wie Crusius es aus der Versicherung Pauli bewies: „daß er eingegangen sei ins Allerheiligste mit seinem eignen Blut.“ Er habe aus Crusius' Metaphysik, aus dem Princip der Thätigkeit und des Vergnügens die Dreieinigkeit folgendermaßen demonstirt: „Wenn Gott von Ewigkeit her thätig und selig gewesen sein muß, so muß er auch von Ewigkeit her ein Object dazu gehabt haben; nun gab es in der Ewigkeit (im Gegensatze zur Zeit) keine Geschöpfe, also muß dies Object in Gott selbst vorhanden gewesen sein: es müssen also in Gott Personen gewesen sein, damit Gott in sich ein Object der Thätigkeit, der Liebe und der Seligkeit hatte: da nun Eine Person zu langweilig wäre, mehr als drei aber nicht nothwendig sind, so giebt es eine Dreieinigkeit.“

Das Studium der Magie brachte den jungen Bahrdt dazu, den gesunden Menschenverstand zum ersten Male zu Worte kommen zu lassen. Die Crusius'sche Philosophie hatte ihn vom Dasein der Geister überzeugt, er wußte sich eine Abschrift von Faust's Höllenzwang zu verschaffen; nun wurden Geister citirt, aber trotz aller Beschwörung bei dem Jehova, Eloha, Elohim u. s. w. ließ sich kein Geist sehen. Das ließ den ersten Keim der Aufklärung in Bahrdt's Geist hervorschießen und erweckte in ihm den Zweifel an dem Dasein der Geister. Noch ehe Carl Friedrich nur einen Begriff vom Umfange des theologischen Studiums hatte — keine Kirchengeschichte, keine philosophische oder theologische Moral hatte er inne, und Crusius hatte ihn stets vor der philosophischen Weisheit gewarnt — wurde er zum Doctor der Philosophie und zum Magister liberalium artium creirt, renunciirt, proclamirt: seine Dissertation de eo, quod constituit essentiam articulorum fidei fundamentalium erklärte alles für fundamentelle oder Grundartikel der christlichen Religion, was nach seiner Dogmatik eine wesentliche Beziehung auf Christum hatte. Und diese Beziehung hatten natürlicherweise alle die Lehren, welche die orthodoxen Theologen für Hauptlehren gehalten wissen wollten: Die Inspiration der Bibel, die Dreieinigkeit, die

übernatürlichen Gnadenwirkungen des heiligen Geistes, die Erbsünde, die ewigen Höllenstrafen.

Durch Lehren lernte er. Man sprach in Leipzig von ihm als von einem kleinen lumen mundi und als nun der neunzehnjährige Magister Vorträge über die Dogmatik, als Repetition der Vorlesungen seines Vaters, ausbot, erhielt er gleich dreißig Zuhörer. Nun wollte er doch nicht als Ignorant erscheinen, nun setzte er sich vor jeder Stunde, in welcher er doctren sollte, vier bis fünf Stunden hin und las und dachte und studirte mit der allergrößten Anstrengung über die Materie, welche er behandeln wollte, so, daß er am Ende eine klare, durchgearbeitete Darstellung geben konnte. So trieb er's zwei Jahre. In jedem Semester nahm er ein, auch zwei Fächer vor, in denen er selbst kaum zu Hause war.

Wenn er nun auch durch eigenes Denken und Studiren hinter manche theologische Verdrehungen und Wortzwingungen kam, so blieb er doch seiner orthodoxen Dogmatik lange treu, bis ein Zufall das Licht in ihm zum Durchbruch brachte. Ein Freund forderte ihn auf, mitzukommen in Fischers Vorlesungen: „der Fischer,“ meinte dieser, „sagt uns Sachen, die man bei all den großen Facultätsperrücken nicht zu hören bekommt, bei Deiner Crustanischen Methode ist die Bibel eine wächserne Nase, die sich nach jeder Philosophie und nach jedem System drehen läßt.“

Bahrdt gab nach. Fischer las gerade über den ersten Brief an die Korinther und war am Ende des zweiten Kapitels; aber Bahrdt verstand wenig von dem was er da hörte. Da war an kein Demonstriren a priori zu denken. Fischer redete von grammatischer Erklärung, vom Sprachgebrauch, von Gewohnheiten gleichzeitiger Schriftsteller, von Septuaginta, Aquila, Symmachus, Theodotion, Hierochuntina, Philo, Josephus und erläuterte aus diesen Schriftstellern den Apostel. Dann kam er aufs dritte Kapitel, wo Paulus die Korinther ausschilt, daß sie unter der Gemeine Spaltungen machten und einige sich Kaphisch, andre Apollisch, andre Paulisch, andre Christisch nannten, da ja Paulus und Apollo und Kaphas eins seien. Bei dieser Stelle führte Fischer verschiedene Stellen aus andern Schriftstellern an, in welchen das „Einssein“ von Personen prädicirt wird und allezeit eine moralische Einheit, d. h. eine Uebereinstimmung der Lehre, der Grundsätze, der Absichten, der Endzwecke andeute: und mit barschem Tone setzte er hinzu: „nun seht ihr's ja, was das Dictum 1 Joh. 8, 7. für eure Dreieinigkeitslehre beweisen kann, wenn es auch echt wäre.“

Bahrdt erblaſte: Das dictum classicum, dachte er, welches Dir bisher das ſtärkſte und unwiderſprechlichſte geſchienen, um dieſes heilige Geheimniß aus der Schrift klar zu machen, ſoll nicht echt ſein, ſoll keine Beweisraft haben? Wenn dieſes Dictum nichts mehr gilt, ſo ſieht's um die andern noch ſchlechter aus. — Er ging ſchwermüthig nach Hauſe und verfiel in tiefes Nachdenken.

Er war jetzt zweifelhaft geworden. Und um ſeine Zweifel zu verſcheuchen, nahm er ſich vor. Philolog zu werden. Er wollte nicht eher ruhen, biß er die Lehren ſeiner Kirche, mit der vollen Rüſtung des gelehrten Philologen vertheidigen und für jeden Artikel ſolche Beweisſtellen aufbringen könnte, in welchen das zu beweiſende Dogma ſo einzig der Sinn der Stelle ſei, daß kein anderer Sinn vermöge Grammatik, Sprachgebrauch und Context möglich ſei. Er wollte philologiſche, geſchichtliche Beweiſe für ſeine Orthodorie, aber er prüfte.

Damals ſchrieb Bahrdt die „Laute Wünſche eines ſtummen Patrioten“ (mit dem Motto aus dem Jeſaias: mich, die lebendige Quelle, verlaſſen ſie, und machen ſich allenthalben ausgehauene Brunnen, die doch löchericht ſind und kein Waſſer geben), worin er ſehr erſtlich gegen die elenden Beweiſe der Theologen eiferte und auf das Studium der Philologie drang, verſichernd, daß ſich die Lehrlinge des Lutherthums dabei behaupten und nur mit beſſern ergetiſchen Gründen verſehen laſſen würden. Erſt ſpäter gab er dieſe Schrift heraus.

Ein Abentheuer mit einer Kupplerin, das ziemlich unſchuldig war, bei welchem ſich Bahrdt aber höchſt ungeſchickt, weil ohne Erfahrung, benahm und welches unter den moralischen Bürgern Leipzigs rüchbar wurde, zwang Bahrden im Jahr 1766, ſeine Stelle als Profeſſor extraordinarius, zu der er es indessen gebracht hatte, aufzugeben. Er ging als Profeſſor der Philoſophie an die Kurmainziſche Univerſität Erfurt.

Der Kurfürſt hatte damals die beſten Abſichten mit dieſer Univerſität; er wollte ſie heben; aber die Verfaſſung derſelben, katholiſche Kabale und der Mangel an einem dauerhaften Fond banden ihm die Hände. Nach jener Verfaſſung waren die professores antiquae fundationis ganz unabhängig. Ihr Beſoldungſetat, ihre Stellen, ihre Zahl, ihre academiſchen Verhältniſſe, alles mußte bleiben, wie es war. Die philoſophiſche Facultät beſtand aus drei Collegien, jedes Collegium aus drei Profeſſoren, deren jeder ſechszig, ſiebzig, höchſtens achtzig Thaler Einnahme hatte, dabei aber alle bürgerliche Freiheiten und Immunitäten genoß, alle bürgerliche Gewerbe treiben konnte. Wenn ein

Professor abging, wählte das Collegium einen neuen, ohne daß der Kurfürst sich darum zu bekümmern hatte. Es kam vor, daß mancher alte Erfurter, den es um die bürgerlichen Freiheiten und einen Titel zu thun war, er mochte nun Bierbrauer, Weinschenk oder des etwas sein, dem Collegium zwei auch drei hundert Thaler zahlte und dafür zum Professor gewählt wurde. Der Kurfürst konnte nichts als neue Professoren machen, die er aus seiner Kasse besoldete, aber nicht in die Universität incorporiren konnte. Bahrdt, Wieland, Kiedel, Meusel, Herel, die er nach Erfurt berief, wurden zu keiner Versammlung der Facultät eingeladen, waren Professoren außer der Universität und lebten im Grunde als Privatdocenten. Als Bahrdt in Erfurt war, gab es dort höchstens funfzig Studenten; und die Hälfte derselben war durch Wieland's Namen herbeigezogen. Kaum hatte Bahrdt zu lesen angefangen, als schon die Wächter des Erfurtischen Zions Kegereien argwöhnten und auszukundschaften suchten. Im Auftrag der beiden Theologen Schmitt und Vogel mußten ein Paar verrostete Kandidaten Bahrdt's Vorträge nachschreiben, und nun wurden die Hefte an die theologischen Facultäten von Wittenberg und Göttingen geschickt, und Vota darüber verlangt. Bahrdt hatte behauptet, daß manche Theologen die Lehre von der Erbsünde übertrieben, daß die Lehre von der Gemeinschaft der göttlichen Eigenschaften unter den beiden Naturen in Christo nicht zu den Grundwahrheiten der Religion gehöre, daß die symbolischen Bücher wegen ihrer Weitläufigkeit und mancherlei Fehler keine bequeme Norm des Glaubens zu sein schienen. Das war genug, um das Responsum der Wittenberger Facultät zu Wege zu bringen, daß Bahrdt nicht auf dem Katheder geduldet werden könne, so lange er seine groben Irrthümer nicht erkannt und durch öffentlichen Widerruf das gegebene Aergerniß aufheben würde. Das Göttinger Gutachten drang darauf, Bahrdt ernstlich zur Rückkehr von seinen irrigen Ansichten zu ermahnen. Nachdem diese Responsa der Mainzischen Regierung eingereicht waren, kam von dort die Resolution, daß die Klage unstatthast sei, daß man Bahrdt's Gegner zur Ruhe verwelsen, ihn selbst aber zu mehrerer Behutsamkeit in seinen Vorträgen ermahnen und zu fernerm Fleiße ermuntern solle.

Diese Intoleranz der Orthodoxen ließ damals in Bahrden den Gedanken keimen, daß die positive Religion verfolgungsfüchtig mache und schärfere Prüfung verdiene. Er faßte einen Widerwillen gegen alles psäffische Wesen und gegen alle Priesterreligion.

In Erfurt gab Bahrdt einen „Versuch eines biblischen Systems der Dogmatik“ (zwei Bände, Erfurt und Gotha 1768) heraus, eine Schrift, welche seine Reputation als Gelehrter begründete und ihn unter die Klasse der verschrieenen Theologen versetzte, ob es gleich ganz orthodox gemeint war.

In der Einleitung handelte er von den Quellen der theologischen Erkenntniß der heiligen Schrift. Er klagte über die Unbrauchbarkeit der lutherischen Uebersetzung, weil sie durch die Orientalismen unverständlich würde; bei den Compendien und Systemen rügte er die schwerfällige Form, die Menge, Unverständlichkeit und Unnützlichkeit ihrer Terminologien; in den symbolischen Büchern fand er fehlerhafte Weitläufigkeit, Vermengung der Hauptlehren mit den Nebenlehren, unrichtige Begriffe, falsche Bibelauslegung. Dabei fiel es Bahrden nicht ein, zu behaupten, daß das theologische System der Dogmatik selbst falsch sei. Er glaubte an die Authenticität der göttlichen Offenbarung, hielt die Lehren der Kirche alle für göttliche Wahrheiten und durch die Offenbarung bestätigt. Nur die Nebenbestimmungen einiger Lehrsätze wollte er verbessern und vernunftgemäßer machen. So milderte er den Begriff der Erbsünde, construirte die Dreieinigkeit so zurecht, daß die wesentliche Weisheit Gottes in dem Menschen Christus gewesen, und in und durch ihn das Erlösungswerk vollendet habe; in der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben half er sich auf die Art, daß er die Rechtfchaffenheit und den Eifer in guten Werken zum Wesen des Glaubens rechnete: kurz seine Vernunft wagte sich nicht an das Ganze, nicht an das Dogma selber, sie glitt an der Oberfläche hin, und erdreistete sich nur, die Außenseite zu mustern und zu reinigen.

Und alle Welt schrie über Bahrdt's Neuerungssucht, über seine frechen Urtheile, über seine unreifen Verbesserungen theologischer Begriffe. Aber Bahrdt war auch wirklich neu in der Form. Er erschien in einem correcten, lichtvollen und körnigten deutschen Ausdrucke, er befreite die Dogmen von ihrer schwerfälligen Terminologie, er zeigte ferner einen denkenden Geist und brachte manchen Gedanken. Dazu kam, daß, wenn er auch nicht die Lehre, doch die Theologie, die Form der Lehre, angegriffen hatte. Und eine Attacke auf die Lehre beginnt stets mit einer Attacke auf die Theologie.

Nachdem Bahrdt von der Universität in Erlangen die theologische Doctorwürde erhalten, folgte er einem Ruf nach Gießen als vierter Professor der Theologie und Prediger zu St. Bonfratius.

Hier gab er ein Paar Sammlungen Predigten (Frankfurt a. M. bei Borrentrapp, und bei den Eichenbergerschen Erben), eine allgemeine theologische Bibliothek, einen Entwurf einer unparteiischen Kirchengeschichte des N. T.'s, eine Homiletik heraus. Was aber vor Allem seinen Namen bekannt machte, waren „die neuesten Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen,“ (4 Theile, Riga 1772 — 75) eine Uebersetzung des N. T.

In Gießen gab Bahrdt die Dreieinigkeit auf, fast aus Ermüdung: er hatte sich nun mehrere Jahre abgemüht, um eine Vorstellungsart aufzufinden, welche sich mit der Vernunft reimte und doch die für christlich und biblisch gehaltene Lehre von drei Personen in Gott stehen ließe: endlich kam er zu dem Resultate, diese Lehre habe ihren Grund weder in der Vernunft noch in der Schrift, sondern gehöre unter die Grubeleien der Kirchenlehrer. Und so fixirten sich vor der Hand in ihm die Vorstellungen: „Christus sei ein Mensch gewesen, dem Gott seine Weisheit unmittelbar mitgetheilt, den er zur Erlösung der Menschen unmittelbar befehligt und bei dessen ganzem Geschäfte Gott unmittelbar mitgewirkt habe, und er heiße darum Gott, weil Gott selbst in und durch ihn wirksam gewesen sei; der heilige Geist aber sei die Kraft Gottes, der in der ganzen Schöpfung, also auch in Christo wirksam war. An der Versöhnungslehre mit ganzem Herzen festhaltend suchte er Tag und Nacht in der Bibel nach tüchtigen Beweisstellen für dieselbe, suchte er nach Stellen, aus denen ihm der Modus der Versöhnung durch Christi Tod klar werde. Zweimal las er das N. T. bloß dieser Lehre wegen durch, schrieb alle Stellen, die nur etwas Beweisendes zu enthalten schienen, ab, brachte sie in Klassen, und ward doch nicht beruhigt. Endlich fand er, daß alle Bibelstellen, die dem Tode Jesu Vergebung der Sünden als eine Wirkung zuschrieben, sich mittelbar erklären ließen, dergestalt, daß der Tod Jesu die Vergebung nicht unmittelbar bewirkt, sondern mittelbar, indem Jesus durch seine mit seinem Blute besiegelte Lehre die Menschen bessere und gottgefällig mache und so von der Sünde befreie, die ihnen vorher soviel Elend (Tod) zugezogen. Er fand, daß nach der Geschichte Jesu sein Tod kein anderes Verhältniß haben konnte, daß die Evangelisten einstimmig erzählen, die Juden hätten ihn um seiner Lehre willen verfolgt und hingerichtet. Er bemerkte, daß die Lehre Jesu die Juden darum so erbittert hatte, weil dieser die Religion nicht im Tempeldienst und Beobachtung willkürlicher Geseze suchen lehrte, sondern in der Tugend und weil er folglich nur die Moral beibehalten

und die ganze positive Religion der Juden abgeschafft wissen wollte. Er glaubte also zu erkennen, daß Jesus als ein Märtyrer der Wahrheit anzusehen war und sein Tod besonders die Lehre besiegelt hatte, daß kein andres Gesetz den Menschen gottgefällig und selig mache, als das Gesetz der Liebe. Und so urtheilte er, daß dem Tode Jesu die Gerechtigkeit des Menschen vor Gott, d. h. die Gottgefälligkeit insofern zugeschrieben werde, als Jesus für die Lehre von dem rechten Wege zur wahren Gottgefälligkeit und Seligkeit sich aufgeopfert hatte. — Und nachdem Bahrdt in allen Beweisstellen diese seine Ansicht begründet zu finden glaubte (er sonderte die bildlosen Ausdrücke von den allegorischen, mit Beziehung auf jüdische Vorstellungen gegebenen, glaubte in allen klaren bildlosen Stellen die Besserung des Menschen als den Zweck des Todes Jesu angeführt zu sehen, trennte die Aussprüche Jesu über seinen Tod von denen der Apostel darüber, welche letztere sich gewöhnt hätten, mit Juden in jüdischen Bildern zu reden), so erklärte er endlich die Veröhnungslehre für einen der allerichädlichsten und verdamnungswürdigsten Irrthümer.

Nun aber suchte Dr. Bahrdt nach einem Mittel, um alle seine Ueberzeugungen, welche er sich durch so anhaltenden und gewissenhaften Fleiß erworben hatte, im Publicum dergestalt ausbreiten zu können, daß sie erkannt und als Wahrheit empfunden werden möchten. Und so gab er denn seine „Neuesten Offenbarungen“ heraus, welche Nichts andres sind, als eine Uebersetzung des Neuen Testaments, in welcher er für alle jene Ausdrücke, die der Gläubige gläubig hinimmt und an welche sich eine spitzfindige theologische Dogmatik angeknüpft hat, Umschreibungen unterschoob, welche dem gesunden Menschenverstande, von Bahrdt Vernunft genannt, nicht zuwider seien. Wo es z. B. in der Bibel heißt: ich bin bei Euch alle Tage bis an der Welt Ende, da sagen die „neuesten Offenbarungen“: Ihr könnt auf meinen Beistand rechnen, bis die Wahrheit gesiegt haben und Judäa zerstört sein wird. Durch solche Deutung war den Theologen eine Beweisstelle für das Dogma von der Allgegenwart der menschlichen Natur Christi genommen.

Als nun der Hamburger Pastor Göze einen „Augenscheinlichen Beweis, daß des Dr. Bahrdt's Uebersetzung des N. T. Nichts anders als wahre Gotteslästerung sei,“ herausgab, als sich die theologische Umgebung Bahrdt's regte und bei Hofe intrigirte, kam Bahrdt mit Freuden der Aufforderung des Herrn von Salis nach, in Marschling die Leitung eines neu errichteten Erziehungsinstituts zu übernehmen. Doch die

herrliche Sinnesart des Herrn v. Salis umgab den neuen Schuldirector mit so viel Peinigungen, daß dieser es für eine Erlösung aus der Hölle ansah, wie er einer Berufung des Grafen zu Leiningen-Dachsburg zur Generalsuperintendentur in Türkheim a. d. Haardt Folge leisten konnte.

Der Ruf der Irrgläubigkeit war Bahrdts vorangegangen, als er nach Türkheim übersiedelte. „Ge glebet mech keinen Gott,“ sagte der Eine; „Ne, erwlederte der Andere, he glebet mech nur keinen Vater.“ — „Ei nicht doch, behauptete ein Dritter, Er leegnet ja den Sohn.“ — „Den Teubel glebet er hal ich oh nich,“ setzte ein Vierter hinzu.

Bahrdt hatte damals das Dogma der Dreieinigkeit, die Versöhnungstheorie, den Glauben an die übernatürliche Gnade, an die Erbsünde, an die ewigen Höllenstrafen aufgegeben, doch hielt er noch fest an der unmittelbaren Sendung Jesu und an der Göttlichkeit der heil. Schrift, folglich auch an der Wahrheit der biblischen Geschichte. Ob er gleich gegen Wunder und Uebernatürlichkeiten überhaupt schon sehr vieles einzuwenden hatte, so glaubte er doch noch in so weit an die biblischen Wundergeschichten, als er noch nicht auf ihre Widerlegungsgründe gefallen war. Er sah daher wohl ein, daß es ihm an Materialien für die Kanzel fehlen würde, wenn er die Themata der Dogmatik nicht ersetzen und sich neue Reichthümer für seine Predigten zu verschaffen wüßte, welche ihn in den Stand setzten, durch Mannichfaltigkeit der Materie zu unterhalten und in seinen Vorträgen immer neu zu bleiben.

Diese neuen Reichthümer suchte er in der Moral: die Sittenlehre wurde sein Hauptfach, das er nach allen Seiten hin ausbeutete: — und seine Gemeinde war mit ihm zufrieden. Täglich nahm in ihm die Ueberzeugung zu, daß die moralische Religion allein nutzbar für die Menschheit sei und daß die positive Religion wenig Werth habe; und so bildete sich in ihm allmählig der Gedanke einer allgemeinen Menschenreligion aus, welche fern von aller dogmatischen und offenbarungsgläubigen Intoleranz das tugendhafte und rechtschaffene Handeln zu ihrer einzigen und alleinigen Lehre mache.

Auf eine Aufforderung seines Fürsten errichtete Bahrdt im Helbesheimer Schlosse ein philanthropinisches Erziehungsinstitut. Er ließ zu Gunsten dieses Etablissements seine „neuesten Offenbarungen“ von Neuem drucken, reiste auch nach England, um Alumnus zu werben; als er aber eben von seiner durch gute Erfolge belohnten Reise zurückkehrte, vernahm er, daß wegen seiner neuesten Offenbarungen und wegen seiner Predigten über die Person und das Amt Jesu bei dem

Kaiserlichen Reichshofrath eine Reichsfiscalische Klage gegen ihn anhängig gemacht und er bis auf weiteres von seinem Amte suspendirt sei.

Damit sich der Leser eine Vorstellung von der Bahrds'schen Bibelübersetzung machen könne, gebe ich hier ein Paar Abschnitte aus derselben, indem ich die Lutherische daneben setze.

L

„Neueste Offenbarungen Gottes.“

Römer G. 7. V. 7. bis G. 8. V. 10.

7 Was wollen wir denn nun sagen? Ist das Gesetz Sünde? Das sei ferne! Aber die Sünde erkannte ich nicht, ohne durch das Gesetz. Denn ich wußte nichts von der Lust, wo das Gesetz nicht hätte gesagt: Laß dich nicht gelüsten;

8 Da nahm aber die Sünde Ursach am Gebot, und erregte in mir allerlei Lust. Denn ohne das Gesetz war die Sünde todt.

9 Ich aber lebte etwa ohne Gesetz. Da aber das Gebot kam, ward die Sünde wieder lebendig.

Römer G. 7. bis G. 8. V. 10.

Aber wie? werdet ihr sagen, 7 so wäre ja das mosaische Gesetz, wenn es unsre Sünde gereizt hat, die Ursache der Sünde? Ich sage nein! Euer Gesetz hat euch nur mit ihr bekannter gemacht. Denn ihr würdet selbst nicht gewußt haben, was für Gelüsten und Begierden in euch stecken, wenn es euch dieselben nicht untersagt hätte: Und eben das gab dieser 8 Gebieterin des menschlichen Herzens gleichsam die Veranlassung, vermitteltst jener Menge von Geboten und Verboten allerlei strafbare Gelüsten rege zu machen. Denn ohne das Gesetz scheint die Sünde todt zu sein. Man 9 erinnere sich der Zeit, wo der Mensch noch von keinem ausdrücklichen Gebote wußte. So

10 Ich aber starb; und es befand sich, daß das Gebot mir zum Tode gereichte, das mir doch zum Leben gegeben war.

11 Denn die Sünde nahm Ursach am Gebot, und betrog mich, und tödtete mich durch dasselbige Gebot.

12 Das Gesetz ist je heilig, und das Gebot ist heilig, recht und gut.

13 Ist denn, das da gut ist, mir ein Tod geworden? Das sei ferne! Aber die Sünde, auf daß sie erscheine, wie sie Sünde ist, hat sie mir durch das Gute den Tod gewirkt, auf daß die Sünde würde überaus sündig durchs Gebot.

14 Denn wir wissen, daß das Gesetz geistlich ist; ich aber bin fleischlich, unter die Sünde verkauft.

bald das Gesetz sich zeigte, so war es, als wenn die Sünde auf einmal erwachte. —

Der Mensch fiel! — und er fuhr, daß eben das, was zu seinem Besten bestimmt war, ihm zufälliger Weise sein Unglück ward: indem die Sünde ihn unvermerkt berückte und durch das Gebot die schlafende Leidenschaft aufweckte, und eben damit seinen Fall bewirkte.

Und so ist dann das mosaische Gesetz an sich ein heiliges Gesetz, das in allen seinen Geboten und Verboten mit den Grundsätzen der Billigkeit und der wahren Glückseligkeit allerdings übereinstimmt.

Daher niemand sagen darf, daß diese an sich dem Menschen heilsame Sache zu seinem Fall und Verderben gediehen sei. Sondern, wie gesagt, die Sünde, von der er sich beherrschen läßt, und welche sich des Gesetzes gleichsam nur bedient, seine Gelüsten zu erregen, diese stürzt ihn ins Verderben: — recht als ob sie sich ihm selbst kenntlich machen, und ihn überzeugen wollte, daß sie allein die im höchsten Grade Strafbare sei, die eben damit ihn zu Fehlritten reizt, was ihn vor denselben bewahren sollte.

Denn es ist bekannt, daß selbst die Religion, wenn man bis in ihr Innerstes einbringt, für den

Geist war, den sie zur innern Vollkommenheit ausbilden sollte. Nur daß die Menschen, die zu sehr an das Aeußerliche und Sinnliche gewöhnt waren, diesen Geist des Gesetzes verkannten: weil sie Slaven der Sünde waren.

15 Denn ich weiß nicht, was ich thue: denn ich thue nicht, das ich will, sondern das ich hasse, das thue ich.

16 So ich aber das thue, das ich nicht will; so willige ich, daß das Gesetz gut sei.

17 So thue ich nun dasselbige nicht, sondern die Sünde, die in mir wohnet.

18 Denn ich weiß, daß in mir, das ist in meinem Fleisch, wohnet nichts Gutes. Wollen habe ich wohl, aber vollbringen das Gute finde ich nicht.

Denn das ist die Art verdor- 15
bener Menschen, sie thun was ihre eigene Vernunft oft mißbilligt. Was sie nicht will, das thun sie. Und was sie gut heisset, unterlassen sie. Daraus man 16
offenbar siehet, daß die Religion, ich meine das Gesetz Gottes gut und heilsam ist, weil sie dem Menschen eben das heißt oder verbietet, was die gesunde Vernunft selbst für heilsam oder schädlich 17
erkennt. Wenn also der Mensch das Böse thut, so thut das gleichsam der Mensch nicht selbst, sondern die Sünde, welche gleichsam neben der Vernunft ihren Sitz in ihm aufgeschlagen hat, und seine Handlungen leitet. Denn es ist bekannt, daß in dem 18
Menschen, das heißt in demjenigen Theile des Menschen, der aus thierischen und sinnlichen Trieben besteht, jenes zum Guten antreibende Gesetz der gesunden Vernunft seinen Sitz nicht hat, so, daß es sich desselben bemächtigen könnte. Neben dem thierischen Menschen wohnt gleichsam der Vernünftige. Dieser will das

19 Denn das Gute, das ich will, das thue ich nicht; sondern das Böse, das ich nicht will, das thue ich.

20 So ich aber thue, das ich nicht will; so thue ich dasselbige nicht, sondern die Sünde, die in mir wohnt.

21 So finde ich mir nun ein Gesetz, der ich will das Gute thun, daß mir das Böse anhanget.

22 Denn ich habe Lust an Gottes Gesetz, nach dem inwendigen Menschen:

23 Ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüthe, und nimmt mich gefangen in der Sünde Gesetz, welches ist in meinen Gliedern.

24 Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?

Gute. Jener aber hindert oft die Vollbringung desselben.

Daher thut der Mensch das 19 oft am wenigsten, was er selbst gut heißet, und hingegen das am häufigsten, was er selbst mißbilliget. Deswegen ich oben be- 20 hauptete, daß nicht der Mensch selbst, sondern vielmehr jener unwürdige Tyrann seines Herzens, das Böse in ihm wirkt, und zur Ausübung bringt.

Und jeder Mensch (wenn er 21 auf sich Achtung giebt) wird in sich selbst bei dem Bewußtsein jener vernünftigen Triebe zum Guten, diesen Verbrecher gewahr werden. Er wird finden, daß das Böse gleichsam neben dem Guten seinen Sitz hat.

Er wird in seinem Innersten 22 etwas gewahr werden, welches dem Gesetze Gottes beipflichtet.

Er wird aber auch darneben 23 ein gewisses andres Gesetz bemerken, welches einem Gesetze seines Geistes gleichsam Widerstand thut, und ihn als einen Gefangenen der Gewalt einer Gebieterin unterwirft, die vornehmlich in den thierischen und sinnlichen Menschen ihre Herrschaft ausübt.

Ach was sind wir doch für 24 elende Menschen! Wer, ach wer wird uns von einem Leben erretten, das mehr ein Tod als ein Leben genannt zu werden verdient? Ein Leben, wo wir gleich-

- 28 Ich danke Gott, durch Jesum Christ, unsern Herrn. So diene ich nun mit dem Gemütthe dem Gesez Gottes, aber mit dem Fleisch dem Gesez der Sünde.
- 1 So ist nun nichts Verdammliches an denen, die in Christo Jesu sind, die nicht nach dem Fleisch wandeln, sondern nach dem Geist.
- 2 Denn das Gesez des Geistes, der da lebendig macht in Christo Jesu, hat mich frei gemacht von dem Gesez der Sünde und des Todes.
- 3 Denn das dem Gesez unmöglich war, (sintemal es durch das Fleisch geschwächet ward,) das that Gott, und sandte seinen Sohn in der Gestalt des sündlichen Fleisches, und verdamnte die Sünde im Fleisch durch Sünde.
- 4 Auf daß die Gerechtigkeit, vom Gesez erfordert, in uns erfüllet würde, die wir nun nicht nach dem Fleisch wandeln, sondern nach dem Geist.
- 5 Denn die da fleischlich sind, die sind fleischlich gesinnt: die
- sam in einer getheilten Slaverei leben: wo der eine Theil von uns, der das Gute erkennt und billigt, Gott dienet, und der andere, der jenem widersteht, der Sünde fröhnt? — Doch Gott Lob! Der Christ ist frei von diesem Joche!
- Ihn kann die Sünde nicht mehr verurtheilen, denn er folgt nicht mehr den herrschenden Trieben des thierischen Menschen, sondern dem Geseze einer aufgeklärten Vernunft. Die vollkommere Religion, welche ihn eines ewigen Glücks durch Christum versichert, hat ihn von der Knechtschaft der Sünde entseffelt, und von einem (unabschlichen) Elende errettet. Denn was der alten Religion bei den Verderbnissen des sinnlichen Menschen unmöglich war, das that Gott, und sandte seinen Sohn um der Sünde willen in der Gestalt eines schwachen Menschen in die Welt, um die Macht der Sünde über die sinnlichen Menschen zu entkräften, und uns in den Stand zu setzen, den Forderungen der Religion Genüge zu leisten, als Menschen, die nun nicht mehr den Antrieben der Sünde, sondern den Leitungen einer erleuchteten Vernunft gehorsam sind.
- Denn der verderbte sinnliche Mensch gehorcht den Trieben der

- aber geistlich sind, die sind geistlich gesinnt.
- 6 Aber fleischlich gesinnet sein, ist der Tod; und geistlich gesinnet sein, ist Leben und Friede.
- 7 Denn fleischlich gesinnet sein, ist eine Feindschaft wider Gott; sintemal es dem Gesetze Gottes nicht unterthan ist; denn es vermag es auch nicht.
- 8 Die aber fleischlich sind, mögen Gott nicht gefallen.
- 9 Ihr aber seid nicht fleischlich, sondern geistlich, so anders Gottes Geist in euch wohnet. Wer aber Christus Geist nicht hat, der ist nicht sein.
- 10 So aber Christus in euch ist; so ist der Leib zwar todt um der Sünde willen, der Geist ist aber das Leben um der Gerechtigkeit willen.
- Natur, dadurch er unvermeidlich unglücklich wird.
- Der Aufgeklärte hingegen denkt und handelt dem Geiste der Religion gemäß, und sein Weg ist der Weg zur wahren Glückseligkeit.
- Und eben in diesem Verstande ist die Sünde Beleidigung Gottes. Denn ein Slave der Lüste kann nicht so leben, wie es die Religion verlangt, und muß daher des Wohlgefallens Gottes auf immer verlustig bleiben.
- Wohl also euch, die ihr von jenem allgemeinen Verderben errettet, und solche Menschen worden seid, in denen der Geist der Religion wirksam und geschäftig ist. Wer diesen Geist Christi nicht hat, der hat keinen Theil an Christo.
- Wenn hingegen dieser Geist in euch ist. so ist der thierische Mensch todt für die Sünde, der geistige aber lebendig und thätig für die Tugend.

Römer C. 8. V. 38 bis C. 9. bis V. 8.

- 38 Denn ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstenthum, noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges.
- Ich bin gewiß, daß weder Furcht vor dem Tode, noch Hoffnung zum Leben, weder die Großen der Erde, noch ihre Diener, weder die Reizungen eines gegenwärtigen Glücks, noch der Schrecken bevorstehender Uebel, — weder Himmel noch Erde — daß

- 39 Weber! Hohes noch Tiefes, noch keine andere Kreatur, mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn.
- 1 Ich sage die Wahrheit in Christo, und lüge nicht, daß mir Zeugniß giebt mein Gewissen, in dem heiligen Geist.
- 2 Daß ich große Traurigkeit und Schmerzen ohne Unterlaß in meinem Herzen habe.
- 3 Ich habe gewünscht verbannt zu sein von Christo für meine Brüder, die meine Gefreundte sind nach dem Fleisch.
- 4 Die da sind von Israel, welchen gehöret die Kindschaft, und die Herrlichkeit, und der Bund, und das Gesetz, und der Gottesdienst, und die Verheißung;
- 5 Welcher auch sind die Väter, aus welchen Christus herkommt nach dem Fleisch, der da ist Gott über alles, gelobet in Ewigkeit, Amen.
- 6 Aber nicht sage ich solches, daß Gottes Wort darum aus sei. Denn es sind nicht alle Israeliter, die von Israel sind;
- 7 Auch nicht alle, die Abrahams Saame sind, sind darum auch Kinder; sondern in Isaak soll dir der Name genannt sein.
- keine endliche Macht mich von der Liebe abwendig machen wird, welche uns Gott durch Jesum Christum unsern Herrn verheißt und versichert hat. — —
- Und o, welcher Jammer, welche Qual für mich, daß ich dieses erhabenen Glücks so vieler meiner Brüder aus dem Judenthume noch beraubt sehen muß — sie — diese ehrwürdigen Nachkommen eines Abrahams — welche in so eigentlichem Verstande Kinder des Höchsten waren, unter denen die Gottheit ihre sichtbare Wohnung hatte — welche Gott ganz eigener Verfassungen und eines unmittelbaren Religions-Unterrichts gewürdigt hatte — sie — unter denen der Dienst des wahren Gottes blühte, und die mit jenen großen Verheißungen begnadigt waren — sie — die allein die Ehre hatten Nachkommen jener Patriarchen zu sein, ja aus denen selbst unser Messias der leiblichen Geburt nach abstammte. — Dafür Gott dem Allerhöchsten Lob und Preis sei, in alle Ewigkeit, Amen! —
- Gern wollte ich, — Christus ist mein Zeuge, daß ich nach meinem Gewissen aus göttlichem Antriebe also rede! Gern wollte ich selbst die Ehre ein Apostel Jesu zu sein, hingeben, wenn ich mit diesem schrecklichen Verluste ihnen dieses Glück erkaufen könnte.

8 Das ist, nicht sind das Gottes Kinder, die nach dem Fleisch Kinder sind; sondern die Kinder der Verheißung werden für Samen gerechnet.

Doch fern sei es von mir, Gott damit einen Vorwurf zu machen, als ob er seinen Verheißungen nicht treu geblieben wäre. Denn freilich sind nicht alle Israeliten, wahre Israeliten: so wie auch nicht alle Nachkommen Abrahams ächte Kinder von ihm waren.

Sondern wir nach der Schrift nur Isaaks Nachkommen für wahre Kinder Abrahams galten, so gelten auch nicht alle die der Geburt nach Israeliten sind, für ächte Kinder Gottes. Nur die, welche sich der göttlichen Verheißungen würdig machen, werden als die ächten Nachkommen angesehen, denen sie gegeben waren.

Colosser C. 1. V. 9—16.

9 Derhalben auch wir, von dem Tage an, da wir es gehört haben, hören wir nicht auf für euch zu beten, und zu bitten, daß ihr erfüllet werdet mit Erkenntniß seines Willens, in allerlei geistlicher Weisheit und Verstand;
10 Daß ihr wandelt würdiglich dem Herrn zu allen Gefallen und fruchtbar seid in allen guten Werken.
11 Und wachset in der Erkenntniß Gottes, und gestärket werdet mit aller Kraft, nach seiner herrlichen Macht, in aller Geduld und Langmüthigkeit mit Freuden;

Daher wir, seit der Zeit, un-
9
aufhörlich Gott für Euch anrufen, daß er euch immer vollkommener machen wolle, in der Erkenntniß seines Willens und in der wahren christlichen Weisheit und Klugheit, damit alle eure Handlungen Gott gefällig und der
10
Würde des Christenthums gemäß sein mögen — damit ihr immer mehr zunehmet, theils an der Vollbringung guter und edler Thaten, theils an Aufklärung
11
eures Verstandes durch Religion, — damit ihr täglich reicher werdet an jener göttlich gewirkten Kraft, die ihr so nöthig habt, um in allen euren Leiden standhaft

- 12 Und danksaget dem Vater, der uns tüchtig gemacht hat zu dem Erbtheil der Heiligen im Licht; und bei allen Mißhandlungen gelassen und freudig zu sein — das 12 mit ihr endlich, immer mehr die Größe der Wohlthat fühlen lernt, die euch Gott dadurch erzeigt hat, daß er euch unter die Zahl derer aufnahm, die durch das Licht des Evangelii aufgeklärt worden —
- 13 Welcher uns errettet hat von der Obrigkeit der Finsterniß, und hat uns versetzt in das Reich seines lieben Sohnes; den Gott, sage ich, der uns von 13 der Macht der Finsterniß errettet und in das Reich seines lieben Sohnes aufgenommen hat, durch dessen Tod wir eine vollkommne 14 Befreiung — die Vergebung der Sünden — erlangt haben.
- 14 An welchem wir haben die Erlösung durch sein Blut, nemlich die Vergebung der Sünden; Denn dieser ist das Bild des 15 unsichtbaren Gottes. Er ist der Erstgeborne der Schöpfung, durch den die große Reform geschehen 16 ist, welche sich über Juden und Heiden, über jetzt lebende und noch künftige Geschlechter, und über alle Nationen des Erdbodens erstreckt. Es ist alles durch ihn umgeschaffen worden.
- 15 Welcher ist das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, der Erstgeborne vor allen Kreaturen.
- 16 Denn durch ihn ist alles geschaffen, das im Himmel und auf Erden ist, das Sichtbare und das Unsichtbare, beides die Thronen und die Herrschaften, und Fürstenthümer, und Obrigkeiten; es ist alles durch ihn und zu ihm geschaffen.

II.

Ein theologisches Gutachten und ein Reichshofrathsconclusum.

Auf Allerhöchsten Kaiserlichen Befehl wurden die theologischen Facultäten in Würzburg und in Göttingen aufgefordert, sich über die Frage auszulassen, „ob und wie weit die in dem Dr. Bahrdt'schen Werk, die neuesten Offenbarungen Gottes, aufgestellten Sätze eine von

den dreien im Römischen Reich bestehenden Religionen abweichende Lehre enthalten.“ Die folgende auszugsweise Mittheilung aus dem Würzburgischen Gutachten wird zeigen, wie weit von jeher die Facultäten, diese officiellen Wissenschaftsanstalten, davon entfernt waren, sich der Bewegung der Geister anzuschließen:

„Da die symbolischen oder Glaubensbekenntniß-Bücher die sichern und reichsgültigen Urkunden sind, welche für den eigentlichen Inhalt und Umfang des dreifachen Religionsystems zeugen; so wird von der allerunterthänigst antwortenden Facultät für ausgemacht angenommen, daß das Bahrdt'sche Werk lediglich in Bezug auf die eben erwähnten symbolischen Bücher müsse untersucht und aus dem dazwischen angestellten Vergleich die ganze Frage erörtert werden.

„Denn was einige öffentliche Lehrer und Schriftsteller gegen das bleibende Ansehen der symbolischen Bücher, und für die unbeschränkte Freiheit willkürlich und ohne Verlust des Reichsfriedens davon abzugehen, vorzubringen pflegen, wird von uns als eine dem obigen Postulat unnachtheilige Privatmeinung angesehen, deren nähere Beleuchtung auch ganz außer unsrer Sphäre liegt. . . .

„So oft in dem Bahrdt'schen Werk von gewissen in allen symbolischen Büchern angenommenen Lehren, zum Beweise von der Gottheit Christi — von dessen Mittleramt — von dessen Veröhnungs- und Genugthuungsgeschäft — von der Persönlichkeit und Gottheit des heiligen Geistes — von dem Falle Adams und dessen nachtheiligen Folgen Meldung geschieht, so werden jene mit dem Wort und dem Geist des Grundtextes übereinstimmende Bibelausdrücke, die man bisher in den drei Religionen als charakteristische Beweisstellen zur Vertheidigung daneben angezogener Glaubenssätze gemeinschaftlich benuzet hat, willkürlich verdrehet, und von dem verjährten Besitze der in ihnen liegenden Beweisraft verdrängt. Hieraus muß nothwendig für die christliche Sache der allerdings beträchtliche Nachtheil entspringen, daß man besonders in dem Falle, wo man die heilige Schrift als die einzige und allein zulängliche Quelle der göttlichen Offenbarungen ansieht, nun keine weitere Waffen mehr habe, womit man die Glaubwürdigkeit und Wahrheit der so von Beweisen entblößten Glaubensgeheimnisse gegen feindliche Anfälle behaupten könne.

„Wenn man nun noch hierzu denkt, daß diese willkürlich und ohne angegebenen zureichenden Grund gewagte Uebersetzungen und Privat-hypothesen in die Bibel, jenes classische und ehrwürdige Handbuch der

Christenheit eingeschaltet, und als eben so viel ausgemachte Wahrheiten den heiligen Schriftstellern in den Mund gelegt werden — daß sie bei einigen Ungelehrten und einer ergetischen Untersuchung unfähigen Christen blinden Beifall finden, bei andern aber Gewissensunruhe und vielfältigen Verdacht erregen können — daß sie endlich im Ganzen betrachtet, reichhaltigen Stoff darbieten, aus dem sich eine Dogmatik für den feinem Arianismus und Socinianismus abziehen lasse — so wird die Furcht eines hieraus entstehenden und die drei christlichen Religionen sammt und sonders treffenden Schadens nur noch mehr gerechtfertigt.“

Ueber die Abweichungen in „minder wesentlichen“ Stücken der Religion, d. h. in solchen, durch welche das Religionsgebäude weder im Ganzen erschüttert noch untergraben werde, drückt sich das Gutachten so aus:

„Beinahe so oft die Rede ist von den Engeln — von den Teufeln — von der Wirksamkeit der gemeinschaftlich angenommenen Sacramente — von der Ewigkeit der Höllestrafen u. c., werden immer Zusätze, Verschraubungen, je zuweilen auch solche Seitensprünge gemacht, welche den diesseits gemeinsamen Lehrbegriff wo nicht gar widerlegen, wenigstens mächtig angreifen.“

„Es würde überflüssig sein, Beweise hierüber anzuführen, indem dies allem Ansehen nach von dem hierinfallig gar nicht rückhältigen Verfasser selbst wird eingeräumt werden, andrerseits auch das ganze Werk vom Anfang bis zum Ende mit redenden Beweisen dieser Art durchwebt ist.“

„Wenn man nun auch gleich zugiebt, daß diese Abweichungen von dem dreifachen Lehr- und Glaubenssystem das innere und wesentliche der Religionsverfassungen nicht umstürzen (wiewohl auch dieses in einer gewissen Rücksicht wenigstens von ferne könnte befürchtet werden), so werden doch hierdurch einige von dem Buchstaben der heiligen Schrift angegebene und in den symbolischen Büchern vertheidigte Lehrsätze auf eine willkührige und manchen Lesern austößige Art abgewiesen, und wird beinebst hierdurch der unglückliche Wink gegeben, wie man durch derlei Verdrehungen auch bis in das innerste Heiligthum der Religion dringen, und die heilige Schrift als dessen schätzbarstes Kleinod nach Belieben plündern und nach Maßgabe seiner Privatmeinungen und Absichten mißhandeln könne. Wir entümen uns auch nicht, je eine Bibelübersetzung gelesen zu haben, wo man sich eine so ungebundene Freiheit in Aufschung des Grundtextes herausgenommen, und unerwiesene Sätze für

gute, gangbare und eigentliche Waare der ursprünglichen Schriftsteller verkauft hätte.“

Das Reichshofrathskonclusum vom 27. März 1779 lautete hierauf: „Fiat Decretum an den in Gräflich Leiningischen Diensten bisher als Superintendent gestandenen Dr. Karl Friedrich Bahrdt. Es werde demselben mit Verwerfung der in Exhibito de praesentato 28. Aprilis anni praeteriti eingebrachten unerheblichen Bertheiligung nunmehr alles einigen Bezug auf die Religion habende Bücherschreiben, Lehren und Predigen ein für allemal bei Vermeidung schärferer Strafe, nicht nur gänzlich untersagt, sondern auch fernerweit ernstgemessenst befohlen, durch eine öffentliche vor der Herausgabe an die Kaiserliche Bücher-Kommission im Reich zur Einsicht einzuschickende Druckschrift, über die in seinen zwei Büchern: die neuesten Offenbarungen Gottes, und die Lehre von der Person und dem Amte unsers Erlösers in Predigten, genannt, enthaltene, den allgemein angenommenen Lehrbegriffen der dreien im Römischen Reiche bestehenden Religionen, in mancherlei Betracht zuwiderlaufende, großes Aufsehen und Aergerniß erweckende, sehr unbestimmte und zweideutige Sätze und Ausdrücke, ein deutliches Bekenntniß von der wahren Gottheit Christi sowohl, als von der heiligen Dreieinigkeit, auch daß er solche in Zweifel zu ziehen niemals gemeinet gewesen, binnen Frist von zwei Monaten um so gewisser abzulegen, als er im widrigen auf Lebenslang außer den Grenzen des Römischen Reichs ohnnachsichtlich verwiesen werden solle.

„Cum hujus notificatione rescribatur dem Grafen Karl Friedrich Wilhelm zu Leiningen-Dachsburg ex officio zu dessen schuldiger Nachachtung: nicht nur den Dr. Bahrdt nunmehr seines bisherigen Lehr- und Predigtamts zu entlassen, sondern auch die in seinem Gebiet bereits vorgefundene oder noch weiter vorfindliche Exemplarien der Bahrdt'schen neuesten Offenbarungen sowohl, als der so betitelten Lehre von der Person und dem Amte unsers Erlösers in Predigten, ohnverweilt an die Kaiserliche Bücher-Kommission im Reich einzusenden, und wie es geschehen, in termino duorum mensium bei Kaiserlicher Majestät allerunterthänigst anzuzeigen.“

Wenn auch der Graf von Leiningen keine Lust gehabt hätte, diesem Befehle Folge zu leisten, wenn er auch nicht selbst ein Paar äußerst delicate Prozesse gehabt hätte, die beim Reichshofrathe anhängig waren und bei denen er sich nicht gern favorem judicis verscherzen wollte, so war er doch ein so machtloser Fürst, mit dem man, wie sich Bahrdt's

Ankläger, der Herr Weibbischof zu Worms, ausdrückte, „nicht viel Umstände machte.“

So blieb unserm Bahrdt nichts weiter übrig, als entweder, da er nicht widerrufen wollte und konnte, das deutsche Reich wirklich zu meiden oder zu einem Reichsfürsten zu flüchten, mit welchem der Reichshofrath etwas mehr Umstände zu machen genöthigt war. Er entschloß sich, nach Halle zu gehen, wo er am 28. Mai 1779 mit Frau und Kindern, aber von allem Besitze entblößt und ohne Aussicht auf eine anständige Subsistenz ankam. Kurz vor seiner Abreise hatte er den Druck des nachstehenden Glaubensbekenntnisses veranstaltet.

III.

Dr. Karl Friedrich Bahrdt's Glaubensbekenntniß,

veranlaßt

durch ein

Kaiserliches Reichshofrathskonclusum

1779.

Allerburchlauchtigster,

Großmächtigster und Unüberwindlicher Kaiser,

auch in Germanien und zu Jerusalem König,

Allergnädigster Kaiser, König und Herr Herr!

Ew. Kaiserl. Majestät haben, aus einer vom Reichsbüchercommissarius von Scheben, wegen meiner Uebersetzung des Neuen Testaments, unter dem Titel: die neuesten Offenbarungen Gottes, geschehenen Auflage, vermittelt eines höchst venerirlichen Reichshofrathskonclusi vom 4. Februar 1778 Sr. Kurfürstl. Durchlaucht zu Pfalz die Einziehung der noch vorfindlichen Exemplarien des gedachten Buchs und dem Büchercommissarius die Einholung theologischer Gutachten von Göttingen und Würzburg anzubefehlen, zugleich aber meine einstweilige Amtsususpension und die Einstellung alles auf Religion Bezug

habenden Lehrens und Bücherschreibens zu verordnen, und hierauf, durch ein zweites Conclufum vom 27. März a. c. mit Verwerfung meiner allerunterthänigsten Bitte um Communication der Klage und Vernehmung meiner weitem Vertheidigung, mich meines Amtes, so mir der mit den Episcopalgerechtfamen versene protestantische Reichsgraf von Leiningen-Dachsburg übertragen hatte, und um dessen Fortsetzung meine Gemeine Ew. Kaiserl. Majestät flehentlich gebeten hatte, gänzlich zu entsetzen, und mir alles Lehren und Bücherschreiben auf immer zu verbieten, anbei aber, sub poena einer gänzlichen Verweisung aus den Gränzen des H. R. Reichs, eine über meine wahren und nach dem Vorgeben meiner Kläger hinter so zweideutige Ausdrücke versteckten Lehrsäge abgefaßte Druckschrift und Bekenntniß der Gottheit Christi und der H. Dreieinigkeit, in termino duorum mensium, mir aufzulegen sich allergnädigst bewogen gesehen.

Wie ich nun beiden höchst venerirlichen Conclufis mich sogleich demüthigst unterworfen, auch mein Amt bereits verlassen, und alles, was mir, meiner Gattin und vier kleinen unerzogenen Kindern bisher Quell des Unterhalts und der Verpflegung gewesen war, sogar mein im Gräflich Leiningischen Schlosse Heidesheim mit einem Aufwande von mehr als 6000 Thlr. errichtetes und von tausend gutdenkenden Menschen gebilligtes Erziehungsinstitut mit dem Rücken angesehen, und ohne alle bestimmte Aussichten, mich in ein ander Land gezogen habe; also eile ich nunmehr auch noch diejenige Erklärung und Bekenntniß meiner Lehrsäge, Ew. Kaiserlichen Majestät zu Füßen zu legen, welche Allerhöchstdieselben von mir zu fordern geruhet haben.

Ew. Kaiserlichen Majestät großer, durchdringender Geist und erhabnes, huldvolles, gerechtigkeitliebendes Herz, beides so allgemein verehrt, läßt mich hoffen, daß Allerhöchstdieselben meine allerwilligste Unterwerfung mit Gnaden und Wohlgefallen vermerken, und meine nachstehende Erklärung nach den Gesetzen der Menschenliebe und der christlichen Duldung aufnehmen und beurtheilen werden.

Ich finde mich aber zu einer so offenerzigen und freimüthigen Erklärung jezo verpflichteteter als jemals. Denn wenn ich in meinen zeitherigen Schriften, besonders in denen, welche das Unglück hatten, meinen Klägern und Richtern zu mißfallen, mich ja zweideutiger und nicht gekug bestimmter Ausdrücke bedient habe, um der Schwachen zu schonen, und nicht, durch übereilte Bekanntmachung meiner Einsichten in Dingen, die nach meiner Ueberzeugung das Wesen der Religion

nichts angehen, den Nutzen und Einbruck zu schwächen, den ich durch einen guten Vortrag der mir wesentlichen Religionswahrheiten stiften zu können glaubte; so ist es gegenheils, bei diesem meinem Bekenntniß, unverlethliche und heilige Pflicht, meine Ueberzeugungen frei und ohne alle Zurückhaltung, offenherzig zu entdecken, und meinen allerhöchsten Richtern die reinste Wahrheit aus dem Innersten meines Herzens vorzulegen, gewiß, daß Ew. Kaiserliche Majestät den ehrlichen Mann, der mit Muth und Entschlossenheit erkannte Wahrheit sagt, mit mehr Gnade anblicken werden, als den Heuchler, der, um des Brods willen, seinem Regenten leugt und mit Verletzung seines Gewissens Menschengunst zu erschleichen sucht.

Ich gestehe also, daß ich schon seit einiger Zeit überzeugt gewesen, es enthalte unser protestantisches Religionsystem Lehrsätze, welche weder in der Schrift noch in der Vernunft einigen Grund haben und die theils der Gottseligkeit schaden, theils, durch ihr der Vernunft Anstößiges, die Quelle des Unglaubens und der Religionsverachtung bei Tausenden sind.

Unter diese Lehrsätze rechne ich: Die — von der Erbsünde — von der Zurechnung der Sünde Adams — von der Nothwendigkeit einer Genugthuung — von der bloß und allein durch den heiligen Geist in dem sich leidend verhaltenden Menschen zu bewirkenden Bekehrung — von der ohne alle Rücksicht auf unsre Besserung und Tugend geschehen sollenden Rechtfertigung des Sünders vor Gott — von der Gottheit Christi und des heiligen Geistes im Athanasianischen Sinn — von der Ewigkeit der Höllestrafen — und einige andre.

Ich habe zwar, wie es von einem Doctore Theolog. Augustanae confessionis ohnehin zu erwarten stehet, gegen diese vorgedachten Lehrsätze — vor dem Volk — (weder im Predigen noch Katechisiren) niemals directe gelehret, sondern sie entweder gar übergangen oder doch so davon gesprochen, daß ihr schädliches davon abgesondert und ihr irriges gemildert worden (davon meine Predigten über die Person und das Amt Jesu ein Beispiel sind): folglich bin ich auch noch nie von den eigentlichen Verpflichtungen eines protestantischen Lehrers abgewichen, sondern habe mit Klugheit- und Vorsicht die Geseze des Staats mit der Gewissensfreiheit zu vereinigen gesucht: — fest überzeugt, daß streitige Religionspunkte nie in den Volksunterricht gehören, und daß folglich auch von solchen kirchliches Lehramt verwaltet werden kann, welche von der Systemreligion in ihren Ueberzeugungen abweichen, dagegen aber

desto eifriger an der reinen Christusreligion halten, und dieselbe gründlich vorzutragen wissen.

Ich muß es also nun schon ferner wagen, bei dieser mir zur Pflicht gemachten öffentlichen Erklärung meiner Privatüberzeugungen freimüthig zu gestehen, daß ich die oberwähnten Lehrsätze, nach meiner geringen Einsicht, für schriftwidrig halte und als die Quelle eines doppelten Uebels ansehe.

Einmal empören sie die gesunde Vernunft, und haben so wenig Beweise für sich, daß es kein Wunder ist, wenn zu allen Zeiten der selbstdenkende und prüfende Theil der Menschen dieselben anstößig fand, und wenn die meisten davon, um jener Lehrsätze willen, welche die auf ihren Possesß trogende Geistlichkeit (die eben nicht immer das Vorurtheil der Gelehrsamkeit, Geistesstärke und der kaltblütigen Prüfungsgabe für sich gehabt hat), der Welt als alleinseligmachende Glaubenswahrheiten aufdringen wollte, die ganze Religion verwarfen. Daher man jene Lehrsätze mit Recht als den Hauptgrund des überall einreisenden Unglaubens ansieht, welcher sich von den Höfen bis in die Hütten des ärmsten Volks ausbreitet, und bald alle Religion in der Welt verdrängen wird, wenn dem Uebel durch keine andern als gewaltsame und freiheitkränkende Mittel gesteuert wird.

Und eben so gewiß scheint es mir, daß die meisten der obgedachten Lehrsätze der Tugend und Gottseligkeit schaden. Denn sobald man die Menschen überredet, daß z. B. a) jeder von Natur und von Mutterleibe an mit allen Neigungen zu allem Bösen behaftet und ein geborner Feind Gottes ist; daß er b) zur Befreiung von diesem Elende und zur Besserung seines Herzens und Lebens nichts wirken könne, sondern lediglich den Beistand des heiligen Geistes dazu ersuchen müsse; daß Gott c) auch auf alle gute Werke des Menschen und auf allen seinen Eifer in der Gottseligkeit nichts rechne, sondern Vergebung der Sünden und ewige Seligkeit ihm schenke, nicht, wegen seiner Besserung und Tugend, sondern wegen eines für unsere Sünde geschehenen Menschenopfers und wegen der an unsrer statt geleisteten Tugend des Geopferten — wenn man sage ich, die Menschen dergleichen überredet; so ist's unmöglich, daß ächte Reue über die Sünde und Abneigung gegen das Laster entstehen kann; so ist's unvermeidlich, daß das Herz gegen die Tugend kalt und gleichgültig werde, und aller Eifer der Gottseligkeit ermatte; und es lehrt's auch leider die Erfahrung genug, daß das heutige Christenthum fast alle Kraft zur Heiligung der Menschen verloren hat, und

daß seine Jüglinge in Absicht auf Tugend und Glückseligkeit oft sehr weit hinter einen auch nur gemeinen Heiden stehen.

Ach, allergnädigster Kaiser, König und Herr! wie blutet mir das Herz, wenn ich denke, wie werth, wie hochgeachtet das Evangelium Jesu Christi unter den aufgeklärtesten Menschen in allen Welttheilen sein könnte, was für Siege es über Unglauben und Laster erringen, wie ganz anders als bisher es auf die Besserung und Heiligung der Menschen wirken, und was für in die Augen fallende Einflüsse auf Moralität und Glückseligkeit dasselbe zeigen würde, wenn es von allem Unrath menschlichen Hypothesen und Meinungen gereinigt und zu seiner ursprünglichen Lauterkeit und Einfalt zurückgeführt würde.

O möchten doch Ew. Kaiserliche Majestät von Gott auserkoren sein, alle diejenigen vor der Wuth der Verfolgung zu schützen, welche Kraft und Muth haben, an diesem großen Anliegen der Menschheit zu arbeiten, den unübersehbaren Wust der Systemreligion zu untersuchen und das reine Gold der göttlichen und seligmachenden Christusreligion wieder herauszufinden.

Möchte unter Allerhöchsterer Regierung der Tag anbrechen, da in dem christlichen Europa alle die für Christen gehalten und in den Rechten des Staats und der Menschheit geschützt werden, welche Jesum Christum verehren und seine Lehren befolgen — ohne gezwungen zu sein, sich Kefisch oder Paulisch oder Papisch oder Calvinisch oder Lutherisch zu nennen und auf Menschenwort zu schwören.

Und möchten doch Allerhöchstdieselben geruhen, mit Langmuth und Schonung auf mich unschuldig Verfolgten vom Thron der Majestät herabzublicken, und nun mein Glaubensbekenntniß in Gnaden von mir anzunehmen.

Was ich glaube und nicht glaube.

1.

„Ich glaube, daß ich und alle Menschen Sünder sind, welche der Gnade und Erbarmung Gottes bedürfen. Daß aber dieses (daß wir Sünder sind) uns angeboren sei und daß alle Menschen mit der Neigung zu allem Bösen auf die Welt kommen, daran zweifle ich. Vielmehr scheinen mir die Menschen an ihrem Verderben selbst Schuld zu haben. Denn ich bemerke in ihnen von Natur so viel herrliche Anlagen zur Tugend, so viel angeborne, edle Gefühle und Neigungen, daß vielleicht nur eine andre Erziehungsmethode und von Tyrannei und Luxus

mehr entfernte Lebensart nöthig wäre, um der Menschheit ihre ursprüngliche Güte wiederzugeben.“

2.

„Ich glaube, daß der Mensch, so wie er alles Gute Gott zu verdanken hat, auch all sein moralisches Gute, was in ihm ist, der Gnade Gottes schuldig sei. Daß aber Gott die Besserung der Menschen selbst wirke und der Mensch nichts thue, als Gott stille halten, ist wider die Schrift, und beruhet dieser Irrthum größtentheils auf dem Wort „Gnade,“ welches die meisten Lehrer der Kirche bisher gemißdeutet haben.“

3.

„Ich glaube, daß uns Gott aus bloßer Gnade unsre Sünden vergiebt und daß unsre Tugend und unser Eifer im Guten, da er selbst im Grunde Wohlthat Gottes und mit so viel Mängeln und Unvollkommenheiten besetzt ist, einer ganzen Ewigkeit voll Lohn und Seligkeit nicht werth sei: daß aber doch unsre Besserung und Tugend auf der einen Seite die Bedingung sei, unter welcher uns Gott Vergebung der Sünde und ewige Seligkeit um Christi willen (d. h. weil er diese Gnadengeschenke allen Tugendhaften durch Jesum Christum verheißt und versiegelt hat) ertheilet, und daß sie auf der andern Seite die natürliche Quelle der höchsten Seligkeit ist, aus welcher dieselbe von selbst erfolgt. Daß aber Gott bloß um eines Menschenopfers willen mir meine Sünden vergebe und um einer fremden Tugend willen die Flecken der Meinigen übersehe; das ist wider meine Vernunft und habe ich auch nie in der heil. Schrift gefunden.“

4.

„Ich glaube, daß Gott den Aposteln seinen Geist gegeben hat; daß aber dieser Geist eine dritte Person in der Gottheit sei, davon bin ich nicht überzeugt: vielmehr finde ich in heiliger Schrift keine andre Bedeutung von dem $\piνευμα αγιον$ als diese beiden: daß es entweder göttlich gewirkte Gaben, Talente und Kräfte anzeigt, oder das nomen Dei selbst, welches diese Gaben mittheilt.“

5.

„Ich glaube, daß Gott in und mit Christo war, und daß wir folglich alle den Sohn zu ehren verbunden sind, wie wir den Vater

ehren; allein wie Gott in Christo war, ob nach Athanasius Vorstellungart (welche ich gerade für die schlechteste halte) oder nach Arius oder nach Sabellius oder eines andern Meinung, das ist für den Zweck der Religion, d. h. für die Besserung und Beruhigung der Menschen, sehr gleichgültig, und sollte nie mit kirchlicher Autorität entschieden, sondern jedem überlassen werden, wie er sich's denken will. Indessen scheint mir so viel aus Vernunft und Schrift bis zur höchsten Evidenz erweislich, daß Christus und der einige Gott Jehova, den er seinen Vater nennt, sehr verschieden sind, und daß wenigstens Christus nicht in dem nämlichen Sinne Gott heiße, in welchem es der einige Gott Jehova heißt; wie er sich denn selbst über diese Benennung Joh. 10 deutlich und ehrlich genug erklärt hat, wenn er denen, die ihm Gotteslästerung vorwarfen, sagt: — Wenn die Schrift alle die Gott nennt, *προς οὗς ὁ λογος θεου εγενετο*, d. h. die göttliche Aufklärungen zu Belehrung der Menschen erhalten haben, wie könnte ich mir über diese Benennung einen Vorwurf machen (*ὅν ὁ πατηρ ἡγιασε*), da mich der Vater so ganz besonders ausgezeichnet hat."

6.

„Daß für Christen der Glaube an Jesum Christum die unausbleibliche Bedingung der Seligkeit sei, ist unleugbar. Allein daß sich diese Verbindlichkeit auch auf die Nichtchristen erstreckt, halte ich für unvernünftig, unmenschlich und schriftwidrig. Und daß dieser Glaube in einer Ergreifung und Zueignung des Verdienstes Christi bestehe, halte ich für eben so falsch. Wenigstens steht im N. T. so wenig von diesem Begriff des Glaubens, daß es mir ein Räthsel ist, wie die Lehrer der Kirche je haben drauf fallen können. Der Glaube an Christum ist Annehmung und Befolgung der Lehre Jesu und festes Vertrauen auf seine mit seinem Tode besiegelten Verheißungen einer künftigen Seligkeit der Tugendhaften.“

7.

„Daß Gott alle Tugendhafte in einem andern Leben höchst selig machen werde, glaube ich; daß er aber eben so geneigt sei, die Bösen in alle Ewigkeit zu martern und dem Teufel zu übergeben, glaube ich nicht. Denn er selbst sagt: ich bin ein eifriger Gott, der über die, so mich hassen, die Sünde der Väter heimsüchet bis in's dritte und vierte Glied, aber denen so mich lieben und meine Gebote halten, denen thue

ich wohl bis ins tausende Glied. Daraus schliesse ich gegen die, welche Gott gern eben so strafgerig als gütig machen möchten; wie sich verhält 4 gegen 1000, so verhält sich Gottes Neigung zu strafen, gegen seine Neigung zu belohnen."

8.

„Daß es Engel und Teufel giebt, mag wahr sein: daß sie aber das sind, wofür das Kirchensystem sie ausgiebt — daß sie leiblich die Menschen besitzen, daß sie sich als Gespenster zeigen, daß sie in die Seelen der Menschen wirken, und böse Gedanken und Vorsätze hervorbringen können, dazu habe ich nie einen hinreichenden Grund gefunden es zu glauben."

9.

„Daß die göttlichen Schriften neuen Testaments göttliche Belehungen der Menschen zur Glückseligkeit enthalten, denen wir alles Vertrauen und allen Gehorsam schuldig sind; davon bin ich gewiß; daß aber Gott alle in diesen Schriften enthaltene Worte eingegeben habe, davon habe ich noch nie einen befriedigenden Beweis gelesen."

10.

„Daß alle Christen die Religionslehren der Schrift, welche ohne Kunstausslegung darinnen zu finden sind, zu glauben und zu befolgen verbunden sind, ist gewiß, daß aber der Kirche (darunter ich mir doch eigentlich nichts als den großen Haufen [plurima vota] der Geistlichkeit denke, die, wie schon oben gesagt worden, zu keiner Zeit das Vorurtheil der tiefen Einsicht, Gelehrsamkeit und unparteiischen Prüfungsgabe gehabt hat), das Recht zusuche, mir aus den Sätzen der Schrift künstlich gefolgerte Lehren und Begriffe aufzudringen, das glaube ich nicht. Wenigstens wäre dies ganz wider alle Grundsätze des Protestantismus, welcher im Deutschen Reich mit dem Katholicismus gleiche Herrschaft und Rechte behauptet. Denn nach diesen Grundsätzen bin ich in Absicht auf meinen Glauben an keines Menschen Ansehen gebunden, sondern habe das Recht, alles zu prüfen, und nur das zu behalten, wovon ich mich aus Gottes Wort überzeugt fühle. Und dieses Recht erstreckt sich bei protestantischen Lehrern noch weiter als bei gemeinen Protestanten. Denn als solcher bin ich ein Theil der repräsentirenden Kirche, und bin daher nicht nur verpflichtet, die Lehrsätze meiner Kirche zu prüfen, sondern auch das Resultat meiner Prüfung, wenn es von Wichtigkeit ist, meinen

Glaubensbrüdern vorzulegen, wie ich bisher in einigen meiner Schriften gethan habe, auch fernerhin thun werde, und in diesem meinem öffentlichen Bekenntniß jetzt zum erstenmale vor dem allerhöchsten Richterstuhle thun zu können, gewürdiget werde.“

Ev. Kaiserl. Majestät gestatten mir allergnädigst, nun dieser meiner Erklärung und Bekenntniß nur dieses einzige noch hinzuzufügen, was in der That der allergrößten Aufmerksamkeit werth ist: daß es mir höchst wahrscheinlich ist, es sei dies zugleich das Bekenntniß eines sehr großen und ansehnlichen Theils der deutschen Nation.

Tausend und aber Tausend denken so wie ich; nur daß sie keine Gelegenheit oder Verbindlichkeit oder auch nicht genug Freimüthigkeit haben mögen, es laut zu sagen.

Tausend und aber Tausend wünschen, sehnen sich mit mir nach Reform, nach Freiheit — weil sie sehen, daß diese Freiheit das sichere und entscheidende Mittel sein werde, den Sieg der Religion Jesu allgemein zu machen, allen Unglauben zu beschämen, und in Kurzem eine allgemeine Verbrüderung aller Religionsparteien zu stiften.

Tausend und aber Tausende flehen mit mir um die Rechte der Menschheit und des Gewissens, und stimmen in meine allerunterthänigste Bitte, daß Ev. Kaiserl. Majestät mit Zuziehung der Stände des Reichs, ein Mittel ausfindig machen möchten, wodurch die beiden Stützen der öffentlichen Glückseligkeit — Gewissensfreiheit und Kirchenfriede — vereinigt und in ewiger Verbindung erhalten werden könnten.

Ich ersterbe in allertiefster Submission

Ev. Kaiserl. Majestät

allerunterthänigster Knecht

Dr. Carl Friedrich Bahrdt.

Auf die Angriffe, welche dies Glaubensbekenntniß hervorrief, antwortete Bahrdt, in der Schrift:

Eine Erklärung an das Publicum

über das Bahrdtische Glaubensbekenntniß

von ihm selbst.

Berlin bei August Mylius 1780.

Hier heißt es: „Ich bezeuge, daß ich mich durch mein Glaubensbekenntniß keineswegs von der lutherischen Kirche habe lossagen wollen. Denn

a) erstlich, hört Niemand auf, ein Glied der Kirche zu sein, der, im Stillen, den oder jenen Lehrsatz der Kirche sich anders vorstellt, als der große Haufe. Sonst müßten gar viele Lutheraner, Reformirte und Katholiken aufhören, das zu sein, was sie sind. Denn der innere Glaube wird durch die äußere Gesellschaft, zu der man sich hält, nicht bestimmt. Jeder selbstdenkende Christ hat seine Religion für sich, das heißt, er folgt innerlich seiner Ueberzeugung und äußerlich hält er sich, — weil er zu einer sich halten muß — zu einer Kirche, welche ihm vergleichungsweise die Beste dünkt oder — gewöhnlichermaßen zu der, in welcher er geboren ist. Und da die innere Religion zu den Rechten der Menschheit gehört, so ist leicht begreiflich, daß darüber weder Fürst noch Consistorium zu gebieten hat. Die Obrigkeit wacht nur über das Äußerliche, so fern die Kirche eine Gesellschaft ist. Und ob einer zu einer Kirche gehöre, und, zu welcher er gehöre, das kann nicht nach den Meinungen und innerlichen Vorstellungen der Seele, sondern nach den äußerlichen Handlungen beurtheilt werden. Wer sich also äußerlich zur lutherischen Kirche hält, ihre Gottesdienste besucht, ihre Sacramente gebraucht &c. der ist ein Lutheraner, er mag innerlich glauben, was er will. — Und das habe ich bisher gethan. — Ueber die äußere Religion mögen Menschen richten, über die innere kann nur Gott Richter sein. — Und man sage hier nicht etwa, daß durch mein Bekenntniß meine Religion aufhöre, eine bloß innerliche zu sein, und daß sie folglich dadurch, daß ich meine Meinungen laut gesagt habe, ein Object der weltlichen Obrigkeit werde. Denn dieser Einwurf fällt augenblicklich in sein Nichts, wenn man erstlich überlegt: daß Privatmeinungen, die auf höchsten Befehl laut gesagt werden, dadurch nicht aufhören, Privatmeinungen zu sein — zweitens: daß auch derjenige, der einzelne Vorstellungsarten seiner Kirche bezweifelt, auch wenn er seine Zweifel laut sagt, deswegen noch nicht aufhört, Glied seiner Kirche zu sein. Denn es kommt ja darauf an, wie er es sagt. Wenn ich z. B. über das Gesetzbuch meines Königs meine Meinung sagte, und ein oder anderes Gesetz, in einem gewissen vorausgesetzten Sinne, in Ansicht auf seine Güte oder Nutzen bezweifelte, würde ich dadurch ein Rebell werden? Und wenn ich sogar in einer Druckschrift, über einzelne Gesetze Bedenklichkeiten äußerte, und dem Landesherrn einige gründliche Verbesserungen ehrerbietig vorlegte: würde ich dadurch aufhören, ein Unterthan meines Regenten zu sein? Würde man mir um deswillen Schuld geben, daß ich mich vom Staate losgesagt hätte? Oder würde mein wahrheitsliebender König nicht

vielmehr diese Vorschläge prüfen lassen, und mich, wenn sie gründlich und dem Lande heilsam wären, dafür belohnen? Also — kann ich ja hundert Religionszweifel haben, auch diese Zweifel, und meine vermeintlich bessere Vorstellungsarten laut anzeigen, — so lange ich Gottes Wort und die Sacramente meiner Kirche behalte, und mich nicht selbst öffentlich, — mit declarirter Resistenz gegen alle Belehrung, — von ihr losfage, so lange bleibe ich Mitglied meiner Kirche. Und so berufe ich mich nun

b) auch auf den Augenschein — in meinem Glaubensbekenntniß selbst, welcher jeden, der nur sieht was er sieht, nicht, was er sehen will, zu dem Geständniß nöthigen wird, daß nicht eine Spur von jener Losfagung darinnen zu finden sei — und — wem damit noch nicht genüget, den erinnre ich

c) an eine unzählbare Menge von Beispielen und Vorgängern, welche lange vor mir, ihre Privatmeinungen über einzelne Vorstellungsarten des Kirchensystems laut genug gesagt haben, ohne deswegen für Abtrünnige erklärt worden zu sein.

„Ich bezeuge endlich, daß es mir nie in den Sinn gekommen ist, eine eigne Secte zu stiften. — Ich halte ein solches Vorhaben, bei jetziger Verfassung des deutschen Reichs an sich selbst für eben so abgeschmackt als unmöglich. Hiernächst darf ich mich wohl rühmen, so viel Menschenkenntniß zu besitzen, um einzusehen, daß, gesetzt auch ich hielte meine Privatmeinungen für die alleinige absolute Wahrheit, dennoch für diese vermeinte Wahrheit mit einer neuen Secte nichts ausgerichtet sein würde: weil — so lange Menschen Menschen sein, wenigstens so lange unter den Menschen der eigene Gebrauch ihrer Seelenkräfte fortbauern wird — auch Verschiedenheit des Glaubens, der Ueberzeugung, und der Vorstellungsarten in der Religion fortbauern werden. Wozu sollte ich mir also eine neue Secte wünschen? — Nein, wahrhaftig, ich freue mich mit dankbarem Herzen jedes Schimmers von Licht, dessen mich Gott in meiner Erkenntniß gewürdigt hat, und lebe meines Glaubens so, daß ich dabei das ganze Glück einer beruhigten Ueberzeugung schmecke: aber ich bin so fern von aller Proselytenmacherei, daß ich vielmehr wünsche, es möchten alle speculativen Gegenstände des Glaubens allen Menschen zu eigener Forschung frei gegeben, und gar Niemanden eine bestimmte Vorstellungsart jener streitigen Lehrsätze mehr aufgedrungen werden.“

Ein trübseliger Zustand war es, in dem Dr. Bahrdt in Halle einzog, einzig angeleckt durch den Gedanken, daß in den Staaten des Großen Friedrich die Verfolgungen von Kegerhassern ihm nichts weiter würden anhaben können. Ein einziger Koffer enthielt seine und der Seinigen Habseligkeiten.

Dabei fand er in Halle kein Herz, das an seinem Schicksal Antheil genommen oder ihm einen guten Rath gegeben hätte. Johann Salomo Semler, dieser Matador der theologischen Facultät in Halle, welcher seiner kritischen Forschungen wegen selber eine Zeitlang das Ziel orthodoxer Verfolgungssucht gewesen ist, erklärte sich von vornherein gegen Bahrdt: sei es, daß ihn seine Stellung als Professor gegen die ihm zu weit gehende Aufklärung Bahrdt's Angst einflöpte, sei es, daß ihm, dem berühmten Kritiker, der Weitergehende fatal war, sei es auch, daß er durch die Gegenwart des Dr. Bahrdt eine Verminderung des bisher gewohnten Applauses fürchtete. Bahrdt machte einen Besuch bei ihm und bei den andern Hallischen Theologen, Freylingshausen, Knapp und Kösselt, doch kein einziger von ihnen erwiderte den Besuch. Johann August Eberhard, Professor der Philosophie, Verfasser der „Neuen Apologie des Socrates,“ war der einzige Mann, der den weiland Superintendenten durch ein leichtes, mit französischem Ton angebrachtes: „Bon jour, mein lieber Herr Doctor, wie geht's Ihnen“ manchmal in seiner Wohnung beehrte. Bahrdt sah bald, daß, wenn es auf die Theologen ankam, das Gouvernement ihn zwar toleriren sollte, daß die Theologen aber nun auch von ihm erwarteten, er werde diese Duldung durch eine retirirte Haltung zu würdigen wissen.

Der Hallenser Philister handelte auch ganz im Sinne der Ehren-Theologen. Wenn Bahrdt auf der Gasse ging, wichen ihm die Leute aus. War er vorbei, dann sah man sich um und zeigte mit Fingern auf ihn, man lief ans Fenster und sah ihm nach. Außer Eberhard war der Barbier der Einzige, den Bahrdt zu sprechen bekam.

Bahrdt beschloß, sich durch Schriftstellerei zu ernähren. Er bearbeitete das alte Testament im Auszuge und in der Art, daß er die Gesänge der Propheten sogleich in die Geschichte verarbeitete, auch mehrere alttestamentliche Gesänge, die ihm gemeinnützig oder besonders schön vorkamen unter eigene Rubriken sonderte. Dieses Buch, 60 Bogen stark, erschien Ostern 1780 bei Mylius in Berlin unter dem Titel „die kleine Bibel.“

In demselben Jahre erschien seine „Apologie der Vernunft, durch

Gründe der Schrift unterstützt, in Bezug auf die christliche Versöhnungslehre, Herr Dr. Seiler zugeeignet" (Basel). In dieser Schrift zeigte Bahrdt, philosophisch und exegetisch, das Unstatthafte aller der Beweise, durch welche die Theologen und insonderheit der Erlanger Professor Georg Friedrich Seiler die Versöhnungslehre zu unterstützen pflegten. Dabei entwickelte er alle Widerlegungsgründe der Vernunft und zeigte zugleich, mit was für unzählbaren Schnitzern gegen Logik und gemeinen Sinn Seiler diese Vernunftsteinwendungen zu lösen versucht. Und endlich zeigte er durch Induction, daß die heilige Schrift in keiner einzigen Stelle die Versöhnungslehre vortrage, sondern daß überall die moralische Ausbesserung der Menschheit als Zweck des Lebens und Todes Jesu angezeigt werde.

Das Preußische Gouvernement hatte anfänglich mit Bahrdt die besten Absichten gehabt. Der Staatsminister v. Zedlitz hatte daran gedacht, Bahrdten in den Königlich Preussischen Staaten auf eine anständige Art zu versorgen und seine Talente dem Lande nutzbar zu machen. Gleich nach Bahrdt's Ankunft in Halle hatte dieser Minister im Tone des unverstellten Menschenfreundes an ihn geschrieben: „Seien Sie uns willkommen, mein lieber Herr Dr. Bahrdt, in den preussischen Staaten. Genießen Sie nun nach so viel überstandenen Leiden und Gefahren der Ruhe. Sie können versichert sein, daß ich ic.“ Es hieß, der Minister wolle Bahrdten eine ehrenvolle und gute Versorgung im Lehrfache geben. Aber die Hallische Facultät, Ehrn-Semler an der Spitze, that Alles, um die Absicht des Ministers zu Nichte zu machen.

Herr Semler glaubte, wie er in seiner Autobiographie erklärt, als ein alter Professor zu Veränderungen der öffentlichen Religionslehre, wie sie in Bahrdt's „Glaubensbekenntniß“ ausgesprochen waren, ohne Nachtheil seiner selbst und der Königlichlichen Universität unmöglich schweigen zu können. Er schrieb daher eine „Antwort auf das Bahrdt'sche Glaubensbekenntniß.“ (Berlin 1780.)

Hiermit nicht zufrieden, wußte er die Hallische theologische Facultät zu bewegen, daß sie bei dem Minister v. Zedlitz gegen Bahrdtens Anstellung remonstrirte. Die Facultät sandte in der Bahrdt'schen Sache zwei Berichte nach Berlin.

„Unser Beruf,“ heißt es in dem zweiten Bericht (der erste war fast ganz mit Dingen über Bahrdt's Character angefüllt, welche die ehrenwerthen Herrn vom Hörensagen hatten und nicht beweisen konnten) „unser Beruf bringt es mit sich, nicht nur die Verbreitung unmittelbar

irreligiöser Grundsätze zu verhüten, sondern auch über die Lehren zu halten, welche in der heiligen Schrift, und nach ihr in der Augsburgerischen Confession begriffen sind.

„Wenn wir demnach an Ew. Hochfr. Erc. uns neuerlich wendeten, um vorzubauen, daß Dr. Bahrdt auf unsrer Universität am wenigsten als Docent zugelassen werden möchte, so handelten wir als rechtschaffene Männer, denen ihre Pflicht, Gewissen und Eid theuer ist. Wir kannten über dieses auch mehrere in seinen Schriften und Handlungen gegebene notorische Merkmale des Leichtsinnes, daß wir also seinen hiesigen Aufenthalt und erhaltene Erlaubniß, öffentlich lehren zu dürfen, für das Beste der Universität nicht gleichgiltig halten konnten; indem, wenn ihm gleich theologische Vorlesungen zu halten nicht verstatet worden, er doch Gelegenheit genug bekommen mußte, nach seiner bekannten Wirksamkeit den uns anvertrauten Studiosis seine Meinungen und gehässigen Begriffe von öffentlichen Lehren der evangelischen Kirche durch Vortrag oder Umgang beizubringen. Wir finden daher auch noch keine Ursache, uns unsrer pflichtmäßigen und bescheidenen Vorstellung zu schämen, und verdienen daher um so weniger die Vorwürfe eines teuflischen Verfolgungsgeistes, oder solcher im Finstern ausgedachten und zum Theil ausgeführten Projecte, wodurch dem Dr. Bahrdt Freiheit, Leben und Verdienst entzogen werden sollte, oder einer Mißgunst, die ihm alle Mittel entziehen wolle, die Jugend in gemeinnützigen Dingen zu unterrichten.“

Der Minister sah sich von den Theologen so bestürmt und mit fortbauenden Unruhen so bedroht, daß seine anfängliche Wärme erkalten und er sich damit begnügen mußte, Bahrden in Halle zu behaupten und ihm das Recht zu ertheilen, als Privatdocent Philosophie und Humaniora zu lesen.

Nun trug Bahrdt Rhetorik im Auditorium des Magister Mangelsdorf vor. Der Zulauf der Studenten war so groß, daß nicht nur das parterre liegende Auditorium, sondern auch der Hof gepfropft voll war. Die Studenten schleppten eine alte Waschrolle, die unter der Einfahrt stand, herbei, öffneten die Fenster und standen so an den Fenstern bis oben hinauf. Der Hauswirth beklagte sich, daß ihm Waschrolle und Fenster verdorben würden. Und um nur die Hospitanten zu vertreiben und sie zugleich zu entschädigen, versprach Bahrdt, wöchentlich eine Stunde auf der Wage unentgeltliche Vorlesungen über die Theorie der Declamation zu halten.

Er hielt Wort, und nun kam die ganze Universität; in der ersten Stunde waren über 900 Studenten versammelt, das sämtliche Bedel- len-Personal war aufgestellt. Bahrdr behielt, trotzdem daß er die Vor- lesungen auf eine ungünstige Stunde verlegte, bis an's Ende über 500 Zuhörer beisammen. —

Außer einer neuen Bearbeitung der neuesten Offenbarungen Got- tes, die Bahrdr bei Mylius unter dem Titel „das neue Testament oder die neuesten Belehrungen Gottes durch Jesum und seine Apostel, mit Anmerkungen für Ungelehrte“ herausgab, veranstaltete Bahrdr nunmehr auch eine Wochenschrift „Briefe über die Bibel im Volkston,“ deren erste sechs Quartale in Halle gedruckt wurden, deren Fortsetzung dann Mylius in Verlag nahm unter dem Titel: „Ausführung des Plans und Zweckes Jesu in Briefen an Wahrheitsuchende Leser.“ — Welches war die Tendenz dieses Werkes?

Als Bahrdr nach Halle kam, war von alter Dogmatik in seiner Seele nichts mehr übrig, als noch eine dunkle Vorstellung von der Gött- lichkeit der heiligen Schrift. Die positiven Lehrsätze des Systems hatte seine Vernunft gänzlich vertrieben, daran allein hing er noch, daß beson- ders die Lehre Jesu von einer übernatürlichen Offenbarung abstammen müsse. Daß sich Gott für das Christenthum und dessen Bekannt- machung und Einführung auf eine ungewöhnliche und gewissermaßen unmittelbare Art verwandt haben müsse, schien ihm noch unleugbar zu sein. Es war ihm, als wenn er das Christenthum nicht aus einer natürlichen Quelle herleiten und einer gewöhnlichen Concurrenz der Vorsehung zuschreiben könnte. Bahrdr war überhaupt in der Historie der Religion noch ganz zurück und hatte vornehmlich über biblische Ge- schichte noch gar nicht philosophisch nachgedacht.

Den Hauptstoß in Bezug auf seinen Offenbarungsglauben brachte ihm Eberhard bei. Wenn Bahrdr diesen Philosophen besuchte, so ge- rieth er mit demselben manchmal in speculative Gespräche und unter an- dern kam einst die Rede auf Socrates, von welchem Eberhard mit einem so außerordentlichen Enthusiasmus sprach, daß es Bahrdrten eine Art von Ehrgeiz wurde, sich gegen die allzugroßen Lobsprüche dieses Man- nes aufzulehnen. Er behauptete, daß denn doch des Socrates mora- lische Weisheit mit dem Lehrgebäude des Christenthums nicht zu ver- gleichen sei. Und Eberhard überführte ihn, daß Christus keinen wesent- lichen Lehrsatz vorgetragen habe, den Socrates nicht ebenfalls gelehrt hätte.

Die nun erwachsende Ueberzeugung, daß das Lehrgebäude der christlichen Moral auch ohne Offenbarung von Christus aufgestellt werden könnte, brachte die letzte Entfesselung hervor, die Bahrdt in seinem Leben feierte. Bahrdt sah eine neue Laufbahn vor sich, von der er freudig gewiß war, daß die Vorsehung dieselbe durch seine vorhergegangenen Schicksale erzielt habe. In der Vorrede zu seiner dritten Ausgabe der Uebersetzung des N. T. verwarf er alle seine vorigen Schriften bis auf sein Glaubensbekenntniß, feierlich vor dem Publikum erklärend, daß er nur die auf jenes Glaubensbekenntniß erfolgten und erfolgenden Schriften für seine echten Schriften erkenne, welche seine wahren und gereiften Ueberzeugungen darstellten.

Er sah die Offenbarung jetzt als eine gewöhnliche und natürliche Veranstaltung der göttlichen Vorsehung an. Er betrachtete Mosen, Jesum, wie den Confuzius, Luthern, Semlern und sich selbst als Werkzeuge der Vorsicht, durch welche diese auf die Menschheit Gutes wirkt nach ihrem Wohlgefallen. Er war überzeugt, daß alle diese und ähnliche Männer lediglich aus der Quelle der Vernunft geschöpft hatten. Und die äußerlichen Umstände, unter welchen sie gelebt und gehandelt hatten und durch welche sie auf ihre Vernunftkenntnisse und deren Ausbreitungsart waren geleitet worden, sah er als die Mittel an, deren sich die Vorsehung bedient hatte, ihnen diese Kenntnisse beizubringen und sie zu diesen Handlungsweisen gleichsam zu nöthigen.

Es war Bahrden immer unwiderstehlicher Trieb, seine Wahrheit, wie das nährnde Brod, mitzutheilen und sie durch Mittheilung sich selber genießbarer zu machen. So fiel es ihm ein, nach neu gefundener Wahrheit das Wochenblatt über die Bibel zu schreiben. Der Briefston schien ihm der bequemste: er wollte das Neue Testament der Reihe nach durchnehmen und mit Hilfe der Logik und Exegese etwas Vernünftiges bei jeder Stelle denken und seine Leser denken lehren.

So räsonnirte er denn über die ersten Kapitel Matthäi, mit der Voraussetzung, daß alles Wunderbare und Uebernatürliche bloß Kolorit der Erzählung sei, welches von den Resten des jüdischen Aberglaubens der Erzählenden herkomme. Er bemühte sich, mögliche Erklärungsarten zu finden, bei denen die Geschichte an sich selbst Wahrheit behalten konnte und das Wunderbare sich wegschaffen ließe.

Der griechische Mythos von der Geburt des Plato fiel ihm ein, wie dem Vater Plato's ein Dämon erscheint, der ihn auf die Geburt des Kindes aufmerksam macht, wie die Eltern nach der Geburt auf dem

Berge Hymettus opfern und in dem Munde des Kindes die Bienen einen Honigstock anlegen, wie endlich die Tradition hinzusetzt, das sei geschehen, auf das erfüllt würde, was Homer sang: aus seinem Munde floß die Rede lieblicher denn Honig. Bahrdt zeigte nun, wie möglich es sei, daß auch von Christo, aus Enthusiasmus für diesen erhabensten Lehrer der Menschheit, dergleichen Umstände seiner Ankunft und seines übermenschlichen Ursprunges erdichtet worden wären.

Jesus Christus nämlich blieb Bahrden der Größte und Verehrungswürdigste der Sterblichen. Hatte er ihn in seiner orthodoxen Epoche als Gott angebetet, so verehrte er ihn nun weit inniger und herzlicher als den Wohlthäter der Menschheit und als das Muster der Weisheit und Tugend. Fortan stellte er in seiner Schrift Jesum als einen Mann dar, welcher als das wohlthätigste Werkzeug der Providenz sich nur für die Aufklärung und Befeligung der Menschheit aufgeopfert hatte.

In Hinblick auf die Mysterien der Alten führte Bahrdt ferner die Hypothese durch, daß Christus den Plan gehabt habe, durch Stiftung einer geheimen Gesellschaft die von Priestern und Baalspfaffen verdrängte Wahrheit unter der Menschheit zu erhalten und fortzupflanzen.

Ein Werk mit solcher Tendenz mußte viel Aufsehen machen in der Welt; die Prediger intonirten auf den Kanzeln dagegen; der Pastor Jünken in Halle warnte seine Gemeinde vor dieser verführerischen Schrift. Der Pastor Nahlen in Altona, welcher subscribirt hatte, schickte dem Verleger die ersten Bogen zurück und verbat sich die Fortsetzung: er wolle sich nicht noch in seinen alten Tagen in seinem Glauben irre machen lassen.

Neben seinen ernsten Arbeiten verfaßte Bahrdt eine Schrift, die einen ungeheuern Lärm erregte, seinen „Kirchen- und Regier-Almanach,“ der bei Frommann in Züllichau erschien.

IV.

Kirchen- und Reyer-Almanach

aufs Jahr 1781.

Härestoppel

Im Verlag der Ecclesia pressa.

Die Einrichtung dieses Kalenders ist folgende. Fast zu jedem Tage des Jahres ist ein Theologe als Heiliger gesetzt, und daneben eine Witterungsanzeige, die meistens eine höchst schlagende Characteristik des „Heiligen“ enthält, z. B.

3. Jan.	Mittwoch	Diez	Höchste Kälte, daß alle Säfte, vornehmlich das Hirnmark erfrieren.
30. Jan.	Dienstag	Heusinger	Nächte, wo sich gut schlafen läßt.
5. April	Donnerstag	Herder	Gut auf Stelzen gehen.
1. Mai	Dienstag	Lessing	Die Sonne blendet.
8. Mai	Dienstag	Nicolai	Reinigende Luft.
3. Juli	Dienstag	Göb	Schwüle Luft und Donnerwetter.
4. Sept.	Dienstag	Lilienthal	Groß Wasser.
30. Nov.	Freitag	Fiedler	Dreckigt.

Während in den Mai lauter helldenkende Männer gebracht sind und eine günstige Witterung angesagt ist, bringt der December dagegen zu allen seinen Kalenderheiligen die Wetterbemerkung: „In diesem ganzen Monat ist die Witterung sehr bequem zum Schlafen und verdauen; viel Nacht und wenig Tag.“

Auf den Kalender mit seinen kurzen Characteristiken folgt eine ausgeführtere Darstellung der Kalenderheiligen. Wir heben nur die Besprechung dreier Männer daraus hervor.

Johann Christoph Lucas.

Wir kennen diesen Mann nicht weiter als aus der Leipziger politischen Zeitung, wo wir zu wiederholtenmalen folgenden Aufsatz von ihm gelesen haben. „In der Rittersstraße in Schäfers Hause ist beim Autor

selbst zu haben, 1) D. Karl Friedrich Bahrds Glaubensbekenntniß methodico beantwortet, 2) Desselben neue Erklärung an das Publikum über sein Glaubensbef. bestrafend widerlegt, 3) Jesus Christus der gläubigen Seele ein und alles, um welches zürnet und eifert der Glaubensstochter brünstige Liebe: welches bestätigt und beweiset die methodische Antwort auf das B. G. B. als auch D. J. F. Tellers wohlverdienter Theil, welchen er hier bekommt, von J. C. Lukas. — Alle drei Stück aber zusammen, sollen nicht um 12 Gr. wie vorher, sondern beim billigen Autor um einen sehr billigen Preis, um 6 Gr. verkauft werden.“ Dadurch wurden wir neugierig, den Mann näher kennen zu lernen, und wagten 3 Gr. Briesporto an ihn. Aber unser Correspondent konnte uns zwar obgedachte Schriften schicken, aber uns nicht berichten, ob der Mann ein Schneider oder Schuster sei. Nur das meldete er, daß er sich zur Gemeine der Stillen im Lande halte, und — ein Narr sei. Und das fanden wir denn auch in seinen Schriften, die wir als ein Mittel, durch Erschütterung des Zwergfelles, die Verdauung zu befördern, männiglichem empfehlen und anpreisen. —

„Kein Socianer, hebt er an S. 5 kein Arianer hat es jemals so arg und lächerlich gemacht, wie Bahrds thut! ja man kann mit Grund der Wahrheit sagen, daß dieser Erzbösewicht von jenen drei unreinen Geistern (eingesfleischten Teufeln) ist, welche Fröschen gleichen, Offenb. 16, 13, 14. ja wohl gar selbst ein actueller derselben ist.“ — „Der heillose Bube will die zweite und dritte Person der Gottheit abgeschafft wissen“ S. 14. — „Dieser verfluchte Mensch giebt Christum und den h. Geist alle Sünden und Laster schuld“ S. 21. (Und nun noch der Beschluß der methodischen Antwort.)

„Siehe Bahrds, wirst du dein vom Drachen dir aufgetragenes Apostelamt muthig und treulich verwalten, so kannst du gewiß versichert sein, daß dein und deiner Glaubensbrüder und Schwestern Lohn mit euren Prinzipalen zugleich groß sein wird, jedoch nur im Feuer- und Schwefelsee — da hat alles Quarren und Quaken ein Ende! Dreieiniger Gott, Vater Sohn und h. Geist, dich bete ich an in dreien Personen — und sage und schreibe dir zu Benedeiung — Hallelujah! Amen.“ In der zweiten Schrift, welche in eben diesem Tone geschrieben ist, werden die Herrn Jerusalem, Teller, Büsching, Semler, zugleich mit aufgeführt, und als Höllenbuben und Teufelsbraten vorgestellt, zuletzt auch Sr. Majestät dem König von Preußen Gottes Strafgericht ange-

kündigt, daß er solchen bösen Buben Schutz gebe, mit der Versicherung, daß auch ihn noch wohl ein Mächtigerer stürzen, und seinen Fall bewirken könne, wenn er sich nicht bessere. —

Johann Georg Herder.

Ist ein Kraftgenie. Und man weiß ja, wie diese Herren sind. Sie rennen überall den Leuten wider die Stirn, schlagen links und rechts um sich, sehen alles was ihnen in den Weg kommt, für unsers Herrgotts Hornvieh an, und denken sich immer als die Einzigen vernünftigen Geschöpfe, die unter dem Monde leben. — Herr Herbern war schon die Welt zu enge, da er noch Rector in Riga war. Er legte sein Amt nieder, und ging aus, sich eine höhere Bahn zu suchen. Seine Fragmente waren das erste, was das deutsche Publikum aufmerksam auf ihn machte. Und schon da zeigte er, daß es ihm nicht genüge, selbst groß zu sein, sondern daß er auch das Gebäude seiner Größe schlechterdings auf den Trümmern fremder Ehre errichten wolle. Im Jahre 1774 entdeckte er sich vollends ganz: da er in seiner ältesten Urkunde und denen darauf erfolgten funfzehn Provinzialblättern alle seine Vorgänger in der Christauslegung, namentlich einen Grotius, (den er als Buben und Schurken behandelt) desgleichen Herrn Michaelis, Spalding, und mit ihnen fast alle neuere Theologen, denen die Welt ihr bischen Aufklärung in der Religion zu verdanken hat, als Grünköpfe aufstellte und sich vor denjenigen ausgab, der allein die Ehre des Heiligthums retten, und Gesichtspunkt, Sinn und Deutung der alten Religionsurkunden aufzufinden — vom Himmel gesandt sei. Dieser Geist herrscht auch in den Liedern der Liebe (wo die Tellersche Psalmprobe verächtliche Seitenblicke bekommt,) und im Maranatha. Ueberall Eigendünkel und Alleinweisheit. Und doch im Grunde — in allen diesen herderischen Schriften nichts als Hypothesen — die er mit der ganzen Macht einer lebhaften Imagination zusammenzureihen, und denen er vermittelst des eigenen Klingklangs seines hyperbolischen Styls ein so grolles Colorit zu geben weiß, daß der große Haufe sie anstaunt, Maul und Nasen aufsperrt, gafft, bewundert, sich die Stirne reibt, die Augen auswischt, um was zu sehen und — nichts sieht — weiß nichts ist — indes daß der Weise die Achseln zuckt, und die geäfften Zuschauer bedauert. Das abgeschmackteste unter allen ist ohnstreitig seine erklärte Offenbarung Johan-

nis unter dem Titel Maranatha, wo noch dazu die Hauptsache (daß das Buch eine poetische Verkündigung — von der Zerstörung des Judenthums ist) mit sammt den Beweisen aus dem Josephus nicht, wie H. S. vorgiebt, seine Erfindung ist, sondern längst aus den Wahrheitschen neuesten Offenbarungen jedermann bekannt sein müßte. Wenn wir unser Urtheil von Herdern kurz sagen sollen, so würden wir ihn den Pendant von Lavatern nennen. Eine rasche, feurige, lebhaft, kühne Imagination, die alles umfaßt, alles durchschaut, — alles im hohen Sonnenglanze steht — folglich immer mehr sieht, als die andern Sterblichen mit dem gemeinen Auge entdecken, — folglich alles kolossalisch findet, und kolossalisch denkt, und kolossalisch nachmahlt. Das einzige unterscheidet ihn von Lavatern, daß er die Gegenstände, die ihm seine Imagination zeigt, mit etwas scharfem Blick beobachtet — daher er weniger Schwärmer ist: d. zu auch wohl das flüchtigere Blut das meiste beitragen mag. Uebrigens ist er ein kaum mittelmäßiger Philosoph und in der Sprachkunde, vornämlich im Hebräischen, nahe an der Sphäre der Unwissenden — welches wir ihm auf sein gebührendes Nachsuchen ad oculum zu demonstrieren erbötig sind.

Johann Wolfgang Goethe.

Er geht, auch in der Theologie — wie die Genies alle, seinen eigenen Weg — ist zu klug, um die Religion der Göthen und Sellen zu verfechten, und zu stolz, um sich an die Reformatoren anzuschließen. Daher hat er mit Herdern und einigen andern eine eigene Mittelbahn betreten, hat rechts und links Orthodoxen und Ketzern Ohrfeigen ausgeheilt, und — im Grunde mit dem lieben Publikum seinen Spaß gehabt.

V.

Wahrheit erkannte, daß bei den Auftritten unter den Theologen, bei welchen fast kein Einziger mehr ganz mit dem Andern übereinstimmte, sondern jeder sich sein Maas von Aufklärung festsetzte und bald mehr bald weniger von der alten Theologie wegwarf, daß, sage ich, fast kein

Mensch mehr wisse, was eigentlich orthodoxe Theologie und doctrina publica sei und was hingegen zu den neuern Sätzen der Ganz- oder Halb- oder Viertels-Aufgeklärten gehörte. Er schrieb daher sein Systema Theologiae Lutheranae orthodoxum cum brevi notatione dissensionum recentiorum. Hier stellte er das ganz eigentlich orthodoxe Lehrgebäude hin und in kurzen unter den Text gesetzten Noten bemerkte er die Abweichungen der Neuern trockenhistorisch an. Der Censor gab den ersten 10 Bogen das Imprimatur, dann aber wurde ihm die Hölle heiß gemacht: da Bahrdt der Verfasser dieses Buches war, so mußten natürlich die historischen Noten unter dem Text eine mehr als geschichtliche Tendenz haben. Der Censor (Johann Ludwig Schulz, Professor der Theologie zu Halle) fand nöthig, die Facultät zu Rathe zu ziehen, und diese erklärte, daß dem Systema orthodoxum das Imprimatur nicht ertheilt werden könne.

Trotzdem druckte Bahrdt weiter: aber noch ehe das Werk fertig war, wurde durch einen Mißbrauch des Censoramtes in einer Recension der Hallischen Gelehrten-Zeitung Bahrdt's Systema orthodoxum als eine elende Compilation alter Hefte angekündigt und alle Welt gewarnt, dies fehlervolle, seichte und ganz unnütze Werk zu kaufen. Bahrdt aber, der nicht gewohnt war, sich von Facultäten tyrannisiren zu lassen, schrieb seine „Appellation an das Publikum wegen einer Censurbe- drückung, das theologische System betreffend“ (1785), eine derbe Schrift, welche die Willkürlichkeit und die unnoble Verfahrungsweise der Facultät aufdeckte.

Diese hoffte durch Blitze von Berlin aus sich den Kampf zu ersparen, sie verklagte Bahrden bei Hofe, erhielt aber den Bescheid, daß sie Bahrdt's schriftstellerische Freiheit widerrechtlich gekränkt habe und solche unangenehme Ausfälle auf ihre eigene Rechnung setzen müsse. Darauf ließ sich die Facultät durch den Professor Johann August Möffel in einer Schrift vertheidigen, welche von Ausfällen auf Bahrdt's Person und moralischen Character voll war. Bahrdt antwortete mit seiner, „abgedrungenen Replik auf die Erklärung der theologischen Facultät zu Halle“ (Berlin 1785.)

Die meisterhafteste Broschüre, durch Bahrdt's Streit mit der Hallischen Facultät hervorgerufen, ist der „Theologische Beweis, daß Dr. Bahrdt Schuld an dem Erdbeben in Calabrien ist,“ eine Schrift, welche eine so treffende Charakteristik der theologischen Beweisart, Wendungen

und Sophistereien enthält, daß wir es nicht unterlassen dürfen, sie im Folgenden fast ganz mitzutheilen. Ihre Mutorschaft wurde Bahrden zugeschrieben, doch hat er dieselbe abgeleugnet.

Theologischer Beweis,
daß der Doctor Bahrdt schuld an dem Erdbeben in Kalabrien sei.

Der
Hochwürdigen theologischen Facultät in Halle
demüthig zugeeignet
von Simon Rabeberger dem jüngern, weiland Herausgeber des
berühmten Bademeckums für lustige Leute.

1785.

Ich Simon Rabeberger bin nun einmal dazu berufen, die Hochwürdigen theologischen Facultäten zu vertheidigen, wenn sie sich etwas entfallen lassen, was das Publikum für Sottisen hält. So fühle ich mich jetzt von meinem theologischen Gewissen gedrungen, der Schutzredner der erleuchteten theologischen Facultät zu Halle zu werden, seitdem sie in ihrer Erklärung über Herrn Dr. Bahrdt's Appellation an das Publikum wegen einer Censurbedrückung einige Gedanken äußert, die der unerleuchteten Vernunft mancher Weltleute gar nicht gefallen wollen, vielmehr von selbigen offenbar belacht und bespöttelt werden.

Anfänglich schien es mir wirklich selbst als wenn Ew. Ew. Hochw. Hochw. hie und da einige Blößen gegeben hätten, die man mit dem Mantel der Liebe zudecken müsse, damit sie nicht zur Sünde reizten, wie Blößen gemeiniglich thun. Ich wußte Ihren Gegnern also nichts weiter entgegen zu setzen, als das bekannte Sprüchwort, daß auch das beste Pferd stolpern könne. Ja, antworteten diese lachend, Ein Pferd! aber bedenken Sie, ein ganzer Stall voll Pferde! Das verdros mich. Ich las nun Ihre Erklärung abermals, und noch einmal, des festen Vorhabens, endlich den Gesichtspunkt zu finden, worin mir Ihre Gründe siegreich, und Ihr Verfahren gegen den bösen Dr. Bahrdt edel erscheinen müßten. Es ist mir gelungen! Man findet endlich, was man unaufhörlich sucht. Und wer nur, so wie ich, fest an dem Satz hängt, daß eine theologische Facultät in ihren Behauptungen immer Recht habe, der wird am Ende auch finden, wie sie Recht habe. Dies Wie will ich

denn, zur Belehrung aller ungläubigen Leser, in gegenwärtigen Blättern entwickeln. Ja noch mehr, ich will nicht bloß darthun, wie die Hochw. Facultät zu Halle in gegenwärtigem Falle Recht habe, sondern ich will auch den modum procedendi lehren, nach welchem jede theologische Facultät in jedem Falle Recht behalten muß.

Um aber hierbei recht methodisch zu verfahren, will ich von Grundsätzen ausgehen, die man nicht bezweifeln kann; und diese sollen sich auf Erfahrungen stützen, die man nicht leugnen darf.

Wer ist wohl, der nicht wisse, daß wir in unsern Tagen schon dreizehn Arten von Lust haben, und daß wir also viel reicher an Lust sind, als unsere Vorfahren, die sich mit Einer behelfen mußten? Aber das, was wahrlich nicht jeder weiß, was ich aber zum Erstaunen der Unwissenden hier lehre, ist, daß wir wenigstens eben so viel Vernunstarten, als Lustarten haben, ja schon immer gehabt haben, ohne sie zu kennen; wie das so oft das Loos der armen Sterblichen ist, daß sie mit ihren eigenen Schätzen unbekannt sind. Es giebt:

1) Eine reine Vernunft, deren Kritik Herr Kant geschrieben hat. Diese ist nicht für Erbensöhne, eben so wenig, als eine reine Lust. So wie der Leib umkommen müßte, wenn er ganz reine Lust einathmete, so würde die Seele die Schwindsucht bekommen, wenn man sie bloß mit reiner Vernunft nährte. Es giebt:

2) Eine gesunde Vernunft. Ihr Wahlspruch ist: *ne quid nimis*. An ihr hat man, so wie an der Gesundheit des Körpers, einen großen Schatz, den man nie zu sorgfältig bewahren kann. Man bringt sie, so wie den gesunden Körper, gewöhnlich mit auf die Welt; und wer beide nicht mitbringt, dem werden sie selten durch Arzneien mitgetheilt. In den Schulapotheken ist sie selten ächt. Es giebt:

3) Eine politische Vernunft; deren Grundsatz la Fontaine in der Fabel vom Wolf und Lamm mit folgenden Worten angiebt:

La raison du plus fort est toujours la meilleure.

Der Stifter dieser Vernunft ist Nimrod, und alle Erobrer sind ihre treuen Anhänger. Ihr gehorchen die Schopenhändler, und die Schopenhändler; und daß der Zucker so wohlfeil ist, das ist ihr Werk. Sie schuf den schwarzen Koder, die Werbungen, die Spione und ihre Galgen, die Kolonistenjagd, das Faustrecht, die Parforcejagd, den westphälischen Frieden, so wie jeden ewigen Frieden, der heute geschlossen und morgen gebrochen wird; sie schuf das Gleichgewicht von Europa und die ganze politische Rechenkunst. Es giebt:

4) Eine kaufmännische Vernunft, deren Lehren man in Herrn Garve's verdeutschtem Cicero nachlesen kann.

5) Eine philosophische Vernunft, die sich mit Dingen, die keine Dinge sind, beschäftigt, und wenn sie sich manchmal zu Dingen, die wirklich Dinge sind, herabläßt, so stark beräsonnirt, daß aus den Dingen Un Dinge werden.

6) Eine pädagogische Vernunft, der man alle Fehler und alle Kräfte der Jugend ansieht. Viel besser steht sich in dieser Hinsicht

7) Die medicinische Vernunft; welches auch ganz natürlich zugeht, da alle Fehler, die sie macht, begraben werden, hingegen die Fehler der pädagogischen Vernunft aller Welt zum Spectakel auf Erden herumwandeln. Uebrigens empfiehlt die medicinische Vernunft jetzt das kalte Wasser eben so sehr, als ehemals Pontefoc das warme.

8) Die juristische Vernunft, die lange unmündig war, bis der Kanzler Garner kam und sie der Vormundschaft des Tribonian's entriß. Sie hatte bisher, in ihrem Zustande der Unmündigkeit, keinen Grundsatz ausfindig machen können, nach welchem man die Nachdrucker hängen mußte, wird aber künftig dergleichen schon finden. Ihr Wahlspruch ist: *quilibet praesumatur bonus, donec probetur contrarium.*

Ich werde mir nicht die Mühe geben, — weil man doch dem verständigen Leser auch etwas zu thun übrig lassen muß, — alle diese Vernunftarten nach Zeiten, Ländern, Hypothesen &c. zu dividiren und subdividiren; ich werde dies nur an einer einzigen thun, die ich als das vorzüglichste Geschenk aus der Büchse der Pandora ansehe, und als

— *Late regem belloque superbum*

besonders respektire, und die ich mir deswegen, — mit Vorbeigehung der noch übrigen Vernunftarten, als der gemeinen, poetischen, wohlgesinnten, kindischen, thierischen Vernunft u. s. w. — bis zuletzt verspart habe. Dies ist

9) Die theologische Vernunft, die Königin aller Vernunftarten, seitdem es Priester in der Welt gab, sowohl in Ansehung des weiten Umfanges ihres Gebiets, als der Dauer und Unumschränktheit ihrer Herrschaft. Sie unterjocht alle übrigen Vernunftarten da, wo sie ist, und sie ist überall, wo es Theologie giebt; und Theologie giebt es allenthalben,

De Pekin à Paris, du Japon jusqu'à Rome.

Sie trat im Hildebrand auf den Hals des Kaisers, that im Sirtus V. die große Königin der Britten in den Bann und schenkte ihr

Reich an Philipp; sie zündete im Dominikus die Scheiterhaufen der Keger an, erwürgte in Karl IX. die Hugenotten in Frankreich, vertrieb in Ludwig XIV. eben diese Hugenotten aus Frankreich, verbrannte Hus und Hieronymus zu Kostniz, Servet zu Genf; sie vertrieb den Davides aus Spanien, den Dr. Bahrdt aus Heidesheim, und versetzte, vermöge des westphälischen Friedens, die böhmischen Deisten an die türkische Gränze. Sie schuf den Schwefelspuhl der Hölle, und den Pferdefüßler, der darin thront, und die Erbsünde, die die Hölle bevölkert. O ich würde in drei Tagen nicht fertig, wenn ich alle die unerhörten Thaten dieser furchtbaren Königin nennen, wenn ich ferner beschreiben wollte, wie sie sich mit der politischen Vernunft gattet, mit der philosophischen zum Kampfe rüstet, mit der gesunden maskirt; wie sie, ein wahrer Proteus, sich in alle Gestalten wandelt, alle Sprachen spricht, von der Sprache des Fürsten der Beredsamkeit an, bis zu der Sprache der Bootsfnechte und der Höfnerweiber. Sinke also, mein Kiel von dieser Höhe deines Fluges herab zu einer kaltblütigen Eintheilung der theologischen Vernunft, die deinem Zweck angemessener ist.

Man theilte sie ein nach den Partheien, die sie veranlaßt hat, in

1) Die heidnisch-theologische Vernunft, die den Jupiter zum Herrn der Welt und zum Slaven schöner Weiber machte.

2) Die türkisch-theologische Vernunft, die an die Taube Mahomeds glaubt, und die im Omar mit der Bibliothek zu Alexandrien die Badestuben heizte.

3) Die jüdisch-theologische Vernunft, die Stäbe in Schlangen, und Nilwasser in Blut verwandelte.

4) Die christlich-theologische Vernunft. Diese ist wieder vieler Unterabtheilungen fähig. Denn man könnte sie eintheilen, entweder nach den Ländern. Das gäbe denn z. B. die christlich-portugiesisch-theologische Vernunft, die den heiligen Antonius zum Generalfeldmarschall macht, und ihn in einer Sänfte vor der Armee herträgt; die christlich-spanisch-theologische Vernunft, die nach St. Jago de Kompostella wallfahrtet, u. s. w. Oder nach den Zeiten. Das gäbe denn die christlich-theologische Vernunft des ersten Jahrhunderts, des zweiten u. s. w. Oder nach den Hauptpartheien, die jetzt unter den Christen sind, welche Eintheilung ich hier zum Grunde lege. Nach dieser giebt es

1) Eine christkatholisch-theologische Vernunft, zu der sich der hei-

lige Vater und seine Glaubensöhne bekennen. Diese kann Brod, das Brod bleibt, in Fleisch, das nicht Fleisch wird, verwandeln.

2) Die christlich-reformirte-theologische Vernunft, nach welcher, sans rime et sans raison, ein Sünder wie Cäsar Borgia ein Gast an der Himmelstafel werden, und ein Heiliger, war es auch Sanct Paulus selbst, zum Teufel fahren kann, wenn es das Schicksal so haben will.

3) Die christ-lutherisch-theologische Vernunft, nach welcher man in, mit und unter genießt, was man nicht schmeckt, ob man gleich schmeckt, was man nicht genießt. Diese letztere Vernunft ist nun wieder von mancherlei Art. Sie ist z. B. ächt lutherisch und unächt lutherisch, je nachdem sie sich zu der ungeänderten oder der von dem bösen Manne Melanchthon geänderten Augsburgerischen Confession bekennt, je nachdem sie in der St. Katharinenkirche in Hamburg, oder in der St. Peterkirche in Berlin predigt. Ich übergehe die unzähligen Eintheilungen, die hier möglich sind, um auf die eine zu kommen, die mir hier nöthig ist, die Eintheilung nach den theologischen Facultäten. Da giebt es also eine christ-lutherisch-theologisch-göttingische, wittenbergische, leipzigerische, jenaische u. und, merk auf, lieber Leser, hallische Facultätsvernunft, welche letztere — so wie alle übrige — man eintheilen muß in

Die ehemalige hallische Facultätsvernunft, und in die jetzige hallische Facultätsvernunft,

welcher letztern wir die Erklärung über des Bahrdtius Appellation an das Publicum zu danken haben, und — das war der wichtige Punkt, wohin ich wollte und mußte — deren Regeln und Grundsätze wir also auch bei Erklärung dieser Erklärung befolgen müssen, und welche zu befolgen ich mir zum Gesetz mache, wenn ich nachher beweise, daß der Dr. Bahrdt schuld an dem Erdbeben in Kalabrien sei; denn nach welcher andern Vernunft könnte ich dies sonst jemals beweisen?

Ich denke doch nicht, daß es so ungläubige Leser unter den meinigen giebt, daß sie das Dasein dieser verschiedenen Vernunftarten in Zweifel ziehen sollten, da die Wirkungen derselben so augenscheinlich am Tage liegen. Ich kann sogar das Recept geben, wonach sich jede Vernunftart machen läßt, und wer sie nun nach demselben selbst macht, der muß doch wohl daran glauben. Z. B.:

Recept. Nimm ein Kind, das in lutherischer Erbsünde empfangen und geboren worden, treibe drei Tage nach der Geburt den Teufel gehörig aus, flöße ihm schon mit der Muttermilch den unverstandnen lutherischen Katechismus, und Haß gegen die Nichtlutheraner ein, be-

wahre es vor Zugluft und gesunder Vernunft; so bekommt das Kind lutherisch-theologische Vernunft.

Gibt ihm nachher als Mann den Mantel und Kragen des Inspectors Westhof, so bekommt er lutherisch-theologische Priestervernunft.

Oder macht ihn zum Doctor Theologia, und setzt ihn in eine Facultät, so bekommt er lutherisch-theologische Facultäts-Vernunft. Und so macht man alle übrigen Vernunftarten.

Man kann auch die Aechtheit und Stärke jeder Vernunftart prüfen, wenn man sie mit dem Scheidewasser der gesunden Vernunft mischt. Die Regel ist diese:

Je stärker ein Satz einer gewissen Vernunftart braust, wenn er mit einem Satz der gesunden Vernunft gemischt wird, desto ächter und kräftiger ist er, und desto steifer werden die Anhänger jener Vernunftart darob halten. Z. B. der christ-theologische Satz: dreimal eins ist eins, braust gewaltig, wenn man ihn mischt mit dem Satz der gesunden Vernunft: dreimal eins ist drei. Das ist also ein ächt christ-theologischer Vernunftsatz. Ferner, der Satz: der Teufel verführt die Menschen zur Sünde, braust fürchterlich mit dem Satz: Gott ist ein mächtiger, weiser und gütiger Vater seiner Menschen; also ist das auch ein Satz, den die christ-theologische Vernunft sich nicht nehmen läßt. So braust der christ-katholische Satz: Brod ist Fleisch, wie ein Donner, wenn man den Satz der gesunden Vernunft: Brod ist Brod, dazu mischt; und wie ein Donner zerschmettern die Eingeweiheten jener Vernunftart, wenn sie können, alle diejenigen, die diesem Satz widersprechen.

Priestley, beuge dich vor Simon Rabebergern zur Erde, denn er ist größer denn du. Du hast Lustarten gemacht, aber er Vernunftarten; und was ist Lust gegen Vernunft? Deine Lustarten haben Luftmaschinen erzeugt, aber seine Vernunftarten bringen Vernunftmaschinen hervor; also ist er größer denn du. Eine Luftmaschine hat dem Bräutigam Pilatre du Rozier und dem Ehemann Romain den Hals gebrochen, und noch viele Hälsen werden die Luftmaschinen brechen; aber Simon Rabebergers Vernunftmaschinen sollen alle die Hälsen erhalten, die sich sonst gegen einander für nichts und wieder nichts heiser schrien, oder gar abgeschnitten wurden, oder in den Flammen ersticken. Sei stolz, Vaterland, auf diese Erfindung, die dir auf einmal das Geheimniß aufschließt, wie es möglich sei, daß die Menschen sich seit Jahrtausenden über gewisse Dinge streiten, und bis diese Stunde noch nicht einig darüber sind. Hier ist der Schlüssel: man bestreitet seinen Gegner nach

einer andern Vernunftart, als die er für die seinige erkennt. Ein Beispiel wird dieses ganz klar machen. Gesezt, Wolkenträger streite sich mit Papinianus, ob Ehre Bahrdtius nicht ein schlechter Mensch sei, so schlecht, daß er müsse Landes verwiesen werden. Nun geht natürlicherweise Wolkenträger von dem Grundsatz der christtheologischen Vernunft aus: Quilibet est malus, vermöge der Erbsünde. Papinianus geht von dem Grundsatz der juristischen Vernunft aus: quilibet praesumatur bonus, donec probetur contrarium. Wie ist es möglich, daß diese beiden Leute über Ehre Bahrdtius jemals einig werden können, so lange jeder bei seinem Grundsatz bleibt? Und muß nicht der Theolog bei seinen theologischen Grundsätzen bleiben, so lang er ein Theolog bleibt? Muß er nicht ein Theolog bleiben, so lang er sonst nichts hat, als die Theologie, um sich zu nähren? Mit dem Juristen ist es völlig eben so.

Es wird doch wohl niemand behaupten, daß man ein Theolog sein könne, ohne an jenen theologischen Grundsatz zu glauben. Ein solcher Theologe wäre ja ein Magnet, der kein Eisen an sich zöge, ein Feuer, das nicht brennte, ein Wasser, das nicht naß machte. Nein, *essentiae rerum mutari nesciae*, dabei bleibe ich. Da einmal die theologische Vernunft diesen Grundsatz von undenklichen Zeiten her zur theologischen Vernunft gerechnet hat, und da diese theologische Vernunft durch so unendlich viele theologisch erleuchtete Kirchenversammlungen und durch eben so viele von theologischer Vernunft dictirte Friedenschlüsse unwiderruflich bestätigt ist; da ferner dieser Grundsatz, so wie die gesammten übrigen Grundsätze der theologischen Vernunft, einem jeden Theologen bei Antritt seines Amtes auf die Seele gebunden werden, oder vielmehr da seine und seiner Zuhörer oder Pfarrkinder Seele und Seligkeit auf diese Grundsätze gebunden wird, so daß der höllische Raubvogel, wenn er eins holt, das andere nothwendig mitnehmen muß, wie der Geier den Frosch mitnahm, als er die an ihn gebundene Maus aus dem Wasser wegschnappte: so wär es, nach der theologischen Vernunft, höchst strafbar, wenn man einen Menschen, der jenen Grundsatz nicht hätte, für einen Theologen gelten lassen wollte. Er kann wohl ein sogenannter Theologe, aber nicht ein wirklicher Theologe sein. Der schwarze Rock, die runde Perrücke, *la tendre hypocrisie aux yeux pleins de douceur*, die steife Amtsmiene u. d. g. machen wahrlich nicht allein den Theologen aus, wenn nicht theologische Vernunft dabei ist. Wenn die schwarze Farbe den Theologen machte, so wären ja alle Mohren

geborne Theologen; und wenn die Theologie in der runden Perrücke säße, so hätte ja jeder Perrückenmacher eine Theologenfabrik, und die Theologie wäre ein Werk der Perrückenmachervernunft. Man sieht leicht, daß dies nach jeder Vernunft ungerühmt ist.

Mir wird nun hoffentlich jeder Theologe zugeben, daß es keinen Theologen geben könne ohne Theologie, keine Theologie ohne theologische Vernunft, keine theologische Vernunft ohne theologische Grundsätze; und dann versteht es sich von selbst, daß theologische Beweise auf theologischen Grundsätzen beruhen, und daß theologische Streitigkeiten mit theologischen Beweisen und Gegenbeweisen geführt werden müssen. Hätte man dies doch immer bedacht! Hätte man sich doch die unselige Mühe erspart, theologische Sätze mit gesunder Vernunft zu bestreiten! Und hätten doch auch die verschiedenen Partheien unter den Christen erwogen, daß es gar nicht angeht z. B. reformirte Vernunft mit lutherischer, oder mit beiden die katholische Vernunft zu besiegen; daß es eben so wenig angeht, diese Vernunftarten mit einander zu vereinigen, so ernstlich es jetzt die jesuitische Vernunft sich auch angelegen sein läßt.

Ich kehre wieder zu der jetzigen hallischen Facultätsvernunft zurück, und bemerke hier noch, daß sie eine korporirte Vernunft ist; denn die Facultät ist ein Korpus. Dieses Korpus besteht aus fünf Gliedern; folglich ist die hallische Facultätsvernunft fünfgliedrig, oder welches einerlei ist, fünfseinig. Diese Fünfseinigkeith findet sich aber nur in gebadtem Korpus, wenn es über den sechsten hergeht, der nicht zum Korpus gehört, sondern als ein gemeinschaftlicher Feind des Korpus anzusehen ist; und er ist eben deswegen so anzusehen, weil er nicht zum Korpus gehört, nach der Regel: Wer nicht mit uns ist, der ist wider uns. In andern Fällen hat jedes von den Gliedern seine theologische Vernunft für sich, und dann ist z. B. die theologische Vernunft des D. Semler ganz verschieden von der Vernunft des D. Schulz: jene antwortet, wo niemand fragt; diese hat gar nichts mehr zu fragen, weil die symbolischen Bücher schon auf alles geantwortet haben. Aber diese Vernunftarten der einzelnen Mitglieder gehen uns hier nichts an, sondern wir bleiben diesmal bei der

Hallisch-theologischen korporirten Facultätsvernunft, insofern sie collective genommen wird, und zwar hauptsächlich, insofern sie contra *Bahrdium famosum pro aris et focis* streitet.

Und nun, meine Leser! will ich auch die Canones dieser so be-

stimmten Vernunft vorlegen, so wie ich sie mir aus ihren Schreiben und Handlungen abstrahirt habe.

Erster Kanon. Wir schieben unsre Sünde dem Bahrdtio in die Schuhe; wir greifen an, und sagen, daß Bahrdtius angegriffen habe.

Einem unschädlichen Buche die Censur versagen, und dann eben dieses Buch als ein schädliches im Publicum zu verschreien noch eh es gedruckt wird, das ist nach der gesunden Vernunft allerdings ein Angriff; ist keiner nach der hallisch-theologisch-korporirten Facultätsvernunft, die jetzt contra Bahrdtium pro aris et focis streitet. Vielmehr behaupten wir, daß des Bahrdtius Appellation an's Publicum, die durch diesen Angriff veranlaßt ward und Nothwehr war, der erste Angriff sei.

Zweiter Kanon. Was nach der gesunden Vernunft ein Widerspruch ist, das ist keiner nach der hallisch-theologisch-korporirten Facultätsvernunft.

3. B. S. 6 unsrer Erklärung gestehen wir, „daß wir hier gar nicht als Schriftsteller, sondern als öffentlich bestellte Censoren in Anschlag kamen, nicht dem Publicum, sondern unsrer Obrigkeit Rechenschaft zu geben schuldig waren.“ Und doch gaben wir dem Publicum in unsrer gelehrten Zeitung Rechenschaft von der verweigerten Censur.

S. 20 unsrer Erklärung läugnen wir, daß wir gewußt haben, der Bahrdtius sei Verfasser des von uns in der Zeitung angeschwärtzten systema orthodoxum, wir behaupten sogar, daß niemand auf diesen Einfall habe kommen können. „Wer in der Welt konnte je den Einfall haben, daß der anerkannte gelehrte Theologus, der die alte lutherische Theologie, die fast auf keiner Universität rein vorgetragen würde, in ihrer ächten Lehrform darstellen wollte — daß der — H. D. Bahrdt sei?“

Hingegen S. 52 heißt es: „Diese nach den Umständen sehr gerechte Vermuthung mußte bis zur moralischen Gewißheit steigen, da wir aus der Hand sahen, daß Herr Bahrdt dieser Herausgeber sei, und da das gar nicht geheime Gerücht schon vorher gelaufen war, daß er zum Besten der Candidaten ein recht ächt lutherisches System herausgeben wollte.“ Wir wußten also, daß der Bahrdtius Verfasser des Systems sei, und wußten es auch nicht.

Ferner behaupten wir S. 26: „Wir haben nie gegen ihn geschrieben.“ Und in der Note gestehen wir ein, welches freilich auch die ganze Welt weiß, daß Herr D. Semler gegen den Bahrdtium geschrieben habe. Nun ist bekanntlich Herr D. Semler einer von uns. Wie machen wir's,

daß er diesmal keiner von uns sei? Durch folgenden theologischen Taschenspielerstreich: D. Bahrdt hatte in seiner Appellation gesagt, daß er nicht glaube, daß Herr D. Semler an der Censurverweigerung und an der Verschreitung des Buchs in der hallischen gelehrten Zeitung Antheil habe. Also sieht der D. Bahrdt den D. Semler als keinen von uns an; folglich ist er keiner von uns, ob er gleich einer von uns ist. Wir rechnen hier auf gutwillige theologische Leser; denn andre, die mit der Raschweisheit der gesunden Vernunft alles prüfen, werden sagen: Wie kann darum D. Semler aufhören, ein Mitglied der theologischen Facultät in Halle zu sein, wenn gleich der leichtgläubige Bahrdtius sich hat weismachen lassen, und es nachher wieder öffentlich sagt, daß D. Semler an dem jetzigen Unfug der Facultät gegen ihn keinen Antheil habe?

Dritter Kanon. Wir machen unsern Gegner so schwarz als möglich.

So geben wir ihm S. 24 schuld,“ daß er überall nicht an Tugend glaube, — daß er sich's bewußt sei, daß er nach Eigensucht und Leidenschaft zu handeln pflege, — daß er andern eben diese Denkungsart schuld gebe, um sie verhaßt oder verächtlich zu machen, — daß er dadurch Unschuld oder gar Pflicht verdächtig mache, Glauben an Tugend vermindere, Lieblosigkeit und Ungerechtigkeit allgemeiner ausbreite.“ Wenn das so ist, so ist der Bahrdtius moralisch vogelfrei gemacht; es ist aber so, weil es die hallische theologische Facultät sagt, die nicht trügen kann. Nun fehlet weiter nichts als daß der weltliche Arm den Bahrdtium politisch vogelfrei mache, welches ich meines Theils herzlich wünsche, damit die Tugend der theologischen Facultät zu Halle nicht ferner geärgert werden möge.

Vierter Kanon. Alles Unheil in der Welt ist auf Rechnung des Bahrdtius zu setzen. Chemoals mußte Herr D. Semler diese Ehre mit dem Bahrdtio theilen. Denn so schreibt die Säule der lutherischen Kirche; mein theurer Freund und Gönner, Herr Pastor Goeze in Hamburg, in seinen kurzen aber nothwendigen Erinnerungen über die Leiden des jungen Werther.

„Wenn nach den Semlerischen Grundsätzen die heilige Schrift zu Grunde gerichtet, oder wenn sie nach den Bahrdtischen modernisirt, das ist, lächerlich und stinkend gemacht wird, was wird alsdann aus der Christenheit werden? Ein Sodom und Gomorra!“

Und ein Rezensent in der allgemeinen deutschen Bibliothek B. 26. St. 1. setzt ganz vernünftig hinzu.

„Recht getroffen, Meister Doeze! daß Polen getheilt wird, daß in Amerika bürgerlicher Krieg ist, daß die Reformirten mitten in Hamburg beim preussischen und holländischen Gesandten Gemeinen haben, daß in Pirna eine ganze Felsenwand einstürzt, daß das Schloß in Weimar abbrennt, daß die Elbe so oft ihr Bette verändert, daß in Hispaniola ein Erdbeben ist, daß die allgemeine deutsche Bibliothek noch fort-dauert, daß die schwarzen Zeitungen aufhören wollen, und an allen andern Unordnungen in der Welt, wer ist daran schuld, als der leidige Semler und Bahrdt?“

Seitdem aber Herr D. Semler sich Mühe gegeben hat, kein Acker mehr zu scheinen, ob er gleich noch fortfährt einer zu sein; seitdem er in Halle der erste geworden ist, der öffentlich gegen den Bahrdtium die Lärmtrommel schlug, so ist es nach der hallisch-theologischen Vernunft (nach welcher man, wie wir vorhin gesehen haben, etwas zugleich sein und nicht sein kann) nicht mehr wie billig, daß man alles Unheil in der Welt künftig den Bahrdtium allein verantworten lasse.

Die Hochwürdige Facultät fängt, wie billig, von dem Unheil an, das der Bahrdtius bisher in Halle gestiftet hat, und schreibt S. 58 f. die merkwürdigen Worte:

„Wir sagen es ungerne, aber wir müssen es einmal öffentlich sagen: wir haben seitdem (d. i. seit dem Aufenthalt des Bahrdtii in Halle) den Einfluß des D. Bahrdt auf Verachtung oder Gleichgültigkeit gegen Religion oder Christenthum, auf Verderbniß der Sitten und Gesinnungen unter mehreren hier Studirenden, und unter manchen unsrer Bürger merklich gefühlt; gefühlt, wie sehr die guten Eindrücke, wohin wir unablässig arbeiten, durch ihn gehindert und vertilgt werden; und es ist nicht unsre Schuld, wenn mancher hier Studirende leichtsinnig, und gegen das Christenthum, selbst gegen den Werth der Tugend eingenommen in sein Vaterland zurückkehrt.“

Diese Stelle ist mir ein erfreulicher Beweis, daß der ächte Geist Joachim Langens, der Wolfen aus Halle trieb, noch jetzt bei der Hochwürdigen Facultät herrsche, und gewiß auch den bösen Bahrdtium in 24 Stunden fortschaffen würde, wenn sich leider! die Zeiten nicht so verschlimmert hätten, daß eine von theologischen Augen deutlich gesehene Konsequenz von Niemand sonst, am wenigsten von Friedrich dem Weitsehenden gesehen wird.

Uebrigens machten mir, das muß ich frei gestehen, die gleich zu

Anfange dieser Schrift erwähnten naseweisen Herren Gegner hier am meisten zu schaffen.

„Was in aller Welt, sagten sie, kann das gewesen sein? was den Hochwürdigen Herren das Sittenverderben der Studenten und selbst der Bürger so merklich zu fühlen gegeben hat? Gerade zu fühlen?“

Ich wußte ihrer nicht anders los zu werden, als daß ich versicherte, ich hätte zuverlässige Nachricht aus Halle, daß seit Dr. Bahrdts Aufenthalt daselbst die Studenten häufig bei hellem Tage mit bloßem Hintern durch die Gassen gelaufen und nach Bassendorf ic. ic. geritten wären, daß viele Bürger dies, besonders in heißen Tagen, sehr bequem gefunden, und also nachgemacht hätten, wie denn die Bürger einer Universitätsstadt sehr geneigt sind, Studentenstreiche nachzumachen; daß dieser ungewohnte Gegenstand die Augen der Hochwürdigen Herren im eigentlichen Verstand gedrückt und dadurch wieder im eigentlichen Verstande, ein merkliches schmerzhaftes Gefühl erregt habe, ohngefähr wie das Gefühl eines Blindgeborenen, dem nach zwanzig Jahren das Gesicht gegeben wird, und dem nun alle sichtbare Gegenstände die Augen im eigentlichen Verstande drücken.

Damit waren denn die Herren zufrieden. Alles übrige, was ich als möglich anführte, wollten sie nicht gelten lassen.

Es sind vielleicht viele Duelle vorgefallen, sagte ich. — Vielleicht ein paar mehr bekannt geworden, als sonst, sagten sie. Denn vorgefallen können wohl schwerlich mehr sein, als zu unsrer Zeit, wo bei Siebichenstein und auf den Stuben, jährlich, ein Jahr ins andre gerechnet, 60 bis 70 mal für das Hirngespinnst von Studentenehre gekämpft ward, das wahrlich der Dr. Bahrdt nicht in den Kopf der Studenten gepflanzt hat.

Vielleicht, sagte ich, sind mehr uneheliche Kinder geboren als sonst. — Vielleicht nur mehr leben geblieben, antworteten sie, welches doch die theologische Facultät nicht als ein Sittenverderbniß ansehen wird.

Vielleicht ist mehr Contrebande gemacht, als sonst; vielleicht hat man mehr Hazard- und andre Spiele gespielt; vielleicht mehr geborgt und weniger bezahlt; vielleicht mehr Fenster eingeworfen; vielleicht das schwarze Brett kleiner gehauen, als sonst. — Meine Herren Gegner lachten überlaut. Als wenn das alles nicht, sagten sie, zu unsrer Zeit, als an Dr. Bahrdt noch gar nicht gedacht war, in Halle so arg gewesen wäre, wie es nur immer jetzt sein kann, wie wir juristisch beweisen könnten, wenn's darauf ankäme; und als wenn dies nicht auf allen

Universitäten so, und immer so gewesen wäre, jetzt wäre, und bleiben würde bis an — der Universitäten Ende.

Kurz, ich wußte ihnen endlich weiter nichts entgegen zu setzen, als den bloßen Hintern, womit sie sich dann begnügten.

Ich für mein Theil denke aber doch, daß die Facultät schwerlich ein solches körperliches Fühlen gemeint haben könne; sondern ich denke, sie hat hier mit diesem Worte den untersten Grad der Erkenntniß bezeichnen wollen, den wir gewöhnlich auch dunkles Gefühl nennen, und in der Kindheit und im Traume haben. Setz ich also statt merklich fühlen nur lebhaft träumen, so ist mir der Sinn der Hochwürdigen Facultät ganz deutlich, und alle Schwierigkeit fällt weg. Was eine theologische Facultät lebhaft träumt, das gilt so viel und oft weit mehr, als was andre Leute deutlich sehen.

Und nun bin ich endlich im Stande, den bisher sattfam vorbereiteten theologischen Beweis zu führen:

„daß der Dr. Bahrdt an dem Erdbeben in Kalabrien schuld sei.“

Ich träume dieß sehr lebhaft, d. i., mit der Hochwürdigen Facultät zu reden, ich fühle es sehr merklich. Und wer getraut sich, mir mein Gefühl streitig zu machen? Dieß wäre also Beweises genug. Zum Ueberflus will ich aber um der Schwachen willen, die über den Werth der Gefühle etwa Spaldingisch denken, d. i., keinen großen Werth darauf legen, und sich durch das, was Andre fühlen, schlechterdings nicht wollen überzeugen lassen, für diese will ich einige theologische Gründe meiner Behauptung hersetzen, die, wie ich mir schmeichle, ganz in dem Sinn der theologischen Facultät zu Halle sein werden.

1) Was kann an dem anhaltenden Kalabrischen Erdbeben schuld sein, als der anhaltende Zorn Gottes? Worüber kann der Zorn Gottes so lange anhalten, als über die fortbauernenden Ketereien des famosen Bahrdtii. Die theologische Vernunft weiß es, daß dem lieben Gott nichts auf Erden so zuwider ist, als Ketereien, und unter Ketereien diejenigen am meisten, die sich der gesunden Vernunft am meisten nähern. So ist z. B. Arius verhafter als Eutichius; Sozin verhafter als Arius; Bahrdt verhafter als Sozin; und die böhmischen Deisten, die gar nicht einmal ein Buch zur Erkenntniß Gottes und ihrer Pflichten brauchen, sind die verhaftesten unter allen, und werden in dieser Welt den Türken, und in jener dem Teufel preis gegeben. Sagt selbst, ihr meine theologischen Leser, ist es nicht augenscheinlich, daß der Zorn Gottes in Kalabrien so lange fortlobern muß, als des Bahrdtii unselige

Bemühungen in Halle fortbauern, die auf nichts geringeres abzielen, als die Menschen zu überreden, daß alles in der Welt natürlich zugehe, und zugegangen sei? Heißt das nicht dem Höchsten die erste Perle aus seiner Krone rauben, wenn man sich sein Werk, die Welt, als ein vollkommenes Uhrwerk denkt, das ein für allemal von ihm aufgezogen worden, und keiner weitem unmittelbaren Reparation von ihm bedürfe. Da wäre er ja weiter nichts, als ein allwissender und höchstweiser Baumeister. Ist es nicht königlicher, und also von Gott theologisch-anständiger gedacht, wenn man annimmt, daß er sich seiner Hände Werk vom Teufel habe verhunzen lassen, um nur unnatürliche, oder welches einerlei ist, übernatürliche Gegenanstalten machen zu können? Hütet euch, meine theologischen Leser, um eurer theologischen Wohlfahrt willen bitte ich euch, hütet euch vor dem natürlichen! Je unnatürlicher, desto besser, das sei unsre Losung. Das unnatürliche ist in der Theologie Wahrheit, und das natürliche ist Roman!

Ihr müßt sehr oft, so wie ich, gehört und gelesen haben, daß die Briefe über die Bibel im Volkston ein Roman sind, die Theologie in einen Roman verwandeln u. dgl. Nun ist es augenscheinlich, daß diese Briefe alles aus natürlichen Ursachen erklären, daß sie z. B. einen Menschen, hat er noch so außerordentliche Talente, Gesinnungen und Schicksale, doch nur für einen Menschen halten, der auf die gewöhnliche Art gezeugt, geboren, unterrichtet worden.

Folglich ist es nach theologischen Begriffen romanhaft, wenn etwas natürlich zugeht; und es würde zu nichts dienen, wenn man diesem Ausspruch der theologischen Vernunft den Sprachgebrauch entgegensetzen wollte, wo romanhaft so viel heißt, als unnatürlich, nicht in dem gewöhnlichen Lauf der Natur gegründet. Die Theologie muß ihren ungewöhnlichen Sprachgebrauch beibehalten, der in der theologischen Vernunft gegründet ist. Er ist ihre Hauptstütze. Läßt sie diese sinken, so ist es bald um die ganze Theologie geschehen. Und ist diese nicht mehr, so sind ja auch keine Theologen mehr, denn wie könnte es Theologen ohne Theologie geben? Und hätten wir keine Theologen mehr, so müßten wir ja — da Gott vor sei — alle zur gesunden Vernunft zurückkehren; wir müßten entweder unsre eigenen Lehrer sein, wie die böhmischen Deisten, die jetzt an der türkischen Gränze bekehrt werden sollen; oder wenn man uns Lehrer gäbe, welches freilich wohl nöthig wäre, so würden uns diese bloß in der natürlichen Religion unterrichten, uns bloß auf die Wunder der Natur aufmerksam machen, und uns dadurch

zur Erkenntniß Gottes führen. Um des Himmels willen, wo wollte das hinaus? Ich zittere, wenn ich daran denke. Stellt euch vor, meine theologischen Leser, wie uns zu Muthе sein müßte, wenn wir keine andern Wunder zu glauben hätten, als die Gott täglich vor unsern Augen thut! Wenn wir die gar nicht mehr zu glauben brauchten, die vor tausenden von Jahren durch Menschen geschehen sein sollen, und jetzt nicht mehr geschehen! Nein, das wäre gar zu natürlich, oder in der theologischen Sprache zu reden, gar zu romanhaft. Und nun noch die Folgen, wie schrecklich! Jetzt ist nur der einzige Dr. Bahrdt unter den Theologen dafür bekannt, daß er Alles natürlich zugehen läßt, und das Erdbeben in Kalabrien will schon nicht aufhören: was würde nicht erst geschehen, wenn alle Lehrer der Christenheit sich zu dieser Meinung bekenneten! Da würde ja der ganze Erdboden einem immerwährenden Erdbeben ausgesetzt sein, und würde mit der Zeit ganz wie Sodom und Gomorra in ein todtес Meer verwandelt werden. Nein, laßt uns den jüngsten Tag nicht so beschleunigen, laßt uns dem Natürlichen aus allen Kräften entgegen arbeiten; und um das desto besser zu können, laßt uns dem Dr. Bahrdt, diesem unablässigen Ausschreier des Natürlichen, alles Unheil in der Welt, besonders aber das Erdbeben in Kalabrien schuld geben. Hier sind noch mehr Gründe dafür.

2) Entweder die theologische Facultät zu Halle, oder der Dr. Bahrdt muß schuld an dem Erdbeben in Kalabrien sein; das fühle ich sehr merklich, und also kann Niemand etwas dagegen einwenden. Nun kann aber die theologische Facultät nicht schuld sein; also muß es der Dr. Bahrdt sein. Warum kann die theologische Facultät nicht schuld sein? Weil sie nicht schuld an dem jezigen Sittenverderbniß der Studenten und Bürger in Halle ist. Denn es ist augenscheinlich, daß, wer hieran schuld ist, es auch an dem Kalabrischen Erdbeben sein müsse. Dieses Erdbeben hängt mit dem Sittenverderbniß in Halle eben so genau zusammen, als dieses Sittenverderbniß mit dem Aufenthalt des Dr. Bahrdt in Halle, wie jede theologische Vernunft deutlich sieht. Noch mehr. Das jezige größere Sittenverderbniß in Halle ist nicht so gewiß als das Erdbeben in Kalabrien. Es scheint vielleicht nur theologischen Augen so, die entweder zufällig mehr wie sonst davon sehen, oder vorsätzlich mehr davon sehen wollen, weil gerade jetzt die rechte Zeit ist, es zu sehen, indem man jetzt die theologisch wahre Ursache, den Aufenthalt des Dr. Bahrdt in Halle, davon angeben kann. Ist nun schon der Dr. Bahrdt schuld an diesem angeblich größern Sitten-

verderbniß, dessen Wirklichkeit erst bewiesen werden soll, um wie viel mehr muß er schuld an dem Erdbeben in Kalabrien sein, dessen Wirklichkeit Niemand läugnet?

3) Wie könnte das Erdbeben in Kalabrien gerade um diese Zeit entstehen, wo der Dr. Bahrdt seinen Unfug mit dem Natürlchen treibt, wenn nicht beides als Ursache und Wirkung mit einander zusammenhinge? Entweder ist also das Erdbeben Ursache von Dr. Bahrdt's Natürllichkeit, oder diese ist Ursache von dem Erdbeben. Nun kann aber das erste nicht sein, folglich müssen wir das letzte annehmen. Warum kann das erste nicht sein? Weil es unerhört ist, daß ein Erdbeben den Kopf eines Menschen je helle gemacht, und zur gesunden Vernunft zurückgebracht habe. Man findet wohl, daß in solchen Fällen mehr Rosenkränze hergeplappert, mehr geweihte Hostien zur Anbetung herumgetragen, mehr Ave Marias geschrien, mehr Freimaurerlogen gestürmt, mehr Keger geschlachtet, mehr Wachßlichter verbrannt, mehr Heilige gemacht, und weniger Fleischspeisen genossen werden; das alles sind natürliche Folgen eines Erdbebens. Aber daß es je die theologische Vernunft unterdrückt und die gesunde befördert hätte, davon findet man sicher in der ganzen Geschichte kein Beispiel. Folglich ist es offenbar, daß das verwegene Unternehmen des verruchten Bahrdt's (verzeiht mir die Wärme des Ausdrucks, ihr theologischen Seelen, sie ist eine Folge von dem Feuereifer meines Herzens), die gesunde Vernunft in die Theologie einführen zu wollen, Ursache an dem Erdbeben in Kalabrien sei.

Nachdem ich nun solchergestalt bis zur theologischen Evidenz erwiesen habe, daß Niemand als Dr. Bahrdt Ursache an dem Kalabrischen Erdbeben ist, so wie die theologische Facultät zu Halle merklich gefühlt hat, daß ihm das jetzt vergrößerte Sittenverderbniß in Halle zuzuschreiben sei: so kommt es nur noch darauf an, heilsame Vorschläge zu thun, wie dem Bahrdt'schen Unfug zu steuern sei, damit in Halle die bessern Sitten hergestellt werden, und in Kalabrien das Erdbeben aufhören möge. Mich wundert, daß die Hochwürdige Facultät diesen Punkt gar nicht berührt hat, da er ihr doch eben so sehr am Herzen liegen muß, als mir. Aber vielleicht hat sie erst Anderer Meinungen hören, und aus mehreren Vorschlägen die besten auswählen wollen. Hier sind die meinigen.

1) Entweder wir beweisen es dem Bahrdtio rechtskräftig, d. i. mit Gründen juristischer Vernunft (weil leider die theologische Vernunft vor Gericht jetzt nicht viel mehr gilt).

- a) Daß er überall nicht an Tugend glaube ;
- b) daß er das Neue Testament aus einem theologischen Roman in einen vernünftigen verwandelt habe ;
- c) daß er das jezige Sittenverderbniß in Halle auf seiner Seele habe ;
- d) daß er schuld an dem Erdbeben in Kalabrien sei.

Dann tragen wir darauf an , daß , bevor der Berruchte dem weltlichen Arm quoad corpus zur wohlverdienten Strafe übergeben werde, er vor der Hand in Gewahrsam der theologischen Facultät bleibe, damit sie seiner Seele eine heilsame Züchtigung angedelhen lasse, und sie, wo möglich, zur theologischen Vernunft zurückbringe. Dazu möchten folgende Uebungen nicht undienlich sein.

A. Er muß acht Tage hinter einander täglich einmal dem Herrn D. Semler das Unrecht abbitten, was dieser ihm angethan hat, damit er erst mürbe werde, und die Gewalt eines königlichen Professors, der zugleich Mitglied einer fünfgläubigen theologischen Facultät ist, erkennen und verehren lerne; so wie Eltern dadurch ihre Autorität über ihre Kinder behaupten, daß diese die Ruthe küssen müssen, womit sie auch mit Unrecht gestäupt sind.

B. Er muß des eben gedachten Hochwürdigen Herrn Schriften corrigiren, und da einen Sinn hineinbringen, wo man bisher, weder mit theologischer noch mit gesunder Vernunft, einen hat finden können; welches wirklich so schwer sein mag, als den Stall des Augias zu säubern.

C. Er muß D. Möffel's Vertheidigung der christlichen Religion bereichern mit vier und zwanzig neuen Beweisen, die nichts beweisen, damit dies Buch ferner eine Stütze der theologischen Vernunft bleiben möge.

D. Er muß bei D. Schulz die Polemik und die Dogmatik, bei D. Niemeier über die theologischen schönen Wissenschaften hören.

E. Er muß aus J. F. Tellers, Seilers, Burschers, Westhofs, Goezens und andrer verdienten Theologen Schriften alle die Stellen abschreiben, die der gesunden Vernunft zum Hohn dastehen, muß sie auswendig lernen, und verbotenus bei der hochwürdigen fünfgliedrigen Facultät auftragen.

Nachdem auf diese Art sein Geist lange genug gekreuzigt worden, so sieht man zu, ob er willig geworden, die Wahrheit anzunehmen. Ist er's, so bittet man sich von der Obrigkeit das Strafamt aus: und

dann könnte seine Strafe etwa diese sein. Man veranstaltete einen Kongreß der theologischen Facultäten zu Halle, Leipzig, Göttingen, Wittenberg 2c. 2c. In Halle, oder Jena, oder Wittenberg, könnte wegen der großen Marktplätze dieser Kongreß am besten gehalten werden. Dann werden aus des Dr. Bahrds Schriften, besonders seinen Briefen über die Bibel, Stricke gedreht, und nun muß er durch alle Facultäten Spießruthen laufen, bis keine Faser mehr von seinen Schriften übrig ist. Die Studenten und Bürger aus Halle, die er verführt hat, mit bloßem Hintern herumzulaufen, müssen auch gegenwärtig sein, um sich an diesem Beispiele zu spiegeln, auch selbst gelegentlich Hiebe zu bekommen. Nachdem dieses vollbracht worden, wird der Dr. Bahrdt mit seinem zerrissenen Fell sogleich Landes verwiesen, und von einigen theologischen Herren bis an die Thore von Konstantinopel gebracht, damit er die Christenheit nicht ferner ärgern möge.

Fruchten aber jene Kreuzigungen des Geistes nichts, so wird er freilich dem weltlichen Arm überliefert, der ihn alsdann entweder am Spieß, oder in einer Pfanne, oder auf dem Rost, entweder am schnellen oder langsamen Feuer braten läßt, je nachdem das eine oder das andere schicklicher und erbaulicher gefunden wird, und je nachdem das Holz im Preise ist.

2) Mein zweiter Vorschlag ist von ganz andrer Art, aber auch nicht zu verwerfen, wenn der erste, etwa aus Mangel an juristischen Beweisen, oder aus andern Ursachen, unthunlich sein sollte. Er besteht darin, — erschrecken Sie nicht, Hochwürdige Herren, — den Dr. Bahrdt als Mitglied Ihrer Facultät aufzunehmen, und dieses Korpus also aus einem fünfgliedrigen, das es bisher ist, zu einem sechsgliedrigen zu machen. Hören Sie meine Gründe.

Man hat in Civilibus längst den Kunstgriff in mehr als einer Stadt gebraucht, daß man einen naseweisen Menschen, der die Parthei der Bürger gegen den Magistrat hielt, und diesem immer viel zu schaffen machte, Rathsherr oder gar Bürgermeister zu werden nöthigte. Dann schwieg er, und mußte schweigen, entweder aus Dankbarkeit, oder weil er nun eine andere Vernunftart und zugleich ein anderes Interesse bekommen hatte. Sollte das im theologischen Fach und namentlich mit dem Bahrdt nicht auch möglich zu machen sein? Ueberlegen Sie nur folgendes:

a) er schreibt, wie Sie ihm vorwerfen, und wie er nicht läugnet, um Geld zu verdienen, damit er Frau und Kinder ernähren könne.

Theologische Sachen muß er nun einmal schreiben, weil die, besonders so wie er sie schreibt, am meisten gelesen werden, und also am meisten einbringen. Auch fielen, als er sich einmal in ein ander Fach (in die Uebersetzungen der alten Schriftsteller) werfen wollte, die Erbpächter dieses Fachs, die Professoren, Rectoren u. so unbarmherzig über ihn her, daß er das wieder aufgeben mußte. Also von der Theologie muß er sich nun einmal nähren. Geben Sie ihm eine Stelle in der theologischen Facultät; kann er sich ohne Anstoß davon nähren, so sind alle seine Schriften, ja alle seine Schritte und Tritte geheiligt, und Sie brauchen nicht ferner wider ihn zu schreiben und sich über ihn zu ärgern. Niemand aus Ihrem Mittel hat je wider den D. Semler geschrieben, den wir Andern mit Bahrtdt in eine Klasse setzen; nur daß jener verworren durch einander mengt, was dieser deutlich auseinander setzt. Erinnern Sie sich nur, was ich oben aus W. Goezens Schrift angeführt habe, daß nach Semlerischen Grundsätzen die heilige Schrift zu Grunde gerichtet werde. Erinnern Sie sich nur, was Jacobi und Andere gegen ihn geschrieben haben. Machen Sie also den Bahrtdtium immerhin zu Einem der Ihrigen, da Sie den Semlerum und seine doppelte Lehrart schon haben, da Sie schon gewohnt sind Matth. 28. und ähnliche Stellen in einem dogmatischen Collegio als einen Beweis der Trinität zu brauchen, und in einem exegetischen Collegio zu verworfen, wie mir der Hofmeister meiner Kinder eben jetzt noch erzählt. Fürchten Sie auch nicht, daß sein Auditorium mit Studenten angefüllt und das Ihrige leer sein würde. So wie jeder rechtschaffene lutherische Vater seinen Sohn, den er nach Halle schickte, bisher vor dem bösen Semlero gewarnt hat, so wird er es auch vor dem Bahrtdtio thun. Und so wie diese Warnung die Folge gehabt hat, daß des Semleri Auditorium leer an Zuhörern geworden ist, so wird's auch beim Bahrtdtio geschehen, der sich noch deutlicher und lauter als jener erklärt hat.

Diejenigen Auditorien also, die jetzt am meisten angefüllt sind, werden es auch bleiben, wenn gleich der Bahrtdtius der Facultät zugesellt werden sollte; sie werden es bleiben, so lange ihre Herren Besizer nicht die Thorheit begehen, und ihre Dogmatiken drucken lassen.

b) Bedenken Sie, meine Herren, welcher ein furchtbarer Mann der Bahrtdtius ist. Er allein kann, nach Ihrem eigenen Geständniß, mehr verderben, als Sie alle fünf wieder gut machen können. Wenn Sie nun diesen Mann zu Ihrer Parthei ziehen könnten, welcher ein Gewinn! Welch eine Stärke würde durch seinen Beitritt Ihre Facultät über alle

theologischen Facultäten in der ganzen weiten Welt erlangen! Sie hätten alsdann auch gesunde Vernunft unter sich; und wenn es ja möglich wäre, daß die Theologie sich mit dieser ausöhnen könnte, so würde Ihre Facultät die erste unter dem Monde sein, die der Welt dieses unerwartete Spectaculum spectaculorum gäbe. Bedenken Sie, wie unüberwindlich Sie wären, wenn Sie in folgender Ordnung aufmarschiren könnten. Erstlich der sogenannte D. Semler mit der doppelten Lehrart voran; er versichert die Welt von seiner geraden ehrlichen Denkungsart, und hüllt sich in Nebel wie Aeneas.

Dann der D. Köstelt mit dem holdseligen theologischen Lächeln. Er sagt weder ja noch nein, minirt tief, und läßt die Mine zu rechter Zeit springen.

Ferner der D. Schulz mit dem Eselskinnbacken der Polemik, womit er alles schlägt, was sich nicht wehrt.

Weiter der D. Niemeier mit dem Lavendelwasser der schönen Wissenschaften, welches die Theologie so ambrosialisch macht, daß selbst der Teufel Lust zu ihr kriegen könnte.

Dann der D. Knapp mit der Fackel der Exegese, die vor der gesunden Vernunft hergeht, wie der Morgenstern vor der Sonne, aufgenommen da, wo die Vernunft gar keinen Vorgänger braucht.

Endlich der D. Bahrdt mit den Kanonen der gesunden Vernunft, der vollends Alles niederschleßt, was die vorigen noch haben stehen lassen.

Sagen Sie selbst, meine Herren, wo gäb es noch eine zweite theologische Facultät wie diese, besonders in Rücksicht auf die Kanonen? O nehmen Sie ja den Dr. Bahrdt auf!

c) Endlich bedenken Sie, welche unverwelkliche Ehrenkrone Sie sich flechten würden, wenn Sie durch die Aufnahme des Dr. Bahrdt thätig widerlegten, was Clericus und andre aus der Schule schwazende Klüglinge vom odio theologico geschrieben haben, daß sein soll wie der Wurm, der nicht stirbt, und wie das Feuer, das nicht erlöscht. Und wenn auch Ihr Haß gegen den Bahrdt noch nicht gestorben sein sollte, wenn Sie ihn aufnehmen, so bin ich doch sicher, er wird bald nachher sterben. Denn Sie haben alsdann mit dem Bahrdtio gemeinschaftliches Interesse; alle Lacher, die er jetzt auf seiner Seite hat, und die Ihnen und Ihrer Theologie so viel Schaden thun, sind dann auch auf der Ihrigen. Sie brauchen dann nicht weiter pro aris et focis gegen den Bahrdtium zu streiten; denn sobald Sie ihn aufgenommen haben, so opfern Sie ja alle sechs auf Einem Altar, und kochen alle sechs auf

Einem gemeinschaftlichen Herd; und was dann etwa in des Einen Topf mehr fällt, als in des Andern, das bleibt doch demselben Herde, und fällt legitime hinein, weil der Mann nun zünftig ist. O hätten Sie ihn gleich in die Facultät aufgenommen, als er nach Halle kam! Hätten Sie doch statt dessen nicht wider ihn nach Berlin geschrieben! Das hat Ihnen gewiß der leidige Teufel eingegeben, zur Rache dafür, daß D. Semler ihm so manchen Pöffen gespielt hat. Nun wird Ihnen, nach allem, was vorgefallen ist, der Entschluß, den Dr. Bahrdt unter sich aufzunehmen, viel schwerer werden, als er anfänglich geworden sein würde. Doch fassen Sie nur Muth, greifen Sie Ihr theologisches Herz frisch an, und denken Sie an den Ausspruch jenes heidnischen Kirchenvaters: Wer sich selbst besiegt, ist braver, als wer feste Städte einnimmt. Bedenken Sie die herrlichen Folgen dieses Triumphs über sich selbst: Das Sittenverderbniß in Halle wird wieder in seine alten Ufer zurücktreten; in Kalabrien wird kein Erdbeben mehr sein; Dr. Bahrdt wird wieder an die Tugend glauben; vielleicht gar wieder an die Theologie; alle seine Freunde, und ihre Zahl ist Legion, werden auch die Ihrigen werden; in Ihre Facultät wird gesunde Vernunft kommen, unbeschadet der ungesunden, die schon darin ist. Dann braucht es keines Scheiterhaufens für den Bahrdt, und das theure Holz kann gespart werden. Auch braucht niemand von Ihnen die Reise nach Konstantinopel mitzumachen. Kurz, jeder wird dabei gewinnen, niemand verlieren.

Aufgefordert von vielen Familien adeligen und bürgerlichen Standes, einmal ein Collegium zu lesen, welches für alle Stände genießbar sei, faßte Bahrdt den Plan, im Sommersemester 1785 moralische Vorlesungen zu halten. Wöchentlich eine Stunde wollte er dazu bestimmen, um die wichtigsten und interessantesten Themata aus dem Umfange der moralischen Religion herauszuheben.

Bahrdt hatte damals das große Auditorium, in welchem ehedem Baumgarten seine Vorlesungen gehalten hatte. Es faßte bei 400 Menschen. In diesem Hörsale ließ Bahrdt einen Abschlag machen; zwei Drittel des Raumes bestimmte er für Studenten und ein Drittel für Zuhörer aus andern Ständen. Der Abschlag sonderte beide Arten von Zuhörern von einander. Bahrdt's Vorsatz war, die Stunde des Sonntags um elf Uhr zu halten, wenn alle Kirchen geendigt wären: Sonn-

tags hatten überdies die Familien am ersten Zeit, einer solchen Stunde beizuwohnen und war wohl auch in Absicht auf Seelenstimmung dazu am geeignetsten.

Als Bahrdt sein Vorhaben bekannt machte, erhielt er in der Stadt den allgemeinsten Beifall; viele Offiziers und Familien versprachen zu kommen, eine ungeheure Menge Studenten meldeten sich. Bahrdt setzte seine moralischen Vorlesungen in seinen Lectionszettel, dieser ging mit der Liste aller academischen Vorlesungen nach Hofe und ward approbirt. Aber etwa vier Wochen vor Beginn der Sommervorlesungen hörte Bahrdt, daß besonders die Herren Theologen allerlei gegen seine Vorlesungen einzuwenden hätten. Er eilte zu dem Prorektor und fragte, ob das Gerücht Wahrheit habe. Dieser suchte die Achseln und gestand, daß allerdings verschiedene Einwendungen gemacht würden und daß man von Seiten der Universität dem Rektor durchaus nicht gestatten wolle, die Vorlesungen zu halten.

Nun wandte sich Bahrdt mit der Bitte um Protection an den Minister. Dieser antwortete: „mit heutigem Posttage habe ich an den Herrn Prorektor selbst geschrieben und ihm wegen Ihres Anliegens meine Gedanken eröffnet. Es werden Ihnen nun weiter keine Schwierigkeiten gemacht werden. Benutzen Sie Sich nur selbst dabei mit der nöthigen Vorsicht, und schaden sich nicht durch allzu freimüthige Aeußerungen.“

Aber bei einem neuen Besuche bei dem Herrn Prorektor war dieser in seinen Antworten wiederum so unbestimmt, daß Bahrdt weder Ja noch Nein aus ihm herausbringen konnte. Magnificus hat Bahrden bloß, die Zeit der Sonntagsstunden nicht mit öffentlich anzuschlagen.

Bahrdt ging, auf seine gerechte Sache und auf des Ministers Handschreiben vertrauend, an die Arbeit, creirte Entrébillets, setzte 200 derselben ab (das Honorar fürs halbe Jahr betrug zwei Thaler), ließ seinen Hörsal verschönern, ließ den Verschlag anstreichen, versah den für Familien bestimmten Raum mit Stühlen, publicirte und zeigte dem Prorektor an, daß er an dem und dem Sonntag beginnen werde. Und nachdem er so drei Wochen lang öffentlich seine Anstalten gemacht, schickt der Prorektor Abends spät vor dem ersten Sonntage den Bedell zu der Frau Junker, von welcher Bahrdt den Hörsal gemiethet, und ließ ihr befehlen, bei zehn Thaler Strafe sogleich die Thüren des Auditorii zu verschließen, mit Vorlegeschlössern zu verwahren und Bahrden schlechterdings allen Gebrauch des Hörsals zu verwehren.

Raum hatte Bahrdbt das erfahren, als er sich hinsetzte und an den Minister schrieb: „In diesem Augenblicke erfahre ich den höchsten Grad der allerniederträchtigsten theologischen Cabale, die je an einem Menschen verübt worden ist.“ Voll solcher heftiger Ausdrücke war Bahrdbt's Klageschreiben.

Als am nächsten Morgen Herren und Damen und Studenten nach Bahrdbt's Auditorium strömten, fanden sie das Haus mit Pöbellen und Häschern besetzt.

Auch über diesen Auftritt beklagte sich Bahrdbt in einem Schreiben an den Minister, welches dem ersten an Feuer nichts nachgab.

Nach vier Wochen schickten Se. Excellenz beide Briefe Bahrdbt's an die Universität, mit dem Befehl, sich dagegen zu verantworten. Was wurden da für große Augen gemacht: noch habe sich kein Mensch unterfangen, so etwas gegen alte königliche Professoren zu schreiben, da müsse ein exemplum sine exemplo statuiert werden. Es ging ein Bericht nach Berlin, der Alles enthielt, was man nur je gegen Bahrdbten aufgebracht: er hätte die Heiligkeit des Sonntages mit seiner Moral profaniren wollen; es hätte ein gefährlicher Tumult entstehen können, weil Bahrdbt für ein Irrlehrer gehalten werde; Bahrdbt sei ein leichtsinniger und sittenloser Mensch, den sonntägliche Erbauungsstunden durchaus nicht kleideten; schreckliche Unsittlichkeiten könnten entstehen, wenn in einem Auditorio Weiber und Töchter mit den Studenten zugleich sich einfinden sollten; Bahrdbt habe auf Bierbänken und in Kaffeehäusern seine Zuhörer zusammen getrommelt. — Auch das Hallische Stadtministerium mußte bei Hofe suppliciren, und stellte hauptsächlich den Grund gegen Bahrdbt auf, daß der Klingelbeutel in den Hallischen Kirchen darunter verlieren würde, indem zu besorgen sei, daß viele Leute, deren lüfterner Gaumen sie in Bahrdbt's Vorlesungen ziehen dürfte, nun die Frühkirchen versäumen und neumodischen Declamationen nachlaufen würden.

Nun sahen die Theologen mindestens einer knieenden Abbitte entgegen. Nach sechs Wochen erschien ein Rescript: „Wir haben auf Euern Bericht beschlossen, daß, da das Sommerhalbejahr meist zu Ende ist, die moralischen Vorlesungen des Dr. Bahrdbt vor der Hand ausgefetzt bleiben mögen: und soll derselbe, da er an seinem Theile Alles gethan hat, was ihm möglich war, nicht angehalten werden, die bereits empfangenen Gelder wieder herauszugeben.“

Im nächsten Winter hielt Bahrdbt endlich seine moralischen Vor-

lesungen in zwei Stunden wöchentlich, Mittwochs und Sonnabends. Dreihundert Studenten und im hintern Verschlag fünfzig bis siebenzig Dilettantis aus allen Ständen, — Rätke, Professoren, Bürger, Offiziers, mit Weibern und Töchtern, — füllten sein Auditorium.

Nach dem Tode Friedrichs II. gab Bahrdt alle Vorlesungen freiwillig auf und entsagte in einer Schrift an den Prorektor selbst dem *solo academico*.

Im Jahre 1787 ebirte Bahrdt in Berlin bei Bierweg: „Sämmtliche Reden Jesu, aus den vier Evangelisten gesammelt und so gestellt, daß man das ächte Lehrgebäude übersehen und mit der eigentlichen Religion Jesu sich bekannt machen kann.“ (Zwei Theile.)

Da waren die Reden Jesu aus den Evangelisten gesammelt unter Rubriken gebracht und nach der Reihe der Materien gestellt. Bahrdt hatte schon längst die Bemerkung gemacht, daß die Dogmatiker mit den *articulis fidei* sämmtlich aus den mißdeuteten Briefen der Apostel und vornehmlich denen an die Römer und die Hebräer entstanden waren, und daß man zu all den jüdischen Vorstellungsarten, welche die dogmatischen Systeme enthalten, überall nur Beweisstellen aus diesen Briefen allegiren konnte. Dies brachte in ihm den Gedanken hervor, daß es der Mühe werth sei, einmal das ganze christliche Publicum darauf aufmerksam zu machen, wie alle Beweisprüche für die sogenannten positiven Wahrheiten des Christenthums (Zurechnung des Falles Adams, Erbsünde, Rechtfertigung ohne Werke, übernatürliche Grade u. s. w.) bloß aus den Schriften der Apostel entlehnt seien und daß die Reden Jesu von manchen Artikeln gar nichts, von einigen nur scheinbare Spuren enthalten. Hieraus ergab sich der Schluß: Wenn Jesus in seinen Vorträgen auf jeden Fall die zur Seligkeit nothwendigen Heilswahrheiten gelehrt haben muß, so folgt, daß diejenigen Lehrsätze, welche er nicht gelehrt hat und welche man bloß aus apostolischen Schriften herleiten will (gesetzt auch, daß sie aus denselben erweislich wären), doch gar nicht von großer Wichtigkeit sind, sondern zu den entbehrlichen Wahrheiten gerechnet werden müssen. Aus den „Sämmtlichen Reden Jesu“ sollte also der forschende Christ erkennen, was wirklich Lehre Jesu sei und was dagegen spätere Lehrer der Kirche aus ihren eigenen Reflexionen und Phantasieen hinzugethan haben.

Und um seinen Gedanken vollständig durchzuführen, ebirte Bahrdt in Berlin bei Mylius seine „Analytische Erklärung aller Briefe der Apostel Jesu“ (3 Bände), ein Werk, in welchem er dem Publicum

vollends die Resultate seines vieljährigen Studiums über das neue Testament lieferte. Er bemühte sich hier, zu zeigen, daß auch die apostolischen Schriften, in ihr rechtes Licht gesetzt, nur das vernünftige Lehrgebäude enthalten, was er bereits in den „Sämmtlichen Reden“ aufgestellt hatte.

Den vorzüglichsten Applausus aber erhielt Bahrds „System der moralischen Religion, zur endlichen Beruhigung für Zweifler und Denker“ (zwei Bände, Berlin 1787). Durch das Studium der Reden Jesu war Bahrden der Mittelpunkt fixirt worden, in welchem er sein ganzes Religionsystem zu concentriren hatte: — die Menschenliebe nämlich, welche er als das höchste Bedürfnis für die menschliche Glückseligkeit und folglich als den ersten Grundsatz aller vernünftigen Religion erkannte. Aus dieser Erkenntnis entstand sein „System der moralischen Religion,“ bei dessen Ausgabe er sich einer kleinen Kriegslist bediente. Er ließ nämlich einen andern Titel drucken, welcher ein „System der reinen Lehre Jesu und der Apostel“ ankündigte und seinen Namen nicht enthielt, und das Buch unter diesem Titel ein Vierteljahr lang verkaufen. So wurden das Publikum und die Recensenten getäuscht, und partheiische Abneigung gegen Bahrds Person von ihrem Urtheil entfernt. Diese List gelang, das Buch wurde gleich mit lautem Beifall aufgenommen, und gerade die Leipziger Zeitung, die sonst alle Schriften Bahrds gestriegelt hatte, intonirte die erste Lobpreisung.

Das Buch gewann Bahrden viele Freunde. Menschen, denen die Fama Bahrden als einen heillosen Mann schilderte, der alle theoretische und practische Religion mit Füßen trete, geriethen in ein angenehmes Erstaunen, da sie vernahmen, daß dieses System Bahrds Glauben, Bahrds Ueberzeugungen enthalte.

Noch schrieb Bahrds damals „Ueber Pressfreiheit und deren Grenzen; zur Beherzigung für Regenten, Censoren und Schriftsteller“ (Züllichau bei Fromman 1787), ein Buch, welches die meisten lauten Lobpreisungen erhielt und von dem Königlichen Kammergericht in Berlin als Autorität citirt wurde.

„Diesen Bahrds werden sie wohl ungeschoren lassen,“ das hatte Freilingshausen gesagt, als Bahrds nach Halle kam. Es nahte jetzt die Zeit, wo dieser Bahrds doch geschoren werden sollte. Das Religionsedict vom 9. Juli 1788 erschien.

VI.

„Das Religionsedict, Ein Lustspiel“ und Eine Gefängnißgeschichte.

Bald nach Erlaß des Religionsedicts erschien ein Lustspiel, das Religionsedict betitelt: Im ersten Aufzuge erhält der Prediger Blumenthal zu Micheln den Auftrag, das Religionsedict anzufertigen. Er kommt des Abends spät nach Hause, und ist dermaßen betrunken, daß einige Bauern seiner Gemeinde ihn führen müssen, er hat in der Betrunktheit die Perücke verloren, welche ein Bauer ihm nachträgt. Unter verschiedenem Lärm, der mit Fluchen, Toben und Schlägen der Seinigen begleitet ist, erinnert ihn sein Großknecht an eine ihm des andern Tages aufgetragene Reise nach der Stadt. Blumenthal kann sich anfangs daran nicht zurückerinnern, als seine Frau aber der Brieffschaften aus Berlin gedenkt, fällt ihm bei, wie es Seite 3 heißt: „ich soll für Bruder Wöllnern ein neues Religionsedict machen.“ Alle diese Aeußerungen sind mit den kräftigsten Fluchen und Rülpsen begleitet, und über den Gegenstand des Edicts sagt er unter diesen widrigen Ausbrüchen: „es soll die Aufrechthaltung der reinen Lehre sichern; es soll den neuen Aufklärern Einhalt thun, und es soll doch auch so ausgedrückt sein, daß es den Schein der Toleranz behält.“ Auf der 9ten Seite wird dann unter den Anwesenden, welches ein Kandidat, ein Prediger aus der Nachbarschaft und die aus Mutter und Tochter bestehende Familie Blumenthals sind, über diesen Schein der Toleranz, über Vernunft und Aufklärung gesprochen, und Seite 10 beginnt Blumenthal die Anfertigung des Edicts; der Prediger Kinderling äußert dabei S. 10: „es ist doch eine Fügung der weisen Vorsicht, daß nun endlich ein Regent die Preuß. Staaten beherrscht, welchem die Lehre des Evangelium Jesu am Herzen liegt. Und ich verehere Sie, liebwerthester Herr Amtsbruder, als ein Werkzeug dieser göttlichen Vorsehung.“ Auf die Frage des Kandidaten Kluge, ob er, Blumenthal, wirklich den Auftrag habe, ein neues Religionsedict zu schreiben, erwiedert dieser S. 11: „der Minister v. Wöllner ist mein alter Universitätsfreund, und hat sein ganzes Vertrauen auf mich gesetzt. Er schreibt mir gestern: Lieber Bruder, Du mußt jetzt Deinen Kopf anstrengen, und ein Religionsedict machen, das Hände und Füße hat. Aber Bruder, mit

Klugheit, mit Delikatesse muß es abgefaßt sein. Es giebt Leute, Du verstehst mich, die auf mich lauern, und es scharf kritisiren werden. Nimm Dich in Acht und wende Deine beste Kraft dran."

Nach verschiedenen Reden fängt Blumenthal S. 13 an, den angefertigten Eingang des Edicts vorzulesen, und Kluge sagt noch vorher für sich: „Gott! ein besoffenes Schwein! der Concipient eines Religionsedikts!"

Kinderling lobt Alles S. 14, dagegen aber erhebt sich S. 15 mit Klugen ein Streit, wo dem letztern in den Mund gelegt wird: „daß die im Eingange des Edicts befindlichen Worte: „nach dem Exempel unsrer Vorfahren“ ein nachtheiliges Licht auf die vorige Regierung zu werfen, ein gesuchter Anstrich zu sein scheinen — daß dieses wohl dem Könige, in dessen Namen er schreibe, keine Ehre mache. Sollte Friedrich Wilhelm nicht vielmehr in die Fußstapfen dieses größten Königs treten, werde ganz Europa fragen, als die Zeiten der Brandenburgischen Barbarei sich zum Muster nehmen wollen?"

S. 17 sagt eben derselbe bei Gelegenheit des im Edikt gebrauchten Ausdrucks: die christliche Religion der protestantischen Kirche erhalten und wieder herstellen werde: „machen Sie also Ihren König nicht offenbar zum Tyrannen, der einem großen Theil seiner Unterthanen ein natürliches Recht entreißt, und dasselbe einem andern Theile, der hier die protestantische Kirche ist, ausschließend ertheilt?"

S. 18 „der Regent, der sie (die Rechte der Duldung) ihnen (den Socinianern, Deisten u. s. w.) streitig macht, handelt eben so schändlich, als diejenigen handelten, welche sie ehemals den Protestanten streitig machten."

Ferner läßt der Verfasser eben diesen Kluge sagen, bei der Gelegenheit, da im Edikte gesagt wird, daß aus der Verfälschung des Christenthums Zügellosigkeit der Sitten entstanden sei; S. 19: „das ist doch wirklich eine gar zu große Klausenmacheri, womit der einfältige Leser getäuscht werden soll. Meinen Sie denn, daß der kluge Leser das nicht merken soll, und diesen Deckmantel der tyrannischen Anmaßung über die Rechte der Unterthanen und der groben Partheilichkeit gegen gewisse Secten nicht abzuziehen weiß? — Und ist es nicht freche Unwahrheit, wenn Sie Ihrem Könige in den Mund legen — daß er durch solche Vorsorge seinen Unterthanen einen Beweis geben wolle, wessen sie sich in Absicht ihrer völligen Gewissensfreiheit zu versehen haben — wahrhaftig ein schöner Beweis von landesväterlicher Vorsorge, wird

man sagen ic. — schon im Introitu ist so viel Intoleranz, so viel Inconsequenz und Widerspruch, daß mir der Gräuel ankommt, die Folge zu lesen.“

Kluge geht hierauf S. 21 ab, und nun läßt der Verfasser den Blumenthal in Verfertigung des Edikts fortfahren, wobei dessen Frau und Tochter ihm Einwürfe machen. Erstere sagt S. 27: „doch kann ichs nicht lassen, dieß zu sagen, daß die Welt über dein Edikt sich lustig machen wird;“ und S. 28: „die Leute werden sagen, in diesem Falle habe der Minister die Welt zum Besten gehabt.“

S. 29 sagt Blumenthal selbst, als von den Naturalisten, und daß solche von der Duldung ausgeschlossen sind, die Rede ist: „es hat seine politischen Ursachen, warum man das Geschmeiß nicht mehr dulden will. Sie sind uns andern zu klug, und — machen auch das Volk zu klug.“

S. 34 heißt es bei Gelegenheit, wo das Edikt der alten Kirchenlegenden gedenkt: „nun willst du die Epoche deines Friedrichs Wilhelms so schänden, und mitten in den Zeiten des Lichts gerade den alten Mist von neuem privilegiren, der so lange die Welt angestunken hat!“

S. 38 bei längst widerlegte Irrthümer: „der Kniff ist wahrlich zu alt und zu merklich.“

S. 39: „Ich fürchte, daß dein Bruder Wöllner wird mit dem Edikt so gehänselt werden, daß ihm der Angstschweiß ausbrechen wird.“

Als alle Anwesende eingeschlafen sind, vollendet Blumenthal das Edikt, womit sich der erste Aufzug schließt. Im zweiten ist Blumenthal in Berlin, wo er in den ersten fünf Scenen gegen den Gastwirth den Heuchler spielt, in der sechsten Scene erscheint der Geheime Rämmerer Rieß, und hier sind folgende Aeußerungen zu bemerken.

S. 56 sagt Rieß: „Je, der alte Friß Wilhelm macht, was er gemacht hat, wenn er nur recht viel machen könnte. Aber es hat keine rechte Haltung mehr.“

Es wird sodann erzählt, wie man sich bemühe, den Zugang zum Könige zu verwahren; dabei sagt Blumenthal S. 57 zu Rieß: „Ja, Bruder, das ist die Hauptsache, daß ihr keine Unterthanen vor den König laßt;“ und Rieß erwiedert darauf: „Keinen Menschen. Was von Suppliquen eingeht, lesen wir erst, ich und Wöllner, und was uns nicht ansteht, marschirt in's Kamin. Der Teufel möcht's aushalten, wenn alles, wie beim vorigen König, sich mausig machen dürfte.“

Darauf erkundigt sich Blumenthal, ob sich nicht manchmal die eine

oder andre Broschüre einschleicht? und Alex antwortet: „O ja! aber da wissen wir uns schon zu helfen. Wenn so ein Teufelsding zur Welt kömmt, geht Wöllner gerade zum König, erzählt ihm selbst mit ruhigem Lächeln von der neuen Spottschrift, und bietet sie Ihm zum Lesen an. Und wenn dann der König, der nie Zeit und Lust zum Lesen hat, nicht hitzig darauf thut, welches der Wöllnersche Introitus schon verhindert, so liest ihm Wöllner selbst einige Stellen daraus vor, läßt die Ausdrücke, die allenfalls Eindruck machen könnten, weg, schiebt einige andere, die platt und plump lügenhaft sind, hinein, und bringt es in wenig Minuten so weit, daß der König das Ding verachtet. Nun so mag auch ein alter Minister kommen und von weitem des Dinges Erwähnung thun, so erhält er allemal zur Antwort: den elenden Wisch kenne ich schon. Und so denkt der Minister und die Welt, der König habe es gelesen, und es sei ohne Wirkung geblieben.“

Die 7. Scene enthält Unterredungen zwischen Blumenthal, Nikolai, Wach und Apisich. In der folgenden Scene wird S. 71 bei Gelegenheit des Buchs über die Preßfreiheit und deren Grenzen gesagt: „Dieses Buch enthält Alles, was ihr neues Religionsedikt als ein Ding aufstellen kann, welches mit der Vernunft, mit allen Rechten der Menschheit, mit den Pflichten eines guten Regenten und mit dem Wohl des Staats im geradesten Widerspruche steht.“

Der dritte und vierte Aufzug sind bloße Skizzen; von dem dritten ist jedoch zu bemerken, daß der Schauplatz im Staatsrathe ist, wo das Religionsedikt zum Vortrage kömmt, und bald nachher auch ein neues Polizeiedikt, in welchem anbefohlen wird, daß jeder, der im Lande eine Bedienung haben will, ein priesterliches Attestat haben soll, daß er alle Jahr viermal gebeichtet und communicirt habe. Ferner daß am Sonntage hinfüro kein Mensch spazieren fahren, Karten spielen, Musciren, Tanzen, den Beischlaf exerzieren, und — auf einem Beine stehen soll u. s. w.

Der vierte enthält bloß Universitätsverhältnisse der Akademie zu Halle; den fünften hingegen bilden vier nach dem Thiergarten in Berlin verlegte Gruppen. Die erste besteht aus Schustern, Schneidern, und ähnlichen Leuten; die zweite aus jungen Herren und Damen, welche sämtlich im Jahre 1787 geabelt worden sind; die dritte aus Philosophen; die vierte formirt der Kronprinz mit einigen seiner Vertrauten hinter einer Hecke.

Bei der ersten Gruppe sind folgende Aeußerungen zu bemerken:

S. 77 ist vom Religionsedikt die Rede, und Meister Biegeleisen nennt es die Hauptperle in der preussischen Krone. Meister Kamm erwidert: „eine schöne Perle! nun sollen wir gemeinen Leute mit aller Gewalt wieder dumm werden,“ und nach verschiedenem Gespräch sagt Meister Schuhpech S. 79: „ihr Narren, was hilft uns das, wir sind mit unsern Predigern jetzt schlimmer dran, als sonst. Sonst, da die Prediger Freiheit hatten, wußten wir doch so viel, daß das, was sie uns vorsagten, ihre eigene freie Ueberzeugung war. Da konnten wir wenigstens mit einigem Zutrauen sie hören, und von ihnen lernen, jetzt da ihnen alles, was sie lehren, befohlen ist, jetzt weiß kein Mensch mehr, ob das, was der Prediger sagt, eigene Ueberzeugung ist, oder ob er's nur um des Befehls willen und aus Furcht vor der Kassation uns vorschwaht.“

Das wird eine schöne Religion im Lande werden, die uns die Prediger auf Befehl und bei Strafe der Kassation lehren müssen.“

Meister Kamm sagt darauf S. 80: „ja es steht ausdrücklich im Edikt, die Prediger möchten in ihrem Herzen glauben, was sie wollten, sie sollten nur öffentlich nach der Norm lehren. Bei Gott! da brauchte der König nur Maschinen mit Priesterröcken machen zu lassen, die nach der Norma schwagen könnten, wie die Maschinen, die nach der Norma Schach spielen, so brauchten wir keine Priester mehr zu besolden.“

Meister Biegeleisen: „Auch Kirchen gehen und communiciren wird anbefohlen werden.“

Meister Kamm: „Bravo! so wird man die Religion am Ende noch mit Execution einführen. Nun giebt's ein schönes Christenthum! das ist wie bei den Katholiken, die einen Beichtzettel haben müssen.“

Bei der zweiten Gruppe heißt es S. 83: „das ist, als wenn mir befohlen würde, die großen Einsichten des neuen Ministers gründlich zu predigen, bei der Ueberzeugung, daß er keine besitzt.“

In der dritten Gruppe ist S. 83 jemandem in Mund gelegt: „jetzt möchten sie fragen, wo ich die Vernunft zu lassen gedanke, seitdem Geistesfischer und Heuchler den Thron belagert haben.“

Die vierte Gruppe enthält S. 88 folgendes:

„Kronprinz: (knirschend und mit aufgehobenem feurigem Blick.) Ich will sie schon austheilen die Rollen. — Geist meines Onkels umschwebe mich, leite mich, bis ich zum Ziele gelange, wo ich ganz in dir leben und wirken werde! — dann sollen alle die Großinquisitors und Geistesfischer und Rosenkreuzer ihren Lohn bekommen, für alle die

Schande, die sie dem preussischen Staate und Throne zugefügt haben.“

Auf eine Denunciation seines Secretärs Röger glaubte man in Bahrdt den Verfasser dieses Lustspiels erkennen zu müssen. Eine Allerhöchste Cabinetordre des Königs Friedrich Wilhelm II. vom 2. April 1789 an des Herrn Großkanzlers von Carmer Excellenz lautete dahin: „Da der berühmte Dr. Bahrdt zu Halle nicht aufhöre, allerlei ungebührliche Schriften wider das Christenthum und vornehmlich unanständige Sachen gegen das Religionsedikt drucken zu lassen, dabei aber geheime und höchst verdächtige Correspondenzen führen solle, so ergehe der Allerhöchste Befehl, sich sogleich desselben Person und Papiere zu versichern, die strengste fiscalische Untersuchung gegen ihn anzustellen und nach Befinden der Sache darin rechtlich erkennen zu lassen.“

Am 7. April wurde Bahrdt verhaftet. In der Schrift: „Geschichte und Tagebuch meines Gefängnisses“ (Berlin bei Bieweg 1790) erzählt er: „Es geschah am siebenten April, da ich sorglos und heiter in meinen Geschäften unter meinen Kindern umherging, daß der Aktuarus Wagner Morgens um 9 Uhr ins Haus trat, hastig die Treppe hinauf schoß, und nach mir fragte. Ich kam unten herauf, sah ihn oben auf der Treppe, erblickte ein leichenblaßes Gesicht und — im Moment war der Gedanke in meiner Seele — du wirst arretirt. Nun, wie Gott will!

„Ich ging in den Hof, erblickte von weitem drei Häfcher über meinen Acker herkommen und ward in meiner Ahndung bestärkt. Zeit genug hatte ich, mich auf mein vortreffliches Pferd zu schwingen und hinten durch den Schuppen zu entkommen, da es bei dem großen Wasser, welches die ganze Gegend überschwemmt hatte, unmöglich war, daß diese Fußgänger, die den Wagen auf der andern Seite der Saale hatten zurücklassen müssen, mich einholen konnten. Allein der Gedanke an meine Kinder und mein Bewußtsein, daß ich kein eigentlicher Verbrecher war, hielten mich ab. Ich ging alsobald hinauf und begab mich mit Herrn Wagner in ein Seitenzimmer.

„Der erschrockene und völlig zitternde Mann machte eine Vorrede, die mich mehr erschrecken konnte, als die Sache selbst. „Ich habe in meinem Leben,“ sagte er athemlos und blaß, „keinen so traurigen Auftrag gehabt u.“ Ich unterbrach ihn sehr bald. Sein Sie ganz ruhig, Freund, Sie können nichts dafür. Sie handeln auf höchsten Befehl. Ich weiß, Sie wollen mich arretiren. Ich folge Ihnen ohne alle Er-

schrockenheit. — „Ja, aber erst müssen alle Ihre Papiere versiegelt werden.“ — Sie sollen alles haben. Kommen Sie getrost. — „Ich muß Ihnen, sagte er hierauf, noch immer bebend, das Kommissoriale erst mittheilen.“ Ich las es.

„Es ist fürchterlich“ — waren, nach Lesung desselben, meine Worte, „nehmen Sie mich in Empfang.“ Sofort führt' ich ihn durch alle Zimmer, übergab alle vorfindliche Papiere, und bereitete mich zu meinem Abzuge, indem ich mich mit einem Kamm, einem Scheermesser, Federmesser, Bleistift und einigen Schreibmaterialien versah.

„Da alle Papiere in ein kleines Zimmer gebracht worden, und man dasselbe an den Fenstern und der Thüre versiegelt und mit einer Wache versehen hatte, ging ich in die Wirthschaftsstube, und gab an die Haushälterin mein vorrätziges Geld ab, wobei ich die nöthigsten Anordnungen wegen der Haushaltung hinterließ.

„Meine Kinder standen bei der ganzen Scene betäubt, wußten aber noch immer nicht, daß es auf meine Person abgesehen sei, weil ich zumal selbst so gelassen ausah und so ruhig und lebhaft geschäftig war: sondern sie glaubten nur, man wolle sich meiner Papiere bemächtigen. Als ich aber mit der kältesten Miene sagte: „lieben Kinder, ängstet euch nicht, ich werde selbst arretirt: aber es hat keine Gefahr, wir werden uns bald wieder sehen“ — da hingen sie sich fürchterlich schluchzend an meinen Hals, und wollten in Jammer versinken. Doch mein Muth und die Ruhe meines Ausdrucks machte, daß sie sich bald wieder faßten, ob es gleich mehr eine Erstarrung ihrer Gefühle war, die nur wenige Augenblicke dauern konnte. Ich benutzte daher dieselben, um von dem neuen Ausbruche der Wehmuth, durch Thränen und Händeringen, meines Bischofen Standhaftigkeit nicht beraubt zu werden, und eilte, so schnell als möglich, aus dem Hause.

„Der Zustand der Meinigen, nachdem ich fort war, geht über meine Beschreibung.

„Wir gingen zu Fuße, von drei Häschern begleitet, nach der Saale, ließen uns da in einem Kahne übersetzen, fanden auf der andern Seite den Wagen, und fuhren in demselben, indes die Knechte zu Fuße nebenher gingen, zur Stadt und aufs Rathhaus zu.

„Die ganze Sache war so unvermuthet gekommen und bei der Procedur eine solche Schnelligkeit vorgeschrieben worden, daß die Königl. Commissarien selbst noch nichts wußten, da ich ankam, und noch nicht einmal ein Gefängniß für mich zubereitet war. Ich mußte daher in der

Kommissionsstube, unter den Augen einer Wache, über eine Stunde warten, bis endlich der Geh. Rath Bachhausen hineintrat, mir sein Mitleid bezeugte, und mich dem Stockmeister übergab.

„Ich ward hoch hinauf bis unter's Dach geführt und von drei Häschern abermals begleitet. Hier hörte ich zum erstenmal in meinem Leben — ein alter funfzigjähriger Gelehrter — Schlösser klirren und Riegel rasseln. Aber meine Gelassenheit wich nicht einen Augenblick. Der Kerker, in den ich geführt wurde, war graus. Er hielt fünf gute Schritt ins Gevierte, war mit einem hohen Balken durchzogen, der über den Boden lag, mit großen Haspen zur Anschließung der Geseffelten versehen war, und mir daher auch die fünf Schritt Promenade unmöglich machte. Ein hölzerner Schemel, eine bretterne Britsche zum Schlafen, und ein alter von muthwilligen Händen zerschnittner Tisch, worauf kein Papier eine gerade Unterlage fand, waren meine Mobilien.

„Zum Fenster konnt' ich nicht gelangen, um bei einem Nothfalle die Leute auf der Gasse aufmerksam zu machen, weil dasselbe hoch oben zum Dache hinauszog und also einen drei Ellen langen Schlund vor sich hatte, welcher vorn mit eisernem Gitterwerk versehen war und am Ende noch ein zweites Gitter enthielt.

„Dieser traurige und dabei äußerst schmutzige Aufenthalt war daher für einen Mann von Gefühl in mehr als einem Betracht abscheulich und, für einen fränklichen Mann, wie ich war, äußerst qualvoll und gefährlich.

„Man erwäge nur, daß ich erstlich keinen Menschen errufen konnte und daß der Stockmeister regelmäßig nicht anders als früh um 7 Uhr, Mittags um 12, und Abends um 6 Uhr seine Gefangenen besuchte, wo er auf einen Augenblick eintrat und die nöthigsten Bedürfnisse darreichte. Ich konnte also keine menschliche Bewegung nur von weitem hören (denn auch das bloße Hören mindert das Schreckliche der Einsamkeit) und hatte in 24 Stunden nur dreimal, 4 Minuten lang, Gelegenheit, mit einem Menschen zu reden. Folglich war ich für jeden Krankheitsunfall ganz eigentlich hilflos. Und wie? wenn Feuergefahr, oder bei den vielen Gewittern dieses Sommers ein Blitzstrahl meinen Kerker betroffen hätte? Eine solche Lage muß nothwendig für einen Gelehrten um desto schrecklicher sein, jemehr er über sie nachdenkt und ihre Möglichkeiten sich vorstellt.

„Hierzu kam zweitens der schreckliche Gestank, in welchem ich unaufhörlich athmen mußte. Denn es stand ein großes Faß mit einem

Deckel in diesem engen Behältnisse, welches den Abtritt vorstellte. Dieß Faß war vielleicht Jahre lang schon gebraucht, und hatte also die Quintessenz der menschlichen Unreinigkeiten so in sich gezogen, daß, wenn ich es auch täglich ausgießen ließ, dennoch der unerträgliche Gestank, der an dem Faße selbst haftete, mich martern und meiner Gesundheit nachtheilig werden mußte.

„Ein drittes Uebel war dabei, der Mangel der frischen Luft. Denn das Fenster war, wie gesagt, oben am Ende eines Schlundes, konnte also von mir nicht eröffnet werden, und ließ auch, wenn nicht sehr heftiger Wind war, keine merklich frischere und reinere Luft ins Zimmer . . .

„Schon seit dem zweiten Tage meines Arrestes hatte ich keine Leiböffnung mehr und der Gebrauch der Arzneimittel wirkte schon durchaus nichts, als den Abgang weniger Körner, welche schwarz und hart waren, und also einen hohen Grad von Trockenheit und Verstopfung der Eingeweide anzeigten. Dabei fanden sich meine Schmerzen in der Seite wieder ein, welche schon den fünften Tag von 3 Uhr des Nachmittags bis spät in die Nacht anhielten, und mit dem heftigsten Schweiß sich endigten. Alle Abend verspürte ich ein schleichendes Fieber. Und ein Husten zeigte sich, den ich den Ausdünstungen des Faßes zuschrieb, dessen Gestank ich den ganzen Tag über einathmen mußte . . .

„In diesem Zustande der tiefsten Bekümmerniß der Seele und täglicher Körperschmerzen war es natürlich, daß ich alles anfing zu empfinden, was ich anfangs, bei noch völliger Geistesstärke, gar nicht bemerkt hatte. Nun ward ich auch den Verlust der Freiheit gewahr. Nun erst fing ich an, mir es deutlich bewußt zu werden, daß ich in vier Wände und eiserne Gitter eingeschlossen war. Nun hörte ich mit Schauder das Gerassel der Schlüssel, wenn der Stockmeister kam, und das Geklirr der Riegel und Ketten, wenn er ging. Nun fühlte ich mit jedem Tage mehr das Unwürdige meines Schicksals . . .

„Wahrhaftig! Gefängniß, für einen Mann von Gefühl und gewohnter, freier Thätigkeit, ist — Mord. Denn er lebt nur, so lange er in freier Thätigkeit ist. Er ist also im Kerker todt. Ist's nun nicht gleich, ob ich einem vom letzten Theile seines Lebens ein Stück vernichte, oder aus der Mitte desselben? Ein gemeiner Mensch, dem der Sonntag, wo er sich gedankenlos dehnt, und streckt, und gafft und gähnt, sein bester Tag ist, dem ist oft Gefängniß Lebensverdopplung.

„Räthselhaft ist's, daß die Gesetzgeber die Strafe nicht nach der

Empfindung messen, da diese doch Zweck des Strafenden ist, daß es der Gefrahte fühlen soll. Auch der große Joseph versteht es hierin noch sehr. Einen Mann von Ehre an Pranger gestellt, welche eine hundertfache Strafe, nach der Empfindung gemessen, in Vergleichung mit einem gemeinen Kerl, dem eine Stunde am Pranger Spielwerk ist! Einen armen Vater um Geld strafen wie einen Reichen, welche Ungleichheit!“ —

Nach qualvollen und peinigenden Verhören, in denen Bahrdt nur so viel gestand und gestehen zu können behauptete, daß das Lustspiel von unbekannter Hand ihm zugeschickt sei, daß er Aenderungen darin angebracht und daß er es an den Drucker befördert habe (das letztere widerrief er später) wurden die Acten endlich für geschlossen erklärt. Die Sentenz verurtheilte Bahrden zu zweijährigem Festungsarrest und in die Kosten; durch die Königliche Gnade wurden die zwei Jahr in eins verwandelt, welches Bahrdt auf der Magdeburger Citabelle absaß.

In diesem Jahre verfaßte Bahrdt seine „Geschichte meines Gefängnisses“ und die „Geschichte seines Lebens, seiner Meinungen und seiner Schicksale.“ (Der Herausgeber bemerkt, daß er die Darstellung von Bahrdt's Leben und innerer Entwicklung so viel wie möglich mit dessen eignen Worten gegeben). Ferner edirte Bahrdt von Magdeburg aus die Schrift „Mit dem Herrn von Zimmermann deutsch gesprochen“ (aus welcher noch einige Auszüge beigefügt sind). Die Entlassung aus seinem Gefängnisse überlebte er nicht zwei Jahre. Alles in Allem gerechnet hat Bahrdt während seines Lebens 126 Bände geschrieben.

VII.

Mit dem Herrn von Zimmermann

Ritter des St. Wladimir Ordens
von der dritten Klasse,

Königlichem Leibarzt und Hofrath in Hannover,
der Akademien der Wissenschaften in Petersburg
und Berlin, der Gesellschaften der Aerzte in
Paris, London, Edinburgh und Copenhagen,
und der Societät der Wissenschaften in Goettingen
Mitgliede.

Deutsch gesprochen

von

Dr. Carl Friedrich Bahrdt,

auf keiner der Deutschen Universitäten weder ordentlichen noch außerordentlichen Professor, keines Hofes Rath, keines Ordens Ritter, weder von der ersten noch dritten Klasse, keiner Akademie der Wissenschaften, wie auch keiner einzigen gelehrten noch ungelehrten Societät Mitgliede ic. ic.

1790.

Mein lieber Herr Ritter!

Es wird Ihnen auffallen, daß ein Mann, welcher nach den großen Begriffen, die Sie von Ihrer eigenen Erhabenheit sich gemacht haben, sich zu Ihnen verhält, wie der kleine David zum Riesen Goliath — daß, sage ich, ein so kleiner Mann sich an Sie wagt und, mit dem von Kaiserinnen, Königen, Fürsten und Staatsministern geehrten, und mit der engsten Vertraulichkeit der Großen beglückten Zimmermanne deutsch zu sprechen sich erdreistet. Allein wenn Sie sich zur Beherzigung einiger ernsthaften Betrachtungen hochgeneigt herablassen wollen, so werden Sie gar leicht Ihre Verwundrung einstellen können, und diese Erscheinung weiter nicht im mindesten befremdend finden.

Bin ich doch bekanntlich ein Mann, der von der Mutter Natur einmal mit einem schier seltenen Grade von Feuer und Dreistigkeit ausgefeuert ist. Ich bin gewohnt, mit eiserner Stirne, auf Alles loszugehen, was mir in meinen Weg kommt, und besonders die Narrheiten sowohl als die Tüden der Gläubigen mit unverschönder Hitze anzuz-

greifen, ohne mich darum zu bekümmern, ob sich diese Krankheiten unter Stern, Ordensband und Rittergeheng verbergen oder ob sie aus einem zerlumpten Rocke hervorschimmern. Ich habe nie gelernt, in der feinen Hofsprache zu reden und an Leute, die ich der Geißel würdig finde, süße Worte zu verschwenden und den Unwillen des Herzens zu verheimlichen. Ich rede (so lang ich als freier Mann reden kann) gerade heraus, und sage es jedem vor die Stirn, was und wie ich's denke. Und ungeachtet ich schon manchmal durch meine Hitze und muthvolle Dreistigkeit im Schreiben mir nicht geringe Uebel zugezogen habe und von meinen Freunden gewarnt und gebeten worden bin, die Pillen, die ich meinen Kranken reiche, besser zu versilbern, so habe ich doch, selbst bei meinem besten Willen und Vorsage, mich nie im Stande befunden, den Lutherischen Kopf in Melanchthons Schlafmüdigkeit zu kleiden. Es ist das kühne und rasche Handeln mir einmal Natur und scheint diese moralische Krankheit eben so wenig zu vertreiben zu sein, als die körperlichen Krankheiten, welche man chronische und veraltete nennt. Und gerade wie Sie, mein Herr Ritter, von Ihrem ganz kalabrischen Selbstdünkel durch die concentrirteste Kraft des Löwenzahns der Satyre, die aus Berlin und Göttingen bereits an Ihnen versucht worden ist, bis diesen Augenblick nicht geheilt haben werden können — recht wie dort der weise Salomo sagt: wenn Du den Narren im Mörser ic. — sans comparaison! — so hat sich auch an mir das Sprichwort naturam furca etc. dergestalt bewähret, daß ich noch in Absicht auf Feuer und Muth in meinem funfzigsten Jahre derselbe Mensch bin, der ich vor einigen dreißig Jahren schon war. Ich kann keine Komplimente machen und — ich kann sie also auch mit Ihnen nicht machen, wenn Sie auch wirklich der große Mogul wären oder — wenn noch zehn Katharinen mit Ihnen correspondirten und noch zwanzig Könige und Minister Ihnen Staatsgeheimnisse in's Ohr flüsteren.

Und bedenken Sie dabei, daß Sie mich selbst herausgefordert und, gleich jenem Philister, dem Zeuge Israels öffentlich Hohn gesprochen haben. Denn Ihre Fragmente über Friedrich den Großen, mit welchen Sie das liebe Publicum um eine ganz ansehnliche Summe Geldes zu schneuzen geruhet haben, enthalten nicht nur die wildesten Ausfälle auf meine Schriften, und die darin vorgetragenen Ueberzeugungen, sondern Sie stellen mich auch (ohne je von mir beleidigt zu sein) namentlich als einen Mann auf, den Sie als einen Feind des Vaterlandes, der Religion, der Menschheit und folglich auch — als Ihren Feind betrachten.

Da Sie also mir, meiner Wahrheit und — zugleich meiner ganzen Glaubensgenossenschaft so förmlich den Krieg angekündigt haben, so dürfen Sie es sich wahrhaftig nicht fremden lassen, wenn ich Ihnen meinen Mann gleichfalls stelle, um eine Lanze mit Ihnen zu brechen. Denn fliehen, Herr Ritter, habe ich nie gelernt. Und wenn noch zehn solche Ritterchen wie Sie, auf einem Ambose in einen zusammen geschmiedet, sich so vor mich hinstellten wie Sie, so würde ich, noch mit eisgrauem Kopfe, meinen Arm gegen sie schwingen, und ihnen zeigen, daß Muth und Kraft mich nicht verlassen haben.

Und ist das alles nicht hinlänglich, Ihnen meine Erscheinung als eine ganz natürliche Sache begreiflich zu machen, so beherzigen Sie noch, daß Sie mich und meine Genossenschaft nicht bloß herausgefordert, sondern zugleich auf eine Art überfallen und gemißhandelt haben, die man in den Ritterzeiten eine unehrliche Beschdung genannt haben würde. Denn Sie haben in Ihren ebengedachten Fragmenten nicht wie ein edler Ritter mit ächten Ritterwaffen gegen uns gefochten: Sie sind nicht auf einem Rosse gegen uns ausgezogen und haben Schild, Schwerdt und Lanze uns entgegen geboten, sondern Sie haben auf einem Ziegenbocke uns angesprengt, haben mit demselben sich auf unserm Grund und Boden unflätisch herumgetummelt, haben uns mit Steinen und Koth beworfen und noch zuletzt einen ekeln Abgang Ihres Thiers (ich verstehe, sehr witzig, unter dem Ziegenbocke Ihren Witz) zurückgelassen.

Darf es Sie bei diesen Umständen wohl noch fremden, wenn ich mich erühne, mit Ihnen deutsch zu sprechen und Ihnen vor Augen der Welt ohne alle Umschweife zu sagen, daß Sie nicht wie ein Ritter, sondern wie ein Troßbube sich aufgeführt haben?

Sie erschrecken? — Das Blut steigt Ihnen in's Gesicht? — Um's Himmelswillen, gelassen! Sie sehen, daß ich blank gezogen habe. Lassen Sie sich nicht aus der Contenance bringen. Ziehen Sie!

Mein erster Gang, Herr Ritter, den ich mit Ihnen thue, muß nothwendig dahin abzielen, Sie und die Welt von der Gerechtigkeit meines Vorwurfs zu überzeugen. Ich will Ihnen also vor allen Dingen das Schlachtfeld vorhalten und die Abgänge Ihres Bockes Sie sehen lassen, damit Sie selbst, vielleicht mit Erstaunen, es begreifen lernen, wie unritterlich Sie gefochten haben, und wie groß die Ehre ist, die ich Ihnen jetzt erzeige, daß ich, als wehrhafter Ritter, noch eine Lanze mit Ihnen breche.

Sie reden in Ihren Fragmenten mit Gelehrten, mit Preußischen Gelehrten, mit Männern, welche die Aufklärung, d. h. freien Gebrauch der gesunden Vernunft bei Betrachtung und Beurtheilung des Staats, der Religion und der Menschheit — lieben und in ihren Schriften sie verbreiten, mit Männern von anerkanntem Werthe und verdienter Gelehrtheit: und diese Männer, Herr Ritter, nennen Sie

Schöpfe. B. III. S. 317. — Hunde. S. 304 u. 311. — Gehörnte Esel. S. 262 u. 308.

Diese Männer, die Gebick, die Campen, die Nicolai's, die Biesler, die Trappe, die Stüwen, die Schulzen, die — Wahrde 2c. 2c. 2c. betiteln Sie

Talentvolle Gede. S. 276. — Marktschreier. S. 287. — Freiheitsapostel. S. 289. — Schändliche Betrüger. S. 293. — Schwärmer. Ebend. — Bäuersche Aufklärer. Ebend. — Quacksalber. Eb. — Aufklärungsdragoner. S. 303. — Wilde Tröpfe. S. 308. — Anarchen ohne Präputium. S. 309. — Lateinische Gaukler. S. 310. — Fürchterlich plumpe Bauerlummel. Eb. — Von Selbstdünkel strotzende Bedanten. Eb. — Heimtückische Menschen. S. 316. — Emissarien aus der Adonisklasse. S. 317. — Hämische. S. 322. — Gewissenlose. Eb.

Diesen und allen mit ihnen für Aufklärung wirkenden Deutschen und insonderheit Brandenburgischen Gelehrten schreiben Sie zu

Volksverführung. S. 281. — Teufelskraft. Ebend. — Bosheit. Eb. — Höchste Jesuitenlist. Eb. — Ränke. Eb. — Alle erdenkliche Judenthiffe. Eb. — Dreistigkeit. Eb. — Unverschämtheit. Eb. — Aufklärungsnarrheit. — S. 297. — Mondsüchtige Aufklärernarrheit. S. 299. — Ablegung aller Schaam. S. 298. — Windbeutelerei. S. 299. — Konvulsionen. S. 303. — Krüppliche Versuche. S. 305. — Echnsucht für die Herüberkunft und Verdeutschung der französischen Hundswuth. Ebend. — Betrügerei. Ebend. — Schurkheit. Ebend. — Boshafte Verleumdungssucht. S. 324.

Dieser Männer Schriften, Urtheile, Meinungen — vergleichen Sie — vermuthlich aus einer Gewohnheit, die Ihr medicinisches Handwerk mit sich bringt, indem Sie täglich selbst die Uringläser begucken, und die Stuhlgänge Ihrer Patienten besichtigen, — mit den menschlichen Excrementen. Ja Sie scheinen sich ganz eigentlich in diesen Quacksalberwitz verliebt zu haben, indem Sie denselben in einem Bande fünfmal wiederholen:

Was von ihnen abgeht, nennen sie Aufklärung. S. 287. — Sie illuminiren mit ihrem Abgange Berlin, Deutschland &c. S. 294. — Indem man ihren Abgang Aufklärung nennt. S. 302. — Wenn sie ihre armselige Groschen für ihre himmelblaue Geistesnothdurft einstreichen. S. 307. — Sie erhielten durch den Nachfolger Friedrichs des Großen den berühmten Stoß in den Hintern und schrien, wie eine mit heißem Wasser begossene Kage. S. 312.

Diese Männer haben Sie als Ehrlose, als Schinderknechte behandelt, indem Sie die vortreffliche Berliner Monatschrift, zu welcher ein Gedike, Eberhard, Semler und ähnliche große Männer Beiträge geliefert haben, als eine Hentfersarbeit beschreiben, und versichern, daß jeder in diesem Journal getabelte Mann

am Galgen der Berliner Monatschrift hange. S. 293.

Diese Männer betrachten Sie als einen zusammengerotteten Haufen von Beutelschneidern und reden daher von

einer Clique. S. 269. — einer Aufklärerclique. S. 259. — einer Aufklärungssynagoge. S. 280. — einer Aufklärerbande. S. 276. — einer unbedeutenden Clique. Eb. — einer Quacksalberclique. S. 294. — einer turbulenten und geschwägigen Bande. S. 303. — von Conventikeln und Cliquen, wo man die Verschwörung verborgener Philosophen suchen muß, die — durch Ohrenbläserien — aufklären wollen. S. 279. — von einer berlinischen Legion. S. 326.

Unter diese Männer rechnen Sie auch den großen Kästner in Göttingen, dessen Wiß zu dem Ihrigen sich verhält wie ein edles Ross zu einem plumpen Ziegenbocke, und erdreisten sich, aus albernem Verdruß über die Prostitutionen, die er Ihrer hochadligen und ritterschaftlichen Schafsköpfigkeit bereits zugesügt hat, ihn einen Göttingischen Professor zu nennen,

der Epigrammen für Karrenschleber schreibt.

Diesen Männern gesellen Sie endlich, in Ihrer gallüchtigen Laune, einen von dem weisen und gütigen Friedrich Wilhelm ernannten Weltfürsorger der Preussischen hohen und niedern Schulen zu, unter dem Namen eines scurrilischen Oberconsistorial- und Oberschulraths in Berlin. S. 75.

Sagen Sie selbst, mein Herr Zimmermann, ob man Sie, bei solchen Ergießungen Ihres Kopfes und Herzens, nicht statt einen Mann von Stande, einen Botsknecht, statt einen Gelehrten, einen Bauerlummel, statt einen Ritter, einen Troßbuben nennen muß?

Wahrhaftig, wenn es wahr ist, daß der D. Lenhard in Queblin-
burg einen Preis darauf gesetzt hat, wer körniger schimpfen kann, als
er, so haben Sie diesen Preis nun sicher gewonnen und — Sie stehen
sonach in der Kunst abladermäßig zu schimpfen eben so hoch über diesem
braven Arzt, als Sie, in der Kunst Kranke zu behandeln und mit
Sicherheit des Erfolgs zu kuriren, tief unter ihm stehen.

Ich sehe, Herr Ritter, daß Sie erblassen, daß Ihre Kraft Sie
verläßt. Ruhen Sie ein wenig aus. Wir wollen dann gleich noch einen
kleinen Gang mit einander machen.

Sie sagen: „Die Aufklärer sind ein Wassertropfen in der Geschichte
unsrer Zeit, S. 280. Aber ich, Zimmermann, muß dennoch vor ihnen
als vor Volksverführern warnen, obgleich große Männer mir gerathen
haben, mich nicht mit Ihnen handgemein zu machen. S. 281. Diese
Bande will die Unterthanen verführen, das Christenthum stürzen,
Friedrich Wilhelms weise Anstalten zerstören. S. 282. Sie haben das
Religionsbedikt auf eine teuflische Art beschimpft und verschrieen. S. 285.“
Nicht doch? Wassertropfen sind wir in der Geschichte unsrer Zeit? Was
müssen Sie auch wohl sein, Herr Ritter, wenn z. B. Nikolai mit seiner
allgemeinen deutschen Bibliothek, mit dieser Fadel der Nation, in Ih-
ren Augen nur ein Wassertropfen ist? Dann sind Sie gewiß noch nicht
ein Wasserstäubchen in dieser Geschichte, deren Millionen der Sturm-
wind aus einem Tropfen schmettert. Denn so viel ist doch zuverlässig,
daß solcher Männer Schriften und Namen noch lange werden genannt
werden, wenn Zimmermann's Name im Meere der Vergessenheit ertrun-
ken und sein Fragmentenbündel an den majestätisch getroffenen Hintern
der Aufklärer (s. B. III. 312.) verwischt sein wird? — Und — wenn
wir denn gleichwohl solche unbedeutende Wassertropfen in Ihren Augen
wären, wie kommt es denn, daß Sie über uns so viel Aufhebens ge-
macht und gegen uns in Ihren Fragmenten geschrieben haben, wie ein
beleidigtes Hökerweib? Warum folgten Sie denn dem Rathe der gro-
ßen Männer nicht, und ließen die Wassertröpfchen in den Fluthen der
unbedeutenden Dinge ruhig dahin fließen? Dünkten Sie sich denn ein
noch größerer Mann zu sein als die großen Männer waren, die Ihnen
diesen weisen Rath ertheilten? — Doch nein! Sie sagen ja, daß Ihr
Gewissen Sie gedrungen habe, vor diesen Wassertröpfchen die Mensch-
heit zu warnen, oder vielmehr — das ganz unter uns gesagt, Herr
Ritter — halten Sie Ihr Ohr her, daß ich's Ihnen recht heimlich sagen
kann — diese Ihnen verhassten Männer am Berliner Hofe schwarz zu

machen und wo möglich, heimliche Verfolgung gegen sie zu erregen. Darum eben seufzen Sie, gleich einer Hebamme, welche die Wöchnerin um Gotteswillen bittet, vor dem neunten Tage ja kein Wasser zu holen und über kein Wasser hinzugehen, über diese Aufklärer, als über Menschen, welche die Unterthanen zu Rebellionen verführen, das Christenthum stürzen, und eines guten Königs wohlgemeinte Anstalten zerstören. Aber sagen Sie doch, mein gewissenhafter Herr Ritter, wo sind denn eigentlich die Spuren von allen diesen Gottlosigkeiten, welche Sie den Aufklärern Schuld geben? Und was haben denn eigentlich die Leute für Mittel gebraucht, die Unterthanen zu verführen, und das Christenthum zu stürzen? Ich weiß doch wirklich von allen diesen Gelehrten weiter nichts, als daß sie die Autorität unter die gesunde Vernunft herabsetzen, daß sie Lehrsätze, welche keinen Menschen frömmer und glücklicher machen, z. B. des H. Athanasius Dreieinigkeitstheorie, des H. Anselmus Satisfactionstheorie u. dgl. als nicht zur Religion gehörige Dinge verwerfen, daß sie allen Menschen das Recht zuschreiben, über Religion, Staat und Menschheit frei zu urtheilen &c. Nennen Sie denn das Volksverführung und Christenthumsverwerfung und Fürstenentehrung? —

„Aber sie haben ja das Religionsedikt geschimpft!“ — Ja, das wäre freilich nicht recht. Aber ich weiß doch wenigstens in Berlin keinen Gelehrten, der das gethan hätte. Mehrere zwar haben es getabelt. Mehrere haben freimüthig behauptet, daß Sektenglaube nicht durch Edikte privilegiert werden könne. Mehrere haben gesagt, daß Lutherischer, Calvinischer und Papistischer Glaube, nicht allein Christenthum sei, und daß man Christenthum nicht mit Kirchenlehren verwechseln müsse u. s. w. Und sollten Sie denn, Herr Ritter, in Ihrer Religion so ein Schulknabe sein, daß Sie noch selbst diese Verwechslung begingen? Sollten Sie denn wohl im Ernste glauben, wer ein Religionsedikt tadelt und kirchliche Lehrsätze bezweifelt, verführe das Volk, stürze das Christenthum und lästere den Regenten? — Was heißt denn wohl bei Ihnen Christenthum? — Nach meiner Einsicht heißt Christenthum, die Lehre Jesu, von Gott dem Vater aller Menschen (der seine Sonne scheinen läßt über Böse und Gute, über Aufgeklärte und nicht Aufgeklärte, über Ritter und Troßbuben) und — von der thätigen und allumfassenden Menschenliebe als einziger wahrer Verehrung Gottes im Geiste. Rechnen Sie denn etwa mehr zum Christenthume? Zählen Sie denn etwa noch Wunder, und Erbsünde, und Dreieinigkeitslehre, und ewige Höllenstrafen, und Rechtfertigung durch den Glauben allein, und über-

natürliche Gnade, und — ähnliche Schnörkel der Kirchendogmatik zum Christenthume? Unmöglich! Sie moquiren sich ja selbst über Hallers hyperorthodoxes Christenthum. B. I. S. 195. Sie schreiben ja selbst Bezähmung der Leidenschaften und des Temperaments (was das schwerste in dem Werke der Bekehrung ist), der Stärke des Willens, und nicht der übernatürlichen Gnade des H. Geistes zu. B. III. S. 2. Sie spotten ja selbst über das Blutschwigen Jesu, welches nach der alten Dogmatik zur Erduldung unendlicher Strafen des Mittlers gerechnet wird, indem Sie skeptisch sagen: Blut hätt' ich geschwigt, wenn man Blut schwigen könnte. B. III. S. 60. Sie sagen ja selbst: ich glaube an keine Wunder. B. III. S. 93. Sie sind also selbst der gröblichsten Abweichungen von dem Lutherisch-Kalvinisch-Papistischen Christenthume geständig. Folglich scheint es ja, daß auch Sie schon die Berlinische Aufklärung ergriffen und unter Christenthum moralische Religion denken gelehrt habe. Wenn es nun notorisch ist, daß ich und alle Beförderer der Aufklärung nicht das Christenthum anfeinden, so fern es Lehre Jesu, sondern gegen Kirchenlehren und Aberglauben schreien, so fern man die Lehre Jesu damit verhunzt hat; wie können Sie denn von uns sagen, daß wir das Volk verführen und das Christenthum stürzen?" — Sie meinen, Deutschlands wahre Aufklärung ist gar nicht Berlinisches Monopolium. Es ist zwar noch keinem Berliner Gelehrten eingefallen, sich dies Monopol zuzuschreiben, aber so viel ist gewiß, daß die Preussischen Gelehrten, welche gegen Irrthum und Aberglauben gekämpft, moralischen Despotismus zertrümmert, und die Freiheit im Gebrauche der Vernunft behauptet und eingeführt haben, eine weit größere Zahl allein ausmachen, als alle die Europäischen Gelehrten zusammen genommen, welche eben dasselbe gethan haben. Und so dürfte man wohl mit ziemlicher Zuverlässigkeit behaupten können, daß Europa den Preussischen und insonderheit Hallischen und Berlinischen Gelehrten, die Aufklärung in so weit zu verdanken habe, in wie fern die Aufklärung den Grad der Reife und der mächtigen und strömenden Ausbreitung, welcher zu großen Revolutionen erfordert wurde, allererst in Friedrichs des Großen Epoche erlangt hat, und — ohne einen Monarchen, wie Friedrich der Große war — vielleicht nie erlangt haben würde.

Lassen Sie uns noch einige Brocken von Ihren Fragmenten aufzählen: „Der vierundzwanzigste Junius war der erste und schrecklichste Tag meines Aufenthalts bei Friedrich dem Zweiten und gewiß einer der schreckhaftesten und schaudrigsten Tage meines Lebens. S. 36.“

„Keine Furcht, von keiner Art, kommt in den bedenklichsten Umständen unsers Lebens, gegen die Kraft religiöser Gesinnungen in uns auf. Mit dieser Kraft, die allein von Gott kommt, und allein aus unserm Vertrauen zu Gott fließt, trat ich am Morgen des 24. Junius vor diesen schrecklichen König mit unerschrocknem Sinn und innerer Ruhe. S. 214.“

„Ich begab mich um halb acht Uhr mit großer Bewegung meiner Seele, aber doch heiter und froh, nach Sanssouci. S. 37.“

„An dem Egyptischen Obelisk vorbei, warf sich mein Herz mit dem höchsten Feuer und mit der höchsten Inbrunst nieder vor Gott. — Ein Engländer — mancher Berliner hätte da nicht gebetet, aber in meiner Lage gezittert. S. 37.“

„Hier“ (im Vorzimmer des Königs — wo ich, im Hingange zum Cabinette des Königs, den Kammerhusaren Schönig in aller Geschwindigkeit gewinnen und studiren mußte, weil ich doch nächst dem Könige mit dem am besten stehen mußte — hier, wo ich also alle meine Gedanken auf dieses schnelle Studiren und Gewinnen richten mußte) „fragte ich noch einmal im schnellen Vorübergehen mein Herz: wie ist dir zu Muthe? Es war mir wohl, im Andenken jener Gedanken und Empfindungen, als ich, den Egyptischen Obelisk vorbei, an den Hügel von Sanssouci kam. S. 41. 42. 1c.“

„So jämmerlich mich auch dieß alles (der schlechte Zustand des Königs und seine ihn offenbar zerstörende schlechte Diät) nicht nur hätte niederschlagen, sondern auch zermalmen sollen, so fuhr ich doch, im Vertrauen auf die Vorsehung Gottes, und im Glauben an die Hand, die mich in meinem ganzen Lebenslaufe aus so vielen Gefahren gerettet, ganz ruhig und zufrieden von Sanssouci zurück nach Potsdam — zu meiner Frau. S. 52.“

„Ich armer Frembling in diesem Lande war also da allein bei Friedrich dem Großen. S. 59. Blut hätte ich geschwitzt, wenn man könnte Blut schwitzen. S. 60.“

„Schrecklich und groß war die ganze Scene. — Mit einer Art von Enthusiasmus sagte ich zu mir selbst: wenn ich dieß überstehe, hier glücklich durchkomme, diesen größten und fürchterlichen Mensch am Ende doch vielleicht gewinne: so macht mich nichts in der Welt mehr verlegen 1c. S. 65. 66.

„Wir reden mit Gott, werfen uns hin vor seiner Allmacht, erkennen alles was wir nicht sind, und allein durch ihn sein können und sein

werden, erwarten Hülfe allein von ihm: und dann, so lange uns dieser Glaube an Gott nicht verläßt, überwinden wir die größten und schrecklichsten Gefahren. S. 213.“

Ritter! wenn ich diesen Galimathias von frommen Witschelen und affectirter Religiosität ganz analysiren und mit dem Löwenzahne der Philosophie auflösen wollte, Sie müßten einen tödtlichen Durchlauf bekommen und meine Leser müßten sich todt lachen. Ich will also, um beide zu schonen, auch hier nur ein paar Hauptgedanken ausheben.

Erstlich — was wollten Sie in aller Welt hier — gerade hier mit Ihrer Beterei und Ihrem Heldenglauben an Gott und Vertrauen auf Providenz? Ich thue diese Frage wahrlich nicht aus Spottsucht über die Sache selbst. Mein System der moralischen Religion kann Sie hinlänglich belehren, daß ich viel aufs Gebet halte, und daß Glaube an Gott und Vertrauen auf ihn auch meinem Herzen Kraft und Labsal ist. Also frage ich nicht, warum Sie überhaupt an Gott und Vorsehung glauben, sondern ich frage, warum Sie gerade hier, wo Sie Ihr Beruf als Arzt auf ganz andre Dinge denken hieß, Vertrauen und Gebet als ganz eigne und zu Ihrer vorhabenden Kur gehörige Dinge ansahen? Dieß ist es eigentlich, was ich als Kinderei und Affectation Ihnen vorwerfen muß. Denn es ist offenbar, daß alles was Sie hier davon sagen, keine Wahrheit hat. Und wenn Sie im Ernst behaupten, daß Sie hier gebetet und sich mit Vertrauen gegen diesen bestimmten Fall gerüstet haben, so muß ich Ihnen heraus sagen, daß Sie ein altes Weib sind und von Ihrer eigenen Religion keine deutlichen Begriffe haben. Hören Sie mir einmal zu und lernen vernünftige Moral.

Vertrauen auf Gott ist ja, und kann nichts andres sein, als jener vernünftige Glaube an einen weisen und liebevollen Gott, vermöge welches ich meine Glückseligkeit als einen Gegenstand des unveränderlichen Willens Gottes betrachte und gewiß weiß, daß alles, was auf meine Glückseligkeit Einfluß hat, unter der Leitung eines Gottes steht, der Vater und Erzieher seiner Menschen ist, und der als unendlich weiser und mächtiger Gott, mit Unfehlbarkeit mich von einer Stufe der Vollkommenheit zur andern fortführen und endlich zum Ziele bringen wird.

Das, Ritter, ist alles, was Sie vernünftiger Weise von Gott erwarten können. Sie können zu jeder Zeit, nicht bloß in Potsdam und Sanssouci, und zu keiner Zeit mehr oder weniger, von Gott erwarten, daß Ihre wahre Glückseligkeit sein Wille ist, und daß er dieselbe mit Unfehlbarkeit befördert. Wenn Sie mehr von Gott erwarten, so

sind Sie ein Schwärmer und Abergläubiger, der Unmöglichkeiten glaubt, weil seine Phantasie sich dieselben in Wirklichkeiten umgeschaffen hat. Denn die gesunde Vernunft lehret es, daß die Weltregierung Gottes (man mag sich dieselbe als eine von Ewigkeit her eingerichtete Verkettung der Dinge oder als eine fortgesetzte Leitung der natürlichen Kräfte und Verbindungen der Dinge vorstellen), sich nach keinem einzigen bestimmten Wunsche eines Menschen bequemen kann, theils weil die Menschen nie wissen und wissen können, was ihrer wahren Glückseligkeit und der Glückseligkeit der mit ihnen verbundenen Menschen zuträglich ist, theils weil die Wünsche der Menschen oft an sich selbst so albern und unter sich streitend sind. Wenn es also klar ist, daß Gott allein weiß, was dem Individuo und dem Ganzen zuträglich ist, und daß der Mensch in keinem einzigen Falle mit Gewißheit wissen kann, daß dies und das seiner wahren Glückseligkeit förderlich sein würde, so ist es auch eben so klar, daß kein Mensch in keinem einzigen Falle von der Vorsehung ein bestimmtes Gutes erwarten und mit Gewißheit der Erhörung erbeten kann. Und so ist alles Vertrauen auf Gott, so fern es Erwartung eines bestimmten Guten oder Hoffnung einer bestimmten Hülfe in Gefahr ist, kindisch und grundlos: und alles bestimmte Beten in besondern Anliegen, um Zuwendung eines Vortheils oder Abwendung einer Gefahr ist Narrheit und Unvernunft.

Und nun, Ritter, werden Sie doch wohl begreifen, daß meine obige Frage gerecht war? Nun werden Sie doch einsehen, daß Sie entweder den Vorwurf einer armseligen Religionskenntniß oder einer kindischen Affectation verdienen?

Was wollten Sie denn, in aller Welt, in Sanssouci gerade mit Ihrem Glauben und Ihrer Beterei? Was denn gerade, bei dem Egyptischen Obelisk? Was denn bei dem Berufe, den König zu heilen? — Dachten Sie denn im Ernste, daß der liebe Gott auf Ihr Gebet etwas resolviren und wirken sollte, was nicht in dem natürlichen Zusammenhange der Dinge lag? Hofften Sie denn, daß er Ihnen einen ganz besonders glücklichen Einfall geben und Sie auf eine Kurart leiten würde, auf welche Sie ohne diesen Glauben und ohne diese Beterei nicht gefallen sein würden? Oder erwarteten Sie, daß, wenn wirkliche Gefahr da war, der liebe Gott Ihnen zu Gefallen, oder um Ihres Glaubens und Ihres Gebets willen dieselbe abwenden würde? Meinten Sie, daß Ihr Glaube und Gebet den Dingen einen andern und bessern Gang geben könnten, als sie gehabt haben würden, wenn ein ehrlicher

Freigeist zum Könige wäre gerufen worden? Schmeichelten Sie sich vielleicht, daß Ihr Vertrauen und Gebet Gott bewegen werde, das Herz des Königs zu regieren, daß er mit Ihrer armseligen medizinischen Kunst Geduld hätte und Sie nicht auf der Stelle wieder fortschickte? Antworten Sie, Herr Ritter, auf diese Fragen, was Sie wollen, so bleibt es offenbar, daß Sie Kinderei getrieben haben. Denn wenn ich einmal nach der gesunden Vernunft nur allgemeine Vorsorge Gottes für meine Glückseligkeit, nie aber bestimmtes Gute in bestimmten Fällen erwarten kann, so handelten Sie entweder als ein Kind, wenn Sie gerade für diesen bestimmten Fall Ihr Vertrauen anboten und für diesen bestimmten Fall beteten, oder — Sie haben die ganze Sache dem Publico bloß vorgrimassirt, um sich die Gestalt eines Heiligen zu geben und mit pharisaischem Stolze sagen zu können: siehe, du liebe fromme Christenheit, ich, der fromme Zimmermann, habe da gebetet, wo kein Engländer, kein Berliner — gebetet haben würde.

Das Einzige was Sie allenfalls zu Ihrer Entschuldigung sagen könnten, wäre dieß: daß Sie Vertrauen und Gebet zwar nicht als Mittel betrachtet hätten, die in diesem bestimmten Falle Ihnen bestimmte Vortheile verschaffen sollten, sondern daß sie beide bloß als Stützen Ihres Muths gebraucht hätten, die bloß als moralische Kräfte hätten wirken sollen. Aber ich antworte Ihnen auch hier, 1) daß das Gebet und jede Erneuerung religiöser Gefühle zwar überhaupt das Herz erhebt und uns in Erfüllung unsrer Pflichten muthvoll macht, daß es aber in keinem bestimmten Falle eine besondere Wirkung äußern kann; 2) daß Sie doch immer noch darüber einen bitteren Vorwurf verdienen, daß Sie mit Ihrem Glauben und Beterei so viel lautes Aufhebens machten und mehrere Bogen mit den ekelhaftesten Wiederholungen der Berichte von diesem Ihrem Heldenglauben und Brunsibeterei anfüllten und folglich eine Narrheit begingen, die bisher das Hallische und ähnliche Missionsinstitute als ein Eigenthumsrecht in ihren Missionsberichten ausgeübt und, vor Kurzem nur erst der Gesellschaft zur Beförderung der reinen Lehre, als einen Deckmantel ihrer frommen Albernheiten, abgetreten haben.

Christus sagt, wenn du ja beten willst, so gehe in dein Kämmerlein, und schließ die Thür hinter dir zu: aber schreibe nicht Fragmente über Friedrich den Großen, um es in ganz Europa posaunen zu können, daß du da und da gebetet habest und — andre ehrliche Menschen verächtlich zu machen und dich aufgeblasen über sie zu erheben, die da und da nicht gebetet haben würden

Und nun, Ritter, haben Sie von meiner Seite Ihre Entlassung. Ich habe nicht als Ihr Feind gegen Sie geschrieben, das weiß Gott, sondern als Freund der Wahrheit. Es war mir nicht möglich mich zu halten, und einen Mann zu schonen, der bei so unerträglichem Stolze mit den würdigsten Gelehrten umgegangen war, wie mit Bettelbuben. Ich fühle mich einmal in der Welt berufen, allen Thoren, besonders denen, die mit ihrem hämischen Christenthume und frömmelnder Orthodoxie der Aufklärung Hohn sprechen, die Wahrheit verb und ins Gesicht zu sagen. Und das werde ich so lange thun, so lange mein Kopf feststeht und meine Hand die Feder regieren kann.

Geschrieben in meinem Gefängnisse auf der Citabelle zu Magdeburg
No. 6. Am 1. Junius 1790.

Anhang.

Die Deutsche Union.

Der Herausgeber hat bisher nur darauf gehalten, eine Darstellung von Bahrdt's literarischer Entwicklung zu geben; ganz fern lag es ihm, auf die Angriffe, die gegen Bahrdt's Character gemacht worden sind, zugehend oder widerlegend einzugehen. Er hat nur noch von Bahrdt als Stifter der „Deutschen Union“ zu sprechen und giebt diese Schilderung mit Benutzung des Buches von Herrn Vott:

B r i e f e

angesehener Gelehrten, Staatsmänner, und anderer,

an den berühmten Märtyrer

D. Karl Friedrich Bahrdt,

seit seinem

Hinweggange von Leipzig 1769 bis zu seiner Gefangenschaft 1789.

Nebst einigen Urkunden.

Fünfter Theil

enthält die Geschichte der Deutschen Union oder der Zwei und Zwanziger, nebst dem vorzüglichsten Briefwechsel derselben.

* * *

W — Un — r contre l'union puissamment s'évertue,
Que de fiel s'évapore, et que d'encre est perdue.

Leipzig, in der Weygand'schen Buchhandlung.

1798.

Schon bei Friedrichs des Einzigen Lebzeiten sahen beobachtende Männer voraus, daß nach dem Tode dieses großen Königs die Orthodorie bald ihr Haupt emporheben würde, und zwar um so mehr, je gebücker sie während der Regierung Friedrichs hatte einher schleichen müssen. Was diese Männer vorausgesehen hatten, geschah. Menschen, die bisher nur im Verborgenen lebten, und von falschem Ehrgeiz, von Hochmuth und Eigennutze geplagt, glänzende Rollen zu spielen brannten, gingen jetzt aus dem Dunkel hervor, in welchem sie bisher leise und schüchtern herumgekrochen waren. Unfähig, durch wirkliche Verdienste sich Ehre und Ruhm zu erwerben, war es ihnen nur um Titel, Ehrenstellen und um die damit verknüpfte Macht zu thun, damit sie desto besser schalten und walten, und so ihren Leidenschaften nach Belieben fröhnen könnten. Alle Männer von Kopf und Geist, alle Vernunftmänner mußten ihnen daher im Wege, desto willkommener aber die Schwachen am Geiste, die gläubigen Seelen sein, die von Kindesbeinen an sich gewöhnt hatten, ihre Vernunft gefangen zu nehmen, und derselben zu entsagen.

Sie machten es daher zum Hauptgrundsatz, daß, um ein Amt bekleiden zu können, schlechterdings ein fester und starker Glaube erfordert werde. „Niemand (sagt Formey, dieser den Speichel der Großen, so lange sie ihm dienen konnten, leckende Priester, in seinen Souvenirs, worin er den großen Friedrich mit den schmutzigsten und häßlichsten Farben zu beslecken sucht), niemand könne ein großer Mann sein, was für einen Rang er auch haben möge, welche große Dinge er auch verrichten könne, welche Talente er besitzen möge, wenn er ein Ungläubiger sei.“ Wer Glauben habe, behaupteten jene Idiodoren, dem würde alles von selbst zufallen. Die Apostel hätten, kraft des Glaubens, in fremden Zungen geredet, und nur an der Schwäche des Glaubens liege es, daß in unsern Zeiten keine Wunder mehr geschähen. Um nun mit dergleichen Sprache über lang oder kurz hervorzurücken und das *cogitum intrare* wieder einführen zu können, verbanden sie sich aufs engste, trieben ihr Weisen in der Stille, und machten Entwürfe zu Erreichung des erwünschten Ziels.

Es war also sehr natürlich, daß bei vielen von dem aufgeklärtern Theile des Publicums der Wunsch entstand, es möchte ebenfalls eine engere Verbindung der hellern und denkenden Köpfe zu Stande kommen, um mit vereinten Kräften dem einbrechenden Strome der Schwärmerci, des Wunder- und Aberglaubens, bei Zeiten gehörige Dämme zu setzen,

damit der unter des großen Friedrich's Regierung aufgegangene Same der Aufklärung nicht fortgeschwemmt und unter dem Schlamme vergraben würde.

Viele denkende Männer waren es, die solche Wünsche mündlich und schriftlich gegen einander äußerten. Allein Männer, die bei allem, was sie thun, erst die Vernunft zu Rathe ziehn, die alles überlegen, greifen eine Sache nicht mit solcher Hitze an, als Leute, die bloß den Eingebungen einer täuschenden Phantasie folgen. Untersuchung und Beobachtung kühlt, sie erhitzt und entflammt nicht. Die Wärme jener Männer kam also dem Enthusiasm, dem Feuer der Idiodoren bei weitem nicht gleich. Es blieb bei den Aeußerungen, und es war niemand, der Hand ans Werk legte, eine Verbindung zu knüpfen, die der theils aus frommer Einfalt, theils aus politischen Absichten immer mehr zunehmenden Glaubenszunft das Gleichgewicht hielt.

Bahrdt, der rastlose, jetzt für die Herrschaft der Vernunft, wie ehemals für die Herrschaft des Glaubens, schwärmende Bahrdt, konnte unmöglich ruhig bleiben. Seit seinem Hinweggange aus Leipzig hatte er an Ausjätung des Unkrauts in der Religion gearbeitet, und jetzt sollte die Frucht des durch seine Schriften ausgestreuten Samens der Aufklärung durch die neuen Preussischen Glaubensbrüder und Geisterbeschwörer niedergetreten werden — Dem konnte er nicht gelassen zusehen. Er sah überall Wünsche so vieler Denker aufsteigen, und ein von ihm seit fast zwei Jahrhunderten entworfener, nie aufgegebener, aber auch nie zur Ausführung gekommener Plan erhielt neue Nahrung und Wärme. Er verband sich mit einigen Freunden und entwarf mit ihnen folgenden Aufsatz: An die Freunde der Vernunft, Wahrheit und Tugend.

„Wie? Sollten denn nur die Begünstiger der Schwärmerei und des Aberglaubens für die Erhaltung und Ausbreitung ihres Irrthums Wärme und Betriebsamkeit haben? Sollten Wahrheit und Aufklärung des Geistes nie fähig sein, menschliche Herzen zu erwärmen? Sollten die Weisen allein kalte Menschen sein, die sich begnügen ein Kleinod zu besitzen, ohne von dem Wunsche zu glühen, die Menschheit durch Mittheilung desselben zu beglücken, und es dadurch sich selbst genießbar zu machen? Was wäre dies für eine traurige Erscheinung!

Nein, Männer der Nation! Diese Schande treffe nie euch und die Wahrheit!

In der politischen Welt ist ja überall Wirkung und Gegenwirkung, und — in allen Kabinetten ist Gleichgewicht der erste Gegenstand der

Geschäfte und das Ziel aller Operationen; so — müsse es auch in der moralischen sein!

Wenn der große Haufen unsrer Antipoden mit vereinigten Kräften gemeinschaftlich für die Unterjochung der Vernunft und Verhinderung der Aufklärung wirkt, so wäre es scheußliche Trägheit und Kälte, wenn unter uns nicht endlich auch eine Verbindung stattfinden sollte, welche fähig wäre, eine Gegenwirkung hervorzubringen, und — wo nicht Sieg, doch wenigstens Gleichgewicht zu erringen — damit die Menschheit nicht von neuem zur Barbarei herabsinke, und, durch Uebermacht des Glaubenszwangs, die Vernunft mit der Tugend unterjocht werde.

Vernehmet demnach, Freunde des Guten! wie eine solche Verbindung möglich werden kann, sobald ihr wollt, das heißt, sobald ihr das Gute allein wollet, und — dem Eigenswillen, der Neugier und der Selbstsucht mit Entschlossenheit entsaget, und euch an der Freude, zur Beförderung des Wohls der Menschheit im Stillen mitzuwirken, begnüget.

Eine Gesellschaft von 22, theils Staatsmännern, theils öffentlichen Lehrern, theils Privatpersonen, hat sich bereits über einen seit anderthalb Jahren in Vorschlag gebrachten Plan vereinigt, welcher ihrem Bedünken nach ein untrügliches, und durch keine menschliche Macht zu hinderndes Mittel enthält, die Aufklärung und Bildung der Menschheit zu befördern, und alle bisherige Hindernisse derselben nach und nach zu zerstören; — über einen Plan, der außer diesem wichtigen Guten, noch ein besonders wohlthätiges Institut zu Stande bringt, wodurch jedem verdienstvollen Manne die angenehmste und ruhigste Lage verschafft werden kann.

Wer nun für das Beste der Menschheit sich erwärmt fühlt, und diesen Plan zu kennen, und wenn er ihn gut findet, an dessen Ausführung nahen oder fernen Antheil zu nehmen wünscht, hat nichts weiter nöthig, als in einem Schreiben (welches er an denjenigen abgiebt, durch den ihm diese gedruckte Nachricht zu Handen kommt) der obgedachten Gesellschaft seine Gesinnungen und Wünsche zu erklären, und dabei seinen Stand und Wohnsitz deutlich anzuzeigen.

Niemand darf dabei besorgen, daß er zu irgend einer Verbindung, oder Geschäfte, oder Geldbeitrag werde genöthigt werden. Die Gesellschaft ist zufrieden, wenn sie jetzt die Menschen — aus allen Ständen — welche die Aufklärung lieben, kennen lernt, und überläßt es der freien Wahl eines jeden, ob er nach geschעהner Prüfung des Plans,

ein bloßer Freund derselben, oder ihr Mitglied und Theilnehmer an ihren Gesellschaften werden will.

Gott belebe alle Freunde des Guten, daß keiner diese Gelegenheit zu einer so fruchtbaren Beförderung desselben (wobei er so langsam und mit so freier Wahl jeden Schritt, den er thun will, abmessen kann), mit Kaltsinn vorübergehen lassen möge.“

Diese Aufforderung wurde gedruckt und im Jahre 1787 durch Bahrdt an diejenigen deutschen Männer, die man der Aufklärung günstig gestimmt wußte und deren Stellung zur Verbreitung derselben vortheilhaft schien, anonymisch herumgesandt. Es war derselben folgendes Schreiben beigelegt:

„Verzeihen Sie, würdiger Mann, diesen namenlosen Brief, der Vorsicht, welche bei wichtigen Unternehmungen erforderlich ist. Es hängt lediglich von Ihnen ab, ob Sie in kurzem diejenigen näher kennen lernen wollen, welche es veranstaltet haben, daß dieser Brief mit beiliegender Nachricht in Ihre Hände komme. Bloß Ihre schriftliche Erklärung, daß Sie die Aufklärung lieben, und ein durchgreifendes, den strengsten Gesetzen der Moral angemessenes Mittel zur Verbreitung derselben zu kennen wünschen, wird für sie hinreichend sein, mit der Gesellschaft und ihrem Plane nach und nach näher bekannt zu werden. — Und dann bleibt es Ihrer Freiheit ganz überlassen, ob Sie mit uns in nähere Verbindung treten oder uns vergessen wollen. Wenn Sie der Gesellschaft die Ehre erzeigen, die sie sich wünscht, so schicken Sie vor der Hand Ihren Brief (mit der Aufschrift an die Zwei und Zwanzig) im äußern Umschlage an den Inspector Müller in Calbe.

Auf jeden Fall aber erbitten wir uns wenigstens dies Merkmal Ihrer Zuneigung, daß Sie die gedruckte Nachricht nicht weiter geben, und wenn Sie von uns entfernt bleiben wollen, sie mit diesem Briefe vernichten.

Die XXII.“

Die Eingeladenen wurden also anfänglich zur Adressirung ihrer Antwort an den Inspector Müller, der ins Geheimniß gezogen war, gewiesen, später kamen noch der Rector Sangerhausen in Alschersleben, der Dr. Weber in Halle, Professor Erhard in Halle, Professor Voigt in Gotha, Geheime-Rath Baldinger in Marburg, Professor Hassenkamp in Rinteln als Adressaten hinzu.

Bald liefen von allen Orten beifällige und zum Theil enthusiastische Briefe ein. Der Herr Hof- und Criminalrath, auch Justiz-Commis-

sions-Rath, ingleichen Obersidcal bei der Königlichen Oberamtsregierung, so wie auch Notarius publicus Herr Ritter in Groß-Glogau schrieb unterm 21. December 1787: „Ich liebe die Aufklärung eben so sehr, als ich sie zum Besten der Menschheit wünsche. Gütiger Himmel! wie lange ist diese letztere doch durch nicht bloß unerwiesene, sondern (meiner Ueberzeugung nach) unerweisliche, ja, so sehr wider alle Wahrscheinlichkeit und gegen die Würde des allerhöchsten Wesens streitende willkührliche Sätze fast bei allen Nationen tyrannisirt worden! Es ist daher wohl Gott zu danken, daß die Vernunft, diese so herrliche Gabe desselben, sich in etwas über den Aberglauben hinaus zu arbeiten beginnt; aber leider ist die Menge der Menschen noch zu erschrecklich groß, die ihre Vernunft durch die bloßen Wahrsagereien des Aberglaubens unterjochen lassen. Desto mehr halte ich es für Pflicht, der Aufklärung, der Wahrheit und der Tugend, als Töchtern des gedachten wohl anzuwendenden göttlichen Geschenkes, zu Hülfe zu kommen; und allerdings wünsche ich daher

„„ein durchgreifendes und zugleich den strengsten Gesetzen der Moral angemessenes Mittel zur Verbreitung derselben““

zu kennen. Ich erwarte daher den Plan dazu mit Verlangen.“

„Ich danke,“ schrieb Prof. Carl Wilhelm Robert aus Marburg unterm 23. December 1787, „ich danke mit gerührtem Herzen für die Gewogenheit und Freundschaft, welche aus Ihrem Antrage hervorleuchtet. Ich bewundre die genaue Uebereinstimmung Ihrer Denkungsart mit der meinigen, und ich freue mich innigst über einen Plan, an dessen Möglichkeit und Ausführung ich bald zu zweifeln anfang. In der That, es ist mir gleichfalls unbegreiflich gewesen, wie Menschen die Rechte der Vernunft, der Wahrheit und der Tugend so gar wenig achten können, und wie sie sich gefallen lassen, daß dieses Heiligthum mit Füßen getreten werde.“

Folgendes Schreiben vom 26. December 1787 lief aus Hirschberg ein: „Für die Würde der Menschheit sorgende Männer!

„Je mehr mir die Aspecten am hiesigen Himmel einen Nebel zu verkündigen scheinen, welcher die bisherige Morgendämmerung der Aufklärung, wo nicht ganz verhüllen, doch ihren Durchbruch zum Tage erschweren und verzögern möchte, desto erfreulicher war mir der Wink zur bessern Hoffnung, welcher mir durch die Mittheilung der Nachricht von Ihrem Plan zu einer Zeit gegeben wurde, wo ich in meinen Gedanken mit der Wahl eines mir möglichst unlästigen Trauergewandes

beschäftigt war. Ich liebe daher Ihren Plan mit der Aufrichtigkeit und Wärme, welche mich jederzeit für die Rechte der Vernunft und für die Aufklärung belebt haben. Von diesem Gefühl beseelt bitte ich Sie inständigst, mich mit Ihren Entwürfen näher bekannt zu machen, um solche in meinem Standpunkte reiflich zu durchdenken, und zu deren Realisirung mitwirken zu können.

„Hierdurch hoffe ich thätig zu zeigen, mit welchen Empfindungen wahrer Hochschätzung ich sei

Ihr

aufrichtiger Schumann.“

Friedrich Amandus Böhm in Frankenthal schrieb unterm 6. Januar 1788.

„Verehrungswürdige Männer!

Endlich ist's kommen, was ich längst so sehnlich wünschte, und genau so, wie ich mirs oft dachte. Ihre gedruckte Nachricht an die Freunde der Vernunft, Wahrheit und Tugend, worunter mich zu zählen, mir mein Gewissen erlaubt, war eine Erscheinung nach meinem Herzen. Freilich ist's für einen vernünftigen Mann ein erbärmlicher Anblick, daß Schwärmerei und Aberglaube eine Kabale nach der andern schmieden, und einen Menschenkopf nach dem andern verdruchen. Das wußte und glaubte ich immer, daß der Aufgeklärten mehr in der Welt sind, als man weiß. Aber, was ist Kraft ohne Wirksamkeit? Und was können einzelne zerstreute Menschen wirken? Zimmer habe ich gewünscht, daß das bekannte: *Vis unita fortior*, den Weisen der Erde in das Herz fahren, und ihnen Mark und Bein durchdringen möge. Man macht einen Fürstenbund; warum nicht auch einen Bund der Weisen? — In Ihrem ruhmwürdigen Unternehmen, verehrungswürdige Männer, glaube ich meinen Wunsch erfüllt zu sehen. Gott fördere Ihr Vorhaben, und kröne es mit glücklichem Erfolge!

„Erlauben Sie mir aber auch, Ihnen mein Verlangen zu eröffnen, mit Ihrem Plane genauer bekannt zu werden. Denn ich möchte nicht bloß Freund, sondern, so viel ich Zeit und Kräfte habe, auch Mitglied und Theilnehmer an Ihrem Geschäfte sein.“ — —

„Wenn Sie,“ schrieb Hassenkamp aus Rinteln, „würdige Männer, wirklich diejenigen sind, wofür Sie sich ausgeben, und woran ich noch zur Zeit gar nicht zu zweifeln Ursache habe, nämlich Freunde der Vernunft, der Wahrheit und der Tugend: Nun so reiche ich Ihnen

hiermit die Hand, und nehmen Sie mich mit als einen Ihrer Verbündeten an. Sie sollen, so Gott will, dieses nie zu bereuen Ursache haben.

„Ihre Anzeige ist mir so recht aus der Seele herausgeschrieben: Sie sind meine Leute, und Sie sollen in Zukunft hoffentlich sehen, daß auch ich Ihr Mann bin.

„Machen Sie mich je eher je lieber mit Ihrem großen Plan bekannt, und wenn er, wie ich hoffe, meinen Beifall erhält, so werden Sie an mir wahrlich einen Bundesgenossen und Mitarbeiter finden, den zwar viele an Einsicht, aber nur wenige an Treue, Fleiß, Eifer und Verschwiegenheit übertreffen dürften.

„Noch zur Zeit scheinen wir, wenigstens nach Ihrer Anzeige zu urtheilen, herzlich mit einander zu sympathisiren.“ — —

„Ja ich will,“ schrieb Consistorialrath Coners aus Esens in Ostfriesland, „Ja ich will, Verehrungswürdige Gönner und Freunde! herzlich gern ein Theilnehmer von einer so interessanten Unternehmung sein, die Vernunft, Wahrheit und Tugend gemeiner zu machen zur Absicht hat. Wie oft habe ich es gegen meine Freunde schriftlich und mündlich geäußert, daß wir die Wärme und Betriebsamkeit in der That nicht für die Aufklärungs-Beförderung beweisen, welche unsre Gegner zeigen. Auf die Antwort: die Vorsehung würde Zeit und Umstände herbeiführen, habe ich so oft erwiedert, daß sie das nicht unmittelbar thue. Der Anfang des Advertissements war als aus meiner Seele geschrieben.

„Genug vom erstern, ob ich will. Ob ich aber ein Mitbeförderer Ihrer Geschäfte, edle Wahrheitsfreunde, nach meiner innern und äußern Beschaffenheit sein und werden kann, das weiß ich nicht eher, als bis ich eine nähere Eröffnung Ihres Plans erlange.“ —

„Ich bin da,“ rief Sintenis, Consistorial- und Kirchenrath in Zerbst den 22. zu. —

Professor Eichhorn in Jena gab in folgenden Schreiben seine Zustimmung:

„Ihr Schreiben, Edle Freunde des Guten und der Aufklärung, hat mich auf eine sehr angenehme Weise überrascht, da ich, aus der Geschichte überzeugt, daß es kein souveraines Mittel gegen die Feinde des Menschenwohls giebt, als das von Ihnen in Vorschlag gebrachte, mich schon seit geraumer Zeit mit einem ähnlichen Gedanken getragen habe. Ich gebe daher brüderlich meine Hand. Der schönste Erfolg

müßte Ihre vortrefflichen Absichten krönen, und ich im Stande sein, das Vertrauen so edler Männer zu verdienen.“ —

Hufnagel, Professor der Theologie in Erlangen schrieb unterm 11. Februar 1788: „Endlich einmal bin ich so glücklich, Sie, Verehrungswürdige Männer, zu versichern, daß Sie an mir den Mann nicht verfehlt haben, der an allem Guten mit Wärme Theil nimmt. Zum Unglück traf mich Ihr Brief nicht hier, er fand mich in Baireuth in dem Hause eines Staatsmannes, dem das Wohl seiner Mitmenschen am Herzen liegt, und mit dem ich so viel über diese große Angelegenheit sprechen durfte, daß mir jeder Augenblick bei ihm heilig wurde. So kam Ihre vertrauensvolle Aufforderung in meine Briestafche, und heute entdeckte ich sie erst mit Schaamröthe über die lange Zögerung meines Dankes. Verschmähen Sie ihn nun nicht, er ist ungeheuchelt und rein!

„Was mein bißchen Kraft in Verbindung mit den edelsten Menschen liefern kann, liefere ich gewiß durch rastlose Thätigkeit, da ich so gern den Tag vor der Nacht benutze, wo niemand wirken kann. Mit Echnsucht harre ich dem Augenblick entgegen, der mir mehr Aufschluß über Ihren wohlthätigen Zweck giebt, und die weisen Mittel lehret, ihn zu erreichen.“

Auf das theils durch eidliche theils durch sonstige feierliche Versicherung gegebene Angelöbniß des Schweigens wurde nun an die Eingeladenen folgender

„Vorläufiger Plan der Deutschen Union“

herumgesandt.

„Der Zweck der Union ist auf das Beste der Menschheit gerichtet, welches durch wahre Aufklärung und Entthronung des Fanatismus und moralischen Despotismus befördert wird. Die Mittel, welche diesen wesentlichen Zweck der Union zugleich mit den wahresten Vortheilen der Verbündeten erreichen, sind folgende:

1) Die Union hat unter sich einen geheimen Operationsplan, nach welchem es möglich wird, den Buchhandel in ihren Wirkungskreis zu verschließen: Und sie wird zu dem Ende, damit sie die bisherigen Buchhändler nicht beschädige, sich bemühen, dieselben nach und nach selbst mit sich zu verbinden. Durch Anziehung des Buchhandels bekommt sie es in die Gewalt, die Schriften für die Aufklärung zu mehren, und die entgegengesetzten zu mindern; indem nach und nach die Verfasser der Letztern Verleger und Publikum verlieren werden.

2) Die Union giebt, sobald sie Konsistenz hat, dem Publikum ein allgemeines politisch-literarisches Intelligenzblatt, welches durch seine innere Güte sowohl, als durch den Einfluß der Verbündeten, nach und nach alle übrigen Blätter dieser Art verdrängt: und sie erlangt dadurch die Macht, das Publikum für Alles zu stimmen, was ihrem Zwecke förderlich ist, und zugleich — theils die durch ihren Handel ausgehenden Schriften schnell und überall zu empfehlen und zu verbreiten — theils alle mit ihr verbündeten Künstler, Kaufleute &c. auf vielfache Weise zu begünstigen.

3) Die Union errichtet an allen Orten Lesegesellschaften nach einem gemeinschaftlichen Plan, und bringt dadurch alle ihren Zweck befördernde Schriften in die Hände der Lesewelt, mit Verdrängung derer, die demselben zuwider sind.

4) Die Union führt eine gewisse Art schneller, fast kostenloser und unentdeckbarer Korrespondenz unter sich ein, welche der geheime Plan vorzeichnet, und welche alle Mitglieder aller Orten in den Stand setzt, alles zu erfahren, was in der Welt für oder wider ihren Zweck vorgeht, und alle Menschen kennen zu lernen, welche durch hellen Kopf, Talente, Geschicklichkeiten &c. sich auszeichnen. Und diese Gemeinkunde setzt wiederum die Union in den Stand, überall Einfluß zu haben, für alle Aemter die besten Subjecte zu empfehlen u. s. w. und alles an sich zu ziehen, was für ihren Zweck brauchbar ist. — Was durch diese Korrespondenz außer dem wesentlichen Zwecke der Union, die einzelnen Mitglieder, als Schriftsteller, Kaufleute &c. für sich selbst für Vortheile erzielen, wird dem nachdenkenden Leser unerinnert einleuchten.

Die Union hat aber alsdann erst Konsistenz, wenn an jedem Orte Deutschlands, der nur von einigem Belange ist, wenigstens ein beedigtes Mitglied sich befindet. Und um dies zu bewerkstelligen, suchet sie sich jetzt in der ersten Epoche ihrer Wirksamkeit möglichst zu verbreiten, und verpflichtet ihre Mitglieder vor der Hand zu weiter nichts, als daß sie mit dem wärmsten Eifer jeden Mann von Kopf und gutem Character, wes Standes er sei, zur Union zu ziehen sucht. Die Einladung oder Anwerbung geschieht so, daß der Anwerbende dem, den er der Gesellschaft zuzuführen gedenkt, Dasein und Zweck einer Deutschen Union berichtet, und wenn er zum Beitritt Lust bezeigt, ihm einen Eid zur schriftlichen Ablegung darbietet.

„Wer den Eid leistet, dem wird der Plan mitgetheilt.“ Der vorläufige Plan stellte ferner in Aussicht, daß, sobald die Werbungsepoche

der Deutschen Union geendigt sei, eine Synode gehalten und auf dieser der geheime Operationsplan gemeinschaftlich aus Reine gebracht werden solle. Wenn dieser vollendet sei, sollten sogleich einige Abgesandte, mit Vollmacht und Legitimation von der Synode ausgerüstet, durch alle Orte, wo beeidigte Mitglieder sind, reisen, an jedem Orte eine Loge stiften und den geheimen Operationsplan mündlich mittheilen; diese Logen sollten dann die dirigirenden Klassen der Union ausmachen.

Aus den Briefen, welche über den vorläufigen Plan Bemerkungen enthielten, heben wir den von Knigge in Hannover aus: „Das gütige Zutrauen, dessen Sie, verehrungswürdige Menschenfreunde! mich würdigen, thut meinem Herzen sehr wohl. Es erweckt in mir die Empfindungen der wärmsten Dankbarkeit, und fordert mich zugleich auf, durch gegenseitige unverstellte Offenherzigkeit wenigstens einen Theil Ihrer gewogenen Gesinnungen gegen mich zu verdienen. Ich habe fast allen Glauben an die Möglichkeit, in unsern Tagen durch geheime Verbindungen etwas Großes zu bewirken, verloren. Eine kleine Schrift, die ich jetzt drucken lasse, und welche die Geschichte meiner Erfahrungen in Ordenssachen, besonders bei den Illuminaten, enthält, wird beweisen, daß mein Unglaube nicht auf bösen Willen, noch auf Trägheit gestützt ist. Allein dieser Unglaube kämpft ohne Unterlaß mit meinen bessern Wünschen, mit dem Verlangen, es möchte eine Gesellschaft auftreten, die mich durch die That überzeuge, ich sei zu früh muthlos geworden. Vielleicht sind Sie diese Gesellschaft. Auf jeden Fall bitte ich Sie, auf meine Thätigkeit und meinen treuen Eifer zu rechnen; denn, daß ich zweifle, das Gute zu Stande bringen zu können, das bewegt mich darum nicht, meine Mitwirkung zum Guten zu versagen. Erlauben Sie mir nur einige Anfragen und Anmerkungen über die mir mitgetheilten Papiere!

1) Soll der Plan der Zwei und Zwanzig, welchen man mir gedruckt zugeschickt hat, jedem Aufzunehmenden, oder nur solchen mitgetheilt werden, die man zu der dirigirenden Klasse tauglich findet! Im letztern Fall müßte ich mir einen andern allgemeineren Plan gehorsamst erbitten. Im erstern, dünkt mich, redet der Plan zu deutlich über Dinge, die man den gemeinen Brüdern schwerlich sagen dürfte. Denn indem man darin sagt: Manche Mitglieder dürften mit Plan, Zweck und Mitteln nicht bekannt sein, entdeckt man zugleich viele Dinge, die für schwache Magen zu stark scheinen. Aengstlichkeit, Abhängigkeit von

Menschen und Schicksalen, und traurige Erfahrungen werden manchen abhalten, die gute Sache mit anzugreifen, wenn sie nicht nach und nach zu den kühnern Sätzen vorbereitet, und mit der Reinigkeit der Absichten und Bestimmtheit des Zweckes und der Mittel bekannt werden.

2) Sollte nicht die allzugemeine Bekanntmachung und Aufforderung durch anonyme Briefe zu viel Aufsehen erregen, und die Feinde der Aufklärung bewegen, sich aller Orten in Vertheidigungsstand zu setzen, bevor wir nur einmal unsere Truppen im Felde haben? Sollten wir nicht dadurch mit einer Menge Leute heimgesucht werden, die wir nachher nicht brauchen können, und die, wenn wir sie verabsäumen, unsere Feinde werden?

3) Ich würde bei Anwerbung neuer Mitglieder, bevor ich einen Schritt thäte, (es müßte denn meine vieljährigen Freunde betreffen,) den Mann erst durch mehrere Mitglieder beobachten und seine Grundsätze erforschen lassen. Mit 10 geprüften Menschen läßt sich mehr ausrichten, als mit 100 unsichern. Wie viel Schaden ein Einziger anrichten, eine einzige voreilige Anwerbung stiften kann, das habe ich bei den Illuminaten erfahren. Man redet mit einem Candidaten; statt ihn zu erforschen, sagt man zuerst seine eigene Meinung; aus höflicher Gefälligkeit giebt er uns Recht; er ist auch wohl in dem Augenblicke von der Wahrheit unsrer Sätze überzeugt, aber nicht durchdrungen; sie sind ihm nicht zur Habitude geworden. Wer nach unsern Plänen arbeiten will, der muß in sich einen Drang fühlen, es muß ein wesentlicher, unerschütterlicher Grundsatz bei ihm sein, so und nicht anders zu handeln. Er muß nicht nur hübsche Bücher geschrieben, sondern sich in seinem Leben auch als ein fester, freier, das Gute liebender und mit Klugheit und Kühnheit ausübender Mann gezeigt haben.

4) Um mehr würdige Subjecte kennen zu lernen, würde ich, wie es bei den Illuminaten eingeführt war, von jedem Candidaten fordern: er solle ein Verzeichniß der Personen einliefern, welche er der Gesellschaft zuzuführen wünschte, und warum? Würde der nämliche Mann von mehreren vorgeschlagen, so wäre das schon ein gutes Zeichen.

5) Man müßte sich sehr sicher zu setzen suchen, daß nicht Agenten, Spione und Sclaven anderer Orden und Dummheits-Schulen sich einschlichen. Die Erfahrung lehrt, was die Leute heut zu Tage von Eiden halten.

6) Sobald ich ein wenig genauer von der Einrichtung der Union

unterrichtet sein werde, so hatte ich dafür, Ihnen in ganz Deutschland eine Legion vortrefflicher, aufgeklärter und thätiger Mitarbeiter anzuwerben. Um aber vorerst nach der Vorschrift Gelehrte und Denker von meiner Bekanntschaft aufmerksam auf die Verbindung machen zu können, erbitte ich mir gehorsamst eine Anzahl Exemplare von den gedruckten Aufsätzen: „An die Freunde der Vernunft etc.“

Mit Buchhändlern, wird es schwer halten, sich zu vereinigen. Der Plan, den Buchhandel an uns zu ziehen, ist, dünkt mich, schon hinreichend, die Herren Sosier abzuhalten, sich mit uns gegen ihre eigene Zunft zu vereinigen.“ — —

Der Geheime Rath und Leibarzt Baldinger in Cassel, der Buchhändler Bucherer in Wien, der allein 111 Mitglieder anwarb und den Ruf der Deutschen Union durch Ungarn, Siebenbürgen, Illyrien verbreitete, Professor Hassenkamp in Minteln, Freiherr v. Zedlitz in Prag, und Andere nahmen sich der Union thätig an.

In den meisten Briefen aber, die ankamen, wollte man, so begeistert und vertrauensvoll sie waren, und so sehr man auch die Drängenden durch eine herumgesandte Liste von namhaften Mitgliedern zufriedener zu stellen suchte, wenigstens Einen derer, welche an der Spitze standen, mit Namen genannt wissen. Und so überredete Bahrdt den Oberamtmann Bartels bei Halle, daß derselbe sich in einem gedruckten, an die Mitglieder zu schickenden Circular als Geschäftsträger der Union anmelde. Dies Circular lautete: „Die XXIIer, welche theils in Berlin, theils in Halle leben und durch leicht zu errathende Umstände gezwungen sind, sich noch zur Zeit verborgen zu halten, — und die mir bisher die Direktion des Sekretariats übertragen, haben mir aufgetragen, den Verbündeten zu melden, daß sie ihr zeitheriges Verhältniß von nun an aufgeben, und nichts mehr sein wollen, als Mitglieder der Deutschen Union und eifrige Beförderer ihres erhabenen Zwecks. Und sie hoffen eben dadurch die Union, für welche sie nun genug aufgeopfert und gewagt haben, (was mit der Zeit allen Verbündeten klar werden soll,) den größten Dienst zu leisten, indem sofort alle Furcht vor geheimen Obern wegfällt, und ein gemeinschaftliches Vertrauen der Brüder möglich wird. Sie schlagen daher sämmtlichen Verbündeten durch mich vor, die Union als freie Republik in Diöcesanschaften zu vertheilen, und folgende Form der Geschäftsverwaltung während unsrer ersten Epoche einzuführen.

1) In jeder Provinz wählen die Verbündeten unter sich einen Diöcesan, welcher mit den übrigen correspondirt, mit ihnen gemeinschaftlich das Werbungsgeschäft betreibt, und zu Bestreitung des Porto und Haltung eines bedidigten Uraunensiß die Hälfte des Kostenbeitrages behält, der jährlich von allen Mitgliedern entrichtet wird. (Ein Thaler jährlich für Portogebühren und sonstige Auslagen).

2) Jeder dieser Diöcesane schickt dann alle zwei Monat einen Bericht an das Centrum, wo das Archiv ist, von allem, was in seiner Diöces für die Ausbreitung der Union geschehen ist, nebst der Hälfte der eingegangenen Kostenbeitragsthaler.

3) Jeder Diöcesan schickt dabei zuförderst, nach gehaltner Berathung mit seiner Diöces, sein Botum ein, worin bestimmt wird, ob das Centrum mit dem Archiv in Halle verbleiben oder anders wohin verlegt werden soll. Im letztern Falle werde ich das Archiv alsobald abgeben, im erstern aber erbitte ich mir aus allen Diöcesanschaften eine von den Mitgliedern unterschriebene Urkunde, in welcher ich als Archivar und Centralgeschäftsträger der Union anerkannt und bestätigt werde.

4) Im Centro werden alsdann von allen eingehenden Berichten für alle Diöcesane Abschriften gefertigt und versendet, so daß alle zwei Monat jeder Diöcesan von allen Vorgängen aller Diöcesanschaften Nachricht erhält.

Wenn diese Vorschläge von den Verbündeten gebilligt werden, und ich die Namen derer erfahre, welche das Diöcesanat angenommen haben, so sende ich augenblicklich an alle Diöcesanschaften Generallisten von der ganzen Union, und theile zugleich einen von vielen sehr gebilligten geheimen Operationsplan mit, damit derselbe, noch vor der ersten Epoche, nach und nach durch gemeinschaftliche Berathung auß reine gebracht werden kann.

Und dazu noch ein andrer Vorschlag! Die Union könnte nicht leichter allen zu besorgenden Cabalen und Verunglimpfungen entgehen, als wenn sie sich gerade vor's Publikum stellte, sich als Deutsche Union ankündigte, ihren Zweck declarirte, und einige ihrer angesehensten Mitglieder sich öffentlich nannten. Unter uns ist unser Arzt Herr Dr. Weber erbötig, seinen Namen drucken zu lassen, sobald nur noch einige sich dazu entschließen. Ich bitte nun Sie, würdigste Brüder, auf das dringendste, mich auf das schleunigste über alles zu instruiren, und durch einträchtige Maßregeln der Union, und mit ihr der Sache Gottes

und der Menschheit, Festigkeit und Dauer zu geben. Ich nenne mich
ehrerbietigst

im November 1788

Ihren

treu verbündeten

Bartels,

Königl. Preuß. Oberamtmann in Halle
an der Saale.

Das wirkte. An sehr vielen Orten bildeten sich Diöcesanschaften und mit freudigem Muth schrieb Bahrdt an einen seiner Freunde: „Die Union hat nun Festigkeit, Deutschland ist bereits in 24 Diöcesanschaften abgetheilt, in Ungarn haben wir schon viele, unter andern den bekann- ten Prof. Hofmann in Pesth.“ Folgender

„Geheimer Plan

„Der Deutschen Union

„zur gemeinsamen Berathung für Diöcesane und Vorsteher“
wurde entworfen:

Uebersicht.

1) Die Union ist eine stille Verbindung des schreibenden und lesenden Publikums, deren letzter Zweck ein Geheimniß bleibt für die Brüder des dritten Grades.

2) Sie kann und wird noch zu hunderttausenden anwachsen.

3) Sie besteht aus Mesopoliten, Diöcesanen, Vorstehern und Mitgliedern.

4) Sie hat ihren Fond, ihre jährlichen Einkünfte, ihre Ausgaben, ihre Komtoirs, ihr Archiv, ihre jährlichen Versammlungen, ihre Statuten, ihre eigene Art von Korrespondenz durch ganz Europa, ihr großes Unionhaus, wo der Mittelpunkt ist, in welchem sich alle Wirkungen der Gesellschaft concentriren.

Hauptzwecke der Union.

a) Vervollkommnung der Wissenschaften, der Künste, des Kommerzes ic., insonderheit der Volksreligion.

b) Die Verbesserung der Erziehung, und Unterstützung guter Erziehungsanstalten.

c) Hervorziehung gemeinnütziger Talente von aller Art.

- d) Belohnung entschiedener Verdienste.
- e) Versorgung verdienstvoller Menschen im Alter und Unglück.
- f) Versorgung von Mitgliedern der Union hinterlassener bedürftiger Wittwen und Waisen.

Die allgemeinen Mittel dazu sind :

- a) Gemeinschaftliches Wirken durch Rath, Empfehlung und Hilfe.
- b) Unterricht in Schriften.
- c) Hinlängliche Geldsummen.

Mitglieder der Union.

1) Mitglieder der Union können alle Menschen werden, welche Aufklärung und Rechtschaffenheit lieben, ohne Unterschied des Standes und der äußerlichen Religion.

2) Alle Mitglieder sind in drei Klassen abgetheilt:

- 1) Aldermänner,
- 2) Männer,
- 3) Jünglinge.

Aus den Aldermännern und Männern werden die Mesopoliten, Diöcesane und Vorsteher gewählt. Man versteht unter

α) Mesopoliten theils die Centralgeschäftsträger, nämlich die Directoren der Oekonomie, der Korrespondenz und des Rechnungswesens, nebst den Komtoirbedienten und Sekretairs im Unionshause, theils diejenigen verdienstvollen Menschen, die im Alter oder Unglück im Unionshause aufgenommen worden, und bei einer hinlänglichen Pension (welche sich nach Proportion auf tausend Thaler belaufen kann) ihr Leben beschließen.

β) Diöcesane heißen diejenigen, welche das oberhauptliche Collegium ausmachen, welche in den verschiedenen Provinzen das Centrum der Korrespondenz und Geschäfte sind, und mit dem Unionshause unmittelbar in Korrespondenz stehen, und die für Porto, Schreibmaterialien und Bezahlung eines Helfers (Sekretairs) und Mühwaltung die Hälfte des Kostenbeitrags-Thalers genießen. Dies müssen Männer von Ansehen und anerkanntem Werthe sein.

γ) Vorsteher heißen die Brüder, welche mit den Diöcesanen korrespondiren, die Brüderschaft ihres Orts versammeln, die Angelegenheiten besorgen, ihr die Nachrichten aus dem Centro mittheilen, alle Briefe und Berichte annehmen und versenden, die Lesegesellschaften dirigiren, die Bücherverschreibungen besorgen, es sei selbst oder durch einen dazu

schicklichen Mann, der hernach Untervorsteher heißen kann. Dazu können Männer aus allen Ständen gewählt werden.

d) Aldermänner sind die ältesten und ersten Gelehrten und Künstler aus allen Fächern.

e) Männer sind alle übrige Gelehrte, Künstler, Kaufleute, Soldaten, Handwerker etc., die entweder in einem öffentlichen Amte stehen, oder durch ihre Arbeiten ein entschiedenes Verdienst haben.

f) Jünglinge sind alle die, welche noch kein Amt oder entschiedenes Verdienst haben, aber Talent und Anlagen dazu zeigen.

Quaer. Wer soll nun in der Union unter die Aldermänner, und wer unter die Männer und Jünglinge gezählt werden? Antw. Wenn die Union Konsistenz hat, schicken alle Mitglieder ihre Stimmen ein, und bestimmen die Aldermänner und Männer mit eidlicher Bestärkung ihrer ehrlichen Ueberzeugung. Wer dann mehrere Stimmen zum Alder-
manne als zum Manne hat, ist Aldermann etc. Diese Stimmensammlung wird alle zwei Jahr wiederholt, so daß Advancements stattfinden können.

Mesopoliten werden auf den Centralsynoden und Vorsteher auf den Diöcesansynoden gewählt.

Diöcesane und Vorsteher sind solche Beamte, welche alle Jahre wechseln können, und die also jährlich auf den Synoden von neuem müssen gewählt, oder bestätigt und eingesetzt werden.

Verpflichtungen aller Mitglieder.

1) Alle — schreibende und lesende Mitglieder — müssen sich verbinden, das Unionsintelligenzblatt mitzuhaltten und dessen Abgang zu befördern. Auch soll jeder sorgen, daß die Gesellschaft, die ein Blatt zusammen liest, nicht zu groß werde.

2) Jeder ist verbunden, aller Orten die Errichtung der Lesegesellschaften und Kommunbibliotheken zu empfehlen und zu befördern. Die Absicht dieses Gesetzes ist, theils das Bücherlesen zu Gemeinmachung nützlicher Kenntnisse und Aufklärung bis in die Hütten des Volks zu verbreiten, theils den Abgang eines jeden guten Buchs, das sonst oft, wegen der zu geringen Anzahl einzelner Käufer (welches der Fall bei mathematischen, astronomischen u. dgl. Büchern ist), gar nicht gedruckt werden könnte, zu erleichtern.

3) Jeder ist verbunden, zu jenen Hauptzwecken der Union mitzu-

wirken, und alle die Mittel zu unterstützen, welche die Union durch gemeinsame Ueberlegung veranstalten wird.

4) Jeder muß sich bei seiner Aufnahme in die Union schriftlich verpflichten, daß er sich nie einen Spott über Christus und Christenthum (die Union duldet und ehret übrigens jeden, auch den deklarirt rechtschaffenen Naturalisten und Atheisten), keine Verbreitung des Atheismus, keine Intoleranz, keine grobe Beleidigung des Wohlstandes und der guten Sitten u. erlauben, und allem dem, was diesen widrigen Dingen Nahrung und Vorschub giebt, entgegenarbeiten wolle.

5) Jeder ist verbunden, jedes ihm bekannt werdende Talent und Verdienst zu bemerken, und seinem nächsten Diöcesan durch seinen Vorsteher davon Nachricht zu geben; ferner jeden Menschen, der ihm würdig scheint, der Brüderschaft seines Orts zur Aufnahme vorzuschlagen, und ihn, wenn er approbirt wird, anzuverben: endlich auch alle interessante politische und literarische Neuigkeiten, so wie alle Bemerkungen eines Verdachts gegen die Redlichkeit und Treue eines Mitgliedes, seinem Vorsteher aufs schnellste anzuzeigen.

6) Jeder verbindet sich, jeden mit einer Empfehlung der Union versehenen Reisenden (so fern seine Vermögensumstände es erlauben) mit einer Mahlzeit zu versorgen.

7) Jeder, sobald er aufgenommen ist, bekommt eine Nummer, unter welcher er ins Archiv eingetragen wird.

Besondere Verpflichtungen der schreibenden Mitglieder.

1) Wer ein Mitglied ist, verpflichtet sich, so lange er seinen augenscheinlichen Vortheil dabei findet, alle seine Schriften durch die Geschäftsträger der Union debittiren zu lassen.

2) Jeder, der Fähigkeit dazu hat, ist verbunden, jährlich einige Recensionen für das Intelligenzblatt zu liefern, welche ihm aus dem Centrum übertragen werden. Doch hat er das Recht, sich ein Buch zu verbitten, und ein andres dafür schicken zu lassen. Das Buch selbst bleibt Eigenthum des Recensenten.

Allgemeine Verhältnisse der schreibenden Mitglieder.

1) Alle schreibende Mitglieder verkaufen ihre Schriften durch die Geschäftsträger der Union, und bekommen die Verrechnung des gemachten Debits vom Centrum.

2) Jede Schrift, welche die Union debittirt, wird sogleich im Intelligenzblatt bekannt gemacht, ohne Kosten des Verfassers, und jedem Verschreibenden, sobald sie fertig ist, durch seinen Vorsteher broschirt zugeschickt. Der Gewinn davon wird drei Monat nach Vollendung des Drucks dem Verfasser mit einem Abzuge von 25 Procent zugestellt. Ist da die Auflage noch nicht verkauft, so wird ihm am Ende jedes folgenden Jahres (so lange die Schrift ihren Gang behält) Rechnung gethan, und das indessen weiter eingelaufene Verkaufsgeld nach geschehenem Abzuge von 25 Procent abgeliefert.

Besondre Verhältnisse.

1) Alle vorgedachte Punkte betreffen alle Autoren; aber dabei haben die Aldermänner und Männer gewisse Vorzüge.

2) Jünglinge müssen für die ganzen Druckkosten stehen, und, wenn das Archivkomtoir Bedenklichkeit hat, hinlängliche Bürgschaft stellen. Männer hingegen bezahlen die Hälfte des Schadens nur, wenn das Buch liegen bleibt. Aldermänner sind gar nichts schuldig, wenn auch das Buch sich gar nicht verkaufte.

3) Die Schriften der Männer aber können (so wenig als die Schriften der Aldermänner) theils ihrer innern Güte wegen, theils deswegen nicht leicht Schaden bringen, weil alle größere Unionsbibliotheken, deren es in Deutschland bald über 400 geben wird, gehalten sind, ein Exemplar zu nehmen.

4) Wenn der Jüngling seine Handschrift, ehe er sie drucken läßt, drei Aldermännern giebt, und deren schriftliches Zeugniß vom Werth seiner Arbeiten einschickt, so wird solches im Intelligenzblatt mitgemeldet, und das kann ihn für das Liegenbleiben seines Buchs hinlänglich sichern. Auch soll er in dem Falle den Vortheil genießen, daß die großen Lesbibliotheken das Buch nehmen müssen.

Das Centrum.

1) Das Centrum ist im Unionhause, dessen Ort ein Geheimniß der Brüder des dritten Grades bleibt.

2) Es besteht aus folgenden Personen:

a) Der Archibdirector, welcher ein Gelehrter von Range sein muß. Dieser führt die Aufsicht über die Subalternen, sorgt, daß keine Geschäfte liegen bleiben, erbricht und liest alle Briefe, giebt die Ordres an

die Secretairs zur Expedition, führt die Korrespondenz mit den Buchdruckern, besorgt den Einkauf der Papiere, die Versendung der Schriftstellergergelder, und hat die Verwahrung der Kasse. Er vollzieht auch alle von der Union beliebte Ausgaben, und legt alle Jahre in der öffentlichen Versammlung Rechnung ab. Endlich hat er auch in den Versammlungen die Verträge zu verlesen, und die Stimmenbücher zu sammeln; hat 1000 Rthlr. Besoldung.

b) Der Oekonomie-Direktor hat 600 Rthlr.

c) Der Rechnungsrevisions-Direktor hat 600 Rthlr.

NB. Diese drei, nebst drei Mesopoliten vom ersten Range, haben jeder einen Schlüssel der sechsfach verschlossenen Kasse; so daß Sonnabends alle sechs zusammengehen, die Ausgaben besorgen und die Kasse wieder schließen.

d) Der Buchhalter führt nach doppelter Buchhaltung Rechnung über alles, und trägt jeden Kreditor und Debitor an seinen Ort nach Maßgabe der Expeditionsbücher. Hat 500 Rthlr. Besoldung.

e) Der erste Secretair besorgt das Unionsintelligenzblatt, d. h. er schreibt unter Aufsicht eines gelehrten Mesopoliten die politischen Artikel aus den eingelaufenen Briefen zusammen, schreibt die ihm vom Archivar mitgetheilten Avis und Antworten an die zu benachrichtigenden Mitglieder unter ihre Rubriken, sammelt die eingehenden Recensionen und Auszüge, und besorgt die strengst mögliche Correctur. Hat 400 Rthlr. Besoldung.

f) Der zweite Secretair trägt aus allen vom Archiv-Director erbrochenen Briefen die darinnen enthaltenen Verschreibungen in die Kommissionsbücher ein, und theilt dem dritten und vierten Secretair ihre Arbeiten zu. Hat 300 Rthlr. Besoldung.

g) Der dritte und vierte Secretair besorgen nach Vorschrift der Kommissionsbücher die Versendungen an die Diöcesanate, doch so, daß die Verschreibungen eines jeden Vorstehers für denselben besonders gepackt und adressirt, auch, wenn ein Vorsteher näher liegt, als der Diöcesan, ihm besonders zugeschickt werden.

Alle diese Expeditionen werden in die Expeditionsbücher eingetragen. Alles wird, wie oben gemeldet, broschirt versendet, damit den Klagen über Defectbogen ausgewichen werde. Jeder hat 200 Rthlr.

h) Ihr Helfer ist der Packknecht; hat 100 Rthlr.

Alle diese Personen des Archivkomtoirs werden in der ersten

Synode mit den nöthigen Instructionen versehen, und darauf in Eid und Pflicht genommen.

Im Archivkomtoir ist das große Buch, wo alle Namen aller Mitglieder nach ihren Nummern eingeschrieben stehen: und wo aus dem Protocolle der Unionsversammlungen alle abgeurteilte Verdienste und zuerkannte Belohnungen vom Archivdirector zu jedem Namen beigeschrieben werden.

Diöcesankomtoire mit ihren Vorstehern.

1) In jeder Provinz ist eine Diöcesanschaft, und in jeder Diöcesanschaft ist ein Lager aller Schriften, die durch die Union debitirt werden, dessen Größe durch die Größe der Provinz, und in der Folge durch die Menge des Abgangs bestimmt wird.

2) Jedem dieser Komtoire wird eine gewisse Diöces vorgeschrieben. Der Komtoirist heißt Diöcesan, welcher die in seinem Kreise liegenden Orte, wo Vorsteher sind, unter sich hat.

3) Der Vorsteher (dazu wir am liebsten einen Buchhändler wählen möchten, wenn einer an dem Orte sich befindet) schickt seine Kommissionen und eingelaufenen Berichte und Briefe an seinen Diöcesan ein, und der Diöcesan schickt sie hernach in natura zusammen an's Centralkomtoir.

Lesegesellschaften.

1) Diese sind von zweierlei Art: größere in Städten, und kleinere in Flecken und Dörfern, welche keine Stadt nahe genug haben.

2) Nur die städtischen sind verbunden, die Schriften der Aldermänner, und was von solchen als vorzüglich gut approbirt ist, zu nehmen. Sie haben folgende Einrichtung.

a) Es wird ein Zimmer mitten in der Stadt gemiethet (NB. in sehr großen Städten, wie in Berlin z. B., können natürlicherweise zwei und mehrere solche Gesellschaften und Kommunbibliotheken sein), wo die Bibliothek beständig ist.

b) Die Gesellschaft hat einen Director, welcher der Vorsteher des Orts ist, der aber auch einen andern schicklichen Mann, wenn er nicht das Geschäft selbst treiben kann, dazu anstellen darf. Dieser verschreibt die Bücher von der Union.

c) Die Wahl der Bücher, die verschrieben werden sollen, kann einem der einsichtsvollsten Mitglieder überlassen werden, welche wöchentlich mit dem Vorsteher ein- oder zweimal, wenn die Bibliothek geöffnet

wird, zusammenkommen, und nach Maaßgabe der zuverlässigen Urtheile des Unionsintelligenzblattes die Wahl vornehmen.

d) Die Errichtung der Bibliothek geschieht so: Der Vorsteher läßt einen Zettel zur Unterschrift durch einen Boten von Haus zu Haus in der Stadt und auf den nächsten Dörfern, die höchstens anderthalb Stunden im Umkreise liegen, herumtragen. Wer sich unterschreibt, zahlt dem Boten für seinen Gang zwei Dreier oder Kreuzer. Auf diesem Zettel laßt der Vorsteher jeden, der sich aufschreiben will, ein, einen gewissen Tag ein Billet an ihn zu schicken, und darin sich als Mitglied anzugeben.

e) Die Bibliothek wird Mittwochs und Sonnabends von zwei bis vier Uhr geöffnet.

f) Alle Bücher, die noch nicht alle Mitglieder der Lesegesellschaft gehabt haben, dürfen nicht länger als von Mittwoch bis Sonnabend, oder von Sonnabend bis Mittwochen behalten werden. Jedes Mitglied zahlt jährlich drei Gulden.

g) Wer einen Fleck von Tinte, Fett oder Roth macht, zahlt einen Groschen an die Gesellschaftscasse, welche der Vorsteher führt, und zu welcher die vierteljährlichen Beiträge von 12 Gr. gehören, und davon die Bibliothek angekauft wird.

h) Jeder nachfolgende Leser zeichnet die Flecke, die sein Vorgänger gemacht oder nicht aufgezeichnet hat, auf, und der Vorsteher nebst den vier Assessoren entscheiden im Fall des Streits. Bei heftigem Streit wird die Sache ganz aufgehoben, und keiner verliert.

i) Wer ein Buch, nach dem Ausspruche obgedachter Richter, verliert, oder ganz verdirbt, oder durch Schmutz unbrauchbar macht, muß es bezahlen, und behält dafür das Buch.

3) Die Landlesegesellschaften (wenn z. B. mehrere Flecken und Dörfer zu gleichem Endzweck sich zusammenthun) sind nicht genöthigt, die Aldermännischen Schriften zu kaufen.

Unionsintelligenzblatt.

I. Dieß muß die respectabelste Zeitung von der Welt sein, die in Absicht des Ausdrucks und Güte des Inhalts originell ist. Ihr Inhalt wird sein:

1) Politische Neuigkeiten aus allen Welttheilen, dazu das Archiv-Comtoir eine so vollkommene Korrespondenz unterhalten muß, daß keine

Zeitung so vollständig, so recent und unterhaltend gefunden werden kann, als diese. Wir nehmen aber nie Partei.

2) Auszüge aus den Schriften der Aldermänner, welche Plan und Eigenschaften des Buchs darstellen, und jeden Leser in den Stand setzen, zu urtheilen, was für ihn ist. Ein Aldermann darf nie beurtheilt werden. Wer es irgendwo thut, wird ausgestoßen aus der Union. Es ist dies das große Mittel, der seitherigen Kabale der Gelehrten ein Ende zu machen. Solche Auszüge dürfen auch nur selbst von Aldermännern verfertigt werden.

3) Recensionen — a) von Schriften der Männer, welche auch nur Aldermänner fertigen, oder, dasern ein Mann sie macht, von einem Aldermann revidirt und verbürgt werden müssen; — b) von Schriften der Jünglinge, welche Männer machen; — endlich c) von ausländischen Büchern. Jünglinge recensiren nie.

4) Advertisements von Schriften, welche die Autoren ankündigen.

5) Notizen für die Mitglieder und Vorsteher, z. B. daß ein Buch die Presse verlassen habe — daß die und die Packete für den und den Vorsteher abgegangen sind — oder Antworten auf geschene Anfragen — oder Quittungen für gezahlte Gelder. Ein Weg, auf welchem viel Korrespondenz erspart wird.

6) Veränderungen und Sterbefälle aller Personen, welche das Publicum interessiren.

7) Merkwürdige Erzählungen von schönen Handlungen, und Nachrichten von noch unbekanntem Talenten, neuen Erfindungen, Fabrik- und Kunstfachen, &c.

8) Bekanntmachung von Anfragen, Wünschen, Preisaufgaben, welche von Unionsmitgliedern sind, sie mögen an's Publicum oder an einzelne Personen gerichtet sein, und — Antworten darauf.

II. Von dieser Zeitung werden wöchentlich drei Stück geliefert, so daß 156 Stück einen Jahrgang ausmachen, welcher einen Ducaten kostet, weil fast jedes Stück in der Folge einen Bogen betragen, und also der Jahrgang 6 Alphabet ausmachen wird.

III. Was geheime Sachen der Union betrifft, wird mit einer Chiffersprache gedruckt, dazu Diöcesane und Vorsteher den Schlüssel haben.

IV. Die Interessenten und Lesegesellschaften müssen sich wegen der Versendung der Zeitungen mit den Posten abfinden. Die Vorsteher aber müssen mit den übrigen Mitgliedern des Orts sorgen, daß das Intellig-

genzblatt in jedem Hause empfohlen und gangbar gemacht werde, welches die Zeitungen nicht wenigstens in Gesellschaft mithält.

V. Das Intelligenzblatt hat in Absicht auf alle Artikel im Unionhause, wo es gedruckt wird, seine Censoren, welche Männer von bekannter Rechtschaffenheit, Einsicht und Delikatesse sein müssen, und nichts dulden dürfen, was den Wohlstand oder Personen beleidigt — versteht sich, was mit Recht als Beleidigung angesehen werden kann. Diese Censoren haben unbeschränkte Gewalt, wegzustreichen und zu ändern, was sie gut finden. Findet sich jemand einmal durch diese Censorstrenge beleidigt, so hat er das Recht, seine Erklärung einzuschicken. Diese wird wörtlich abgedruckt. Allemal wenn sie von einem Aldermann ist; von Jünglingen und Männern, wenn sie nicht zu lang ist. Aldermännern darf nicht wieder geantwortet werden. Gegen Männer und Jünglinge aber ist dem Censor eine Antwort erlaubt. Aber dann muß der Streit ein Ende haben. Wer ihn fortsetzt, wird aus der Union gestossen.

VI. Da ein so sorgfältig bearbeitetes Blatt gewiß in allen Gegenden, wo die deutsche Sprache bekannt ist, gelesen werden wird, so ist begreiflich, wie erstaunend groß das Publicum der Schriftsteller wird, die ihre Bücher durch die Union debilitiren.

Korrespondenzreglement.

1) Wer mit der Union korrespondiren will, hat entweder die Absicht, das Archivkomtoir von etwas zu benachrichtigen, oder über etwas zu befragen, oder etwas von Büchern, Fabrik- und Kunstfachen anzukündigen, oder zu verschreiben, oder an einzelne Glieder der Union etwas gelangen zu lassen. In allen diesen Fällen bedient er sich eines Zettels, der ein vorgeschriebenes Format hat.

2) Wer so viel zu schreiben hat, daß er mehr als einen solchen Zettel nöthig hätte (z. B. ein Schriftsteller, der sein Werk ankündigt, oder sich zu Uebersetzung eines ausländischen Werkes erbietet), kann sich halber oder ganzer Bogen bedienen. Er muß sie aber so brechen, daß jenes Format doch beibehalten werde, und sonach ein längerer Brief darnach in dem nämlichen Vorstehercouvert fortlaufen könne.

Unionhaus.

Dies ist ein Gebäude, welches die Union besitzt. Dasselbst ist:

- 1) Das Centralkomtoir mit allen dazu gehörigen Personen.
- 2) Die große Bibliothek der Union.

3) Vielleicht einst National - Erziehungshaus.

4) Der Versammlungsaal der Centralsynoden.

5) Die Wohnungen der Mesopoliten.

6) Wohnungen für Drucker und Buchbinder.

Dieses Unionhaus wird einst der Sitz der ersten Menschen der Nation sein: wie nicht weniger das Vorrathshaus von den Werken der Kunst.

Unionsversammlungen.

1) Alle Jahre am Johannistage hält jeder Diöcesan eine Synode, dazu jeder Vorsteher eingeladen wird.

2) Vier Wochen aber vorher ergehen aus dem Centralcomtoir an die Diöcesane Berichte von allem dem, was auf der Centralsynode vorgetragen werden soll.

3) Darüber wird in der Diöcesansynode deliberirt und beschlossen. Der Abschluß der Synode dient dann zur Instruction für den, der hernach auf die Centralsynode als Diöcesandeputirter reiset, welcher in der Diöcesansynode gewählt wird.

4) Im August kommen die Diöcesandeputirten mit den Mesopoliten zusammen, und halten die Centralsynode im Unionhause, welche alles aburteilt, und sodann die Protocolle von den Abschlüssen an alle Diöcesanschaften versendet.

5) Alle, welche zur Centralsynode kommen wollen, melden sich, nach erhaltener Instruction von der Diöcesansynode, bei dem Centralcomtoir, welches für Quartier und Beköstigung sorgt, und die Deputirten auf Kosten der Kasse frugal bewirtheet.

6) Die Sitzungen geschehen folgendergestalt: Einer der Mesopoliten höhern Ranges eröffnet die Versammlung durch eine Rede, an deren Ende alle versammelte Mitglieder gebeten werden, alles, was jeder der Union vorzutragen wünscht, es sei Bitte, Empfehlung, Vorschlag, Anfragen, oder Klagen — jedes einzeln — in einem besonders rubricirten schriftlichen Aufsatze dem Archivcomtoirdirector zu übergeben; wobei er ermahnt, nichts Unerhebliches und einer solchen Versammlung Unwürdiges einzumischen. Der Archivar sammelt alsdann alle diese Aufsatze, ordnet sie mit dem, was er selbst aus den Schlüssen seiner Diöcesansynode vorzutragen hat, nach den Materien zusammen, und nummerirt sie. Des Nachmittags fängt er an, diese Aufsatze, so wie sie nach ihren Rubriken und Nummern folgen, abzulesen. Dies dauert die folgenden Tage fort, bis alles abgelesen ist. Jedes Mitglied bekommt

vorher bei der Mittagstafel ein Stimmenbuch in Quart von weißem Schreibpapier, worinnen auf jeder Seite 4 Nummern stehen und mit Linien unterzogen sind, so daß für jede Nummer der vierte Theil einer Quartseite Raum ist, um sein Botum dabeizuschreiben. Diese Nummern laufen bis zu 500 fort, damit man sicher sei, daß die Zahl der nummerirten Aufsätze die Zahl der Nummern in den Stimmenbüchern nicht übersteige. Bei dem Ablesen der Aufsätze nun giebt der Director die Nummern an, hält nach Vorlesung des Aufsatzes einige Augenblicke inne, und jeder schreibt zur nämlichen Nummer seines Stimmenbuches, wenn er will, sein Botum: oder überschlägt die Nummer, wenn er dabei nichts zu notiren hat, oder weiß. Z. B. der Archivar liest:

N. 1. Titius, ein durch die und die Versuche bekannt gewordner Tonkünstler, wünscht zu reisen, und bittet um Reisepaß zur Hospitalität und Geld.

- a) Soll er den Reisepaß haben?
- b) Soll er Geld haben?
- c) Wie viel?

Nun schreibt jeder zu N. 1. seines Stimmenbuches z. B.:

- | | | |
|------------|------|---------------------------|
| a) Ja | | a) Ja |
| b) Nein | oder | b) Ja |
| c) Nichts. | | c) 100 Thaler, oder mehr. |

Wenn alles verlesen, sammelt der Archivar die Stimmenbücher. Alsdann bietet der Mesopolit, der die Versammlung eröffnete, auf, zur Wahl des engern Ausschusses zu schreiten. Die fünf alsdann, welche die meisten Stimmen haben, machen mit den vorhandenen Mesopoliten den engern Ausschuß, welcher auf Kosten der Kasse einige Tage länger im Unionhause versammelt bleibt, und alle Verträge mit Zuziehung der Stimmenbücher, nach Mehrheit der Stimmen entscheidet. Diese Entscheidungen sind dann Schlüsse der ganzen Union, und werden vollzogen.

7) In diesen Unionsversammlungen kommen folgende Gegenstände vor:

1) Beurtheilungen der Talente und Verdienste, welche der Archivar aus den eingelaufenen Nachrichten bekannt macht.

2) Abwägung schon bekannter Verdienste. Es werden nämlich Verdienste erworben:

- a) Durch Bücherkauf — wer z. B. Parteen nimmt und an Arme verschenkt.
- b) Durch Verfertigung guter Schriften.

- c) Durch neue Entdeckung oder wichtige Benutzung aller Entdeckungen in Künsten und Wissenschaften, in der Kriegskunst, im Commerce, Färberei, Deconomie, u. dgl. m.
- d) Durch Werke der Kunst und des Fleißes.
- e) Durch bekannt gewordne edle Handlungen, besonders der Großmuth und Wohlthätigkeit.
- f) Durch Geschenke oder Stiftungen zur Unterstützung der Endzwecke der Union.

3) Die Belohnung solcher Verdienste, welche sind:

- a) Anzeige des Verdienstes und des Verdienten in den Blättern der Union, und des von der Union ertheilten Lobspruchs, worinnen es drei Stufen giebt:
 - 1) Ihn schätzt die Union.
 - 2) Ihn ehrt die Union.
 - 3) Ihn verehrt die Union, welches die höchste Stufe ist.
- b) Unterstützung und Empfehlung an Fürsten und begüterte Freunde, Geld oder Reisepässe zum Genuß der Unionischen Hospitalität.
- c) Aufhängung des Bildnisses des Verdienten in der Gallerie des Erziehungshauses.
- d) Erhebung zur Würde eines Aldermanns.
- e) Eine Basis mit der gehauenen Statue des Verdienten, welche in den Porticibus des Unionhauses aufgestellt, und nach dem Tode des Verdienten mit einem Lorbeer bekränzt wird, der von den Bewohnern des Unionhauses mit gewisser Feierlichkeit alle Jahre frisch aufgelegt werden muß.

4) Von der Union erbetne Vorschläge zu Bedienungen. Denn die Union wird sehr oft um Vorschlagung würdiger Subjecte ersucht werden, weil sie nach und nach die sicherste Bekanntschaft mit jedem Verdienste erlangen wird. Welcher wichtige Einfluß auf's Beste der Menschheit! Welche Menge der Freuden, die euch, Mitglieder der Union, Hervorziehung des Verdienstes, und Versorgung so mancher brauchbaren Menschen, neben der gewissen Hoffnung zu eigener Versorgung und Hülfe im Alter oder Unglück, verschaffen wird.

Vorthelle der Menschheit.

Sind Steigen der Wissenschaften — allgemeines Interesse für Künste und Literatur — Minderung der Vielschreiberei — Toleranz — Freiheit — Kindererziehung — Hospitalität — Rettung manches Un-

glücklichen — brüderlichere Eintracht der Gelehrten — allgemeine Beförderung der Liebe — und zuletzt vielleicht — — — — Amen !

Receptionen.

Die Aufnahme in die Union bleibt in ihrer ersten Epoche, wo bloß für die Werbung und Ausbreitung gearbeitet wird, wie sie in dem vorläufigen Plan angegeben ist.

Künftig, wenn die zweite Epoche beginnt, wo die Union Konsistenz hat, und in ihre eigentliche hier im geheimen Plane beschriebene Aktivität kommt, wird eine ganz andre Art von Aufnahme bekannt gemacht werden, welche die Union vor aller Gefahr sichern wird, die durch falsche Brüder ihr zugezogen werden könnte.

Geheimster Operationsplan,

den die Diöcese noch zur Zeit ganz für sich behalten, und auch nicht mündlich mittheilen dürfen.

Sobald die Union vollendet ist, und in volle Wirksamkeit gesetzt werden kann, wird im Centro (welches sich in — befindet) eine Synode gehalten, zu welcher die einsichtsvollsten und bewährtesten Brüder eingeladen werden. In dieser Synode wird der geheime und geheimste Operationsplan, nachdem die zu dessen Vervollkommnung eingesandten Vorschläge benutzt worden, nochmals untersucht, und, nach geendigter Deliberation von den Versammelten beieidigt, unterschrieben, unterschiefert, und so bestätigt.

Dann gehen Reisende aus mit Vollmacht und Instruktion, welche die ganze Synode unterschrieben und unterschiefert hat, um die ganze Union in Maurerei zu verwandeln.

Anmerkung.

[Wer Menschenkenner ist, wird dazu den Grund leicht finden. Denn ob wir gleich in der Union das Wesen ächter Maurerei und die Quintessenz haben, und Ritual, als das Akzidentelle, entbehren könnten, so ist es doch unleugbares Bedürfnis für den größten Theil der Menschen, daß ihre Phantasie zugleich beschäftigt, angespannt und

unterhalten werde. Nur wenige sind so reine Vernunftmenschen, daß sie bei dem, was ihnen ihre Vernunft als wahr, schön und edel vorstellt, lang ausbauern, und mit stets gleicher Wärme wirksam sein könnten. Bei den meisten erkaltet der Eifer bei der bloßen Betrachtung, wenn er nicht durch etwas Täuschung der Phantasie von neuem angefrischt wird. Wenn also die Union bestehen und unter so viel tausend Menschen, aus denen diese große Maschine zusammengesetzt ist, immer Lust und Wärme erhalten werden soll, so muß etwas mehr da sein, als Objekt der Vernunft! Es muß theils etwas sinnlich Rührendes für sie aufgestellt, theils für die Phantasie eine gewisse interessante Aussicht in einst zu erfahrende Geheimnisse, Begebenheiten und Vortheile eröffnet werden. Diese Sinnlichkeit ist gleichsam das Del, welches das Räderwerk im Gange erhält. Es ist also für die Union von der äußersten Wichtigkeit, sie mit den Formalitäten der Maurerei auf eine anständig und würdige Weise zu verbinden. Also —]

Aller Orten, wo Brüder sind, erscheint der Reisende mit geheimnißvollem Tone und Anstand, versammelt die Brüder, eröffnet feierlich die Sitzung mit Gebet, spricht von dieser Epoche als einer Zeit, welche die Vorsehung sich ersuchen habe, der Menschheit eine neue Gestalt zu geben, spricht von bevorstehenden großen Revolutionen, von glücklichen Ausichten, von einem erhabenen Ziele, zu welchem nur der Weise und Tugendhafte gelangen könne, und ermahnt die Brüder zum eifrigsten Bestreben nach Weisheit und Unbescholtenheit des Wandels. Er entdeckt hiernächst, daß die Gesellschaft, Deutsche Union genannt, geschlossen sei, und daß die besten Mitglieder derselben sich jetzt vereinigt hätten, in eine Maurerische Verbindung zu treten, welche die erhabensten Zwecke durch weit vollkommnere Mittel, und nach einem weit vollkommnern Plane zu erreichen im Stande sei. Endlich erklärt er, daß die den Brüdern erreichbare Glückseligkeit den Profanen gänzlich versagt sei, und daß die Brüder zu dem großen Ziele nicht anders gelangen könnten, als wenn sie einen engeren Zirkel unter sich schlossen, und in geheimen Versammlungen sich gehörig vorbereiteten.

Vorher muß der Reisende einen erwählten Bruder, welcher ein heller Kopf und ein rechtschaffener Mann ist, schon besprochen haben, damit er ihn, nach jeder Rede, mit einer gewissen Feierlichkeit zum Meister vom Stuhle einweihen, und ihm eine auf Pergament geschriebene Konstitution einhändigen kann.

Darauf verabschiedet er die Brüder, mit der Ermahnung, der Loge fleißig und mit Anstand beizuwohnen, und giebt hernach dem konstituierenden Meister: 1) das einzuführende Ritual; 2) das Gesetzbuch; und wenn dieser selbst nicht Kenntnisse genug besitzt, 3) eine Sammlung von Logenreden, mit denen er die Brüder künftig in den Versammlungen unterhalten kann, und welche so eingerichtet sein müssen, daß die Aufklärung der Brüder stufenweise bewirkt werde.

Sonach entstehen durch die Reisenden in Deutschland mehrere tausend Logen, die alle Ein Band zusammenhält. Logen, welche von Vorstehern regiert werden, heißen Tochterlogen. An Orten, wo ein Diöcesan ist, erwachsen Mutterlogen.

Alle Logen haben nicht mehr als drei Grade, zu welchen nur langsam fortgestiegen werden kann.

Das Ritual ist:

1) Im schönsten Lichte J. H. S. an der Wand im Rücken des Meisters von kleinen brennenden Lampen gebildet.

2) Ein Tisch vor dem Meister, worauf ein Todtenkopf stehet, aus welchem Rosen oder andere Blumen hervorblühen, als ein Symbol der Unsterblichkeit.

3) Vor dem Todtenkopf ein Teller mit Brod und Wein.

Es ist das ganz alte Ritual.

Der Meister hat als Vorsteher an seinem Orte zugleich die Lesebibliothek zu besorgen, er thue es selbst oder durch einen andern dazu schicklichen Mann; so wie den Bücherdebit. Es muß daher jedes Mitglied der Loge auch Mitglied der Lesegesellschaft sein, obgleich nicht umgekehrt. Denn in die Lesegesellschaft wird jeder Liebhaber nützlicher Kenntnisse aufgenommen. Und es soll diese Lesegesellschaft ein specielles Object für den Meister und alle Brüder sein, daß sie da die Menschen beobachten, ihren Geschmack bemerken, auf die Sitten sehen u. s. w. um die besten Menschen darunter nach und nach zur Loge zu ziehen.

Wenn in der Lesegesellschaft ein Mensch entdeckt wird, welcher einer nähern Verbindung mit der Union würdig scheint, so nimmt ein Bruder, der am speciellsten ihn kennt, Gelegenheit, ihn allein zu sprechen, und das Gespräch auf die Maurerei zu leiten, ihm von wichtigen Vortheilen vorzureden, kurz, es dahin zu bringen, daß er selbst den Wunsch äußert, aufgenommen zu werden. Wenn man Sehnsucht merkt, so stellt man

sich, als wenn man ihm eine Adresse verrathen wolle, unter welcher er mit einer Bittschrift an den Großmeister gelangen könnte: er müsse aber Zeugniß seines moralischen Werthes belegen; Kosten habe er nicht. Nun giebt er ihm die Adresse an den Diöcesan, und dieser schickt ihm den Eid der Verschwiegenheit zur schriftlichen Ausstellung zu. Hat er den geleistet, so erhält er einen Brief, worin er an den Meister gewiesen wird, als welcher nun Befehl habe, ihn aufzunehmen. Und nun erfährt er erst, daß an seinem Orte eine Loge war.

Wenn ein Bruder lange im ersten Grade war, und unruhig wird, daß er den zweiten noch nicht erhalten kann, so muß ihn der Meister mit Folgendem hinhalten: 1) daß er wahrscheinlich noch Unvollkommenheiten an sich habe, welche die abwesenden Oberen wüßten. Er müsse daher sich selbst untersuchen, und vertraute Brüder um offenherzige Anzeige derselben bitten, und dann versuchen, sie abzulegen. 2) Daß er doch immer schon ein glücklicher Mann sei, durch seine Verbindung mit dem bessern Theile der Menschheit, in welcher er fürs irdische Leben geborgen sei, indem ihm als Maurer nie eine wahre Noth zustoßen könne, in welcher er erliegen müsse. In der Brüderschaft sei kein Unglücklicher ohne Hülfe. 3) Er werde mit der Zeit von dieser Geborgenheit mehr überzeugt werden, wenn er die weisen und mächtigen Brüder werde kennen lernen, mit denen er in der weiten Welt verbunden lebe.

In der Folge kann auch für solche Brüder der geheime Operationsplan umgeschrieben werden, so daß die Namen, Union, Mesopoliten &c. in Maurerische Namen der drei Grade verwandelt werden. Und diesen Plan kann dann der Vorsteher, wie im engsten Vertrauen, einem solchen Bruder stückweise vorlegen und sich ergößen lassen. Denn es ist für unsern Zweck genug, wenn solche Brüder nur nichts von Union, ihrem letzten Zweck, ihrem Centrum und dessen Geschäftsverwaltung zu hören und zu sehen bekommen; damit die Union eine ecclesia invisibilis bleibe, und eben dadurch unverrathen und unzerstörlich werde.

Sonach erfährt kein Bruder des ersten Grades mehr, als daß eine Loge an seinem Orte existirt, und daß der und der — Großmeister ist. Von allen andern Logen, und noch weniger von der Union als dem großen Bande aller Maurerei, hört er keinen Laut. Und das Publicum des Orts hört und erfährt weiter nichts, als daß hier eine Lesegesellschaft ist, bei der man nicht nur lesen, sondern auch alle Bücher für wohlfeilen Preis verschrieben bekommen kann, welche man nur verlangen mag;

ohne zu wissen, daß die Lesegesellschaft in irgend einer weitem Verbindung steht.

Nachschriften.

1) Vorjezt also, und in der ersten Epoche, arbeiten wir alle bloß auf Werbung, so

a) daß wir nachsehen, wo noch Städte sind, in denen kein Bruder ist, daß wir da einen anwerben, und zum Fortwerben verpflichten.

b) daß wir alle Stände, insonderheit Schriftsteller, Postmeister und Postsecretärs, Buchdruckerherren und begüterte Personen an uns ziehen.

2) Beim Eintritt begüterter Personen kann man zu verstehen geben, daß man ein freiwilliges Geschenk für die Reception annehme, zur Sammlung eines Fonds. Dieses Geschenk und dessen Valuta notirt der Receptus eigenhändig unter seinen Eid, und wird mit dem Eide an den Diöcesan gesandt, der es, wie den Kostenbeitrag = Thaler, kontrollirt, und von da ans Centrum schickt.

3) Jeder Diöcesan hat das Recht, das Centrum schon jezt zu bereisen, und Einsicht in Rechnungen und alle Geschäfte zu fodern.

4) Künftig, wenn alles Maurerei ist, kann die Union auch für Erreichung der höhern Grade, nach Proportion des Vermögens des Recipiendi, Geld nehmen, dessen Quantum von der Centralsynode, die den Grad ertheilt, vorgeschrieben wird.

5) Endlich — bemerken Sie, würdigste Diöcesane! — daß, sobald die Werbungsepoche vorüber ist, und die ächten und unächten Brüder geschieden sind, im Publicum auf allerlei Art, ernsthaft und spöttlich, ausgesagt werden muß, die Union sei eines frühen Todes gestorben.

6) Die Diöcesane sind nun die Häupter der Union, und senden jezt ihre Zweifel und Verbesserungsvorschläge über diese beiden Plane ein; damit es einst ihr Plan werde, der durch gemeinschaftliche freie Berathung entsteht und von allen bestätigt wird.

Bald aber lief ein Brief von Knigge ein folgenden Inhalts:

Verehrungswürdige Männer,

Beschuldigen Sie mich keiner Nachlässigkeit, keiner Lauigkeit. Ich bin oft unpäßlich, habe kleine Reisen gemacht, muß 8 Stunden des Tages dem Unterrichte der Kinder widmen, habe dabei viel Verdruß und Arbeit bei Regulirung meiner hiesigen ökonomischen Geschäfte, muß mich mit Advocaten und andern Schelmen herumzanken, habe einen ausgebreiteten Briefwechsel, literarische Geschäfte, und kurz! — ich bin nicht Meister über meine Zeit, kann also für die Verbindung nicht so thätig sein, als ich wünschte; denn an gutem Willen für die gute Sache fehlt mir es nie. Hiervon glaube ich Ihnen die beste Probe dadurch geben zu können, daß ich fortfahre, mit der ungeheucheltsten Offenherzigkeit über die Schwierigkeiten zu reden, welche ich von allen Seiten sich Ihrem Plan entgegendrängen sehe. Ob ich meine Gedanken werde gehörig ordnen können, weiß ich nicht; ich muß es hinschreiben, was mir gerade über diesen Gegenstand, über welchen ich sehr oft nachdenke, einfällt.

Kurz nachher, als ich den Revers der Verschwiegenheit für Sie unterschrieben hatte, reiste ich nach Braunschweig, um einige herrliche Köpfe für die Union zu gewinnen. Ich speiste — es war in der Messzeit — Abends bei einem Freunde mit verschiedenen einheimischen und fremden Gelehrten, noch ehe ich mich einem einzigen eröffnet hatte. Die Wörter: „Deutsche Union“ und „XXII.“, die ich an einem Ende der Tafel erschallen hörte, machten mich aufmerksam. Ich fragte, und nun vernahm ich mit großem Befremden, daß man von einer Sache, die ich als ein heiliges Geheimniß bewahrte, inter pocula et coram mulieribus, laut und in sehr leichtfertigen Ausdrücken redete. Man sagte: „Das Ganze sei eine Anstalt von Herrn Dr. Bahrdt in Halle;“ mit Bitterkeit und Intoleranz fuhr man nun über Plan, Zweck und Mittel der Union her. Man zergliederte die (vermuthlich doch auch unter dem Siegel der Verschwiegenheit den Spöttern mitgetheilten) gedruckten Stücke, und versicherte, daß in Berlin, Braunschweig und an andern Orten die Gelehrten, selbst die, deren Namen auf dem Verzeichnisse ständen, nicht Theil an der Verbindung nehmen würden. — Ich schwieg, mußte aber unverrichteter Sache von Braunschweig abreisen. Kaum war ich hier angekommen, so trat ein Freund zu mir, und eröffnete mir: „es sei einem angesehenen Manne der Antrag gemacht worden, ihn in die Deutsche Union aufzunehmen, und habe ihn desfalls an mich ge-

wiesen. Er habe aber nicht nur keine Lust, diesem Bunde beizutreten, sondern warne vielmehr davor.“ — Theuerste Brüder! Ich muß Sie dringend bitten, meinen Namen als Theilnehmer gegen niemand zu nennen. Nicht nur bin ich, wenn derselbe bekannt wird, weniger im Stande, mit sicherem Erfolg zu wirken, sondern es schadet auch der guten Sache. Sobald ich ins Spiel komme, so glaubt man, es sei meine Absicht, unter fremdem Gewande den Illuminaten-Orden fortzusetzen. Folglich hab' ich da schon tausend gegen mich. Meine öffentliche Erklärung gegen geheime Verbindungen hält man nur für einen jesuitischen Kunstgriff; die Anhänger gewisser Systeme wittern ein neues Freimaurer-System, welches ihren Finanz-Operationen entgegenarbeiten könnte; die Rosenkreuzer, die mich eben nicht sehr lieben, regen alles auf. Meine ehemaligen vielfachen politischen, literarischen und Ordensverhältnisse haben mir manche Feinde erweckt. Alle diese schlagen sich nun zu der Parthei gegen die Union. — Und kurz! schon jetzt sehe ich meine Wirkungskraft zum Besten der Gesellschaft, wenigstens was ihre Ausbreitung betrifft, sehr gehemmt. Allein es ist dies nicht das Einzige, was ich auf dem Herzen habe. Bei dem Plane selbst fallen mir manche Bedenklichkeiten ein, die ich für Pflicht halte, Ihnen, würdige Freunde! zu eröffnen.

Gegen alle Operationen geheimer Verbindungen ist das Publicum heut zu Tage mißtrauisch. Man argwöhnt Finanz-Operationen, Despotismus, Religionsuntergrabung, und dergleichen. Wollen wir etwas ausrichten, so müssen wir in Form und innerm Werthe uns vor allen andern Verbindungen auszeichnen.

Unsere Gegenstände müssen groß, wichtig, für die ganze Menschheit interessant, Erforschung der Wahrheit, Sieg der Tugend und Redlichkeit, Beförderung der Sittlichkeit, Freiheit, Einfachheit und Mäßigkeit, Flor der Wissenschaften, Ermunterung des verkannten Talents sein! Unsre Mittel müssen das Licht nicht scheuen dürfen und müssen fern von allem Despotismus sein. Dies vorausgesetzt, so erlauben Sie mir folgende kleine Bemerkungen. Ich glaube nicht, daß jetzt mehr als jemals der Strom des Aberglaubens und der Dummheit einzubrechen droht. Der Narren und der Schurken sind von jeher in der Welt mehr gewesen, als der Weisen und Edlen. In diesem Zeitalter nun, wo jedermann aus voller Brust seine Lehren expectoriren darf, wird daher mehr Unsinn als Weisheit ausgerufen, so wie da, wo freier Handel ist, mehr Schwefelhölzer als Goldstangen verkauft werden; allein das be-

weist doch nicht, daß jetzt ein Sæculum sei, wo man ungestört Schwefelhölzer für Goldstangen ausgeben könnte. Es war von jeher also, und wird immer so sein. Einzelne Verbindungen unter den Bessern werden nie eine Vogelhecke für Weisheit und Tugend anlegen können. Alles, was in ihrer Macht steht, ist, dafür zu sorgen, daß sie von den übrigen freischendenden Vögeln nicht gar zu sehr überschreien, von Raubvögeln nicht verfolgt werden, ihren schönen Gesang nicht verlernen, die verstecktesten himmlischen Sänger auffuchen, und die Augenblicke nützen, wo jene schlafen, um dann ihre Harmonie mit diesen anzustimmen. Drei Kanarienvögel werden aber einen Trupp Gänse nie weder überschreien können, noch wollen, und nun gar diese abrichten oder nothzüchtigen zu wollen, um mit ihnen zu hecken und Bastarde zu zeugen — das geht nicht.

Deswegen nun halte ich alle Operationen, um den Thoren und Schurken das Maul zu stopfen und sie auszurotten, für unnütz und unerlaubt. Jedermann muß in dieser Welt das Recht haben, soviel Unsinn sagen und schreiben zu dürfen, als ihm beliebt. Die Wahrheit darf nur durch Ueberzeugung siegen, bei denen, die Sinn dafür haben, nie sich ein Monopolium zu verschaffen suchen, und zwar dies deswegen, weil

1) ein solches Monopolium früh oder spät gemißbraucht wird, weil dann die Menschen ihre Vorurtheile, Privatmeinungen und ihren Ehrgeiz (wer ist von diesem Allen frei?) an die Stelle der Wahrheit setzen, und dann ist man schlimmer daran, als unter dem Drucke der Schafsköpfe.

2) Weil das sicherste Mittel, den Irrthum zu verewigen, und der Bosheit Gelegenheit zu geben, einen festen Gegenplan anzulegen, dieses ist, wenn man aus der großen Mutter-Kirche der Narrheit eine ecclesiam pressam macht. Hiervon bin ich so sicher überzeugt, daß ich selbst bekenne: So sehr ich manche Partheien ehemals verachtet habe, so sehr fühl' ich mich zuweilen geneigt, jetzt ihre Vertheidigung zu übernehmen, seit Jeder Beruf zu haben glaubt, einen Stein auf sie zu werfen.

2) Weil wirklich keine Frage schwerer zu beantworten ist, als die: „Was ist Wahrheit?“ Sie muß durch Raisonnement pro et contra aufgelöst werden.

Ich glaube also, daß wir weise handeln, wenn wir uns über Grundsätze vereinigen, diese mit Klarheit und ohne Leidenschaft unermüdet lehren, empfehlen, ausbreiten, dafür kämpfen, uns unterstützen, befördern, uns einander auf den Leuchter zu stellen suchen, andere eble

Menschen aus dem Staube hervorziehen, über Unsinn laut lachen; aber Jedem erlauben, sich für eben so klug zu halten und auch seine Waaren zu Markte zu bringen, auszuposauen und zu vertheidigen.

Nun was die Freimaurerei betrifft! Dies Federwerk ist sehr abgenutzt. Die Hieroglyphen sind allgemein bekannt, und die Ceremonien hundertmal gedruckt. Schwerlich würde es uns gelingen, einem neuen Zweige dieses Ordens Glauben und Anhang zu verschaffen. Doch käme freilich es darauf an, ob Sie eine neue, wichtige Erklärung der Sinnbilder und Gebräuche zu geben, oder einen ächten Ursprung zu beweisen im Stande wären, und in diesem Falle würde es in der That nicht schwer halten, bald aller Orten festen Fuß zu gewinnen.

Vortrefflich ausgedacht scheint mir der Plan, auf einmal auszusprengen, die Union sei nicht zu Stande gekommen, und dann erst die Bessern und Sichern enger zu vereinigen.

Den Buchhandel an uns zu ziehen, dabei sehe ich unübersteigliche Hindernisse vor uns. Die Buchhändler, welche einmal im Besitze und Rufe sind, werden sich nicht unter unsre Direction geben, und die jungen Anfänger, die wir etwa gewinnen könnten, werden von jenen Soffiern unterdrückt werden.

Das Mittel, unter dem Schleier von Lesegesellschaften u. dgl. in allen Städten zu wirken, kommt mir sehr zweckmäßig, so wie überhaupt alle Mittel, welche, ohne Aufsehen zu erregen, und ohne gegen Andre intolerant zu verfahren, dahin führen, Grundsätze der Vernunft und Rechtschaffenheit auszubreiten.

Als ich noch in den Rheingegenden lebte, da stand ich unmittelbar mit manchen Fürsten-Höfen in Verbindung. Es würde mir ein Leichtes gewesen sein, einen von den Erden-Götterlein zu bewegen, sich als Protector an die Spitze einer solchen Anstalt zu stellen. Schriftlich läßt sich dergleichen nicht wohl verhandeln, und in diesen Gegenden, wo ich seit 1½ Jahren wohne, ist nichts dergleichen zu thun. Allein ich kann Ihnen zwei Fürsten namhaft machen, bei denen ein irgend geschickter Negociateur gewiß keinen Fehlschritt wagen würde, um sie für eine gute Sache zu gewinnen. Der eine ist der Landgraf von Hessen-Homburg, der warm für alles Edle und Gute, mit allen Tugenden eines Privatmannes ausgerüstet, aber arm und ein Feind von allen Winkelgängen und verdächtigen Mitteln ist. Der andre wäre der sehr verkannte Fürst von Nassau-Saarbrück — ein feiner, verständiger, thätiger Mann ohne Vorurtheil, und leicht zu allen Unternehmungen zu bewegen, die einen

vernünftigen Zweck haben, und nicht zu großen Unkosten verleiten; denn er ist sparsam.

Und nun etwas über Vertrieb der Schriften, Beförderung der Pränumerationen u. s. f. Ich muß hier wieder ganz aufrichtig reden. Die meisten Männer von Geschäften sind in dem Falle wie ich. Es wird mir wöchentlich eine Menge von Pränumerationen, Ankündigungen u. dgl. zugeschickt. Viel in Gesellschaft zu gehen, dazu habe ich keine Muße. Ich kann also weiter nichts thun, als in einem öffentlichen Blatte bekannt machen, daß ich Pränumeration auf dies oder jenes annehme, und dann geschieht es denn mehrentheils, daß, wenn das Werk nicht vorzüglich wichtig, der Name des Verfassers nicht sehr berühmt, oder der Pränumeraionspreis gegen den zu erwartenden Ladenpreis nicht äußerst geringe ist, sich niemand bei mir meldet, um so mehr, da solcher Ankündigungen eine ungeheure Menge erscheinen. Dies Gewerbe würde uns überhaupt sehr weit führen, viel Zeit unnütz wegnehmen und unsern Kredit schwächen, wenn wir, wie es doch wohl oft der Fall sein würde, aus Gefälligkeit den Debit mittelmäßiger Werke beförderten. Am Ende empfehlen und vertreiben sich ja gute Werke auch von selber; die Buchhändler honoriren die Arbeiten berühmter Schriftsteller nicht so schlecht, als man es ihnen nachsagt. Nur bei besondern einzelnen Fällen, wenn ein großer, noch nicht in der literarischen Welt bekannter Kopf öffentlich auftreten wollte und Unterstützung bedürfte, oder wenn ein Nachdruck bald zu besorgen wäre, und dann, dächt' ich, sollten wir durch Sammlung von Pränumeranten zu Hülfe kommen. Auch würden dann diese Empfehlungen von größerm Gewicht sein, wenn sie seltner kämen. Mir gehen wahrlich schon jetzt die Leute aus dem Wege, sobald sie sehen, daß ich einen gedruckten Zettel aus der Tasche ziehe, obgleich ich nie etwas auf Pränumeration habe drucken lassen, als meine Clavier-Solo's.

Sehen Sie, würdige Männer! das sind meine Gedanken über diesen Gegenstand, mit aller Offenherzigkeit gesagt! — bestimmen Sie nun darnach, in wie fern Sie mich für die Verbindung brauchbar finden, oder nicht! Ich bin von ganzem Herzen

Der Ihrige

Rnigge.

Nicht lange, so erschien eine Schrift „Mehr Noten als Text“, in welcher das Treiben oder vielmehr das Wollen der Union aufgedeckt wurde; der Rath Bertuch in Weimar, der sich anfänglich für die Union

verwandt hatte, erklärte in dem Intelligenzblatte der Jenaischen Literaturzeitung, daß er kein Mitglied der Deutschen Union sei, bald ließ der Oberamtmann Bartels durch eine gleiche Erklärung die Union im Stich, gar Viele genirten sich, daß sie auf der Liste der Mitglieder gestanden: und die Gesellschaft für Aufklärung ging mit derselben Schnelligkeit zur Ruhe, mit welcher sie sich erheben zu wollen geschienen hatte. Als sie schon todt war, wurde die Untersuchung gegen Dr. Bahrdt wegen des Lustspiels „das Religionsedikt“ mit einer Untersuchung wegen Stiftung der Deutschen Union verbunden. Den Erfolg jener Untersuchung kennen wir schon.

2

Bibliothek
der
Deutschen Aufklärer
des achtzehnten Jahrhunderts.

Herausgegeben
von
Martin von Geismar.

1737-1809 II.
Johann August Eberhard's Neue Apologie des Socrates.

Leipzig: Otto Wigand.
Eigenthum der Vereins-Verlagsbuchhandlung.
1846.

Johann August Eberhard's Neue Apologie des Socrates.

Kaum war der „Belisar“ des Marmontel erschienen, als die französischen Theologen untersuchten, ob der Inhalt desselben auch mit dem reinen und orthodoxen System übereinstimme. Sie untersuchten mit der Ueberzeugung, Kezereien zu finden: und siehe da, das fünfzehnte Kapitel jenes Romans enthielt eine vermessene Kezerei: es wollte behaupten, daß die tugendhaften Heiden nicht in den Augen des höchsten Wesens verworfen seien. Die Sorbonne regte sich: Marmontel versuchte, das Gewitter, welches er in der Ferne aufsteigen sah, abzulenken. Er ließ sich mit dem Herrn Riballier, Doctor der Sorbonne, in Briefwechsel und Unterhandlungen ein, allein alle Herablassung und Gelehrigkeit des Philosophen war nicht im Stande, den Doctor zu gewinnen. Es erschien ein Examen du Belisaire de M. Marmontel und bald darauf Pièces relatives à l'Examen per M. de Legge; beider Bücher Autorschaft legte das Gerücht dem Dr. Riballier bei, das letztere enthält verschiedene kleine Schriften, Briefe und dergleichen, die zwischen Riballier und Marmontel und zwischen Voltaire und Marmontel gewechselt worden waren. Marmontel gab eine Apologie unter dem Titel Exposé des motifs, qui m'empêchent de soucrire à l'intolérance civile heraus, und hiergegen erschien bald eine Reponse à l'Apologie de Mr. Marmontel.

Nach diesem vorläufigen kleinen Kampfe rückte endlich die Sorbonne mit ihrer mächtigsten Waffe, der Verdammung, ins Feld; sie publicirte: Les 37 vérités opposées aux 37 impiétés de Belisaire. Aber die witzigen Köpfe der Französischen Nation ließen diese Gelegen-

heit nicht vorbei, um der Sorbonne auf das Empfindlichste wehe zu thun und ihrem Ansehen bei dem klügern Theil der Nation einen tödtlichen Stoß beizubringen. Die Sorbonne erlag unter der Menge von Spottschriften und witzigen Parodien, die gegen sie herauskamen. Die bloße Gegeneinandersetzung ihrer rechtgläubigen Meinung gegen die Säge Marmontels war gerade dasjenige, was sie am meisten zu Boden schlug. Man fand, daß, indem die Sorbonne z. B. den Satz verdammt hatte (Prop. XI) „Ist es nöthig, daß es so viele Verworfene gebe?“ man nothwendig den entgegenstehenden Satz annehmen mußte: „Es ist gut, daß es viele Verworfene gebe.“

Es schien nun, als fühle es die Sorbonne, daß sie durch die unbedachtsame Bekanntmachung der 37 Wahrheiten ihr Ansehen aufs Spiel gesetzt habe, es schien, als wollte sie gern ihre Schande verbergen. Sie unterdrückte die erste Verdammung, trat aber auch zugleich mit einer andern hervor, welcher sie den Titel gab: Censure de la faculté de Theologie de Paris contre le livre, qui a pour titre, Belisaire; und hier setzte sie die verdamnten 37 Säge auf 15 herab.

Der Kampf zog sich auch nach Holland herüber. Peter Hoffstede, erhob sich zuerst gegen den Belisar in einer holländischen Schrift, welche 1769 in Deutscher Uebersetzung erschienen ist: „Des Herrn Marmontel's herausgegebener Belisar beurtheilt, und die Laster der berühmten Heiden angezeigt, zu beweisen, wie unbedachtsam man dieselben ihrer Tugend wegen seelig geriefen, von dem Herrn Peter Hoffstede, Prediger zu Rotterdam.“ Dieses Buch enthält nichts als eine lange Liste von Lastern der würdigsten Männer des Alterthums. Diese zusammen zu suchen und aneinander zu reihen, die kostbaren Denkmale von Rom und Griechenland durchzulesen, nicht um sich an ihren Schönheiten zu ergözen, bei ihrem Lichte sich zu erleuchten und an ihrem Feuer sich zu erwärmen, sondern um darin Anklagen gegen ihre Urheber zu sammeln und sie als die elendesten unter den menschlichen Geschöpfen darzustellen, das hatte sich der holländische Theologe zur Aufgabe gestellt. Man stelle sich einen Mann vor, der einen Haufen Angeklagter vor sich hat, die er strafbar finden will. Kein lang erworbenes Ruhm, kein allgemein eingeständenes, unbestrittenes Verdienst, kein vortheilhaftes Zeugniß, nichts kann ihn zur Nachsicht bewegen. Jedem Umstande, der den Angeklagten zu statten kommen könnte, giebt er eine ungünstige Auslegung, jede Entschuldigung sucht er durch eitle Schwierigkeiten zu entkräften, um ungehindert zu einer gänzlichen Verurtheilung schreiten zu können.

Und diese Beurtheilung spricht er mit kalter Unempfindlichkeit aus; kein menschliches Achselzucken über das Schicksal dieser Unglücklichen begleitet, kein Ach der Wehmuth und des Mitleids unterbricht seinen Richterspruch, den er nicht in der feierlichen Sprache der Gesetze, sondern in einem wügelnden, spottenden, hohnlächelnden Tone ausspricht. Den wüthigen Ton hatte nämlich Herr Hoffstede mit Willen angenommen, damit es, wie er in seiner Vorrede sagte, „erhellen solle, wie die Franzosen eben so wenig in Sachen des Wises untadelhaft seien, als man ihnen in theologischen Sachen trauen dürfe.“

Herrn Hoffstede's Verwerfungs-Urtheile waren vor allem gegen Socrates gerichtet gewesen. Er hatte alle alten und neuen Beschuldigungen gegen diesen Weltweisen hervorgesucht, Zeugen aus allen Zeitaltern, Völkern und Religionspartheien gegen ihn aufgestellt, zweideutige Winke durch die gehässigste Auslegung zu förmlichen Beweisen ausgedehnt und die unschuldigsten Handlungen in die größten Lasterthaten verwandelt. Gegen diesen einen Punkt wendete sich vor allem der remonstrantische Prediger Nozemann in seiner Schrift „Socrates Gere gehandhaeft“ (gerettete Ehre des Socrates), worin er den Zeugnissen der Alten, welche Hoffstede nach seiner vorgefaßten Ansicht ausgelegt hatte, die gehässige Interpretation nahm. Hoffstede schwieg nicht, er publicirte:

„Die gegen den Herrn Nozemann und Andre Vertheidigte Beurtheilung des Belisarius, vornämlich in Hinsicht auf Socrates, nebst Beweise, daß die vornehmsten Heiden in Betracht ihrer Tugend kein Gegenstand der göttlichen Barmherzigkeit haben sein können.“ (De Beoordeling van den Belisarius, voornamelyk met Betrecking tot Socrates, tegen den Heer C. Nozemann en andere verdedigt etc. Rotterdam 1769.) Nozemann antwortete durch das „zweite Stück der geretteten Ehre des Socrates.“

Johann August Eberhard übernahm es, die Frage über die Seligkeit der Heiden, deren Beantwortung in Frankreich begonnen, in Holland in der Mitte des Weges zum Ziele verlassen worden sei, nunmehr in Deutschland einer gründlichen und allseitigen Lösung entgegen zu führen. Er edirte die „Neue Apologie des Socrates, oder Untersuchung der Lehre von der Seligkeit der Heiden 1).“

1) Johann August Eberhard wurde am 31. August 1738 zu Halberstadt geboren. Nachdem er, seit 1756, in Halle Theologie studirt, dann Hauslehrer bei dem Frei-

Der Gedankengang in dieser Schrift ist folgender: Es ist lange ein Grundsatz in der römischen Glaubenslehre gewesen, daß außer der Kirche keine Seligkeit sei. Dieser Grundsatz selbst ist bei der Glaubensverbesserung unverändert stehen geblieben; nur daß man dem Worte Kirche eine andere Bedeutung beigelegt hat. Anstatt den Glauben an die Aussprüche eines sichtbaren Oberhauptes für die erste Bedingung der Seligkeit festzusetzen, hat man von den Gliedern der Kirche die Annahme aller Glaubensartikel, die sich auf die recht erklärte Schrift gründen, zur Seligkeit erfordert. Hierbei war nun nichts natürlicher, als daß die außerchristlichen Völker, wie zuvor, von der Seligkeit ausgeschlossen blieben. Sowohl Luther als Calvin haben sich ausdrücklich gegen die Seligkeit der Heiden erklärt. Außer daß es bei dem ersten als eine nothwendige Folge in seinem Lehrbegriff über die natürlichen

herrn von Horst, später Conrector und zweiter Prediger an der Hospitalkirche zu Halberstadt gewesen war, ging er nach Berlin, wo er eine Predigerstelle bei dem Arbeits-
 haufe annahm. Im Jahre 1772 gab er (Berlin und Stettin bei Nikolai) die „Neue Apologie des Socrates“ heraus. Als ihn darauf Friedrich II. zum Prediger in Charlottenburg machen wollte, fand er bei der dortigen Gemeinde so viele Schwierigkeiten, daß er ihm bald eine Professur der Philosophie in Halle gab. Oberhard ward nach und nach Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften, Geheimrath, endlich im Jahre 1808 Doctor der Theologie. 1809 starb er. — Seine Neue Apologie des Socrates ist mehrfach aufgelegt. Die erste Ausgabe erschien in einem Bande (512 Seiten). Eine zweite Ausgabe in zwei Bänden erschien, 1776 der erste Band, 1778 der zweite Band. Eine dritte Ausgabe 1788. — Bedeutendere Schriften von ihm sind sonst noch: 1) Allgemeine Theorie des Denkens und Empfindens, eine Abhandlung, welche den von der Königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin auf das Jahr 1776 ausgeschriebenen Preis erhalten hat (und in Folge deren er Mitglied der Akademie wurde) Berlin 1776. 2) Sittenlehre der Vernunft. Berlin 1781. 3) Vorbereitung zur natürlichen Theologie, Halle 1781. 4) Amyntor, eine Geschichte in Briefen, Berlin 1782. 5) Theorie der schönen Wissenschaften, Halle 1783. 6) Allgemeine Geschichte der Philosophie, zum Gebrauch akademischer Vorlesungen, Halle 1788. 7) Vom Jahre 1788 gab er ein Philosophisches Magazin heraus, jährlich vier Stücke, vom Jahre 1792 ein Philosophisches Archiv. 8) Ueber Staatsverfassungen und ihre Verbesserung. Ein Handbuch für teutsche Bürger und Bürgerinnen aus den gebildeten Ständen; in kurzen und faßlichen Vorlesungen über bürgerliche Gesellschaft, Staat, Monarchie, Freiheit, Gleichheit, Adel und Geistlichkeit, erstes Heft Berlin 1793, zweites Heft 1794. 9) Kurzer Abriss der Metaphysik mit Rücksicht auf den gegenwärtigen Zustand der Philosophie, Halle 1794. 10) Versuch einer allg. Deutschen Synonymik, 6 Bände, Halle 1795 — 1802. 11) Handbuch der Aesthetik, vier Bände, Halle 1803—5. 12) Geist des Christenthums, 3 Bände, Halle 1807—8. —

Kräfte des Menschen liegt, sowie er ihn in seinem Buche gegen den Erasmus vorgetragen hat, so hat er sich auch an verschiedenen Orten sehr hart darüber ausgedrückt. Man lese z. B.

Luthers Ausleg. des 1. Psalms im 2. Th. f. deutsch. Werke nach der Altenb. Ausg. S. 522. a. „Doch so viel ihrer sind, haben sie alle geirret, daß sie nicht gewußt noch verstanden haben, was rechte Seligkeit ist; sonderlich aber die am allermeisten, so mit höchstem Ernst darnach gespüret und getrachtet haben, als die Philosophi, unter welchen die fürnehmsten und trefflichsten gesagt haben: Seligkeit sei, wenn ein Mensch Tugend lieb habe, sich sein eingezogen halte, und äußerlich einen züchtigen ehrbaren Wandel führe. Dadurch sie auch für andern unseliger worden sind, und sich also der Güter beide dieses gegenwärtigen und zukünftigen Lebens beraubt haben.“

So kam die Lehre von der Verwerfung der Heiden in die Lehrbücher seiner Nachfolger mit Bestimmungen, die nicht härter sein können. Hülsemann z. B. erklärt sich sogar über die Verwerfung der unmündigen Kinder, ja der Embryonen, auf eine Art, die nothwendig alle Heiden, als solche, zur Verdammniß bestimmen muß. Kinder, die kaum das Tageslicht erblickt, Embryonen, die noch in dem Schooße ihrer Mutter schlafen, sind nach ihm schon zu ewigem Glück oder zu ewigem Elend erschen, und unter denselben werden bloß die Kinder gläubiger Eltern, das ist: solcher, die in der wahren Kirche leben, der Seligkeit theilhaftig.

Sobald aber diese Meinung einmal in den theologischen Schulen eingeführt war: fing man auch an, darauf bedacht zu sein, wie man sie mit Gründen unterstützen könne. Insonderheit kam es darauf an, die Eigenschaften Gottes bei einem solchen Rathschlusse der Verwerfung zu retten. Man mußte nämlich zeigen, wie das höchste Wesen, seiner Gerechtigkeit unbeschadet, einen so großen Theil des menschlichen Geschlechts zu ewigem Elend verurtheilen könne, ohne ihm die Mittel an die Hand zu geben, diesem Elend zu entgehen. Einer der vornehmsten Gründe, womit man sich so lange befriedigt, ist schon von dem S. Thomas von Aquino vorgetragen, und nach ihm oft wiederholt worden. Die Seligkeit besteht nämlich der Meinung dieses seraphischen Lehrers nach in dem Anschauen Gottes. Dieses Anschauen ist der menschlichen Seele nicht natürlich; folglich ist die Seligkeit ein außerordentliches Gnadengeschenk; ein Geschenk aber hängt von der Freigebigkeit des Gebers ab; man kann sich also nicht beklagen, wenn er das, was er andern giebt, uns zu ver-

sagen, für gut findet. Wenn es aber hinreichend ist, zu sagen, daß das höchste Wesen den Menschen eine Seligkeit, die es ihnen entzieht, nicht schuldig sei: so kann man diesen Grundsatz auch auf die Christen ausdehnen, und ihre künftige Glückseligkeit wird nicht viel sicherer dabei sein, als die Seligkeit der Völker, die nicht Christen sind. — Vor allem aber ist zu sagen, daß der Begriff der Seligkeit, als eines Geschenktes Gottes und die Gewißheit der Erlangung derselben, weil man wohl gelebt, sehr wohl neben einander bestehen können. Der Inbegriff aller unendlichen Vollkommenheit, kann seinem Geschöpf keine Glückseligkeit vorenthalten, deren es fähig ist, und deren es sich nicht selbst unwürdig macht. „Ist meine Seligkeit, kann ein Socrates mit Zuversicht sagen, ist meine Seligkeit ein Geschenk deiner Hand, du Vater der Geister, wohl mir! dann bin ich derselben gewiß, wenn ich hienieden von den Gaben, die du mir verliehen hast, einen gewissenhaften Gebrauch gemacht habe. Denn die Ertheilung deiner Geschenke hängt nicht von Eigensinn, nicht von Partheilichkeit, ab, sie sind alle unser, wenn es Geschenke sind, die sich für uns schicken, und wenn wir sie nicht selbst verschmähen.“

Sollte also durch diesen Satz, die Seligkeit ist ein Geschenk Gottes, die Verdammniß der Heiden können gerechtfertigt werden; so müßte man annehmen, daß sie derselben unfähig sind.

Die Verdammniß der Heiden ist weder stets eine allgemeine Lehre gewesen, noch ist in derselben ein jeder Dogmatiker allezeit mit sich übereinstimmig geblieben. Nachdem es das Bedürfniß des Systems hat zu erfordern geschienen, hat man sie verdammt und ein andermal, wenn ein solches Interesse sich nicht dem natürlichen Mitleiden entgegengesetzt hat, ist man gelinder mit ihnen umgegangen. Schon Hieronymus kam den tugendhaften Heiden dadurch zu Hilfe, daß er ihnen einen dunkeln Glauben (*fidem implicitam*) beilegt: der dunkle Glaube soll nämlich nichts anders sein, als die vorausgesetzte Bereitwilligkeit eines Menschen, den Lehrsätzen der rechtgläubigen Kirche Beifall zu geben, wenn sie ihm bekannt gemacht würden. In diesem Falle kömmt alles augenscheinlich auf die gute Einrichtung des Gemüthes, auf Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit an; und dadurch wird das Verdienst des Glaubens an Lehrvorschriften nothwendig ausgeschlossen.

Die Bemühungen, ein seligmachendes System von Glaubenslehren mit milden Gesinnungen über das Schicksal der Völker, denen es nicht bekannt worden sei, zu vermitteln, mußten unglücklich ausfallen, weil man ja immer auf das System den Hauptwerth legte, weil man

dieses System höchstens zu drehen und zu wenden suchte, um es in den Ansichten der Alten wieder zu finden. Um zum Ziele zu gelangen muß man die Frage so stellen: „Ist diese Ausschließung einer so beträchtlichen Menge Menschen der Weisheit und Güte Gottes anständig, und sind die Gründe, worauf man diese bauet, so fest als man vorgeben will?“

Vergessen wir auf einige Augenblicke, daß es Systeme positiver Glaubenslehren in der Welt gebe. Wir wollen uns einbilden, die Gottheit habe für gut befunden, uns hier in der Welt der Führung unsrer Vernunft zu übergeben, die Entwicklung unsrer Kräfte bloß von unserm eigenen gewissenhaften Gebrauch abhängen zu lassen, ohne durch eine unmittelbare Darzweckkunst diese Entwicklung entweder zu beschleunigen oder zu erhöhen. In diesem Plane der Vorsehung würde keine andere Ausschließung von dem Wohlgefallen Gottes gegolten haben, als der Mangel an Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit, man würde also keine Classification der Seligen nach Völkerschaften haben machen können; sondern der Grad von Erkenntnis, den ein jeder einzelner Mensch nach seinen Gaben und nach der Gelegenheit, die er gehabt, sich verschafft hätte, würde gerade derjenige gewesen sein, der ihn zu dem Genuß der Glückseligkeit, unter den Augen seines unpartheiischen Schöpfers, würde berechtigt haben.

Das allerhöchste Wesen, sagt man, hat diesen Plan nicht gewählt, es hat die Seligkeit an ein Glaubenssystem gebunden, und dieses System ist nur einem kleinen Theile des menschlichen Geschlechts mitgetheilt, und dem größern versagt worden; alle redliche Bemühungen nach Wahrheit, alle noch so unverdächtige Tugenden sind vergebens, sie können keine Ansprüche an die Huld der Gottheit machen, weil es ihnen an dem richtigen Glaubenssystem gefehlt hat.

Ein solches Urtheil auszusprechen, ist eine ungemein leichte Sache; allein wie soll man es mit der vortrefflichen Natur Gottes reimen? Man hat eine Antwort gegeben, die eigentlich keine Antwort ist; man hat den Knoten zerschnitten, anstatt ihn aufzulösen. So verfahren die Prädestinatianer, die den Augustinus zum Anführer haben, und mit ihm behaupten, daß Gott ewige Seligkeit, und ewiges Elend nach einem unbedingten Rathschlusse verhänge.

Dies ist die Lehrform, mit welcher sich das ganze dunkle Gefolge von Gnade, unwiderstehlicher Gnade, allen verschiedenen Stufen dieser unumgänglich nothwendigen, allein wirksamen, seligmachenden Gnade, von Erbsünde und andern dergleichen unverständlichen Kunstwörtern

erhalten. Alles dieses traurige Geschwäß brachte ein Mann in das christliche Religionsystem, der die Wichtigkeit der Priesterschaft mit allem Fleiß erhöhen wollte, indem er die Gnade zu einer nothwendigen Bedingung der Seligkeit machte, von welcher die Priester die einzigen tüchtigen Austheiler wären, und der sich bei allem diesem nicht darum bekümmerte, welchen Vorschub dieses Gnadensystem der Lasterhaftigkeit geben könne.

In einer so schweren Untersuchung, als die gegenwärtige ist, hätte es der menschlichen Schwachheit am besten angestanden, sich alles dreisten Entscheidens zu enthalten, oder sich für die Meinung zu erklären, die die Güte und Weisheit des Allerhöchsten am meisten empfiehlt. So unschädlich es ist, seine Unwissenheit über die Rathschlüsse Gottes zu bekennen, und sich bloß daran zu halten, daß alle Rathschlüsse Gottes die reinsten Ausflüsse seiner Weisheit und Güte seyn müssen, daß diese Eigenschaften dabei allein wirksam sind: so schädlich ist es für die Ruhe und die moralischen Grundsätze des Menschen, alle Entschliessungen Gottes aus seiner Allmacht allein herzuleiten.

Wie darf man Gott eine blinde willkührliche Macht, als einen Vorzug, beilegen, die wir bei Menschen, unter dem verhaßten Namen der Tyrannei, verabsehen. Und doch ist es nicht zu viel gesagt, wenn man die Vertheidiger der unbedingten Rathschlüsse beschuldigt, daß sie Gott als den willkührlichsten Tyrannen vorstellen. Denn sie gründen die Glückseligkeit und das Glend der vernünftigen Geschöpfe auf den Willen Gottes, nicht bloß auf einen uns unbegreiflichen Willen, auf einen solchen, dessen Bewegungsgründe wir nicht erforschen können; sondern sie behaupten ausdrücklich, daß dieser Wille von keiner Einsicht geleitet, von keinen Ursachen bewegt werde. „Die Ursache dieser unentgeltlichen Erwählung, heißt es im 10. Canon der Dortrechtischen Synode, ist das bloße Wohlgefallen Gottes, welches nicht darin besteht, daß Gott gewisse Eigenschaften oder menschliche Handlungen, aus allen möglichen, zu Bedingungen der Seligkeit ersehen hat; sondern darin, daß er gewisse Personen, aus der Menge der Sünder, zu seinem Eigenthum angenommen hat.“ Und im 15. Canon: „daß Gott aus einem unveränderlichen Wohlgefallen beschlossen habe, sie (nämlich die Verworfenen) in dem allgemeinen Glende, worin sie sich durch ihre Schuld gestürzt, zu lassen, und nicht mit dem seligmachenden Glauben und der Bekehrungsgnade beschenke.“

Die Väter der Dortrechtischen Kirchenversammlung haben hiernach

diejenigen nicht getabelt, die sogar eine Vorherbestimmung zur Sünde annehmen. Die diese schreckliche Lehre nicht erschreckt hat, sind darum Supralapsarier genannt worden, weil sie den Rathschluß der Verdammung noch vor den Sündenfall setzen, und Franz Gomarus nebst dem Sigbrand Lubbertus thaten sich durch die heftigste Verfechtung dieser Meinung zu Dortrecht hervor. Kann man etwas härteres denken, als was man in des Hales Briefen findet: „Gomarus sagte uns, daß Episcopius die Lehre von der Verwerfung verfälscht habe, daß Niemand glaube, Gott habe den Menschen schlechterdings ohne Sünde verworfen: sondern, so wie er den Zweck beschlossen habe, so habe er auch die Mittel beschlossen, das ist, so wie er den Menschen zum Tode vorher bestimmt habe, so habe er ihn auch zur Sünde bestimmt, den einzigen Weg zum Tode. Und also verbesserte er diese Lehre, wie Kesselflicker ihre Kessel flicken, und sie schlimmer machen, als sie vorher gewesen sind.“ Hieraus ersieht man, auf was für harte Behauptungen der menschliche Verstand zum Behuf des Systems der Gnadenwirkungen habe kommen müssen. Gänzliche Verdorbenheit der menschlichen Natur durch die erste Sünde Adams, Begnadigung des Sünders wegen einer vertretenden Genugthuung, gänzlich Unvermögen zur Tugend, übernatürliche Wirkungen in dem Menschen zur Hervorbringung tugendhafter Gesinnungen vermittelt einer geoffenbarten Glaubenslehre, Verdammung derjenigen, die diese Glaubenslehre nicht haben annehmen können, oder gar nicht erhalten haben, Austheilung der übernatürlichen Wirkungen nach einem unbedingten Rathschlusse; alles dieses steht in der genauesten Verbindung mit einander, ein jeder Theil unterstützt den andern: aber es ist auch zu erwarten, daß der Fall des einen Theils das ganze Gebäude wenigstens wankend machen werde.

Wir mögen uns den Willen Gottes denken wie wir wollen, wenn er nicht der Wille eines willkührlichen Tyrannen sein soll, so können die Rathschlüsse über die Glückseligkeit und das Elend vernünftiger Wesen nicht abgeschnitten sein. Sie gehen unveränderlich in gleichen Schritten mit der Tugend oder der Lasterhaftigkeit derselben fort, weil diese Tugend oder Lasterhaftigkeit und alle ihre kleinsten Grade und Schattirungen ihre Glückseligkeit und Elend nach ihren kleinsten Graden sind. Die einzelnen Rathschlüsse Gottes gehen also auf alle einzelne Elemente, sowohl auf die Substanzen, als ihre Veränderungen.

Wenn die Entschliessungen Gottes sich aus gar keinen angeblichen, erkennbaren Vorstellungen erklären lassen, kurz wenn Gott ohne alle

Gründe handelt: so können seine Entschliessungen nichts andres, als das Werk des Ohngefährs oder einer blinden Nothwendigkeit sein. Wer da sagt ohne Gründe, die als Vorstellungen wirken, sagt blinde Nothwendigkeit. Sobald aber die Gottheit einem Ohngefähr oder einer Nothwendigkeit unterworfen ist: so hört sie auf, ein Gegenstand aller religiösen Empfindungen zu sein, so ist alle Religion vernichtet. „Es ist, sagt Bayle, von allen Vollkommenheiten Gottes keine, die ihm wesentlicher zukomme, als seine Gütigkeit, Heiligkeit und Gerechtigkeit. Sobald man ihm diese Vollkommenheiten nimmt, um ihm die Vorzüge eines Gesetzgebers beizulegen, der dem Menschen das Verbrechen verbietet, und ihn demungeachtet zu dem Verbrechen hinstößt, und ihn alsdann ewig dafür straft: so macht man aus ihm eine Natur, zu welcher man kein Vertrauen fassen kann, eine betrügerische, böchaste, ungerechte, grausame Natur; er ist kein Gegenstand der Religion mehr. — Heißt das nicht die Religion dem Spott der Freigeister aussetzen, wenn man Gott als ein Wesen vorstellt, welches Gesetze gegen das Verbrechen giebt, welche es selbst übertreten macht, um einen Vorwand zur Strafe zu haben? Man wird freilich dieser Natur das Dasein nicht nehmen, so lange man noch behauptet, daß sie die Urheberin der Sünde ist, das ist augenscheinlich; denn eine jede Ursache muß allerdings sein, wenn sie handeln soll: aber man wird sie zu dem Weltall, oder dem Gott des Spinoza machen, zu einer Natur, die da ist, und nothwendig wirkt, ohne zu wissen, was sie macht, und die bloß vernünftig ist, weil es die Geschöpfe, ihre Modificationen, sind.“

Wohl uns daß wir uns demnach einer gütigern Gottheit erfreuen dürfen, als die blinde Gottheit des stoischen Schicksals ist. Wenn uns diese letztere keinen andern Trost übrig läßt, als den, gleich Sklaven unsern Hals in sinnloser Unempfindlichkeit unter das Joch, das uns ein eigensinniger Tyrann auflegt, zu beugen; ohne zu wissen, ob es ihm gefällt, daß es uns wohl gehe: so gewährt uns die erstere den erquickenden Trost, daß uns unsre Tugend nützlich ist, daß alle unsre tugendhaften Bestrebungen beständig ein wohlgefälliger Gegenstand der göttlichen Aufmerksamkeit bleiben; daß wir uns dabei unterstehen dürfen, auf die seligsten Belohnungen einen demüthigen Anspruch zu machen: daß uns diese Erwartungen durch die allersicherste Bürgschaft, nämlich die Güte und Weisheit Gottes selbst gesichert sind, und daß wir uns durch dieselben hienieden im Staube zu unermüdetem Bestreben im Guten, und zu den vernunftmäßigen Verläugnungen aufmuntern dürfen.

Ich weiß nicht, was wir dem allerhöchsten Wesen bellegen können, welche Entwürfe wir uns, ihm zuzuschreiben, unterstehen dürfen, wenn es nicht diejenigen sind, die mit dem Gepräge der Vortrefflichkeit bezeichnet sind, die uns einen höhern Begriff von der Vollkommenheit seiner Natur machen, der Tugend am meisten zuträglich sind, mehr Wahrheit und Uebereinstimmung enthalten, und insonderheit die göttliche Harmonie zwischen Tugend und Glückseligkeit in das vollste Licht setzen.

Es ist augenscheinlich das letztere System, wodurch alles dieses am meisten erhalten wird. Und mit diesem System läßt sich der Entwurf, einen Theil des menschlichen Geschlechts unbedingt zu ewigem Elende zu bestimmen, nicht reimen. Wir werden aber in dieser Materie auf nichts Beruhigendes kommen, wenn wir nicht die Glaubenslehren, die damit in Verbindung stehen, in ein etwas genaueres Licht zu setzen suchen.

Um von der Genugthuung durch einen Mittler anzufangen, so hat diese Lehre allerdings auf solche Urtheile über das Schicksal außerschristlicher Völker geführt, die ihnen nicht vortheilhaft sein konnten. Aber ist diese Lehre auch schriftmäßig, ist sie Gott anständig, widerspricht sie nicht erkannten Vernunftwahrheiten?

Die erste gründliche Untersuchung, die über diese Lehre angestellt und wobei gründlichere Philosophie und genauere Schriftauslegung zu Hülfe genommen wurde, erhielt sie von dem berühmten Hugo Grotius.

Es war immer als ein unumstößlicher Grundsatz angenommen worden, daß die Nothwendigkeit der Genugthuung natürlich aus der Beleidigung fließe, die der Mensch durch jede Sünde dem allerhöchsten Wesen zufügt.

Grotius fühlte, wie unanständig es sei, Vorstellungen, die bloß auf Menschen passen, auf die Gottheit überzutragen, und sie sich, wie Menschen, als beleidigt zu denken. Ihre Strafgerichtigkeit, die einen weit erhabnern Ursprung hat, auf die elende Befugniß zu bauen, eine Verletzung seiner Rechte durch Wiedervergeltung zu ahnden, schien ihm des allerhöchsten Wesens unwürdig zu sein.

Wenn man aber einmal diese Vorstellung annehmen wollte: so leuchtete ihm ein, daß so gut als ein Mensch seinen Rechten entsagen, und eine Beleidigung erlassen könne, der Gottheit eben diese Befugniß, ohne Genugthuung die ihr zugefügten Beleidigungen zu verzeihen, nicht könne abgesprochen werden. Indem er über die Natur der Sünde nachdachte: so ward er ohne Zweifel gewahr, daß sie wegen ihrer Schäd-

lichkeit dem Menschen, bloß um sein selbst willen, müsse verboten sein; daß also Gott bei der Bestrafung derselben die Person eines Vaters vorstelle, der seinem Kinde unter harten Bedrohungen den Genuß eines giftigen Krautes untersagt, oder die Person eines weisen Regenten, der zum Besten des Staats Strafen zu verordnen nöthig findet.

Er verließ daher den bisher gebrauchten Grundsatz, welcher die Strafgerichtigkeit Gottes und die Nothwendigkeit einer Genugthuung aus der Beleidigung des allerhöchsten Wesens herleitete, und setzte die Regentenrechte desselben an die Stelle.

Bei der hergebrachten Methode, die Nothwendigkeit einer Genugthuung aus der Beleidigung Gottes durch die Sünde herzuleiten, war man, wie es gemeiniglich zu geschehen pflegt, in der Ausdehnung derselben auf solche anstößige Vorstellungen gekommen, die geradezu allem, was uns das Christenthum von der Gottheit lehrt, entgegen sind. Man hatte das gütigste Wesen zornig, voller Wuth und Rache, eifersüchtig, unerbittlich vorgestellt, man hatte ihm Grausamkeit beigelegt, Belustigung an Zerfleischung und Blutvergießen, sein Grimm war, nach manchen Kühnen unbedachtsamen Ausdrücken, nicht anders als durch den Anblick eines sterbenden Geschöpfs zu stillen. Solche Aussprüche findet man noch in Büchern, die man sogar zur Erbauung bestimmt hat, die aber bei verständigen Christen nunmehr vergessen sind, und sich nur noch in den Händen der rohern Menge befinden.

Alle diese Vorstellungen fielen sogleich bei einem System weg, das die Nothwendigkeit der Genugthuung auf den vernünftigeren Grund der Regentenrechte Gottes baute.

Indeß, ob Grotius gleich die ganze Lehre von der Genugthuung in ein besseres Licht gesetzt hatte: so verwickelte er sich doch noch mit aller seiner Scharfsinnigkeit in manche Schlingen, die er nicht aufzulösen vermochte. Dieses entsprang von dem so lang angenommenen Vorurtheile der Drohung einer ewigen Strafe auf jede Uebertretung des Gesetzes. Er nahm eine solche Drohung, als eine ausgemachte Sache, an, und ging davon in der Vertheidigung seines Systems aus, ohne zu untersuchen, ob die Worte der Schrift, die dahin gezogen werden, nothwendig den Sinn haben müssen. So macht er folgenden Schluß: „Gott ist also geneigt, dem Menschen zu helfen und ihn selig zu machen. Das kann er aber nicht, wenn die schrecklichen und ewig dauernden Strafen übrig bleiben. Hierzu kommt, daß, wenn alle ein ewiger Tod erwartete, ein jeglicher an seiner Glückseligkeit verzweifeln müßte,

und es also um die Religion gethan sein würde.“ Hieraus will Grotius beweisen, daß Gott allerdings einen hinreichenden Grund gehabt habe, Jesum an unserer Statt zu strafen.

Das natürlichste wäre gewesen, die Ewigkeit der künftigen Strafen selbst einer genauern Prüfung zu unterwerfen, und überhaupt sich um richtige und würdige Vorstellungen von göttlichen Strafen zu bemühen.

Allein es giebt eine gewisse Kleinmüthigkeit, eine gewisse Furcht, man werde, durch den geringsten Schritt aus dem Gleise, die ganze bisher gegangene Bahn verlassen müssen, die den Fortgang der Wahrheit auf eine unglaubliche Weise hindert.

Strafen können um ihrer selbst willen von keinem vernünftigen Wesen verhängt werden. Sie sind Uebel, und erhalten ihre Güte bloß von ihrer Schicklichkeit zu Endzwecken, die überwiegend gut sind, und ohne sie nicht könnten erreicht werden. Wenn sie nicht so beschaffen sind, so sind sie vergebliche Qualen empfindlicher Geschöpfe, sie sind Grausamkeiten, und verdienen den Namen der Strafen nicht.

Ein jeder gesteht, daß in einem Staate die geringste Kränkung, die ohne vorhergegangenes Verbrechen, und ohne Absicht, das moralische Uebel zu hindern, über ein Mitglied des Staats verhängt würde, eine gerichtliche Beleidigung und eine verhasste Tyrannei sein würde. Wir preisen alle mit einem Munde den Regenten, der die Strassanctionen den Verbrechen am besten anzumessen, und auf den größten moralischen Nutzen zu richten weiß; wir nennen diesen Regenten gerecht, weise, und denken von seiner Gütigkeit um deswillen nicht schlechter, weil er so genaue Gerechtigkeit übt.

Diese Eigenschaften, die wir bei menschlichen Strafen als schätzbare Vollkommenheiten erkennen, müssen sich bei den göttlichen im allerhöchsten Grade finden. Diese müssen der Schuld am genauesten angemessen sein, und auf das allergrößte Gut abzielen, das nur erhalten werden kann.

Die Vollkommenheit der Strafen bestehet darin, daß sie nicht um das geringste Element größer sind, als es nöthig ist, daß sie das größte Gut hervorbringen, sobald sie ihren Zweck erreicht haben, und statt Uebel zu sein, sich in Gewinnst verwandeln. Hiezu gehört vor allen Dingen, daß Strafen, die alle mögliche Vollkommenheit haben, sich auch auf das Beste des leidenden Subjekts erstrecken, und folglich, sobald die Besserung desselben erfolgt, nachlassen.

Ich nehme an, die Vortrefflichkeit der göttlichen Strafen bringe es

mit sich, daß sie auch die Besserung des Bestraften mit zur Absicht haben. Dieses möchte man allenfalls zugeben, es liegt in dem Begriff der vollkommensten göttlichen Regierung, die dieses nicht übersehen darf, und der dieses zu erhalten nicht schwer wird. Aber ich glaube auch weiter gehen zu dürfen, und behaupten zu können, daß, wenn diese Besserung erfolgt ist, die göttlichen Strafen ihren möglichen Nutzen erreicht haben. Der moralische Nutzen, den sie noch außer dem leidenden Subjekt bei andern haben sollten, kann nur hierauf einzig und allein beruhen, daß durch sie das Herz zur Liebe des Guten geführt werde.

Es ist der Regierung des höchsten Wesens wichtig, daß unter allen Geistern die Gewißheit von der genauesten Uebereinstimmung des physischen und moralischen Uebels beständig lebhaft und gegenwärtig erhalten werde. Was also dazu hinreichend ist, das Anschauen dieser Gewißheit unaufhörlich zu vermehren, das befördert in andern auch die Gesinnung, die verständigen Geistern anständig ist und sie zur Tugend und Glückseligkeit führt: das erfüllet also alle Absichten, welche sich die Gottheit bei ihren Strafen vorsehen kann.

Die ungeschickte Vergleichung menschlicher Strafen mit den göttlichen hat in diese Theorie viele Verwirrung gebracht. Durch sehr wenige der erstern kann die innere Besserung des Verbrechens erhalten, und bei nicht viel mehrern kann sie nur abgezweckt werden.

Einige derselben sind so beschaffen, daß sie den Sünder für den Staat, worin er sich befindet, vernichten, und hierdurch erhalten sie etwas unendliches, welches verursacht, daß sie mit dem vergangenen Verbrechen nicht können in ein Verhältniß gebracht werden.

Diese Vertilgung hat ferner zur Folge, daß die allerthätigste Reue, und die unverdächtigste Besserung nun nicht mehr der Strafe ein Ziel setzen kann, wenn sie wirklich eine Wirkung dieser Strafe wäre.

Mit diesen Voraussetzungen sind wir zu der Theorie der göttlichen Strafen gekommen. Allein in dem Staat Gottes wird nichts vertilgt, es dauert fort, und zwar so, daß alle folgende Veränderungen jeder Substanz in den vorhergehenden gegründet sind. Hier ist nun, nach der Natur der menschlichen Seele, dieser Uebergang von Strafe zur Besserung nicht allein möglich, sondern auch der Absicht des Allerhöchsten gemäß.

Sobald aber die Absicht des allerhöchsten Regenten erreicht ist, so muß auch die Empfindung der Strafe den seligsten Folgen der erhaltenen Besserung Platz machen. Was durch diese Oekonomie, wobei die

wesentliche Einrichtung eines vernünftigen Wesens mit der höchsten Regentenweisheit Gottes in der vortrefflichsten Harmonie steht, ganz gewiß erhalten wird, ist die lebendige Ueberzeugung, daß das Wohlgefallen Gottes und die Glückseligkeit eines Geistes mit seiner moralischen Güte in einem beständigen, genauen und unveränderlichen Verhältnisse stehen.

Wenn irgends eine Einrichtung zu erdenken wäre, wodurch der Gehorsam gegen die Gottheit, tugendhafte Gesinnungen, Liebe zur Ordnung und moralischer Nichtigkeit mehr befördert würde, wodurch der Vortheil der Tugend, die vortrefflichen Eigenschaften Gottes, seine Weisheit und Gerechtigkeit mehr ins Licht gesetzt würde: so müßte sie besser sein, und diejenige, die meinem Herzen rührender geschienen, müßte ihr nachstehen; ich zweifle aber, daß sich eine solche gedenken lasse.

Auf solche Weise wird also die Strafe den Sünder keineswegs unglücklich machen, sie ist vielmehr die größte, ja die einzige Wohlthat, die ihm erzeugt werden kann. Und dafür wird er es selbst erkennen, sobald er angefangen hat, über seinen wahren Vortheil die Augen aufzuthun, und dasjenige zu schätzen, was ihm wirklich zu seinem Besten gereicht.

Das physische der Strafe mag immer bleiben, der besser belehrte Sünder wird es kein Uebel mehr nennen, er wird sich dabei nicht mehr unglücklich dünken, so schmerzhaft es auch immer seiner Sinnlichkeit sein mag.

Dies ist die Vorstellung, welche wir uns auch von den Strafen machen müssen, die uns schon hier in dieser Welt treffen. Es ist in dem Plane der Vorsehung, daß dieselben Begegnisse, nach der Empfänglichkeit und dem Zustande des Subjekts, und nach dem moralischen Nutzen, den sie haben, als Glück und Unglück können betrachtet werden.

Dürstigkeit, Verlust der Freiheit, Krankheit, Absterben derjenigen, die uns theuer gewesen, sind physische Uebel, wenn man will, aber sie werden keinen elend machen, der sie zum Wachsthum an innerer Vollkommenheit nützt, durch diesen weisen Gebrauch werden sie uns zu lauter Heil und Glückseligkeit führen.

Diese Vorstellung der göttlichen Strafen muß gewiß ein jedes empfindliches Herz zu noch innigerer Liebe und Anbetung des allerhöchsten Wesens führen, das auch in dem, was den undenkenden Tadler der göttlichen Vorsehung nur Strenge und Härte scheint, oder was der unerleuchtete Eiferer bloß als eine Befriedigung der göttlichen Richter-

gerechtigkeit, die mit dem Wohl des leidenden Subjekts nichts gemein hat, abschilbert, das auch in diesen Fügungen nichts als väterliche Huld an den Tag legt.

Giebt es eine größere Wonne, als sich die Gottheit in dieser liebenswürdigen Gestalt zu denken? Kann etwas in der Welt mehr wahre Zufriedenheit des Herzens hervorbringen, als der Gedanke, von einem solchen Wesen abzuhängen, aus dessen Hand nur gar nichts kommen kann, als was nicht auch mir auf alle Weise zuträglich ist? Was hilft es uns, daß wir an die unendlichen Vollkommenheiten des höchsten Wesens glauben, wenn wir sie nicht auch in allen Vorfällen in der Welt anzuschauen, und aus diesem Anschauen lauter Ergößen zu schöpfen gelernt haben; wenn alle unsre Gedanken, alle unsre Erkenntniß und Wahrnehmungen der allgemeinen Ueberzeugung von den Vortrefflichkeiten dieses Wesens, wo nicht widersprechen, wenigstens nicht darauf führen, sie nicht begünstigen, erhalten, verstärken.

Nun ist es aber nicht mehr schwer zu beurtheilen, wie weit bei diesen Grundsätzen eine Lehre von vertretender Genugthuung könne Statt finden. Es leuchtet einem jeden in die Augen, daß diese Lehre nothwendig andere Bestimmungen erhalten müsse, nachdem man sich von Strafen im Reiche Gottes andere Vorstellungen macht.

Das, was den Strafen ihren Nutzen gab, war ihre Verbindung mit dem Verbrechen, und die durch sie hervorgebrachte Besserung. Die kann aber schlechterdings nicht erfolgen, wosfern nicht diese Verbindung so viel als möglich sinnlich gemacht wird. Es ist nicht genug, daß nur irgendwo eine Strafe verhängt werde. Wenn es nicht in dem sündigen Subjekt selbst geschieht: so ist alle moralische Frucht dieser Strafe verloren.

Es entspringt aus einer jeden Uebertragung derselben eine doppelte Ungerechtigkeit. Eine aufgeklärte Philosophie erkennet in Gott keine Ungerechtigkeit außer seiner wesentlichen Güte, sofern sie durch Weisheit gelenkt wird. Die Weisheit aber muß es gewiß für zuträglich und nöthig erkennen, daß der Sünder durch eigenes Gefühl eines angemessenen physischen Uebels zur Erkenntniß der Schädlichkeit des moralischen Uebels gebracht werde, und die weise Güte kann es nicht gestatten, daß einem unschuldigen Subject ein physisches Uebel zugefügt werde, das auf keine Weise einigen Nutzen hat.

Daraus erhellet dann überhaupt, daß die Theorie von einer blutigen Versöhnung noch in keinen recht festen Zusammenhang gebracht sei,

und daß sich dagegen noch Schwierigkeiten machen lassen, die eben nicht leicht aufzulösen sind.

Diese Betrachtungen sollen uns wenigstens demüthig und bescheiden machen, unsere Ueberzeugung für uns selbst mit Zufriedenheit zu genießen, ohne sie vermessenlich andern, welche sie nicht haben, aufzudringen, oder sie darnach verdammen zu wollen. Das gilt insonderheit von den nähern Bestimmungen, die in der wissenschaftlichen Theologie zu diesem Artikel, wie zu so vielen andern, außer der Schriftlehre hinzugekommen sind. Es ist von jeher das harte Schicksal des Christenthums gewesen, durch menschliche Empfindungen angedehnt und verderbt zu werden; und was man von dem menschlichen Eigendünkel erwarten konnte, diese Erfindungen ihres Wises haben allezeit von ihnen eine Wichtigkeit erhalten, sind mit einem Eifer und einer Grausamkeit durchgesetzt worden, die den Geist des wesentlichen Christenthums ganz verlöschten.

Es ist klar, was die Entscheidung der Frage, ob es zur Begnadigung des Sünders einer blutigen Vermittelung bedürfe, für wichtige Folgen in der Religion und Sittenlehre habe. Es kann unmöglich gleichgültig sein, die Begnadigung des Menschen von etwas anderem, als seiner eigenen Reue und Besserung zu erwarten, ihn nicht genau so weit der Huld Gottes würdig vorzustellen, als er an eigener Tugend und eigenen guten Gesinnungen reich ist, und die Größe des göttlichen Wohlgefallens an ihm nach etwas anderm zu schätzen, als nach der Größe seiner innern Rechtschaffenheit.

Wenn es also mit der Genugthuung die Bewandniß hat: so werden wir uns auch müssen von der Erbsünde und den Gnadenwirkungen andere Vorstellungen machen.

Die moralischen Unvollkommenheiten des Menschen liegen zu sehr am Tage, als daß man sie läugnen könnte. Es ist eben so gewiß, daß durch sie nicht wenig Unordnungen in die physische Welt gekommen sind, wenn man den Einfluß so nennen will, den sie auf den animalischen Körper gehabt haben.

Auch ist es natürlich, bei dem Anblick dieser Unvollkommenheiten die Quelle davon entdecken zu wollen, weil diese Entdeckung zur Verbesserung der Unvollkommenheiten nützlich sein kann.

Man kann hierin glücklich sein, wenn man die Natur der menschlichen Seele fleißig erforscht hat, und von derselben bei seinen Untersuchungen ausgeht. Fängt man aber dieses Geschäft, ohne eine solche

Zubereitung an, wird man nicht beständig durch diese Kenntniß geleitet: so bleiben uns die wahren Ursachen verborgen, und man muß zu dem einzigen Mittel seine Zuflucht nehmen, womit der gelehrte und heilige Stolz seine Unwissenheit zu verbergen pflegt, zu übernatürlichen Einflüssen.

Und so ist es der Theorie von der moralischen Unvollkommenheit ergangen, und so hat es ihr ergehen müssen, da sie zu einer Zeit entstanden ist, als Unwissenheit, Vermessenheit und geistliche Tyrannei noch allein die Theorien machte, die einst der aufgeklärtern Weltweisheit den Mund verschließen sollten. Was ist es nöthig, dasjenige außer der Seele zu suchen, was sich hinlänglich aus ihrer innern Natur erklären läßt? Sie trägt als ein Geist die Züge eines göttlichen Bildes in sich, ist fähig, die Wahrheit zu erkennen und das Gute zu wollen; aber als ein eingeschränkter Geist, ist sie dem Irrthum und der Gefahr unterworfen, einem Scheingute, wie einem wahren, nachzujagen, sich durch den Glanz des nahen Vergnügens blenden zu lassen, daß sie den entferntern Abgrund nicht wahrnimmt, wohin dieses Irrlicht führt.

Aus diesen Angaben kann man bald die Bestimmung und das Schicksal des menschlichen Geistes herleiten. Sein Wachsthum fängt von der unmerklichen Aeußerung seiner Vorstellungskraft an, und steigt von Stufe zu Stufe ins Unbegrenzte; diese Entwicklung ist also seine Bestimmung. Da aber seine Entwicklung stufenweise geschieht, so muß er auf diesem Wege mancherlei Fehltritte begehen, mancherlei Verwirrungen unterworfen sein, er muß oft aus einer Vergehung in die andere fallen, und sich desto mehr vom rechten Wege verirren, je mehr und je eifriger er einem falschen Scheine nachgeht, oft die Gefahr und den Schaden seiner Verirrungen fühlen, und dadurch aufmerksam gemacht werden, abkehren und wieder von neuem sich verirren, und so unter Fallen und Aufstehen, unter Irren und Zurückkehren, eine beträchtliche Zeit seines Daseins zubringen, und dadurch seine Entwicklung hindern; dieses wird sein Schicksal sein.

Dieses Schicksal des menschlichen Geistes will man erklären, und ist es nicht schon aus der Einschränkung seines Wesens genugsam erklärt? wozu ist es nöthig, dunkle Lehrformen zu erfinden, die nichts mehr aufschließen und von der wahren Kenntniß unsrer selbst abführen?

Einige scholastische Theologen dünkten sich ohne Zweifel sehr weise, als sie die sünnerliche Erklärung erdacht hatten, nach welcher die Sünde durch den Gift der verbotenen Frucht in den Körper, und von da in die Seele gedrungen sei, und so auf alle Menschen fortgepflanzt werde.

Die Seele war hiebei, nach ihrer Meinung, einem Geschirre gleich, das den Geschmack und Geruch des Sastes behält, den es eine Zeit lang in sich gefast hat. Solche hinkende Vergleichen waren die einzigen Beweise, womit sie ihren Wörterkram an den Mann brachten. Es fiel ihnen nicht ein, die Art der Unordnung, die durch diesen Gift in dem Körper sollte verursacht sein, deutlich zu erklären, zu erklären, wie eine Unordnung im Körper Irrthümer des Verstandes und Unrichtigkeiten des Willens hervorbringen könne, zu erklären, wie endlich ein weiser und gütiger Gott eine unschuldige entfernte Nachwelt die traurigen Wirkungen eines solchen Giftes könne empfinden lassen.

Man muß nämlich bemerken, daß sie diese Methode einer physischen Fortpflanzung erfunden, um Gott außer Schuld zu setzen, wenn er die erste Sünde des ersten Menschen allen seinen Nachkommen zurechnete.

Aber warum ließ Gott das Schicksal aller vernünftigen Erdbewohner von dem Genuß dieser giftigen Frucht abhängen? warum that er etwas, das nur ein Tyrann thun kann, der einige verdächtige Unterthanen unter dem Scheine des Rechts aus dem Wege räumen will? warum machte er sie zu Verbrechern, um sie strafen zu können?

Es muß hier eine andre Zurechnung vorhergehen, ehe man diese Veranstaltung rechtfertigen kann. Und diesen Weg sind andre eingeschlagen, die den Menschen ohne vorhergegangene eigne Vergehung durch die Zurechnung einer fremden strafbar machen.

Augustinus erbaute ein ganzes Lehrgebäude von einem Bundeshaupt, das im Namen seiner Bevollmächtiger handelte, in welchem Bundeshaupt diese Bevollmächtiger Verdienst und Unverdienst erlangen, in einer Versuchung bestehen und ihr unterliegen, recht thun und freveln könnten.

Nun weiß es die Nachkommenschaft des ersten Menschen selbst am besten, ob sie ihn zu einem Bundeshaupt bevollmächtigt habe, und ob er in ihrem Namen ihr ewiges Schicksal auf das Spiel habe setzen sollen. Man will aber auch nicht, daß dieses durch eine ausdrückliche Einwilligung geschehen sei, die Einwilligung ist bloß vermuthlich gewesen. Vermuthlich durch die Vortheile, die dem menschlichen Geschlechte in dem Falle, daß der Bevollmächtigte die Prüfung bestanden hätte, würden zugewachsen sein. Diese Vortheile würden etwas gewesen sein, das vom eigenen Wohlverhalten eines jeden Subjekts insbesondre würde unabhängig, und demselben unerreichbar gewesen sein. So mußten sie

beschaffen sein, wenn sie dasjenige, was man dabei zu wagen hatte, nämlich ein ewiges Elend, nur einigermaßen aufwiegen sollten.

Und doch läßt sich bei allem dem kein angebliches Verhältniß erdenken, wonach man hierbei Gewinn und Verlust auf beiden Seiten schätzen könnte, um danach vernünftiger Weise jemand zu einer solchen Probe zu bevollmächtigen, oder eine solche Bevollmächtigung nach den Regeln der Billigkeit zu vermuthen.

Wenn uns hierbei der Gewinn nicht so klar in die Augen leuchtet, daß wir uns gern bei dieser Einrichtung beruhigen, uns derselben erfreuen, und wenn sie noch nicht geschehen wäre, sie noch wünschen, und wenn es möglich wäre, noch veranstalten möchten: so dürfen wir dreist behaupten, diese ganze Bevollmächtigung sei eine Erdichtung des Menschen und nicht eine Veranstaltung der Gottheit.

Wir müssen alsdann gegen einen Lehrsatz mißtrauisch sein, wenn die Folgen, die daraus können gezogen werden, so ungemein anstößig, den ersten Grundwahrheiten zuwider, allen menschlichen Empfindungen peinlich, und der Gottheit unanständig sind. Und so sind nicht wenige Sätze beschaffen, die wahr sein müssen, so bald diese Zurechnung einer fremden Schuld gegründet ist. Es muß wahr sein, daß auch Kinder, die eben das Licht der Welt erblicken und noch keine einzige merkliche Spur einer Entfaltung ihres Geistes gezeigt haben, müssen verbrechen können, müssen strafbar sein, und wirklich ewig gestraft werden. So sehr diese Behauptung alle unsere innersten Empfindungen empört: so gewiß ist sie ein Theil der Lehrform, die wir anjezt untersuchen; und sie ist auch von den Urhebern derselben nicht verkannt worden. Augustinus kann diesen Satz, wobei man sich kaum des Entsetzens erwehren kann, hinschreiben, und das mit der entscheidenden Gleichgültigkeit eines Mannes, der Himmel und Erde mit trockenem Auge seinem System zu gefallen könnte untergehen sehen, wenn nur dieses System unter diesen großen Trümmern stehen bliebe: „Ein Kind, das man eben zur Taufe tragen will, und das noch unterwegs auf den Armen seines Vaters stirbt, wird ewig verdammt.“ Das ewige Schicksal unschuldiger Geschöpfe so aufß ungewisse stellen; indem man es von dem guten und bösen Willen, der Sorgfalt und der Nachlässigkeit anderer abhängen läßt, dem allerweisesten und gütigsten Wesen eine solche Denkungsart andichten, heißt beides, Gottes und der Menschen, auf eine sehr grausame Art spotten.

Wir können also nichts für die Quelle der moralischen Unvoll-

kommenheiten des Menschen annehmen, was außer ihm selbst ist; und thun wir das nicht: so werden wir auch nicht so geneigt, diese Mängel so zu vergrößern, als es gemeinlich zu geschehen pflegt.

Ist der Ursprung der menschlichen Unsitlichkeit außernatürlich: so muß sie auch durch außernatürliche Mittel gehoben werden. Die Lehrformen von Gnade und Erbsünde sind auch wirklich zu gleicher Zeit entstanden, oder sie machen vielmehr nur eine aus. Nachdem man aber einmal auf einen unrühmlichen Mißbrauch des Wortes Gnade so viele unrichtige Vorstellungen von der Besserung des Menschen gebaut hatte: so ist man nach und nach auf Methoden verfallen, wovon eine immer dem heilsamen Zwecke mehr entgegen, der Weisheit Gottes unanständiger, und der Natur des menschlichen Gemüths unangemessener war, als die andre. Betrachten wir die Lehre von den Gnadewirkungen.

Aus einer sorgfältigen Beobachtung der menschlichen Neigungen, ihrer gewöhnlichen Gänge, ihrer gemeinsten Erscheinungen, und ihrer leichtesten Veränderungen, muß es gar bald erhellen, welche Bearbeitung derselben die glücklichste und zuträglichste ist, und welche zu dem großen Zwecke der Beförderung sittlicher Vortrefflichkeiten am gewissesten führt. Und hiebei hat man schon ungemein viel gewonnen, nachdem man die Besserung des Menschen auf das wahre wesentliche, namentlich die Aenderung seiner Gesinnungen zurückgebracht hat. Die frommen und scharfsinnigen Gottesgelehrten, die uns hierin mit dem Lichte der Beobachtung und der Philosophie vorgegangen sind, haben daher den gerechtesten Anspruch auf die herzlichste Dankbarkeit aller Freunde einer erleuchteten und der Tugend zuträglichen Religion. Indem das unverständliche Geschwätz von Gefühlen der Macht ihrer Vernunftschlüsse Platz gemacht hat, ist natürlicher Weise so manches übernatürlich scheinendes auf verständliche Grundsätze zurückgebracht worden.

Solche plötzliche Erscheinungen, wie diese gerühmten Gefühle, haben allezeit den Schein eines Wunders, weil sie aus dunkeln Wolken hervorschießen, die sich ohne eine Spur zurückzulassen, welche uns auf die erste Ursache führen könnte, augenblicklich wieder zuschließen. Daher ist man gar zu geneigt, sie einer übernatürlichen Ursache zuzuschreiben, und um dieser Entstehung willen solche Empfindungen für göttliche Winke anzusehen.

Allein auch dieses plötzliche Hervorbrechen wird einem fleißigen und geübten Beobachter seiner eigenen Gemüthsveränderungen weder selten noch unbegreiflich vorkommen; er wird sich hüten, diesen Umstand im

geringsten auf seine Urtheile einfließen zu lassen, und ihn als ein Kennzeichen des Wahren und des Guten anzunehmen. Denn eben dasselbige pflegt uns auch bei bloß speculativen Wahrheiten zu begegnen, daß ohne unsere Anstrengung, ohne ein bewusstes Zuthun und ein Gedanke klar wird, der sein Licht auf eine ganze Reihe von Wahrheiten verbreitet.

Diese Erscheinung, die sich ein ungeübter oder eingenommener Verstand nicht anders als durch ein Wunder erklären kann, ist nichts als eine Vorstellung, die längst in irgend einem Winkel der menschlichen Seele verborgen lag, und durch eine verwandte Vorstellung, nach dem Gesetze der Einbildungskraft, von dannen ist hervorgezogen worden. Wollte man diese plötzliche Entstehung zu einem Merkmale der Wahrheit, oder des göttlichen Ursprungs eines solchen Gedanken machen: so würde man alles Recht und Unrecht auf einen unsichern Grund bauen und der gefährlichsten Schwärmerei ein freies Feld öffnen.

Alles was wirklich moralisch gut in einem vernünftigen Wesen sein soll, muß mit seiner Freiheit in Verbindung stehen, seine Wahl muß daran einen Antheil haben. Keine Wahl läßt sich ohne Vorstellungen des gewählten und verworfenen denken; ja sie ist desto freier, desto anständiger, sie ist mit einem Wort desto mehr eine Wahl, jemehr sie von deutlichen und sichern Vorstellungen gelenket worden, und je weniger etwas fremdes und ungleichartiges sich darein gemischt hat. Wir sind gewohnt, nach diesem Maßstabe alles Verdienst und Unverdienst zu messen, und wir pflegen bei der Beurtheilung desselben den größern oder geringern Antheil, den die Betrachtung des ausgebreitern, wichtigern Gutes dabei hat, nicht aus den Augen zu lassen. Diese Betrachtungen müssen auf dem Grunde unsrer eignen Seele erwachsen sein, oder wir müssen sie uns wenigstens durch die deutliche Einsicht in ihre Wichtigkeit und Augenscheinlichkeit zu eigen gemacht haben. Das was bei der strengsten Beherrschung unsrer selbst, was bei der großmüthigsten Aufopferung unsrer Sinnlichkeit für Andern Wohl und am meisten zu einem Gegenstande der Bewunderung und des Beifalls macht, läßt sich in diese Erweiterung unsrer Seele auflösen, da wir uns von höhern ausgebreitern Einsichten haben lenken lassen. Unsere Werthschätzung bei diesem Betragen bezieht sich auf die Vortrefflichkeit unsrer ganzen vernünftigen Natur, und die Beförderung dieser Vortrefflichkeit ist gerade der Zweck, die Wirkung und das Wesen der Tugend. Nun denke man sich bei jeder tugendhaften Neigung, bei jeder verdienstvollen Handlung den Einfluß einer übernatürlichen aus Gnade wirkenden Macht, die die

menschliche Maschine durch ihre einwirkenden Triebfedern in Handlung setzt: so hört aller eigener moralischer Werth, alle eigene Bervollkommnung auf, so ist alles eigne Bestreben überflüssig, aller Wachsthum im Guten nichts weniger, als das Werk unsrer eignen Anstrengung.

Es würde daher kein Wunder sein, wenn diejenigen, welche mit dem Unterricht von diesem Gnadensystem allein vertraut sind, die besten Vortheile ihrer sittlichen Verbesserung versäumten, ohne eigne gewissenhafte Geschäftigkeit, mit den Händen in dem Schooße, den fremden Einwirkungen der Gnade entgegenzusehen, und zu der Erziehung anderer gar nicht die Hand anzulegen gedächten, da sie hoffen dürfen, daß eine Kraft von außen sie aller dieser Mühe überheben werde.

So wie es aber in der erschaffenen Substanz die Vortrefflichkeit, der sie ihrer Art nach fähig ist, sehr tief herabsenken würde, wenn ihre Thätigkeit alle Augenblicke, durch unmittelbare Einflüsse der göttlichen Macht, müßte unterbrochen werden: so würde uns auch die Armuth eines schaffenden Verstandes nichts deutlicher verrathen, als diese beständigen übernatürlichen Eingriffe in die geschaffene Maschine, die nicht nach ihren eigenthümlichen Gesezen fortgehen könnte, sondern alle Augenblicke einen übernatürlichen Anstoß und Richtung erhalten müßte.

Nun wird auch zugleich durch ein solches unmittelbares Einwirken für die eigenthümliche Vollkommenheit einer besondern geistigen Substanz bei weitem nicht so viel, als durch den ordentlichen Weg gewonnen. Denn wenn eine Vorstellung auf diese Weise aus dem Grunde derselben hervorgezogen wird, so geht dieselbe nicht den gewöhnlichen regelmäßigen Weg nach dem Geseze der Stätigkeit; sie ist also nicht die Folge der Aeußerung einer eigenthümlichen Kraft, es wird also keine Entwicklung dieser Kraft, welche nur die Folge eigener Anstrengung ist, dadurch verursacht. Alle Ordnung wird da zerstört, wo das Subjekt nicht selbst thätig ist, das ist, wo seine Veränderungen nicht in einander gegründet sind, sondern alle Augenblicke unterbrochen werden; wo also nicht dasselbige Subjekt an innerer Vollkommenheit gewinnt, sondern wo durch jede Veränderung ein neues hervortritt.

Es ist freilich bekannt, daß diejenigen, die das System der Gnadewirkungen in den verständlichsten Zusammenhang gebracht haben, dessen es fähig ist, annehmen, Gott entferne sich in seinen übernatürlichen Wirkungen so wenig von dem Wege der Natur, als es möglich ist, und seine Weisheit unterlasse also nicht, diese Wirkungen, so gut es sich nur immer thun läßt, den vorhergehenden Veränderungen der Seele

anzupassen. Geschehe dieses bis auf die kleinsten Elemente derselben, so daß keine Zerreißung des Zusammenhangs Statt fände: alsdann fiel das Uebernatürliche ganz weg. Aber selbst in dem Falle, wo die neue Veränderung nur bis auf den Grad aus der vorhergehenden hergeleitet wird, daß wir uns der Zerreißung des Zusammenhangs nicht bewußt werden, schon in diesem Falle verschwindet das einzige Merkmal des Uebernatürlichen, nämlich das Außerordentliche, und die Erscheinung wird für uns wenigstens eine ordentliche Begebenheit der Natur. Und wir haben schon oben gesehen, daß das plbliche Hervorgehen eines Gedankens aus dem Grunde der Seele, wobei unser Bewußtsein den Zusammenhang der Vorstellungen verliert, sich natürlich erklären lasse, und daß dieses auch in andern Fällen, die nicht unsern moralischen Zustand betreffen, nichts weniger als eine seltne Erscheinung sei.

Es läßt sich also nach den angefuhrten Gründen nicht absehen, auf welche Weise man die uebernatrliche Befehrungsmethode bauen will, wenn man weder ihre Nothwendigkeit erhärten, noch ihre Wirklichkeit aus der Erfahrung darthun kann. Was noch allein übrig bleibt, würde endlich der Inhalt einer Vorstellung sein, der so beschaffen wäre, daß er durch keine gegebne endliche Kraft könnte erreicht werden. Allein dieser Inhalt wird eben so wenig ein Kennzeichen abgeben, wodurch wir entdecken können, ob sie auf eine natürliche Weise entstanden, oder durch die göttliche Macht unmittelbar hervorgebracht worden sei. Wenn ein Urtheil, das auf die letztere Art in die Seele gekommen ist, nicht in dem Bezirke der Vernunftwahrheiten liegt, die natürlicher Weise von dieser Seele können erkannt werden: so kann es durch sich selbst für diese Vernunft gar keine Evidenz, aber auch keinen Nutzen haben; eben aus der Ursach, daß es weder mit einer folgenden Reihe von Vernunftwahrheiten in Verbindung steht, noch an eine Reihe von vorhergehenden sich anschließt.

Das innere Gefühl kann nicht über die Entstehungsart einer Vorstellung Richter sein. Die Vorstellung ist da, dieses kann es sagen, aber weiter nichts. Ob sie natürlich oder uebernatrlich sei, das kann das Gefühl nicht beurtheilen. Dazu muß man wissen, ob eine Vorstellung nicht habe natürlicher Weise entstehen können. Um dieses zu bejahen oder zu verneinen, müßte man den ganzen Grund der Seele kennen, man müßte wissen, ob eine Partialidee nach psychologischen Regeln in der Seele habe klar werden können. Zu dem Ende müßte uns die vollständige Totalidee der Seele anschauend gegenwärtig sein, man müßte

sagen können, ob eine gewisse Partialidee nach dem Gesetze der Stätigkeit und der Verbindung der Seele mit dem ganzen Weltall aus dieser Totalidee habe hervorgehen können oder nicht.

Man muß außerdem noch in Erwägung ziehen, daß die ganze moralische Besserung von ungemein weitem Umfang ist; daß dazu mannigfaltige Uebungen und Geschäfte gehören. Die Bildung eines guten Characters ist nichts anders, als das Hervorbringen guter Neigungen und Fertigkeiten. Beide Stücke kommen darin überein, daß sie bloß das Werk fortgesetzter Uebungen sind. Denn die Neigungen sind selbst nichts anders, als Fertigkeiten unsrer Begehrungskraft, eine gewisse Art von Gegenständen zu lieben und zu wollen. Sie werden also erzeugt, wie alle andern Fertigkeiten, nämlich indem dieselbe Handlung des Willens öfters wiederholt wird, indem man sich den Gegenstand, worauf man die Neigung richten will, oft in einem gefälligen Lichte vorstellt, bis daß man nach und nach anfängt, ihn lieb zu gewinnen und sich daran zu ergötzen. Dieses Ergötzen hängt von der Leichtigkeit ab, womit wir unsre Kraft an einer Vorstellung äußern, und diese Leichtigkeit seine Kraft zu äußern, ist eben das, was die Neigungen mit allen andern Fertigkeiten gemein haben.

Es erhellet so viel, daß keine Fertigkeit das Werk einer einzelnen Handlung sein könne. Was einmal ist ein Theil irgend einer klaren Totalidee in unsrer Seele gewesen, das wird durch die Aufklärung eines jeden andern Theils dieser Totalidee wiederum klar gemacht. Hierin folgt die Seele dem allgemeinen Gesetze der Einbildungskraft, dessen Gewisheit uns alle Beobachtungen bestätigen. Je mehr und je öfter also eine Vorstellung in der Seele klar wird, mit desto mehrern andern Vorstellungen kommt sie in Verbindung, desto leichter kann sie erweckt werden, desto geringer braucht also die Anstrengung der Seele zu sein, um sie zu erwecken. Diese Leichtigkeit kann durch öftere Wiederholung so groß werden, daß endlich ein sehr geringer Grad der Aufmerksamkeit und des Bewußtseins zur Hervorziehung einer Idee gehört, weil die Verbindungen, worin sie mit andern Ideen schon klar gewesen ist, so mannichfaltig geworden sind, daß sich in jedem Zustande der Seele auf dem Felde der klaren Vorstellungen irgend eine befindet, die eine Beziehung auf sie hat.

So entstehen Gewohnheiten, Fertigkeiten und Neigungen.

Nun mag man annehmen, daß bei der moralischen Besserung des Menschen durch Gnadenwirkungen die Fertigkeiten auf einmal oder nach

und nach hervorgebracht werden: so wird man sich in beiden Fällen in unauflöbliche Schwierigkeiten verwickeln. Stellt man sich die übernatürlichen Wirkungen der Gnade so vor, daß die Gnade durch öftere Wiederholung derselbigen Wirkungen die Fertigkeit wirke: so vermehrt man die Wunder über alle Anständigkeit, und macht die Seele zu einem ganz unthätigen Wesen. Soll aber die Fertigkeit durch eine einzige Wirkung auf einmal hervorgebracht werden: so fällt es noch mehr in die Augen, daß alsdann der ganze Grund verändert werden müsse, daß die Seele ihre vorigen Modificationen, mithin das Bewußtsein ihrer vorigen Zustände, und also ihre ganze Persönlichkeit verlieren, kurz daß eine ganze neue Seele geschaffen werden müsse.

Nichts kann mehr der ausdrücklichsten Lehre der Schrift entgegen sein. Wenn uns die Schrift den schwachen Anfang der moralischen Besserung, das Hin- und Herwanken, die Unentschlossenheit einer unbestimmten Tugend, den allmählichen Wachsthum in derselben so nachdrücklich beschreibt; wenn sie uns zum Fleiß in der Heiligung, zur Beständigkeit, zum Kampf gegen Versuchungen so ernstlich ermuntert, wenn sie uns die Mittel dazu empfiehlt, die eine so natürliche Wirksamkeit und Schicklichkeit zu einem solchen Zwecke haben, als die Wachsamkeit auf die Bewegungen unsers Herzens, die Erweiterung unsrer Einsichten durch Unterricht, das fleißige Andenken an gute Grundsätze, damit sie unserm Gemüthe tief eingeprägt werden und ihm zu rechter Zeit gegenwärtig sind; wenn sie dieses alles unablässig thut: so berechtigt sie uns wohl nicht auf übernatürliche Einflüsse zu warten, um eine fremde Kraft an Statt unsrer eignen wirken zu lassen. Die Schrift also weist uns keinen andern Weg, als den Weg der Natur, um einen guten Character in dem Menschen zu bilden, maacht sich hierzu selbst keine andre Kraft an, als die sie als Wahrheit hat, durch Unterweisung und Belehrung, und führt uns nie auf die Vermuthung eines Sprunges in dieser Veränderung, oder einer plötzlichen Umschaffung des menschlichen Wesens durch Hervorbringung entgegen gesetzter Fertigkeiten. Die das Verderben der Lasterhaftigkeit so sehr vergrößern, und die Besserung des menschlichen Herzens so schwer vorstellen, daß sie durch natürliche Mittel nicht kann zu Stande gebracht werden, richten damit nichts mehr aus, als daß sie die Anzahl der Wunder und also der Blößen, die sie in ihrem System geben, vermehren; da die Zeit, die zu einem solchen Uebergange von dem Laster zu tugendhaften Gesinnungen erfordert wird, weit länger wird, als bei einer geringern Schwierigkeit dieses Ueberganges. —

Wie einfach ist es doch, die natürlichen, von aller wunderbaren Einwirkung entfernten Mittel der moralischen Vervollkommnung zu erkennen!

Es gehört zunächst Geduld, Gelehrigkeit und Anstrengung des Verstandes dazu, wenn unsre moralische Urtheilskraft erleuchtet, richtig, sicher und schnell werden soll. Alle die Einsichten, die uns zu diesem Zwecke führen, sich zu erwerben, ist nicht das Werk eines Augenblicks; zumal wenn diese Einsichten so mächtig werden sollen, daß alle Kräfte der Seele unter dem beständigen Einflusse derselben stehen. Denn wenn der Verstand noch so sehr damit bereichert ist: so folgt es doch nicht sogleich, daß alle Neigungen des Willens die Herrschaft des Verstandes erkennen, und von seinen Einsichten ihre Richtung annehmen. Diese Unterordnung aller Begehrungskräfte unter das obere Erkenntnißvermögen ist erst die Frucht mancher Uebungen und einer langen Aufmerksamkeit. Es ist dazu nöthig, daß man durch langen Widerstand die Macht der Sinnlichkeit schwäche, und die Erkenntniß des Rechts verstärke; daß man allen Kräften der Seele dieselbe Richtung gebe, und sie auf das lebhafteste für das Gute interessire, damit sie alle unzertheilt dem nämlichen Ziele zustreben.

Das, was den Entschlüssen des Willens die meiste Wirksamkeit giebt, Einbildungskraft, Empfindung, Leidenschaften, das muß der deutlichen Einsicht dienstbar gemacht werden, das muß ihr sein Feuer leihen, um den oberen Erkenntnißvermögen Leben und Bewegung mitzutheilen. Die edeln Empfindungen der Ehrbegierde, der Schaam, und der süße Genuß der Selbstzufriedenheit muß zum Besten des moralischen Guten erweckt, unterhalten, und durch die Aussicht in die angenehmsten Befriedigungen befeuert werden. Man muß es überzeugend erkannt haben, daß diese Befriedigungen der bessern Ehrliche, und diese gegründete Schätzung seiner selbst sich nur auf dem Wege der Tugend finden. Die Verpflichtung zu dem, was recht ist, muß aus der Natur der Sache selbst hergeleitet werden, und zwar muß uns die Wahrheit, die Nothwendigkeit, die Zuträglichkeit dieser Verpflichtung so klar in die Augen fallen, daß unser Geist von keinem andern Lichte kann irre geführt werden, und daß er schon in dem Genuß der Güter lebt, die nicht so nahe sind, als die Vergnügungen, welche sich seiner Sinnlichkeit darbieten. Bei dem geringsten Versuche, gut zu sein und dem Gewissen zu folgen, muß man den Geist auf die Zufriedenheit aufmerksam machen, die mit solchen Siegen über sich selbst verknüpft sind, um ihm die Vortheile der Tugend anschauend zu machen, damit die Erinnerung einer

solchen Erfahrung bei künftiger Gelegenheit neue gute Wirkung thue. Durch diese eigene Erfahrung, so wie durch die Erfahrung, die wir durch anderer Beispiele erhalten, wird das Gemüth in dem erkannten Guten bestärkt, wenn es gewahr wird, daß die moralischen Wahrheiten keine Träume guter Herzen und kranker Köpfe sind, daß sie uns nichts versprechen, was sie nicht auch in der That leisten, indem sie wirklich mit den edelsten Affektionen unsers Herzens harmoniren.

Der moralische Nutzen wohlgewählter Beispiele ist noch von weiterm Umfange. Sie mögen wahr oder erdichtet sein: so stellen sie das in einem einzelnen Falle vor, bringen das vor unser Anschauen, beschäftigen damit unsre Einbildungskraft, und drücken es uns unter der bleibenden Form eines gefälligen Bildes ein, was, als allgemeine Wahrheit, nur würde unsre Vernunft beschäftigen, und also unsre Seele kalt gelassen haben. Sie erregen in uns süße Bewunderung, und dieses hohe Gefühl verschlingt alle unsre andre Empfindungen für geringere Gegenstände, und treibt alle unsre Kräfte zu einem edlen Nachstreben. Tugend scheint uns alsdann Schönheit, und Laster, Häßlichkeit. In diesem Lichte muß uns dann beides vorgestellt werden, wenn unser sinnliches Wohlgefallen gegen die Reize der erstern, und unser Abscheu gegen die Scheußlichkeit des letztern erregt werden soll. Je mehr diese Schönheit und diese Häßlichkeit vor unsre Sinne und Einbildungskraft gebracht wird, desto lebhafter wird dieses Wohlgefallen und dieser Abscheu.

Dies ist eins der würdigsten Geschäfte und eine der edelsten Bestimmungen aller schönen Künste und Wissenschaften; dahin müssen ihre Werke abzielen, nicht bloß wenn sie nützen, sondern auch wenn sie gefallen wollen. Eine jede Berichtigung und Verfeinerung unsers sinnlichen Wohlgefallens und unsers sinnlichen Abscheues, die wir ihnen zu danken haben, ist ein schätzbarer Beitrag zu unsrer moralischen Vollkommenheit. Wenn unsre Seele gegen die Schönheit der Tugend nicht gefühllos sein soll, so muß auch ihre Empfindlichkeit verfeinert werden, so muß das Wohlgefallen an intellectueller Schönheit schon die gröbere Sinnlichkeit überwiegen. Die Dichtkunst muß sich an unsre Empfindungen wenden, und unsrer Einbildungskraft das Erhabene und Schöne der physischen und moralischen Welt in einem starken und in einem gefälligen Lichte zeigen, und die Beredsamkeit alle ihre Wunderkräfte aufbieten, um unsre Herzen zu erschüttern. Sie müssen sich unsre Thränen dienstbar machen, und unsre Herzen bei dem Anblick des erdichteten Glends in unverstellter Wehmuth zerschmelzen lehren.

Dann erst, wenn so unsre moralische Urtheilskraft erleuchtet, unsre Einsichten erhöht, berichtigt, erweitert worden, unsre ganze Seele für das Gute begeistert, und eine jede Fiber unsers Herzens für die allgemeine Gerechtigkeit in Bewegung gesetzt ist, daß sie alle anfangen, zum Ehrbaren mit derselben Federkraft zu streben, womit sie bei dem sinnlichsten Weltlinge nach den Gegenständen der Sinnlichkeit streben; nur erst dann, wenn so eine böse Begierde nach der andern geschwächt ist, und eine Neigung nach der andern eine bessere Richtung erhalten hat, nur erst dann fängt der gute Character an, zu einer vollkommenen Form sich zu bilden. Alle vernünftige und auf Erfahrung gegründete Kenntniß des menschlichen Herzens führt uns hierbei auf die Mittel und die Methode, die ich eben beschrieben habe.

Und diese Vortheile, die in der Erziehung des Menschen zur Tugend so gute Dienste leisten, hat sich die weise Sorgfalt Jesu in seinen moralischen Unterweisungen sehr gut zu nutzen gewußt. In diesen Unterweisungen ist nichts, was uns eine übernatürliche Umkehrung auch nur vermuthen ließe.

Weit entfernt einen blinden Gehorsam zu fordern, der ohne Vernachlässigung der edlen Vernunftfähigkeit nicht möglich ist, wendet sich Jesus vielmehr an unsern Verstand selbst, um aus seinen allgemeinsten, unläugbarsten Grundsätzen die Billigkeit und Zuträglichkeit unsrer Pflichten herzuleiten; er fordert unsre vernünftige Ehrbegierde auf, sich durch die strengste Gewissenhaftigkeit hervorzuthun, und dem was rühmlich, was ein Lob, was eine Tugend ist, nachzutrachten. Er verspricht uns Erquickung, er verheißt uns Ruhe der Seele, er beruft sich auf unsre Erfahrung (Joh. 7, 17.) und weist uns auf fremde Beispiele. Bald hüllet er seine Lehren in das gefällige Kleid eines Apologen, bald trägt er sie unverhüllt, aber mit dem keuschen Schmucke einer effectvollen Beredsamkeit vor.

Wir müssen also den Menschen seiner eigenen Thätigkeit überlassen. Sein Schicksal wird von nichts anderen als von seiner eignen Tugend abhängen, und zwar genau von dem Grade derselben, den er nach seinen Fähigkeiten und Umständen hat erreichen können. Dieses, glaube ich, werde folgen müssen, wenn es gründlich genug erwiesen ist, daß das Wohlsein des Menschen nicht auf der Zurechnung eines fremden Verdienstes beruhe, daß es nach einem weisen Rathschlusse ausgetheilt werde, daß die Quelle eines guten Betragens nicht von dem ersten Menschen vergiftet sei, und daß er also keiner übernatürlichen Unter-

füßung der Allmacht zu seinem Wohlverhalten bedürfe. Alsdann bliebe nichts übrig, wodurch irgend jemand, der nicht zur christlichen Kirche gehört, von seinem Antheil an Glückseligkeit ausgeschlossen würde, als seine eigene Schuld. Es würde sich also fragen: 1) Ist in der Religionserkenntniß eines Menschen, welcher der Hülfsmittel des Christenthums beraubt ist, nothwendig etwas, das ihn in den Augen Gottes strafbar macht, 2) Ist er zu dem nöthigen, oder wie gar einige wollen, zu allem moralischen Guten unfähig? Diese beiden Fragen müssen noch beantwortet werden, wenn man diese Untersuchung auf eine befriedigende Art zu Ende bringen will.

Wer getrauet sich nicht, auf den ersten Anblick eine richtige und genaue Erklärung von der Abgötterei zu geben? Und doch haben größtentheils alle diejenigen Definitionen derselben, die wir bei den scharfsinnigsten Philosophen finden, eine Unvollständigkeit, der man erst durch eine weitere Entwicklung abhelfen muß. Es kann unmöglich hinreichend sein, zu sagen, daß die Abgötterei in der Anbetung eines solchen Dinges bestehe, welches nicht Gott ist. Wenigstens, wenn in diesem Verstande die Abgötterei strafbar sein sollte: so müßte der Abgötter zuvor eine richtige Vorstellung von Gott haben, und alsdann ein Ding, das nicht Gott ist, an die Stelle des erkannten wahren Gottes zum Gegenstande seiner Anbetung nehmen. In diesem Falle würde er ein heuchlerischer Bösewicht sein, den wir dem Schicksal überlassen müssen, das seine Ruchlosigkeit verdient. Hält er aber den Gegenstand seiner gottesdienstlichen Verehrung wirklich für die Gottheit: so ist er ein Irrender, und muß als ein solcher gerichtet werden. Es wird alsdann bei der Bestimmung seiner Schuld und Unschuld bloß darauf ankommen, wieviel sein Herz an seinem Irrthum Antheil genommen, wie weit er solchen vermeiden oder nicht vermeiden könne.

Der Begriff von der Unendlichkeit des göttlichen Wesens erfordert soviel andere vorläufige Ideen, diese Ideen sind so abstract und transcendental, daß es kein Wunder ist, wenn der menschliche Verstand sie erst spät ganz rein erhalten hat; und daß er erst das trübe Wasser mancher Irrthümer hat heraus schöpfen müssen, ehe er die lautere Wahrheit auf dem Grunde des Brunnens liegen gesehen. Die Begriffe von Ordnung, Wahrheit, Uebereinstimmung, Vollkommenheit, von Ursach und Wirkung, von Handeln und Leiden, von Realität und Schranken, von Nothwendigkeit und Zufälligkeit, und noch mehrere andre, die zu dem Begriffe einer unendlichen Substanz gehören, sind so abgezogen, daß sie

gerade die letzten sein werden, welche sich der menschliche Verstand deutlich macht. Doch aber gehören sie alle zu unserm Nachdenken über die Natur Gottes, und unsre Erkenntniß von dieser wird nach dem Maaße richtig sein, als jene Begriffe bei uns an Richtigkeit und Deutlichkeit gewinnen.

Das ist aber erst das Werk fleißiger Uebung und unermüdeten Nachdenkens, dazu gehört Fähigkeit und Gelegenheit zum Unterricht. So wie wir diese genutzt haben, und haben nützen können, danach werden unsre unrichtigen Vorstellungen von der Gottheit strafbar sein oder nicht; die Größe des Gegenstandes unsrer Irrthümer wird nur insofern dabei in Betrachtung kommen, sofern Dinge von großer Wichtigkeit auf unsern Fleiß mehr Anspruch machen, als Dinge von geringerer Erheblichkeit.

Uebrigens ist die Vielgötterei nicht die erste ursprüngliche Religion der Menschen gewesen; die Anbetung eines einzigen Gottes ist allemal vor derselben vorhergegangen. Anfangs besteht alle Religion bei dem Menschen in einem gewissen undeutlichen Gefühl einer ersten höchsten Ursach. Die Wahrheit ist älter als der Irrthum; dies beweiset das ganze Alterthum.

Mit dem Fortgange der Zeit verdunkelt sich aber die Lehre von der Einheit Gottes immer mehr und mehr. Sie hat ohnedem ihre ganze Ueberzeugung von einer weniger aufgeklärten Empfindung, die bei gewissen Veranlassungen leicht verschwinden kann. Alsdann fängt der Mensch an, die Gottheit in mehrere Theile zu zerstückeln, und wenn hierzu einmal der Anfang gemacht ist, so läßt sich kein Ziel angeben, wobei der irrende Verstand nothwendig stille stehen müßte.

Dieses ist überhaupt der Zirkel der menschlichen Meinungen; man geht von einer dunkeln Empfindung aus, und kömmt, indem man anfängt diese dunkle Empfindung in ihren einzelnen Theilen klärer zu machen, auf mannichfaltige Irrthümer, die nur erst ein anhaltender Fleiß mit dem Fortgange der Zeit verbessern kann.

Das Interesse wurde der Schöpfer verschiedner Gottheiten. Sobald der Mensch in gesellschaftliche Verbindungen tritt, sobald er andre neben sich sieht, die seinem Wohlsein schaden könnten: sobald setzt er sein Interesse dem Interesse seines Gegners, und das Interesse seiner kleinen Gesellschaft dem Interesse einer andern kleinen Gesellschaft entgegen. Wenn er nun den Glauben an die Vorsehung mit diesem Interesse verbindet: so denkt er sich einen Gott, der nicht der Gott seines

Nachbars ist. Die wilden Peruaner hatten keinen andern Grund bei der Wahl ihrer Gottheiten, und noch jetzt nimmt der afrikanische Wilde einen Strohalm zu seinem Fetich, um seinen eigenen Gott für sich zu haben.

Das nämliche Interesse erschuf die besondern Gottheiten einzelner bürgerlicher Gesellschaften. Wenn diese endlich in kleinere große sich verloren: so wurde keine ihrer Gottheiten verschmäht, sie wurden alle aufgenommen.

Bei einer solchen Vielheit der Vorsteher über einzelne Abtheilungen ging aber die Idee eines allerhöchsten Regierers nicht verloren. Darum darf man aber den Aberglauben, womit bei der rohen ununterrichteten Menge selbst des weisesten Volks diese Erkenntniß verunstaltet war, nicht leugnen oder verkleinern.

Der große Haufe verehrte die Gottheit, wie er sie erkannte, und er erkannte sie bisweilen unter Formen, die von der Wahrheit sehr entfernt sind. Aber der weisere Theil war von diesem Aberglauben weit entfernt. Augustinus preiset selbst die Lehren des Plato und seiner Schüler über die Einheit Gottes, und, was bei einem Manne von seiner Denkungsart nichts geringes ist, er scheint zuzugeben, daß diese Männer durch eignes Nachdenken zu solchen Einsichten gelangt sind. Er widerlegt die eben so unchronologische als unphilosophische Muthmaßung seiner Vorgänger, daß Plato diese Lehre von dem Jeremias gelernt habe, ausdrücklich. Ich setze zu seinen historischen Beweisen noch die allgemeine Betrachtung hinzu, daß ein Mann, der in den schwersten metaphysischen Untersuchungen so viel Tiefsinn geäußert, die Begriffe von Ordnung, Schönheit, Vollkommenheit und Wahrheit, von Schein und Realität, von sinnlicher und intellectueller Erkenntniß so richtig erörtert, zu würdigen Vorstellungen von der Gottheit vorzüglich im Stande sein mußte.

Das alles aber würde die Heiden nicht retten, wenn bei ihrer mangelhaften Religionserkenntniß gar kein gutes moralisches Verhalten hätte Statt finden können.

Nun muß die griechische und römische Tugend einem jeden, der eine classische Erziehung erhalten hat, etwas bekanntes und ausgemachtes sein. Es kann auch sogar die spitzfindigste Sophisterei der Schultheologie die Eindrücke der Hochachtung und Bewunderung ihrer großen Thaten und Eigenschaften, die die Lesung der griechischen und römischen Schriftsteller auf ein junges offenes Gemüth gemacht hat, nicht ganz

auslöschen. Wie kann es also die Frage sein, ob es bei solchen Völkern moralische Vortrefflichkeit gegeben habe, von denen wir unsre Geseze erhalten, denen wir den größten Theil unsrer Weisheit und den Anfang aller Wissenschaften zu danken haben, durch deren Unterricht unser Geist seine erste Bildung erhält? Ihre Staatseinrichtungen geben den Kennern noch immer Stoff zu lernen und nachzudenken, ihr öffentliches Leben im Kriege und im Frieden ist noch immer der Gegenstand der Bewunderung unsrer Jugend und unsers Alters, ihre Weltweisen unterrichten noch immer unsern Verstand über die wichtigsten Gegenstände des menschlichen Denkens, und ihre Dichter sind noch immer unnachahmlich in der Kenntniß von dem, was sittlich groß und vortrefflich ist, in der Kenntniß der innersten Triebfedern des menschlichen Herzens, und in der Bewegung dieser Triebfedern, um zu gefallen und zu rühren, und durch diese Mittel unsre Empfindungen zu verfeinern und unsre Gesinnungen zu veredeln.

Der Strom dieses Geschmacks und dieser Gesinnungen, der freilich bei den großen außerordentlichen Seelen in seiner größten Fülle war, ergoß sich ebenfalls auch in kleinern Bächen über den gemeinen Haufen.

Aber, wird man sagen, „diese Tugenden waren nicht das Werk der Religion.“ Ich antworte: es wird schon genug sein, wenn ich bewiesen habe, daß wenigstens die Religion der Griechen und Römer sie nicht hinderte, diese Tugenden zu üben. Bei allen Irrthümern der Vielgötterei können noch immer die Wahrheiten bestehen, und sie haben wirklich dabei bestanden:

- 1) Daß man Gott dienen müsse;
- 2) daß die Tugend, Frömmigkeit und Menschenliebe ihm der angenehmste Dienst sei,
- 3) daß man durch aufrichtige Reue zu dem Wege der Rechtschaffenheit zurückkehren müsse, wenn man ihn verlassen hat,
- 4) daß es Strafen und Belohnungen in dem gegenwärtigen und zukünftigen Leben giebt.

Die Heiden, wenigstens die Weisern unter ihnen, sahen wohl, daß der Satz: nur das Ehrbare ist nützlich, worauf sich alle Tugend gründet, seine Wahrheit nur in einer Welt haben könne, worüber ein vollkommenstes Wesen waltet, und daß der beständige Vorzug der Tugend, ohne den Glauben an die Regierung eines höchsten Wesens und einen künftigen Zustand der Vergeltung, nicht könne evident gemacht werden. Allein außerdem, daß die heidnischen Religionen verschiedne Tugenden

nicht ganz ohne Unterstützung ließen, fanden diese auch in andern öffentlichen und besondern Einrichtungen bei den heidnischen Völkern Beförderung. Erziehung, Gesetzgebung und politische Verfassung zielten in den meisten Staaten des Alterthums dahin ab, die Bürger zu allen Arten bürgerlicher Tugenden zu bilden.

Erst müssen wir lernen, aus unserm gewohnten Gesichtskreise herausgehen, und uns in die Stelle andrer Menschen versetzen, die in einer Verfassung leben, welche von der unsrigen verschieden ist, und mit Umständen umringt sind, die sie ganz anders modificiren müssen. Wenn wir uns denn von jener Art zu denken und zu empfinden, die das Resultat von tausend zufälligen Einflüssen ist, durch Ueberlegung ganz entkleidet haben: dann werden wir das, was die menschliche Natur gemein hat, ohne die Hülle entdecken, die uns gemeiniglich hindert dem guten Character fremder Nationen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wir werden gewahr werden, daß die gemeinnützigen Triebe in so vielen Staaten des Alterthums ihre ganze Thätigkeit hatten, alle selbstsüchtigen Gedanken verschlangen und in sich selbst verkörperten.

Man kann kaum begreifen, wie man Menschen mit solchem Geiste und Gesinnungen hat verachten oder verdammen können. Aber das richten lang genährte Vorurtheile endlich aus. Ohne diese würde man in den Bürgern der Vorzeit eben dieselbe Bildung des Geistes erkennen, die dem Menschen wesentlich ist, und die, wenn sie ihre natürliche Entwicklung erhält, nicht anders als würdig und richtig sein kann. Die aber fehlte auch in dem Anfange der bürgerlichen Gesellschaften nicht.

Bei allem dem muß man gestehen, daß die Tugenden der Alten nicht immer das milde Ansehen haben, das sie bei uns durch feinere Sitten und durch die Artigkeit der ritterlichen Galanterie oder durch die Aufklärung des Verstandes erhalten. Das Wachsthum der Sittenlehre hängt von der Aufklärung des Verstandes der Menschen ab. Mit der weitem Ausbildung desselben gewinnt ihr Tugendsystem natürlicher Weise an Umfang, Richtigkeit und Evidenz, die erleuchteteren Triebe, die sich selbst überlassen, bald in der Wahl der Mittel zu ihrem Zwecke irren, bald das Maas überschreiten und aus ihren Kreisen treten, fangen an, einen richtigern und sicherern Weg zu gehen, und, indem sie sich in den Grenzen halten, die ihnen die Vernunft vorschreibt, das Ebenmaas und die Harmonie der Seelenkräfte, woraus die ganze Vollkommenheit des menschlichen Geistes erwächst, zu befördern. So erweitert sich der moralische Gesichtskreis des Menschen, so geht er von kleinern

Graden der Vollkommenheit zu größern; aber selbst auf der niedrigsten Stufe sind seine guten Anlagen nicht ohne ihre Aeußerungen.

So wie die Lilien und Rosen aller Zeitalter dieselbigen heilsamen Kräfte haben, so finden sich zu allen Zeiten in der menschlichen Seele dieselbigen Anlagen zum Guten, dieselbigen Regeln des Rechts durch den ganzen Erdboden.

Das, was in den bürgerlichen Gesetzen und in einer jeglichen öffentlichen Religion, die selbst von manchen Irrthümern verunstaltet ist, dem Naturrecht, seiner Erkenntniß und seiner Ausübung beförderlich wird, gehört allerdings auch zu den Mitteln, die die Vorsehung gebraucht, um die Menschen zu ihrer Glückseligkeit zu führen. Wenn Gesetze und Gottesdienst wirklich diesen Nutzen gehabt haben, so muß es eine Veranstaltung der göttlichen Güte und Weisheit sein, auch durch solche Mittel das Wohl der Menschen zu befördern.

Ich habe noch immer von dem ungebildeten Theile der Heidenischen Völkerschaften geredet, und ihrer Weltweisen noch keine Erwähnung gethan. So viele Mängel man auch immer an der Moral der alten Weltweisen hat finden wollen: so bleibt ihnen doch das Verdienst, daß sie größtentheils aus der Empfehlung der Tugend ihre vornehmste Angelegenheit gemacht haben, und daß sie bis auf eine einzige Schule hierin übereinstimmig gewesen; gesetzt auch, daß sie in einigen Nebensachen von einander abgegangen wären. Indem sie den ganzen Menschen nahmen, nach allen seinen Theilen, nach allen seinen Kräften, indem sie diese Theile gehörig schätzten, indem sie ihn auf das Bestreben führten, alle diese Theile, alle diese Kräfte in gehörigem Verhältniß zu verarbeiten, um sich also im Ganzen vollkommener zu machen, indem sie hierin das höchste Gut, oder die größte Glückseligkeit, und die letzte Bestimmung des Menschen setzten, worin sich alle andern auflösen: so waren sie im Stande daraus alle besondern Tugenden, der Mäßigkeit, der Gerechtigkeit, der Großmuth, worauf uns eine innere Empfindung führt, womit das äußere Wohl der Menschen verbunden ist, und die wir uns nicht erwehren können, an uns und andern zu achten, ganz ungezwungen herzuleiten.

Wenn sich nun die Weisen bestrebt, die Moralphilosophie, so viel es die menschliche Schwachheit zuläßt, in Ausübung zu bringen, sie beständig vor Augen zu haben, und in der Befolgung derselben zu wachsen, hat sie dieses können selig machen? Die diese Frage mit Nein be-

antworten, behaupten: daß ihre Tugenden, keine Tugenden, sondern glänzende Laster seien.

Augustinus sagt, alle rühmlichen Thaten der Heiden haben nicht die Gottesfurcht zum Grunde und seien deshalb Sünde, nicht weil es Sünde sei, tugendhaft zu handeln, sondern weil nur ein gottloser Mensch leugnen könne, daß es nicht Sünde sei, sich einer solchen Handlung nicht in dem Herrn zu rühmen. Allein man darf nur bedenken, daß kein wahres Tugendsystem ohne den Glauben an die Vorsehung bestehen kann, man darf nur die feste Ueberzeugung erwägen, worin Socrates, Plato, Seneca, Epiktet, und Marcus Aurelius waren, daß der Tugendhafte in Ansehung seiner Pflichten, und ihres endlichen Ausganges unter der Regierung Gottes stehe, um die Falschheit dieser Beschuldigung einzusehen.

Die Absichten nun, welche die Tugenden der Heiden allein hervorbringen und regieren, sollen nichts anders als Ehrgeiz und Ruhmsucht sein! Diese Anklage setzt voraus, daß aller Ehrgeiz sündlich und strafbar sei. Wenn diese Meinung sich noch in dem christlichen Moralsystem befände; so könnte sie nichts anders als der Nest einer elenden Mönchslehre sein, die ehemals nur zu sehr den klaren heilsamen Bach der Sittenlehre durch ihre benebelnde Einflüsse vergiftet hat, und gegen die man sich noch jetzt nicht genug verwahren kann. Die schmutzigen und niederträchtigen Träger freiwillig gewählter Bettelsäcke mußten freilich alle edle Ruhmbegierde verlästern, auf die sie Verzicht gethan hatten, und die ihre betrogenen Andächtigen zu Gesinnungen hätte erheben können, wobei sie solche freiwillige Bettler hätten verachten müssen.

Aber nicht so eine geläuterte Vernunft, nicht so die reine Lehre Jesu. Auch ist es eine Bemühung ohne Erfolg, diese Triebfeder des menschlichen Geistes kraftlos zu machen; wenn sie an der einen Seite gedrückt wird, so thut sich ihre Kraft an der andern Seite hervor, und der unnütze Enkratite, der alle nützliche Ruhmbegierde verloren hat, blähet sich unter seinen Lumpen mit thörichten Pöffen, die der Blödsinn heilig nennt.

Eben das habe ich von der Eigenliebe zu sagen. Wenn diese eine kindische Eitelkeit, oder ein eigennütziges Jagen nach kleinen Vortheilen ist: so kann sie wohl keine Handlung von einigem Werth hervorbringen. Ist sie aber die gerechte Schätzung seiner selbst, ist sie eine Selbstliebe, die ihre höchsten intellektuellen Vortheile kennt, und diese durch Erlangung würdiger Gesinnungen, durch tugendhaftes Bestreben und gemeinnützige Handlungen befördern will: wer mag sie tadeln diese Selbstliebe?

Hat etwas zur Verderbniß der Sittenlehre beigetragen; so ist es die Verachtung der natürlichen Tugend.

Wenn der Vorzug der theologischen Tugend vor der natürlichen sich in die Grenzen ihres beiderseitigen Erkenntnißgrundes oder des Verhältnisses der göttlichen Wirkungen zu derselben einschließt, wenn die eine besser ist, weil sie unmittelbar von Gott gewirkt wird, und die andere mittelbar, weil sie dieselbigen Bewegungsgründe aus einer positiven Offenbarung schöpft, welche die andre aus der natürlichen nimmt: so kann dieses zwar einen äußern Unterschied machen, eigentlich aber in dem innern Charakter des Menschen und den innern Bestandtheilen einer guten Handlung kann es keinen vortheilhaften Unterschied für die theologische Tugend hervorbringen. Man kann vielmehr mit Recht befürchten, daß die Verachtung der Vernunft und des natürlichen Gewissens in der Bestimmung unsrer Pflichten von sehr schädlichen Folgen sein werde, wie dieses die Erfahrung hinreichend bewiesen hat. Denn unter der Aufsicht der Vernunft hätte die Sittenlehre nimmermehr die Tugenden des Mönchsstandes heiligen und in Ansehen bringen können. Nicht als wenn dieses die Schuld der christlichen Moral wäre, welche lauter und rein, aber auch weise und nüchtern ist; sondern es ist die Folge einer verkehrten Lehrart, welche in moralischen Dingen die Vernunft und das natürliche Gewissen vorbeigeht, und sich geradezu an einen blinden Glauben wendet. Man kann zwar den vernunftmäßigsten Pflichten durch diesen Weg Eingang verschaffen; allein er läßt eben so gut die Mißgeburten der blödsinnigsten Schwärmerei zu, woraus denn allerdings zuletzt eine Sittenlehre erwachsen muß, worin Gnade und Tugend in beständigem Widerspruch stehen.

Wenn man also dem Menschen am besten rathen will: so muß man die Verbindlichkeit zur Tugend aus der Vernunft und dem natürlichen Gewissen herleiten. Nachdem Kritik und Philosophie die Begriffe von der Offenbarung so sehr aufgehheitert haben, nachdem über die Sammlung der biblischen Bücher Zweifel erregt sind, die den Nachdenkenden beunruhigen und in schwere kritische und historische Erörterungen verwickeln müssen, nachdem man das Wesentliche der Religion mehr auf ihren begreiflichen moralischen Einfluß zurückgeführt hat, jetzt bleibt überhaupt keine andere sichere Parthei mehr übrig, als für die Bearbeitung seiner natürlichen Vernunft und seines natürlichen Gewissens zu sorgen. Wessen die Vertheidiger der Offenbarung gegen die natürliche Religion auf die (von ihnen übertriebenen) Laster und Sitten-

losgelassen des Alterthums hin, so ist das eine Art zu argumentiren, die wider eine geoffenbarte Religion, welche so mannigfaltige Schicksale gehabt hat, als die christliche, ebenfalls kann gebraucht werden. Es möchte sich schwerlich ein Laster, eine Frevelthat denken lassen, die nicht aus den Grundsätzen des Christenthums von dem Aberglauben, dem blinden Glauben, der Schwärmerei, dem Priesterbetruge und der geistlichen Tyrannei wären gerechtfertigt worden. Hat es nun in den mittelalterlichen Zeiten der größten Religionsbarbarei nicht wenig erlauchte Tugenden gegeben, so ist diese Erscheinung nur dadurch erklärbar, daß, unabhängig von dem herrschenden Gottesdienste, die Gesetze der Ritterschaft auf die Bildung des menschlichen Charakters wirkten. Durch diese Gesetze erhielten die natürlichen Empfindungen der Gerechtigkeit, des Mitleids, der Ehrlichkeit und der Großmuth, die in der offenbarten Priesterreligion keine Aufmunterung und Begünstigung, sondern vielmehr Hindernisse fanden, kräftigen Einfluß. Und doch wird man nicht anstehen, die tugendhaften Ritter tugendhaft zu nennen.

Es ist ebenso kein Grund vorhanden, die Tugenden der Heiden Laster zu nennen, weil sie nicht auf dem nämlichen Wege als andre dazu geleitet worden, und weil gewisse Vorstellungen darauf nicht gewirkt, deren Wirkungsart sich nicht angeben noch begreifen läßt. Der einzige Maasstab, wonach die Güte der Handlung zu messen ist, besteht in der deutlichen Einsicht des dadurch zu wirkenden Guten. Je genauer, je richtiger und lebendiger diese Einsicht, je größer, wichtiger und fruchtbarer das Gute ist, das ich mir vorsehe, je genauer es mit meiner Handlung verknüpft ist, und je mehr ich diese Verknüpfung einsehe, desto besser ist die Handlung; dieses sind die einzigen Elemente, woraus ihre Güte entspringt. Damit sie recht verdienstlich sei, muß ich von ihrer Vortrefflichkeit recht innig überzeugt sein, und zu dem Ende muß mir ihre natürliche Richtigkeit und Uebereinstimmung mit den wesentlichen Bestimmungen meiner Seele recht einleuchten, und nur diese Richtigkeit muß mich von ihrer Uebereinstimmung mit dem göttlichen Willen überführen, weil die Güte einer Handlung die einzige unverdächtige Anzeige ist, daß sie Gott wolle. Finden sich diese wesentlichen Eigenschaften auch bei der Tugend, die zu dem Besten der politischen Gesellschaft wirksam ist, und durch die Triebfedern, die sich in dieser Gesellschaft befinden, in Bewegung gesetzt wird: so muß sie auch in den Augen Gottes den Namen der Tugend verdienen. Denn Religionsunterricht, Gesetzgebung und Erziehung unterstützen, verstärken und beleben die Tugend,

aber in ihr Wesentliches fließen sie nicht ein, das besteht bloß in der freien Wahl des erkannten Besten.

Das aber muß auch der heidnischen Tugend erreichbar sein, und ihr in den Augen Gottes einen solchen Werth geben können, der sie auch zu ewigen Belohnungen berechtigt. Um den Satz: die Tugenden der Heiden sind glänzende Laster in seiner ganzen häßlichen Blöße zu sehen, muß man eine Untersuchung über die Bewegungsgründe zu unsern Handlungen anstellen, um zu sehen, wie sie müssen beschaffen sein, wenn sie eine Handlung tugendhaft machen sollen.

Alle Kräfte der Seele, die in der Hervorbringung einer würdigen tugendhaften Entschließung zusammenlaufen, wodurch eine tugendhafte Neigung gezeugt und gepflegt wird, werden durch diese Aeußerung und Anwendung erhöht, und verschaffen der Seele einen kostbaren Zusatz an Vollkommenheit. Diese Vollkommenheit besteht grade darin, daß ein jedes schätzbares Vermögen auf seinen Gegenstand geleitet wird, sich durch die Wirkung des höchsten Guten, die durch seine Natur kann erhalten werden, entwickelt, und dadurch den höchsten Grad seiner Vortrefflichkeit, der mit der höchsten Vortrefflichkeit der ganzen Seele bestehen kann, erreicht.

Kein Vermögen der Seele muß übersehen, muß vernachlässigt werden; sie sind alle einer Entwicklung fähig, eines Anbaues würdig, und ihre Verbesserung trägt zur Vollkommenheit des Ganzen etwas bei; so wie in einem wohlregierten Staate kein Glied so gering und so arm sein darf, worauf die Obrigkeit nicht ihre Aufmerksamkeit und Pflege erstrecken müßte, weil aus dem Wohlfeyn aller Bürger das Wohl des ganzen allgemeinen Wesens entspringt. Von dem reinsten geistigsten Verstandesvermögen bis auf die dunkelste Sinnlichkeit, von dem gemeinnützigsten edelsten Wohlwollen, bis auf die eigennützigste Sinnenlust, alles ist einer Uebung fähig, und durch Erhöhung eines jeden Theils kann das Ganze vollkommen werden.

Diese Seelenvermögen äußern sich an verschiedenen Gegenständen und wir legen ihnen einen Werth nach dem Werthe dieser Gegenstände bei. Der reinste Verstand, der sich mit der Betrachtung des höchsten Wesens beschäftigt, und der erleuchtete Wille, der sich an der wesentlichen Urschönheit desselben belustigt, ist in Ansehung seines Gegenstandes von edlerer Natur als die eigennützigste Sinnlichkeit, die von unwillkürlichen angenehmen Einbrüden in Bewegung gesetzt wird. Das gemeinnützigste Wohlwollen, das sich an Glückseligkeit ergötzt, die es

außer sich ergossen, ist edlerer Natur als die Befriedigungen, die sich in der körperlichen Lust eingränzen.

Aber außer dem Gegenstande selbst kommt hier, um diesen Werth zu bestimmen, auch die innere Kraft selbst mit in Rechnung, die aber mit dem Gegenstande in genauestem Verhältniß steht. Dasjenige, was uns natürlicher Weise gefällt, was also unsere Sinnenlust interessirt, bewegt unsern Willen am leichtesten. Daher hat man wenig nöthig, die Vergnügungen der Sinnenlust unserm Begehungsvermögen zu empfehlen, und den eigennützigen Begierden noch einen neuen Nachdruck zu geben, die schon ohnedem in den körperlichen Trieben so viel Begünstigung finden. Denn zu dem eigentlichen Entschließen gehöret eben dieses sinnliche Wohlgefallen, das durch sein Feuer alle andre Seelenkräfte in sich verschlingt, den Willen überwältigt, und ihn für den geliebten Gegenstand zum Ausschlage bringt.

Das ist nun aber bei den Dingen, denen dieser Weg sich des Wohlgefallens der Seele durch die Sinnlichkeit zu bemächtigen, nicht offen stehet, auch nicht so leicht zu Stande zu bringen. Was sogleich die geselligen Empfindungen betrifft, so können sie zwar leicht so belebt werden, daß sie die Seele zu einem Entschlusse mit sich fortreißen. Aber dieses geschieht doch nur alsdann, wenn ihnen nicht ein stärkeres Interesse der Sinnenlust entgeht, oder wenn sie durch Übung und Ueberlegung so verstärkt worden sind, daß sie es überwiegen.

Von der Sinnenlust haben nun gerade die höhern Gegenstände des reinen Verstandes sich keine Beförderung zu gewärtigen; vielmehr ist es schon ein großer Gewinn für ein tugendhaftes Herz, wenn es so viel Gewalt über seine Triebe erhalten kann, daß sie ihr wildes Feuer mäßigen, um keine übereilte Entschließung zu fassen, und die Prüfung der Urtheilskraft abzuwarten. Aber wenn sich auch die Triebe diesem Zwange unterwerfen, wenn sie sich eine Untersuchung gefallen lassen, wenn sie einen Kampf mit dem obern Erkenntnißvermögen eingehen: so ist doch nicht gleich die Folge davon, daß sich der Ausschlag auf die Seite der letztern neigt. Die Urtheilskraft mag von der Vortrefflichkeit ihrer Wahl noch so deutlich überzeugt sein, wenn diese Vortrefflichkeit dem Herzen nicht klar wird und es mit der Hestigkeit einer Empfindung fortreißt: so wird keine Entschließung erfolgen. Es ist wahr, diese höhern Bestrebungen haben ihre eigenthümliche Schönheit, die ein ursprüngliches Recht auf unser inniges Wohlgefallen übt, aber nur so lange übt, als ihr reizendes Bild vor dem ruhigen beschauenden Ver-

stande dasteht, so lange kein Entschluß zu fassen ist, wobei der Eigennuß der Sinnlichkeit ins Spiel kömmt. Denn diese hat alle körperlichen Triebfedern zu ihrem Gebote, alle Bewegungen der Säfte und Fibern unterstützen sie, und aus dem Zusammenlaufe aller blinden Kräfte des Begehrungsvermögens, die unbemerkt auf dem Grunde der Seele schlafen, aus der Mitwirkung aller ihrer geheimsten Triebfedern, die in dem ganzen Nervensystem gemeinschaftlich ihre Thätigkeit äußern, entsteht eine Kraft, die sich des ganzen Menschen bemächtigt, und das ganze entzückende Bild von milder intellectueller Schönheit mit leichter Mühe auslöscht.

Alle Bemühungen, die man anwendet, durch Uebungen des Verstandes und des Herzens der geistigen Schönheit der Tugend zu Hülfe zu kommen, und ihr einen Nachdruck zu geben, der der Sinnlichkeit das Gleichgewicht halten kann, sind lobenswürdig, und können sich sowohl einen guten Erfolg, als auch das Wohlgefallen Gottes versprechen. Zu diesem Zwecke dienen nun alle Bemühungen, dem Verstande den Vortheil höherer Bestrebungen, die nicht auf die Sinnlichkeit gehen, ins größte Licht zu setzen, und sie dem Herzen so angenehm zu machen, daß es sich willig findet, sie mit seiner ganzen Thätigkeit zu befördern. Will man in diesem Geschäft glücklich sein, so ist es gut, wenn man das Gefühl von Ebenmaaß und Harmonie, welches beinahe zu der Lebhaftigkeit sinnlicher Triebe verstärkt werden kann, indes daß es zu gleicher Zeit einen Theil der vernünftigen Natur ausmacht, erwecke und erhöhe, daß man sich gewöhne, auch intellectualische Gegenstände unter dieses Gefühl zu bringen. Es muß nothwendig dazu kommen, daß das obere Erkenntnißvermögen diese Kraft erhalte, wenn die ganze Seele mit allen ihren Fähigkeiten und Anlagen soll angebauet werden. Alles dieses nun ist — nicht höchste Vollkommenheit — es ist Bestreben danach.

Und darin besteht denn bei einem so eingeschränkten Wesen, wie der Mensch ist, seine ganze Tugend. So wenig die Unmöglichkeit zu irren, und sich zu übereilen, von irgend einem endlichen Geiste erreicht werden kann: so wenig kann er auch zu einer moralischen Untrüglichkeit gelangen. Wie kann man dieses also bei einem Geschöpfe von der Beschaffenheit, wie der Mensch ist, erwarten? Durch die menschliche Fehlerbarkeit geht indes weder der Vortrefflichkeit des Naturgesetzes, noch der menschlichen Bildung etwas ab, und man kann nicht sagen, daß die Vorschriften des ersten, weil sie nicht allezeit den Willen bewegen, sich

nicht von dem obern Erkenntnißvermögen rechtfertigen lassen, oder daß die letztere fehlerhaft sei, weil das Beste nicht allezeit auf die Seele sein Recht ausübt.

Man muß nämlich wohl bedenken, daß das Naturgesetz in seinem weitesten Umfange im Allgemeinen seine vollkommenste Wahrheit hat, und daß es mit der ganzen übrigen denkbaren Reihe aller Vernunftwahrheiten in genauester Verbindung und in bester Harmonie stehe. Es ist der vollkommenste Abglanz und der natürliche Ausdruck der wesentlichen Beziehungen aller Dinge und unsrer Seelenkräfte auf einander. Es ist an sich Vollkommenheit, und drückt in uns und in den Dingen außer uns nichts als Vollkommenheit aus. Als solche ist es auch ein Gegenstand des göttlichen Willens, und jeder, der es nach Vermögen übt, und aus diesem Meere moralischer Ordnung und Richtigkeit die Tropfen schöpft, die er schöpfen kann, wird gerade in dem Grade ein Gegenstand des göttlichen Wohlgefallens. Da also Gott in seiner besten Welt so viel Vollkommenheit schaffen will, als zusammen möglich ist: so muß es eine Regel in dem Plan seiner Regierung sein, die Beobachtung des Naturgesetzes in seinen Geschöpfen nach Möglichkeit zu befördern.

Es harmonirt also in der Reihe der Vernunftwahrheiten alles dieses aufs vollkommenste mit einander, und erhält eines von dem andern seine Unterstützung: objective Vernunft, Naturgesetz, Religion, Borschung, Glückseligkeit; das alles macht auf den Geist einen Eindruck von Ordnung und Schönheit; und es ist der Absicht Gottes gemäß, daß es auch der Tugend in dem Herzen des Menschen Ansehen, Vertrauen, Wohlgefallen und Liebe verschaffe. Wenn alle diese Strahlen, die aus dem Lichtmeere der unerschaffenen Vortrefflichkeit ausfließen, in der menschlichen Seele unter einen Brennpunkt könnten gesammelt und der Wille damit entzündet werden: so würde man ihn zu nichts als der Ausführung des Besten feurig finden.

Aber mehrentheils fängt der Mensch nur einen oder den andern Strahl von dem ganzen Lichte auf, dem er nachgeht, und der die Dunkelheit, in der er wandelt, nur mäßig erhellet. Wohl ihm, wenn er in der Auffuchung des Lichtes ehrlich und unermüdet und in dem Gebrauch des gefundenen Strahls treu und gewissenhaft gewesen ist. Da der Mensch nicht allein in seiner ersten Bildung von der Zucht und dem Unterricht andrer abhängt, sondern auch in seinem ganzen Leben, so wie sein Körper von der Luft, in der er lebt, also seine Seele von den

Grundsätzen, Kenntnissen, öffentlichen und besondern Einrichtungen, Gesezen, Gebräuchen und Sitten, womit sie umgeben ist, ihre besondre Gestalt erhält; so läßt sich leicht einsehen, daß, je nachdem er in den Umständen dazu Gelegenheit findet, eines oder das andere Beförderungsmittel der Tugend vorzüglich wird seinen Anbau erhalten.

Wollte man aber um deswillen, weil bei seinen wohlthätigsten Werken, bei seiner Mäßigkeit und Großmuth gewisse Bewegungsgründe — wie die christliche Religion — nicht mitgewirkt haben, einem Menschen den Ehrennamen eines Tugendhaften absprechen, so würde man die Begriffe sehr verwirren, der menschlichen Tugend ohne Ursache eine Aufmunterung nehmen und aus einem unerleuchteten Eifer sie niedergeschlagen und muthlos machen.

Durch die christliche Trennung zwischen Fleisch und Geist, zwischen Natur und Offenbarung machte man eine sehr schädliche und der unverborenen Natur, mit welcher die Religion nicht im Widerspruch stehen kann, entgegenlaufende Scheidung zwischen den religiösen Empfindungen und allen noch so schäßbaren natürlichen moralischen Empfindungen. Man thut sehr Unrecht, alle andern Bewegungsgründe, die nicht aus der Religion herkommen, als fleischliche zu verwerfen. Nur der Vertheidiger blödsinnigen Aberglaubens wird es über sich gewinnen können, die edlen Triebe des Wohlgefallens an unmaterieller Schönheit, die edlen gemeinnützigen Gefühle, die anständigen Empfindungen der Ehre, alles dieses, wovon sich der Schöpfer so viel Beförderung der Ordnung und des Wohls in seiner Welt verspricht, als etwas Fleischliches zu verdammen, es höchstens politische Tugend zu nennen und ihm den Namen der moralischen zu versagen.

Man hat durch die Verdammung der heidnischen Tugenden dem Interesse der Religion dienen wollen, man hat die Religion zu ehren geglaubt, indem man an ihrem Altare alle andre menschliche Vollkommenheiten opferte. Aber sie verschmähete selbst solche Opfer, wodurch die Menge der Vortrefflichkeiten in der Welt der wirkenden Ursachen und der Endursachen vermindert würde, sie glaubt ihr Reich verengt zu sehen, wenn der Aberglaube die Augen der Geister verblenden will, um nicht Vollkommenheiten gewahr zu werden, die der Schöpfer in sein Werk gelegt hat und deren Anblick die Anzahl seiner Anbeter und Anbetungen vermehren soll.

Die Lehren der natürlichen Religion haben hiernächst mit den Lehren des Naturgesetzes eine gemeinschaftliche Stütze; als Wahrheiten be-

ruhen beide auf einerlei Grunde. Insofern die Natur Gottes ein Gegenstand unserer Erkenntniß ist, beschäftigt sie die nämlichen Geisteskräfte, ihre Erkenntniß hat dieselben Gründe und Kennzeichen, die alle Wahrheit hat. Man schadet also selbst der Religion, wenn man irgend eine Wahrheit lästert oder sie in den Augen der Menschen verkleinert.

Die Religion kann unter zweierlei Gesichtspunkten betrachtet werden. Als eine wichtige Erkenntniß selbst, die uns als Wahrheit theuer sein muß, und als eine fruchtbare Erkenntniß, wodurch andre Erkenntnisse ihre Aufklärung, Wahrheit und Gewißheit erhalten und woraus auch alle moralische Erkenntniß ihre Wahrheit bekommt. Auch eine unvollkommene Erkenntniß Gottes kann schon in unsern Gesinnungen einen vortheilhaften Einfluß haben. Und giebt es eine öffentliche Religion, die wirklich gute Handlungen gewirkt hat, so kann sie nicht ganz falsch sein, sie muß Keime der Wahrheit enthalten. Hat es also in einem Lande eine öffentliche Religion gegeben, die Tugenden hervorgebracht, ungeachtet sie nicht ohne Irrthümer war, so wollen wir es Gott überlassen, diese Irrthümer in einem jeden einzelnen Menschen nach dem Grade seiner Verschuldung zu richten, aber wir wollen uns hüten, solche Tugenden Laster zu nennen.

Die wichtige Lehre von dem Verhältniß der Religion zur Sittenlehre hat überhaupt vieles von der Barbarei der Zeiten gelitten, worin das christliche Religionsystem so sehr ist verunstaltet worden. Man hat ihre gegenseitigen Beziehungen als Mittel und Zwecke, und die gehörige Unterordnungen der Zwecke aus den Augen gesetzt, und die Begriffe, die Pflichten und Bewegungsgründe verkehrt. Man hat den Gehorsam gegen Gott, der nur, als eine zweite Betrachtung, auf den Willen wirken soll, zur ersten gemacht. So unbeträchtlich dieses scheint, so viele schädliche Folgen hat es doch in der Moral gehabt. Diese Stellung der Bewegungsgründe steht mit der Natur der Seele, der Erkenntniß des Naturrechts und der Absicht Gottes in gleichem Widerspruch. In der Reihe der Wahrheiten steht dieser Bewegungsgrund nicht oben an, er ist selbst erst eine Folge von dem, was wir von Gott wissen, und in dem Schlusse des Gewissens ist er der Schlusssatz.

So ist es auch mit dem Bewegungsgrunde, der von der Verherrlichung Gottes hergenommen wird. Er setzt zum voraus, daß man sich als ein Geschöpf Gottes, und als einen Theil der göttlichen Schöpfung, durch dessen Vortrefflichkeit und Beitrag zu der Beförderung fremder Vollkommenheit außer sich die allerhöchste Vollkommenheit des Schöpfers

abgenommen wird, denke. Also geht die Betrachtung der innern Güte der Handlung schon vorher.

Und durch die Betrachtung der innern Güte einer Handlung, die wir vornehmen wollen, durch diese Wahl des Guten werden wir eben der Gottheit ähnlich. Denn darin besteht die wahre Nachahmung Gottes, daß, sowie die Gottheit das Gute als Gutes wählt, das Vollkommene als vollkommen liebt, der Mensch auch das Gute und Vollkommene um der innern wesentlichen Güte willen wähle und übe. — Haben nun die Heiden die Tugend geübt, so kann man die Tugenden der Heiden weder Laster, noch kann man die Heiden zu ewigen Höllenstrafen Verdamnte nennen.

Es bleibt aber, um die ganze Sache, um die es sich handelt, zu erschöpfen, noch einmal die Frage zu beantworten: Gibt es denn ewige Höllenstrafen?

Es muß einen jeden erleuchteten Verehrer der christlichen Offenbarung schmerzen, daß man eine Lehre in das geoffenbarte Religions-system gebracht hat, die allen vernünftigen Begriffen von dem göttlichen Betragen in der Regierung der Welt so gerade zuwider läuft. Alle Erkenntniß Gottes, alle Religion würde dem Menschen kein Glück, kein Trost sein, sie würden ohne den Begriff von Gott weniger elend sein, wenn er die schreckvolle Kraft haben sollte, durch ein unendliches Gewicht, das er jedem Irrthum ihres Herzens mittheilte, sie in ewiges Verderben zu stürzen. So verderblich kann der Antheil, den der Allerhöchste an den Handlungen seiner vernünftigen Geschöpfe nimmt, nicht sein, in diesem Lichte können ihre Fehltritte dem barmherzigen, mitleidigen Gotte nicht erscheinen. Nichts als Weisheit, Güte und Liebe der Ordnung ist es, die sein Urtheil über die Handlungen der Geisterwelt bestimmen, um bereitwillen er mit Zufriedenheit alle guten, richtigen Bewegungen des Willens, und alle bösen, unrichtigen mit Mißfallen anschaut.

Diese Einflüsse der Weisheit und Liebe der Ordnung sind nicht anders als mild und wohlthätig für den fehlenden Sünder. Sie lassen in der Beurtheilung seiner Vergehungen sich durch nichts fremdes, nichts ungleichartiges, nichts, das nicht Unvollkommenheit in dem fehlenden Subjekt ist, lenken. Ein solches, und kein andres Gericht darf man von der höchsten Güte, darf man von der höchsten Vernunft erwarten. Ein solches Gericht ist lauter Billigkeit, ist, wie es sich ein jeglicher

selber wünschen, dem er sich zum voraus gern unterwerfen, und das ihm sein eignes Gewissen jedesmal selber sprechen wird.

Noch immer tragen die neuern und ältern Sprachen in ihren moralischen Begriffen die Einbrücke, die sie von der herrschenden Religion erhalten haben, an sich. Das Wort Sünde, welches in der lateinischen, vornämlich aber in der griechischen Sprache einen Irrthum bald des Verstandes, bald des Willens anzeigte, hat durch den Einfluß des Religionsystems, welches die römische Kirche am weitesten getrieben hat, seine neue besondere Bestimmung erhalten. Danach hat man es ausschließungsweise für die religiöse Beziehung, worin man sich eine böse Handlung zu denken pflegte, geheiligt.

Indem die Diener einer unerleuchteten Religion nur einzig und allein die Sünde von der Seite ihrer Beziehung auf Gott zeigten, indem sie dieselbe bloß als eine Beleidigung göttlicher Rechte vorstellten, und alle andere Betrachtungen von ihrer Schädlichkeit für des Menschen eigene Natur, von ihrer Vernunftwidrigkeit u. ganz vorbeigingen: so mußte sein Gewissen auch bloß um die Ausöhnung Gottes besorgt sein. Wenn er damit in Richtigkeit war, so mußte er sich des Himmels sicher glauben, ohne nöthig zu haben, an seine innere moralische Vollkommenheit zu denken. Mit so mangelhaften und einseitigen Begriffen mußte der Mensch, um sich der göttlichen Huld zu versichern, auf alle andern Mittel eher fallen, als auf ein so natürliches Mittel, nämlich seine eigene moralische Güte. Daher die ungeheure Menge von Opfern, Reinigungen, von grausamen Selbstpeinigungen, von Wallfahrten und andern heiligen Gebräuchen; und — da alle diese Dinge in sich selbst doch gar keine natürliche Geschicklichkeit zu einem solchen Zwecke haben — die Unruhe, womit der Sünder von einer Bußübung zur andern eilt, die Begierde, womit er alles versucht, die Bereitwilligkeit, womit er den abgeschmacktesten Offenbarungen heiliger Betrüger entgegengeht, wenn sie ihm neue Arten von Entsündigungen lehren.

Fast alle Theologen aller drei christlichen Kirchen haben den Grundsatz angenommen, daß der Verdammte ewig sünde, daß daher auch seine Strafe ewig sein werde. Das soll ein Vernunftbeweis für die Ewigkeit der Höllestrafen sein?

Zu diesem ist der Beweis einer bloßen Möglichkeit in alle Ewigkeit fortgesetzter Versündigungen nicht hinreichend; man muß die bedingte Nothwendigkeit derselben erhärten.

Diese Nothwendigkeit wollen die Theologen denn durch folgende Schlußfolge bewerkstelligen. Die Verdammten in der Hölle können nicht aufhören zu sündigen, denn sie können nicht anfangen, Gott gehorsam zu werden, weil sie nicht anfangen können, Gott zu lieben. „Ja, was noch ungereimter ist,“ sagt Mosheim, „die Verdammten würden anfangen, Gott in der Hölle zu lieben.“ Ungereimt! Warum? „Es ist unmöglich,“ sagt man, „daß der leidende Sünder den strafenden Gesetzgeber liebe.“ Allerdings ist das unmöglich, wenn der strafende Gesetzgeber ein willkürlicher Tyrann ist, der ohne Weisheit, ohne Güte, ohne Absicht, ohne Verhältniß, mit einem Worte, der ewig straft. Hier befinden sich die Feinde des mildern Strassystems in einem augenscheinlichen Zirkel. Sie beweisen die Ewigkeit der Strafe durch die Ewigkeit der Verschuldung, und die Ewigkeit der Verschuldung durch die Ewigkeit der Strafe.

Gottes Gerechtigkeit ist Liebe, aber weise Liebe, auch Liebe für das strafeleidende Subjekt. Wie ist es möglich, daß man sich bei Gott Strafe ohne Liebe denken kann? Wie kann man bei dem vollkommensten Wesen Güte und Gerechtigkeit sich einander entgegensetzen, wie kann man seine Straferechtigkeit Zorn und Rache nennen?

In den Werken dieses großen Schöpfers ist aller Orten Entwicklung, Fortgang, Erweiterung, Ausbildung der Fähigkeit, Erhöhung der Kräfte, alle Schritte gehen vorwärts, keiner zurück, wenigstens ist keiner umsonst, keiner, der nicht irgend einmal nütze. Bei jedem Uebergange von einem Zustande zum andern ist neuer Zuwachs an Realität, ohne daß die Realität des vergangenen Zustandes ganz verloren gehe. Zu der ganzen unendlichen Summe endlicher Realitäten, woraus die Welt besteht, muß jedes einzelne seinen Beitrag thun, und die wachsende Vollkommenheit des Ganzen muß aus der wachsenden Vollkommenheit der Theile hervorgehen. Daß diese Einrichtung der Welt, die uns sowohl allgemeine Gründe, als überlegende Beobachtung einmüthig lehren, endloses Elend in irgend einem ihrer Theile zulasse, davon ist es schwer, sich zu überreden. Wachsthum im Ganzen kündigt auch Wachsthum in den Theilen an, und dieser Wachsthum ist so sichtbar, ist den Werken der Gottheit so anständig!

Der menschliche Keim enthält Anfangs eine bloß empfindende Seele, in welcher aber schon die Züge der künftigen Vernunft entwickelt liegen. Dieser Keim findet endlich die Mutter, worin er sich entwickeln soll. Mit ihm enthüllen sich die Fähigkeiten des Geistes, die bisher als bloße

Fähigkeiten ohne bemerkbare Aeußerungen schliefen. Die Federkraft des wirksamen Geistes fängt an sich nach allen Seiten auszudehnen, seine Vorstellungen erhalten Licht, Ausbreitung, Leben, sie wachsen an Anzahl, an Größe, an Tiefe, Wahrheit und Gewißheit, mit ihnen wächst sein Vergnügen und seine Glückseligkeit. Diese gewährt ihm schon die Aeußerung seiner Thätigkeit an sich selbst, das Gefühl dieser Thätigkeit, die Befriedigung seiner Wißbegierde, und die Beschauung seiner Vollkommenheit, die mit inniger Zufriedenheit und Selbstschätzung verknüpft ist. So steigt er mit jedem Schritte höher, so entdeckt er mit jeder Stufe, die er ersteigt, neue Felder der Erkenntniß des Forschens, und folglich neue Quellen des Genusses und des Wohlseins. Nach allen diesen unerschöpflichen Quellen sehnet sich sein ganzes Wesen, nach ihnen strecken sich alle seine Kräfte vorwärts, er glaubt sie erreichen zu können, er glaubt, daß er sie erreichen werde. Von diesem ermunternden Vertrauen, wozu er sich unter der Regierung des gütigsten Regenten berechtigt glaubte, sieht er sich auf einmal ohne Rückkehr in einen bodenlosen Abgrund herabgestürzt, von der Vorsehung vergessen oder verworfen, und, ohne den schwächsten Lichtstrahl von Hoffnung, zu unaufhörlichem Elend und Verzweifeln bestimmt. Jede gute Anlage auf ewig unterdrückt, jeder Schritt in seiner Entwicklung auf ewig umsonst, oder zu seiner Pein gethan, jeder seiner Wünsche, alle seine Sehnsucht nach Wohlsein umsonst, unbefriedigt, und auf ewig.

In diesem Entwurfe findet sich nichts als Widerspruch und Verwirrung. Anlagen, die nicht entwickelt werden, angebornes Verlangen, das nicht befriedigt wird, beständiges in der Natur selbstgegründetes Bestreben, ohne alle Frucht, ohne allen Gegenstand; Qualen, die keine Absicht in dem Leidenden haben, eben darum, weil sie kein Ende nehmen sollen.

Nur wenn man annimmt, daß alle vernünftige Wesen endlich einmal zur Glückseligkeit gelangen, lassen sich die Strafen in dem Reiche Gottes rechtfertigen: nur auf diesem Wege hören sie auf unnütze und absichtslose Qualen zu sein.

Ich kehre zu meiner Hauptbetrachtung zurück. Gott kann die tugendhaften Seelen des Heidenthums nicht verwerfen, noch weniger ewig verwerfen. Was wir höchstens von ihnen mit Grunde sagen können, ist, daß sie Irrende sind. Lassen wir aber einmal die Verhämung der Irrenden zu, ziehen wir einen Kreis, so groß er sein mag, außer welchem die Tugend nicht zum Wohlsein führt: so wird alles

willkürlich. Ein jeglicher macht diese Schranken weiter oder enger, nachdem es der Umfang der Einsichten seines Kopfs, und der Affectionen seines Herzens zuläßt oder erfordert. Und der Raum, den er umschließt, kann endlich so klein werden, daß er nur selbst mit wenigen Freunden darauf Platz behält.

Was ich hier anführe, ist nichts unerhörtes, es ist die Geschichte der meisten größern und kleinern Religionspartheien. In den größern Gesellschaften giebt es wieder geringere, die sich durch genauere Bestimmungen der Lehrsätze unterscheiden, und darnach gegen einander mit eben dem Eifer wüthen, womit sich die größern unter einander verbammen. Ein jeder glaubt sich berechtigt, das ewige Glück seines Bruders an den Lehrpunkt zu binden, der ihm wichtig scheint. Wenn man nun nach Urtheilen über die Rechtgläubigkeit seines Bruders seine Zuneigung und sein Betragen gegen ihn abmßt, man richte, wie dabei die Ruhe und das Wohl der Gesellschaft stehen müsse, oder vielmehr, man erinnere sich aus der Geschichte, wie alles dieses sich dabei befunden habe.

Der blinde Religionseifer begegnet dem Rechtschaffensten, wenn er anders denkt als er, schon hier so, wie er glaubt, daß ihm dereinst Gott begegnen werde. Er übertritt ohne Scheu alle Gesetze der Liebe, deren Beobachtung zur Erfahrung und zum Wohl der Menschen so unentbehrlich ist, und die ihnen Gott mit einer Klarheit und Augenscheinlichkeit offenbart hat, worüber sich kein höherer Grad für sie denken läßt, um die Verwerfung solcher Lehrformen zu rächen, die in Ansehung ihrer Evidenz und ihres Nutzens gewiß die Vergleichung mit jenen nicht bestehen können. Wie können wir es vergessen, daß dieses Gesetz der Liebe auf der göttlichen Gesetzttafel das erste an Würde und Deutlichkeit ist, wir armen Sterblichen, die wir schon den zweiten Athemzug unsers Lebens in den Händen der Liebe thun, und, um ihn thun zu können, schon ihrer Hülfe bedürfen? Wie können wir die Schranken unsers Verstandes verkennen, wie glauben, daß Gott unsre Hände zur Vertheidigung seiner Wahrheit habe bewaffnen wollen, diese Hände, die an unsern kurzstichtigen Augen so unsichre Führer haben, und, indem sie den Irrthum tödten wollen, ebenso gut die Wahrheit treffen können?

So wie ein thätiges Leben mit Fehlritten edler ist, als das unschädliche Leben einer willenlosen Maschine: so ist auch Nachdenken mit Irrthum edler als ungedachte Wahrheit. Und das sind alle Systeme — gesetzt, daß sie Wahrheit sind — die uns durch den engen Kanal der Lehrvorschriften ungesucht zugeführt werden. Ich kann also diejenigen,

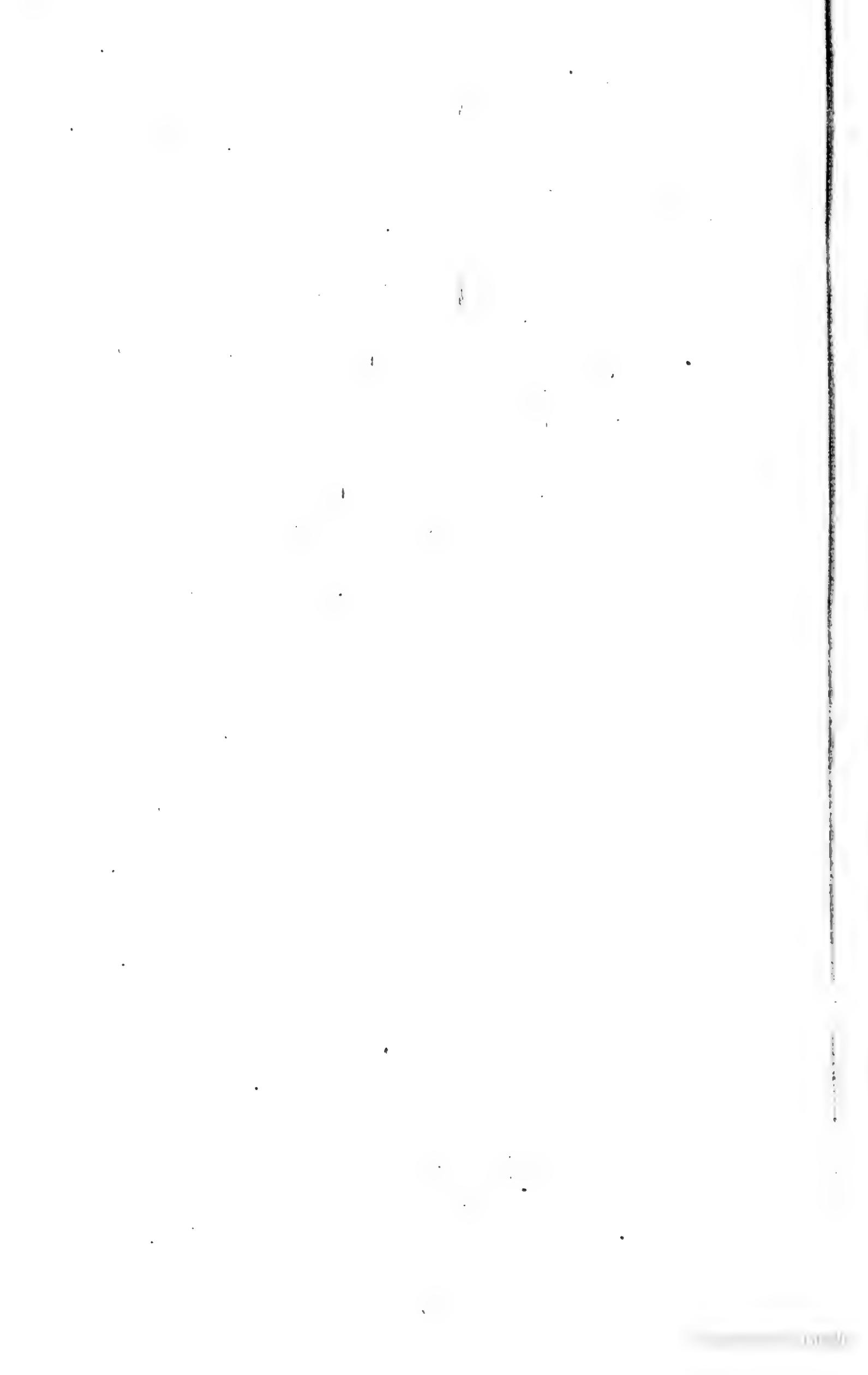
die sie lieber selbst aus dem Meere der Erkenntniß schöpfen wollen, nicht verdammen, wenn sich in ihre Gewässer ungleichartige Tropfen gemischt haben, die hier und da ihrer Durchsichtigkeit schaden. Sie haben sich ehrlich bemüht, sie haben fleißig geschöpft, und das ist nicht weniger werth. Dem Himmel, sagt ein philosophischer Dichter, ist beten wollen, auch beten; und so ist ihm erkennen wollen, auch erkennen. Ihr Herz ist gut, das ist genug, wenn ihnen Gott gnädig sein soll. Denn aus allem Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm.

Bibliothek
der
Deutschen Aufklärer
des achtzehnten Jahrhunderts.

Herausgegeben
von
Martin von Geismar.

III.
Johann Heinrich Schulz.

Leipzig: Otto Wigand.
Eigenthum der Vereins-Verlagsbuchhandlung.
1846.



Johann Heinrich Schulz

Prediger zu Giesdorf, Willendorf und Girschfelde.

I.

„Philosophische Betrachtung

über

Theologie und Religion

überhaupt

und über

die jüdische insonderheit.“

Frankfurt und Leipzig 1784.

„Die Wahrheit: daß alles, was da ist, seine Ursachen haben müsse, woher es komme, ist eine von den ersten Grundregeln, nach welchen der menschliche Verstand denken und urtheilen muß; sobald er nur zu denken und zu urtheilen anfängt. Dies sehen wir täglich an jedem Kinde, das, sobald es was neues sieht, unerschöpflich in Fragen ist, die zuvörderst die Beschaffenheit der Sache, die seine Aufmerksamkeit reizt, hinterher aber den Ursprung und die Entstehungsart derselben, zu betreffen pflegen. Kein Wunder also, daß auch der menschliche Verstand, sobald er in jenen frühesten und unmündigsten Zeitaltern des menschlichen Geschlechts überhaupt zu keimen anfing, sich auch sofort nach den Ursachen der Dinge umsah, die er in der Welt kennen lernte. Allein,

je schwächer und unmündiger er selbst noch war; desto schwerer mußte es ihm sein, diese Ursachen aufzufinden. Die Menge der Gegenstände, welche seine Sinne rührten, und die Verschiedenheit ihrer Beschaffenheiten, mußten ihn vollends nur allzuoft ermüden. — Mit der Zeit lernte der Mensch sich selbst, als das vornehmste derer Wesen, die er auf dem Erdboden fand, kennen! Er bemerkte, daß er durch seine Handlungen, die Ursache von unzähligen Dingen, Einrichtungen und Veränderungen ward; daß er Ueberlegungen anstellen, mancherlei beschließen und ausführen, vielen Dingen eine andre Gestalt geben, hier bauen, dort zerstören konnte! Dies leitete ihn auf den Gedanken, daß es wohl ein gewisses oberes Wesen geben möchte, von dem alles herkäme, und welches die allgemeine Ursache der Dinge und Veränderungen in der Welt, so weit er sie nämlich kannte, sein möchte! Dieser Gedanke, auf welchen die Menschen kamen, mußte ihnen um so viel willkommener sein: weil er ihren Verstand nicht nur über seine Fragen nach den Ursachen der Dinge ein für allemal auß vollkommenste zu befriedigen schien; sondern ihn auch aller der Anstrengungen und aller der Mühen überhob, die ihm die Auffuchung der einzelnen, nächsten Ursachen der vorsehenden Dinge und Erscheinungen in der Welt gekostet haben würde. Es ist wahrscheinlich, daß dieser Glaube zuerst unter irgend einem einzelnen Volke entstand; von welchem er hernach durch die damals gewöhnlichen Wanderungen sich weiter verbreitet hat: weil die Namen Jupiter und Jehova, mit welchen in der Folge verschiedene Völker jenes höchste Wesen bezeichneten, eine unlängbare Abstammung von einander verrathen. Die Vorstellung eines höchsten Wesens hatten also die Menschen von sich selbst und von ihrer eigenen Wirksamkeit entlehnt; weil sie sich selbst, als die thätigsten und vornehmsten Wesen auf der Erde kannten. Und da sie von keiner bessern Natur, als ihre menschliche war, einen Begriff hatten; so trugen sie diese, mit allen menschlichen Empfindungen, Neigungen, Trieben, Gesinnungen und Kräften auf die Gottheit über: nur mit dem Unterschiede, daß sie diese mit weit höhern und stärkern Kräften, den Graden nach, ausrüsteten, als sie bei Menschen gefunden werden; weil der Wirkungskreis dieses höchsten Wesens weit ausgebreiteter war, als des Menschen seiner. Da ferner, wie schon gesagt, sich durch die Wanderungen die Zahl der Völker sowohl, als die Mannigfaltigkeit der Sprachen vervielfältigte; so wurde mit der Zeit diese Gottheit von verschiedenen Völkern mit unterschiedlichen Namen bezeichnet. Ein jedes Volk gewöhnte sich denn an seinen Namen, den

es seiner Gottheit gegeben hatte; und sahe den Gott, der von andern Völkern unter einem fremden Namen angebetet wurde, für einen, von dem seinigen ganz verschiedenen, und den Gesetzen der Vorliebe für sich selbst zufolge, auch falschen Gott an. Hierzu kam noch, daß die Verschiedenheit des Landes und Himmelstrichs, wo sie lebten, eine große Verschiedenheit in den Characteren und Neigungen, in den Denkungs- und Handlungsarten der Nationen erzeugen mußte. Wenn nun ein jedes Volk seinem Gotte seinen Character, seine Sitten und seine herrschenden Neigungen gab; so mußte natürlicher Weise der Gott des einen Volks ganz anders aussehen, als der Gott des andern! Noch mehr: je unmündiger die Menschen noch waren, desto weniger konnten sie mit einer Vorstellung ihrer Gottheit zufrieden sein, die an weiter nichts, als an ein bloßes Wort, an einen Schall, an einen Namen geknüpft war! Sie mußten sich diesen unsichtbaren, und ihnen doch so wichtigen Gegenstand nothwendig durch eine körperliche Abbildung sichtbar, und ihren Sinnen gegenwärtig machen. Und hier hatte die Verschiedenheit des Nationalcharacters, der Lebensarten, der Sitten und Künste verschiedner Völker wieder ihren erstaunlich verschiedenen Einfluß in die Wahl der Bilder und körperlichen Vorstellungen, die sie sich von der Gottheit machten, und zur öffentlichen Verehrung aufstellten. Ferner: So wie nur erst eine Gottheit da war, so ergab sich, je mehr die Menschen mehrere Dinge in der Welt kennen lernten, deren Veranstaltung und Besorgung über Menschenkräfte ging, und also vor das Departement der Gottheit gehörte, auch das Bedürfnis: dieser Gottheit mehrere Gehülfen und Untergötter zuzuordnen, damit sie selbst nicht allzuviel zu thun haben möchte; zugeschwiegen, daß es die Hoheit dieses Wesens auch erforderte, von einem gehörigen Hofstaate bedient zu werden! Nun entstand also eigentlich der Begriff eines höchsten oder obersten Gottes.

Es ist merkwürdig, daß man sich zuerst, und so lange nur noch der einfache Begriff eines einzelnen Gottes unter den Menschen da war, diesen Gott mehr als den Urheber der schrecklichen, als wie der frohen Begebenheiten in der Welt dachte! daß man die Gottheit früher fürchtete, als lieben lernte! Jupiter war lange schon der Gott des Donners und Blizes gewesen, ehe er Liebesintriguen spielte. Und der Jehova der Juden verbreitete auch mehr Furcht und Schrecken um sich her, als daß er Zuversicht und Vertrauen zu sich erweckt hätte. Wir bemerken: daß nicht das Gute und Erfreuliche, was die Menschen in der Welt vorfanden, sondern das Furchterweckende und mit Gefahr Drohende sie

zuerst auf den Begriff einer Gottheit gebracht habe. Und das ist auch ganz natürlich. Denn dasjenige, was die Selbstliebe des Menschen fürchtend macht, reizt seine Aufmerksamkeit weit stärker, als dasjenige, was ihm den sanften Genuß eines Guten anbietet. Daher ist auch die Anstrengung unsrer Kräfte in Gefahren weit größer, als im Genuß des Guten.

In der Wahl jener Untergötter, und der Arten der Verehrungen und Dienste, die ihnen gebracht wurden, zeigte sich nun die Verschiedenheit bei den Völkern noch größer. Und so geschah es endlich, daß ein jedes Land seine besondern Götter hatte, von denen die Einwohner glaubten, daß ihre Götter gar nichts mit den Göttern andrer Länder gemein hätten, ohngeachtet alle Völker ursprünglich von einem Gedanken ausgegangen, und auf den Begriff einer Gottheit gekommen waren!

Sobald die Götter unter den Menschen entstanden und eingeführt waren, so war das Entstehen der Tempel und Altäre, der Festtage, der Gottesdienste, und des Priesterthums, eine natürliche Folge davon. Den Göttern mußte gedienet werden, um ihren Zorn zu verhüten, und sie bei guter Laune zu erhalten; und man kann leicht denken, daß es an solchen Menschen nicht fehlte, die sich zur Aufwartung bei den Göttern, zur Anordnung des ihnen zu leistenden Dienstes, und zur Besorgung der menschlichen Angelegenheiten bei denselben erboten. Nie war irgend ein Gewerbe zu ersinnen, das geschickter gewesen wäre, denen, die es trieben, Bequemlichkeit, Ansehen, Macht und Reichthümer zu verschaffen, als dieses. Die angeblichen Diener der Götter wurden bald mit den Cabinetsgeheimnissen ihrer Gottheiten bekannter, überredeten den unwissenden Haufen, daß sie selber in näherer Verbindung und Vertraulichkeit mit den Regierern der menschlichen Schicksale stünden, gaben das, was sie dem Volke zu sagen beliebten, für den jedesmaligen Willen, für die Rathschlüsse und die Forderungen einer Gottheit an die Menschen aus, und setzten sich auf diese Art in kurzer Zeit, als Mittelpersonen und Unterhändler zwischen der Gottheit und dem Volke, bei dem Letztern in das allergrößte, ehrfurchtsvollste Ansehen. Einige von ihnen mochten gutmeinende Phantasten sein, die, von ihrer eignen schwärmerischen Einbildung verleitet, den andächtigen Unsinn, welchen sie ausbreiteten, selbst für Wahrheit hielten. Andre aber, und die Meisten bedienten sich dieses allerschönsten Mittels, um das blinde Volk am Narrenseile überall dahin zu führen, wohin es ihre ehrgeizigen, herrschsüchtigen,

und eigennütigen Absichten gern haben wollten. Beiderlei Arten haben sich in ihren Nachfolgern bis auf unsre gegenwärtige Zeiten erhalten.

Man will es dem Moses gemeiniglich als ein entschiedenes Verdienst anrechnen, daß er alle Untergottheiten verbannet, und seiner Nation den reinen Begriff eines einzigen Gottes und Alleinherrschers der Welt, oder vielmehr des jüdischen Volks, gegeben habe! Allein man sieht nicht, daß es die Absicht Moses war, darum alle Untergötter aus den Begriffen seines Volks wegzuwischen, um sich selbst zu den einzigen Untergott, zu dem unmittelbaren einzigen Vertrauten der höchsten Gottheit in der Achtung des Volks zu machen! Auch sogar nicht einmal eine körperliche Abbildung oder irgend eine bildliche Vorstellung des Jehova wollte er zugeben, sondern untersagte sie bei schwerer Strafe des Todes: weil ihm bange war, daß, je mehr sich das Volk den Jehova versinnlichte, oder auf irgend eine Art gegenwärtiger machte, sein eigenes Ansehen dadurch in demselbigen Maasse leiden und geschwächt werden möchte. Und in der That ist es sonst unbegreiflich, warum die Vorstellung der Gottheit unter einem körperlichen Bilde je hat als wirkliches Verbrechen angesehen werden können? War, und ist es nicht Sünde, eine Beschreibung von der Gottheit in Worten abzufassen! warum sollte es denn Sünde sein, ein Bild von ihr zu machen? eine Figur zu schnitzen, an der der Künstler die Eigenschaften, welche von der Gottheit prädicirt werden, so weit es seine Kunst erlaubt, auszudrücken sucht? Den Klügern wäre ein solches Bild ja doch nur ein bloßes Erinnerungszeichen an die Gottheit. Und der Schwächere, der sich die Gottheit nicht in abstracto denken kann, verliert ja alsdann vollends den ganzen Begriff und alle Vorstellung von ihr, wenn es ihm auch nicht einmal erlaubt sein soll, sie unter einem Bilde verehren zu dürfen. Was kann es dem moralischen Character eines Menschen auch schaden, ob er ein Bild, oder ein Etwas, davon er nicht weiß, was es ist, noch, wo es ist, anbetet? Oder, was kann die Gottheit selbst dadurch für Schaden leiden? Was hätte sie für Ursachen, eifersüchtig darüber zu sein? Wollte sie aber durchaus nicht unter einem Bilde verehrt sein! warum enthüllte sie sich nicht selbst besser den menschlichen Augen? oder, warum schuf sie viele Menschen, die keiner abstracten Ideen fähig sind? und sich doch von ihr durchaus einen abstracten Begriff machen, und ihn bei sich unterhalten sollen?

Mit dem so sehr verschrieenen Joche der Dienstbarkeit, das die Israeliten in Egypten getragen haben sollen, kann es wohl unmöglich so viel auf

sich gehabt haben, als das Geschrei ist, das man davon hat machen wollen, und der herrschenden Nachbetensmode zufolge, die immer noch bei den meisten Menschen die Stelle des Selbsturtheilens vertritt, noch davon machen will. Denn man bedenke: 1) daß die Israeliten von den Egyptern doch immer in dem ruhigen Besiz des Landes Gosen, dieses schönsten und fruchtbarsten Theils des ganzen Königreichs, den ihnen Joseph durch seine schändlichen Betrügereien und mit himmelschreienden Ungerechtigkeiten gegen die wahren, eingebornen Eigenthümer verschafft und erschlichen hatte, bis an ihren Ausgang gelassen wurden! 2) daß nichts billiger war, als daß diese Fremdlinge, die so lange schon das Mark des Landes umsonst, und im trägsten Müßiggange, zum offenbaren Schaden und mit der unverantwortlichsten Ungerechtigkeit gegen die wahren Unterthanen des Reichs, gegessen hatten; daß nichts billiger war, sage ich, als, daß sie endlich auch angehalten wurden, die allgemeinen Lasten des Landes gemeinschaftlich tragen zu helfen! 3) daß der Antheil, der ihnen von diesen Lasten aufgelegt wurde, unmöglich das Maas der Gerechtigkeit und Billigkeit überschritten haben könne! Denn 4) warum konnte denn Moses die Israeliten nur durch die Verheißung eines Landes, in welchem Milch und Honig flösse, und wo sie also keiner andern Arbeit, als nur der kleinen Bemühung des Schöpfens nöthig haben würden, zum Aufbruch und zur Auswanderung reizen? Und wie war es 5) dem Volke selbst möglich: ganze vierzig Jahre, in der Hoffnung, ein solches Land für sich zu finden, wo ihm alle Arten des Ueberflusses und Wohllebens von selbst zuströmen würden, dergestalt, daß ihm dabei sonst nichts zu thun übrig bliebe, als, nur den Mund aufzuthun und zu genießen; wie konnte, sage ich, das Volk, unter einer so dummen Hoffnung, ganze vierzig Jahre mit Müßiggang in der Wüste verschleppen? War dies nicht ein Beweis über alle Beweise, daß nicht der geringste Trieb zu irgend einem vernünftigen Vornehmen, gar keine Lust zur Arbeit oder nützlichen Beschäftigung, sondern vielmehr ein ganz übermäßiger Hang zur Trägheit, zum Müßiggange, und zu der lächerlichsten Faulheit bei ihnen zu suchen war? 6) Woher kam die unsägliche Menge von Gold, Silber, Edelsteinen, Seide, und allen Arten von Kostbarkeiten, die sie zum Schmuck der Stifshütte und Priesterkleidung hergeben konnten? und der Ueberfluß, den sie doch noch am Ende davon behielten? Und endlich 7) warum sehnten sie sich so oft wieder nach Egypten zurück? Warum klagten sie so oft: „Wollte Gott, wir wären in Egypten ge-

blieben, da wir bei den Fleischtöpfen saßen, und hatten die Fülle Brod zu essen!“

Moses war wahrscheinlich ein Kind der ersten unschuldigen Liebe einer Egyptischen Prinzessin, und dem zufolge, wie die Erfahrung insgemein für die Kinder bezeuget, die ihr Dasein keiner gesetzlichen Pflicht zu verdanken haben, mit sehr glücklichen Fähigkeiten geboren. Seine natürliche Anlage zum Stolz, und der Trieb zum Herrschen, der ihn belebte, waren durch die vornehme Erziehung, die er am Hofe Pharaons genossen, ernährt und vermehrt worden. Indessen waren doch seine endlichen Aussichten auf die Zukunft seiner Leidenschaft hier nicht günstig. Er warf also, da er für einen Sproßling aus Israelitischem Blute ausgegeben war, sein Augenmerk auf diese Nation, um bei ihr die Befriedigung seines Ehrgeizes zu suchen, die er am Königlich Egyptischen Hofe nicht finden konnte. Er hatte den besten Unterricht in allen damals bekannten und geltenden Künsten und Wissenschaften genossen; und seine guten Fähigkeiten hatten ihn einen vorzüglich guten Fortgang in der Erlernung derselben gewinnen lassen. Dies kam ihm in der Folge bei seinem Unternehmen herrlich zu statten. Die Naturlehre war es natürlicher Weise, womit sich auch schon die ersten Weisen zu beschäftigen hatten anfangen müssen. Allein diese Wissenschaft lag, sowohl in ihren mathematischen, als chemischen Theilen, damals noch tief in ihrer Geburt, und die einzelnen Entdeckungen, welche man insonderheit in Ansehung der letztern machte, die Erscheinungen, welche sich aus den verschiedenen Mischungen und Scheidungen der festen und flüssigen Körper ergaben, wurden als Wunder und religiöse Geheimnisse angesehen, und von den Unwissenden angestaunt; welches denn denen, die diese Geheimnisse besaßen, Gelegenheit gab, sie als Blendwerke der Taschenspielerkunst zu benutzen, um sich bei dem Pöbel in desto größeres Ansehen zu setzen. Moses bediente sich dieser erlernten Künste also auch, um sowohl den Israeliten, als auch den Egyptern, die jene nicht fahren lassen wollten, seine göttliche Gesandtschaft dadurch zu bescheinigen.

Moses hatte ferner in seinen jüngern Jahren einen Egypter ermordet, und deswegen landflüchtig werden müssen. Er war nach Midian gerathen, und hatte sich bei einem der dortigen Priester, Namens Jethro, als Hirte vermietet. Hier hatte er mehrere Jahre hindurch die Schaafte in derselben Wüste gehütet, wohin er hernach die Israeliten führte, und während dieser Zeit, in seiner Einsamkeit, unter dem Verdruß: sich von einem Günstling am königlichen Hofe, bis an den Hirten-

stab erniedrigt zu sehen! den Plan entworfen, den er zur Befriedigung seiner Rachbegierde und Herrschsucht durch Ausführung der Israeliten aus Egypten ins Werk stellen wollte. Hier hatte er nun aber auch die Wüste selbst in ihrer Lage und natürlichen Beschaffenheit, ihre Producte, und die gewöhnlichen Naturveränderungen, welche sich in derselben ereigneten, nebst den gewöhnlichen Anzeigen und Vorbedeutungen derselben kennen gelernt. Er wußte, welche Art von Witterung eine unzählbare Menge Wachteln von der Seeseite herbei zu führen pflegte. Er kannte den Fels am Berge Horeb, der einen Wasserquell hatte; denn er hatte nach ausdrücklicher Aussage der Geschichte am Berge Horeb vormals gehütet! Er kannte das Manna, das in der Wüste des Morgens gesammelt und statt Brodt genossen werden konnte. So bekannt ihm aber alle diese Dinge und alle Wege und Stege in der Wüste waren, so unbekannt, wußte er, waren sie den Israeliten: und diese ihre Unwissenheit machte es ihm möglich, alle jene natürlichen und gewöhnlichen Ereignisse, als ganz neue und unerhörte, bloß um ihretwillen jetzt unmittelbar von dem Jehova veranstaltete Begebenheiten und Erscheinungen, ihrer Leichtgläubigkeit aufzubinden. Insonderheit gehört die Geschichte von der geschehen sein sollenden Gesetzgebung auf dem Berge Sinai hierher. Dieser Berg Sinai, und der Berg Horeb sind, nach dem Zeugniß aller Erdbeschreiber, zwei Spitzen eines und eben desselben Berges, der in dem steinigten Arabien liegt. Die Mosaische Geschichte sagt ausdrücklich: Moses habe an dem Berge Horeb die Schaase gehütet. Mithin kannte er auch den Berg Sinai, und die Naturbegebenheit, welche hier zu gewissen Zeiten wahrgenommen werden konnte, vollkommen. Mit derselben hatte es ohne allen Zweifel folgende Bewandniß. Es giebt, wie allen Naturkundigen nicht nur, sondern auch fast Jedermann bekannt ist, gewisse Höhen, die man Wetterscheiden zu nennen pflegt, an welchen sich die schweren und niedriggehenden Gewitterwolken zu brechen und zu zertheilen, oder, wenn mehrere Gewitter von verschiedenen Gegenden heraufziehen, sich hier, jedoch mit einiger Entfernung von der Höh: selbst, zu vereinigen, und dieselbe rund um zu beziehen pflegen. Ein vorzüglich hoher, und einsam liegender Berg von einem mäßigen Umfange (vergleichen z. B. der Königstein in Sachsen ist, wo man mich auch versichert hat, daß nie ein Gewitter über denselben wegziehe, sondern es stets damit die Bewandniß habe, welche ich sogleich aus eigener Erfahrung näher beschreiben will), ist zur Beobachtung dieses Phänomens, welches ein

der schönsten Schauspiele der Natur ist, am geschicktesten. Ich war einstmals so glücklich, es auf dem bekannten Petersberge wahrzunehmen. Eine schwere und tiefgehende Gewitterwolke zog von Südwest mit starker Macht, und ziemlich schnell vom Winde getrieben, gerade auf den Berg zu, auf dessen Gipfel ich stand. Da sie bald heran war, stieß sich die Luft, welche sie vor sich her drängte, an den höhern Berg. Dieser war der auf ihn andrängenden Luft ein unbeweglicher Widerstand. Sie mußte also, da sie von der verfolgenden Gewitterwolke an den Berg zusammengedrückt wurde, ihrer natürlichen Elasticität zufolge, auf diese zurückwirken, und sie wieder bis so weit rückwärts drängen, als es ihre Macht, gegen die hintere, die Wolke treibende Luft, vermochte, und zur Wiederherstellung des Gleichgewichts erforderlich war. Hier blieb nun das Gewitter in einer kleinen Entfernung vom Gipfel des Berges stehen, die ohngefähr so groß war, daß jenes noch kaum den Fuß des Berges fassen konnte. Nun breitete es sich seitwärts aus, und umzog den ganzen Berg rund um; bergestalt, daß der Berg, wie ein freier Kegel, von der Gewitterwolke eingeschlossen dastand; und diese Einfassung, wo eins das andre nicht unmittelbar berührte, der bekannten Einfassung, welche der Ring des Saturns um diesen Planeten macht, ähnlich war. Ich konnte von meinem freien Standorte die herablaufende Fläche des Berges bis beinahe an den Fuß desselben frei sehen; von der vor mir liegenden Landgegend aber, und ihren Dörfern und Städten, nicht das mindeste wahrnehmen, weil ich durch die dicke Gewitterwolke, die mir jene deckte, nicht durchschauen konnte. Eben so war es begreiflich, daß auch kein Mensch vom Felde, oder aus einem unten liegenden Dorfe her, den Berg selbst sehen konnte, weil seinen Augen dasselbige Hinderniß im Wege stand. Das Gewitter war entsetzlich in seinen Entzündungen, Schlägen und Regengüssen, und dauerte an die zwei Stunden lang. Es ist einer der schönsten Anblicke, die man sich denken kann: über das Gewitter erhaben! unter sich, sich die Blitze desselben entzünden und durchkreuzen zu sehen. Nachdem sich die Wolke abgewittert und ihres Regens entschüttet hatte, folglich leichter geworden war: hob sie sich allmählig in die Höhe, und streifte nun theils an den Gipfel des Berges, theils auch über denselben hinweg, so, daß ich mich nun mit einem Male mitten in einem schnell hinüber ziehenden feuchten Nebel befand, der jedoch nicht so dick war, daß ich die nähern Gegenstände um mich her auf dem Berge nicht noch hätte wahrnehmen können, dessen Durchzug aber zwischen meinen Armen und Füßen aufs deutlichste zu

sehen war, und der unterwegs einige sanfte Feuchtigkeit an meine Kleider anlegte.

Hier haben wir nun die ganze Erklärung der so sehr beschriebenen wunderbaren Erscheinung der Herrlichkeit des Herrn auf dem Berge Sinai! Dieser Berg war nichts anders, als eine solche Wetterscheibe, die Moses bei seinem Schaafhüten recht gut hatte kennen gelernt, und die ihm das geschickteste Mittel zu sein schien, sein ausgesonnenes Regierungssystem in den Augen des einfältigen und leichtgläubigen Volks durch eine scheinbar göttliche Sanction zu autorisiren. — Nun ist es uns auch begreiflich, warum er so außerordentlich eifrig, und recht peinlich besorgt darüber war, daß kein Mensch sich dem Fuße des Berges nähern sollte? warum er es bei den ernstlichsten und strengsten Verboten und bei der Drohung, daß derjenige gesteinigt oder mit Geschloß erschossen werden sollte, der das Ende des Berges anrühren, oder gar auf denselben steigen würde! daß er es, sage ich, bei diesen schärfern Verboten nicht bewenden ließ, sondern aller möglichen Sicherheit halber noch ein sehr weitläufiges Gehege um den Berg zog, um die Neugier gewiß abzuhalten? Denn, wäre ein Israelit so dreist gewesen an den Berg hinan zu gehen, oder ihn wohl gar zu besteigen, so würde er gefunden haben, daß der Berg selbst in dem vollkommensten Salvo war, und gar nichts mit dem Gewitter zu thun hatte, auch nicht von demselben berührt wurde!

Wenn also, um dies beiläufig zu sagen, Herr Moses Mendelsohn in seiner neuerlichen Schrift, Jerusalem ic. betitelt, die Gesetzgebung auf Sinai, noch wundervoll und göttlich finden will, so mag er nur bei schwüler Sommerzeit nach dem ersten besten hohen Berg, der als eine solche Wetterscheibe bekannt ist, reisen, um sich bei einem heraufziehenden Gewitter von der ganzen angeblich dort geschehen sein sollenden Erscheinung der Herrlichkeit Gottes einen anschauenden Begriff zu machen! Und wenn er, der mit dem vollkommensten Rechte von den Christen Toleranz für seine Nation fordert, doch am Schlusse seiner Schrift selbst so intolerant gegen seine Glaubensgenossen ist! daß er es ihnen gerade abläugnen will, daß Jemand von ihnen sich mit gutem Gewissen von dem Joche des Ceremonielgesetzes entledigen könne? wenn er es ihnen durchaus zur unerläßlichen Pflicht machen will, so lange warten, und in unverbrüchlicher slavischen Befolgung des Gesetzes ausbauern zu müssen! bis es dem allerhöchsten Gesetzgeber gefallen werde, jenes Gesetz so laut, so öffentlich, so über alle Zweifel und Bedenklichkeiten hinweg,

wieder aufzuheben, als es gegeben sei! so erbiete ich mich, mit ihm nach einer solchen Wetterscheide zu reisen, dort ein heraufziehendes Gewitter abzuwarten, und ihm alsdann unter allen denselbigen Feierlichkeiten das Joch des Gesetzes wieder abzunehmen, unter welchen es ihm der alte Moses über den Hals geworfen hat! — Herr Moses Mendelssohn mag mir nur eine getreue Specification von allen besondern Stücken der damaligen Feierlichkeit geben, so, wie er sie aus dem vorliegenden Documente nur extrahiren kann, und ich stehe ihm dafür: Es soll bei der Abnahme des Gesetzes auch nicht an einem einzigen wesentlichen Umstande derselben fehlen. Auch die vierzig Tage und vierzig Nächte will ich mir allenfalls gefallen lassen: wenn er nur dafür sorgen will, daß wir uns auch so, wie dort bei der Gesetzgebung geschah, bei dem Gott schauen, zugleich satt essen und trinken können. (2. Mos. 24, 11.) Im übrigen, sage ich, soll es an nichts fehlen. Denn Moses war ein Mensch; das bin ich auch: und die Herrlichkeit des Herrn soll eben so prächtig, wo nicht noch prächtiger erscheinen, als sie nur immer auf Sinai erschienen sein mag! Und so würde also meine Aufhebung des Gesetzes dieselbige Beglaubigung für sich haben, welche die Gebung desselben von Mose für sich hatte. Die Hauptsache kommt nur darauf an, daß Herr Moses Mendelssohn auch den Grad von Leichtgläubigkeit mit heranzubringen nicht vergesse, der jene Israeliten zur willigen Aufnahme und Huldigung des Mosaischen Blendwerks so bereit und fähig machte. Wir können uns auch allenfalls um einen kürzern Zeitraum, als jene vierzig Tage waren, vereinigen, zumal, da unter jenen Geboten so viele unnütze Dinge und Cappalien mit unterliefen, deren wir uns vielleicht beiderseits jetzt schämen würden, sie, als aufgehobene Verordnungen, abzulesen, und sie ablesen zu hören!

Herr Mendelssohn hat ganz Recht, wenn er die Versuche, eine allgemeine Religionsvereinigung zu stiften, fanatisch nennet. Für mich giebt es keine Religionszunft. Die alten, schon gestifteten, billige ich nicht; und zur Errichtung irgend einer neuen, besondern, oder auch einer allgemeinen Religionsvereinigung werde ich meine Stimme nie geben, weil es wenigstens nicht unter meinen Vorsätzen liegt, noch jemals ein Phantast in der Welt werden zu wollen!

Ich lehre nun wieder zu meinem alten Moses zurück; und um mich nicht weiter in seiner Geschichte zu verlieren, als es mein gegenwärtiger Zweck erlaubt und fordert, so wollen wir jetzt die Hauptzüge bemerken, die er uns von dem Charakter seines Jehova angiebt: und wir

werden finden, daß dieser Jehova jedesmal so, und dasjenige war, wozu ihn die Leidenschaften des Moses machen und haben wollten, und wie sie ihn brauchten und nöthig hatten.

Schulz setzt nun auseinander, wie Moses den Jehova, wenn er es zur Entschuldigung seiner Anstalten und Verdeckung seiner Absichten dabei nöthig fand, als unwissend und gedankenlos darstellt, so daß er oft vergaß, was er selbst befohlen hatte, auch niemals wußte, ob das, was er befohlen hatte, bewerkstelligt war, oder nicht, daher den Moses oft mit so vielen unnützen Fragen und Zweifeln quälte, ihm auch so viele unüberlegte Entschliesungen, die er gefaßt hatte, vorlegte, daß dieser oft ganz verdrießlich darüber ward, ihm auch seinen Verdruß zuweilen in bitteren Antworten zu verstehen gab. (2. Mos. 19, 21—24. 33, 12—17. 4. Mos. 11, 11—17. 14, 11—20. 16, 20—22. ic.) Ferner erscheine er als stolz, prahlend, und auf äußerliche Ehrenzeichen sehr eifersüchtig! Hiervon zeuge der ganze Pomp der Stifths- hütte, und des Ornat's, in welchem die Priester vor ihm erscheinen mußten; und die erstaunliche Empfindlichkeit, die ihn bei jeder kleinen Nachlässigkeit, mit der Jemand etwas in seinem Dienste versah, oder bei jedem unzufriedenen Worte, das das Volk fallen ließ, beigelegt wird. Hiervon zeuge der Selbstruhm, mit dem er sich immer selbst lobte, und den Israeliten, die Ausföhrung aus Egypten mit starkem Arme (ohngeachtet diese lieber in Egypten geblieben wären) und die Erhaltung ihres Lebens in der Wüste (so unsicher und kümmerlich diese auch war), als große ihnen erzeugte Wohlthaten vorwarf. — Der Mosaische Jehova werde ferner als so partheiisch geschildert, daß, wenn man Beispiele von der blindesten und ungerechtesten Partheilichkeit brauche, man sie nirgends besser, als bei ihm finden könne. Was habe ihn bewogen, den Moses aus der ganzen zahllosen Menge zu seinem Günstling zu wählen, mit dem er, als ein Freund mit seinem Freunde, umging, der ihn von Angesicht schauen konnte, der die Freiheit hatte, so oft es ihm beliebte, vor ihm zu erscheinen und ihm sogar seine Unzufriedenheit zu erkennen zu geben, an dem Jehova so hing, daß er ohne ihn fast nicht sein konnte! daß man sagen kann, daß der Eine von ihnen da eintrat, wo der Andere austrat, und daß man oft selbst nicht daraus klug werden könne: ob Jehova vor Moses oder dieser vor Jenem stehe (2. Mos. 33, 8—11.)? Und warum konnte er hingegen das Volk fast nicht vor seinen Augen leiden? Warum durfte sich dieses demjenigen Orte, wo er seine Herrlichkeit erscheinen lassen wollte, auch in einer weitern Ent-

fernung, bei Strafe des Todes, nicht nähern? Warum bestand fast alles, was er zu diesem Volke reden ließ, in lauter schrecklichen Drohungen? Warum konnte dasselbe ihm niemals etwas recht machen; so, daß er je eine Freude und Zufriedenheit über dasselbe hätte blicken lassen? Warum wurde das unschuldigste Verlangen desselben: sich satt essen und trinken zu wollen, immer gleich als ein Verbrechen angesehen, und oft mit den grausamsten Bestrafungen geahndet? (4. Mos. 11, 33.) Warum mußten alle Obersten des Volks zur hellen Mittagszeit aufgehängt, und vier und zwanzigtausend Unschuldige aus dem Volk ermordet werden? bloß aus der leidigen Ursach, weil ein Mann aus den Kindern Israel den bezaubernden Reizen eines Midianitischen liebenswürdigen Mädchens nicht hatte widerstehen können? und unter dem nichtigen Vorwande: daß dergleichen Umgang mit fremden Völkern, den Israeliten den Weg zur Bekanntschaft mit fremden Göttern bahnen möchte? (4. Mos. 25, 2. Mos. 2, 16. 21. 4. Mos. 12.) Und warum ging dagegen dem Moses so hin, daß dieser selbst sogar eines Midianitischen Priesters Tochter zur Frau genommen und sich dadurch in so viele Schwägerschaften mit andern abgöttischen Priestern gesetzt hatte? Warum war das, um dessentwillen unter dem Volke eine so entsetzliche Massacre angerichtet wurde! bei dem Moses, der ihnen mit seinem eigenen Beispiele darln vorangegangen war, so gar keine Sünde, daß Jehova vielmehr sein ausdrückliches Wohlgefallen darüber zu bezeigen scheint?

Warum machte der Jehova überhaupt das Israelitische Volk zu seinem auserwählten Volke? dem er nur allein seine Gnade verhieß? mit dem er einen Freundschaftsbund schloß, der darauf hinausging: andre Völker aus ihren rechtmäßigen Besitzungen zu vertreiben? (2. Mos. 34, 10—12.). Warum verbot er Jenem: sich mit andern Völkern zu befreunden, oder ihnen die mindeste Gunst zu erzeigen (5. Mos. 7, 2. 3. Cap. 23, 6.)? Warum wird ihm vielmehr der Befehl an die Israeliten in den Mund gelegt: bei aller Gelegenheit andre Völker zu bestehlen, zu berauben, und wenn sie sie übermannen könnten, sie auszurotten, und nichts von ihnen leben zu lassen, was den Obem hätte? (Jos. 11, 11—15.). Was hatten ihm die andern gutmüthigen Völker gethan? Waren sie nicht rechtmäßige, und dabei ruhige, friedfertige Besitzer ihrer Lande? Waren sie nicht so gut Menschen, als die Israeliten? —

Vor Allem aber werde dem Jehova Rachbegierde, Blutdurst und

Mordsucht, zugeschrieben, und er so dargestellt, als ob er zuweilen und sogar bei geringfügigen Veranlassungen in hohem Grade habe aufgebracht werden können; dergestalt, daß er sich selbst nicht mehr traute, bei dem Volke gegenwärtig zu bleiben; weil er an sich selbst verzweifelte, daß er sich würde halten können, es nicht aufzufressen (2. Mos. 33, 3.). Es sei entsetzlich, und die ganze menschliche Natur empöre sich, wenn man die Erzählung von den gräßlichen Blutbädern lese, welche Moses auf angeblichen Befehl seines Jehova unter dem jüdischen Volke anrichtete! Er habe dadurch das Volk selbst zu so grausamen, unmenschlichen Gesinnungen gewöhnt, daß die ganze Geschichte kein einziges Volk zu nennen wisse, bei dem Mordlust ein so herrschender Zug seines Charakters gewesen wäre, als dies bei den Israeliten gefunden ward! Ja, man könne sagen, daß nach dem Maasse, als sich die Mosaische Theologie in der Folge unter andern Völkern verbreitet und in ihre Götterlehren mit eingeschlichen hat! und nach dem Verhältniß: als jene Lehre vom Jehova, bis auf unsre Zeiten her, als wahre Theologie gegolten hat! auch die grausamen, menschenfeindlichen Gesinnungen sich unter andre Nationen verbreitet, und bis auf unsre gegenwärtige Zeiten haben erhalten können! Bloss und hauptsächlich der Begriff von Jehova, den Moses auf den Thron der Gottheit erhob, sei der eigentliche Erfinder und Urheber aller Menschenopfer, die je den Göttern gebracht worden sind! und des schrecklichen Religionshasses, der den Erdboden mit so vielem Jammer überschwemmt hat! und der noch bis auf den heutigen Tag der Bruderliebe den Eingang in die menschlichen Gesellschaften verwehrt, und dagegen hier mehr, dort weniger Verwüstung und Tod um sich her sprühet!

Die Menschenopfer, fährt Schulz zu Begründung dieser Ansicht fort, welche in folgenden Zeiten unter fremden Völkern im Schwange waren; bestanden eigentlich nur darin: daß sie ihrem Kriegs-Gotte die gefangenen Feinde zu schlachten pfl egten. Eine Sitte, die einestheils die Wirkung der Rachbegierde bei ihnen sein konnte: die aber auch anderntheils gewiß die Frucht des schönen Beispiels war, das ihnen die Israeliten gaben, wenn sie nach jeder gewonnenen Schlacht, oder eroberten Stadt, auf Befehl ihres Jehova und ihm zu Ehren alle Gefangenen, sie mochten sein Männer oder Weiber oder Kinder, kurz alles, was einen Odem hatte, niederhieben und dem Herrn dabei einen Altar baueten. (Jos. 8, 23—33. 2. Mos. 17, 14—16. B. d. Richt. 21, 4.) — Dieser Befehl des Jehova, keinen Empfindungen des Mitleidens

bei sich Raum zu verstatten, war so scharf, und die mindeste Beweisung der Menschlichkeit in Schonung eines wehrlosen Gefangenen wurde als ein so schreckliches Verbrechen angesehen und geahndet, daß Saul blos darum auf der Stelle von seiner Königlichen Würde abgesetzt wurde: weil er des armen gefangenen Agags geschont; und ihn, sobald er ihn in die Hände bekommen hatte, nicht sogleich dem Herrn zum süßen Geruch hatte niedermetzeln lassen. Sie ist schrecklich zu lesen die Geschichte, wie Samuel, dieser alte verschmizte Heuchler, der in der Kunst, unter der Kappe seines Prophetenamtes und unter dem Deckmantel der Befehle vom Jehova die gräulichsten und menschenfeindlichsten Bosheiten auszuüben, und nach seinem Gefallen Könige ab- und Könige einzusetzen, grau geworden war: ich sage, es ist schrecklich zu lesen, mit welcher Frechheit er dem Saul seine bewiesene Menschlichkeit zum Verbrechen auslegte; sich über die Verwerfung, welche sich Saul dadurch vom Jehova zugezogen hätte, traurig stellen; den armen wehrlosen Gefangenen, der sich in sein unabänderliches trauriges Schicksal auf eine Art ergab, die einen Jeden, der noch nicht alle Empfindungen der Menschlichkeit ausgezogen und von sich geworfen hätte, zum innigsten Mitleiden hätte rühren müssen, vor sich fordern; und ihn mit seinen alten zitternden Händen, als ein Unmensch, mit kaltem Blute, öffentlich, „vor dem Herrn“ in Stücken zerhauen konnte! — Wenn also, sage ich, die Phöniciier, und nach ihnen, andre Völker die Gewohnheit angenommen hatten, ihre gefangenen Feinde ihrem Kriegs-Gotte zu schlachten! von wem, und von welchem Volke hatten sie diese verfluchte Sitte gelernt?

Wenn man, heißt es dann weiter, zugeben müsse, wofern man nicht der ganzen Geschichte alle Glaubwürdigkeit gerade zu, und ohne allen Grund ableugnen will; daß alle Menschenopfer andrer Völker, die sie theils von ihren überwundenen Feinden, theils aus dem Schooße ihrer eigenen Familien ihren Göttern brachten, ihren Ursprung von der bei dem jüdischen Volke aus religiösen Gründen üblichen Menschenschlächterei hergenommen haben! — Wenn man bedenke: daß durch einen solchen Begriff von Jehova der Character der ganzen jüdischen Nation zu den unmenschlichsten Grausamkeiten gestimmt und gebildet wurde! dergestalt: daß ihre folgende Geschichte, ein Register von Schandthaten und Unmenschlichkeiten wurde, die sie begingen, so oft sich ihnen nur die Möglichkeit dazu zeigte! — dergestalt; daß gerade der König, der die neue und ganz unerhörte Grausamkeit erfunden hatte, die friedliebenden Einwohner der Städte der Kinder Ammons, die er, ohne von ihnen belei-

bigt worden zu sein, mit Krieg überfallen und überwunden hatte, mit Sägen und eisernen Hacken und Keilen langsam zu Tode zu martern! Der König, der den, von ihm ohnehin schon durch Schändung dessen Ehefrau getränkten Urias, noch obenein umsonst und um nichts, und bei aller eigenen Ueberzeugung von dessen Unschuld vorsätzlich todtzuschlagen lassen konnte! — Der König, der, nachdem er sein ganzes Leben mit den abscheulichsten Schandthaten, Heucheleien, Mißhandlungen seiner Nebenmenschen und Mordthaten geschwärzt hatte, endlich auch noch auf seinem Todtenbette seinen letzten Athem in Mordbefehlen und Aufrügen an seinen Sohn und Nachfolger dahin aushauchte; daß dieser sich an den Schwur, mit dem er gewissen Personen die Sicherheit ihres Lebens vor ihm, bei dem Jehova zugeschworen hätte, nicht kehren möchte! sondern ja dafür sorgen sollte, daß die grauen Haare dieser Männer, (deren Einem er noch dazu die Erhaltung seines Königreichs zu verdanken gehabt hätte!) nicht mit Frieden, und ohne Blut in die Grube fahren möchten! — wenn man bedenke: daß gerade dieser König David! durch die ganze nachfolgende jüdische Geschichte den Ruhm hat, der rechte, eigentliche, und beste Mann nach dem Herzen Gottes gewesen zu sein? Wenn man endlich, nur noch hinzu nehme: daß die heidnischen Götter von jeher bis auf den heutigen Tag, die friedfertigsten und verträglichsten Gottheiten waren und noch sind; daß sie sogar sich selbst ruhig einsetzen und absetzen ließen; daß aus der Verschiedenheit der Hausgötter, die sich ein Jeder nach Belieben wählen und schaffen konnte, keine Verfolgung entstand; daß noch auf den heutigen Tag die heidnischen Länder gegen jeden fremden ankommenden Gott gastfrei sind; und alle Intoleranz ihnen durchaus unbekannt ist! — hingegen, daß die Verehrer Jehovas, so weit er nur gehuldigt worden ist, ihre Eifersucht in Verfolgungen, Gewissenszwang, und allen Arten der Verwüstungen, Zerstörungen und Verheerungen der menschlichen Glückseligkeit ausgelassen haben! Wenn man das alles bedenke, o, dann urtheile, wer urtheilen könne! und widerspreche, wer das Herz und die Fähigkeit habe, der Wahrheit ins Angesicht widersprechen zu können! wenn er (Schulz) frage: Ob je ein größeres Fluch das Menschengeschlecht hätte treffen können, als derjenige war, der durch die dargestellte Auffassung des Wesens Jehovas über dasselbe gekommen sei?

Und was heiße es denn, wenn man sich auf das Sittengesetz, und so manche gute Polizeibefehle des Moses, die doch nicht zu verwerfen wären! berufen wolle? Habe nicht sogar jede Räuberbande ihre

Polizei-Ordnung und Sittengesetze, ohne welche sie nicht bestehen kann? Und finde man, er wolle nicht sagen, eine ganze Gesellschaft? nein, auch nur irgend einen einzigen Menschen in der Welt, der durch und durch böse wäre? und nie etwas Gutes dächte und thäte? — Noch mehr, wenn er auch nur der gemeinen Zeitrechnung zufolge dritthalbtausend Jahre annehme, die von Adams bis Moses Zeiten verflossen waren; konnte in diesem ungeheuern Zeitraume der menschliche Verstand nicht schon längst von selbst zu der Kenntniß gelangt sein, daß es nothwendig zu beobachtende Regeln in der Gesellschaft wären: du mußt nicht tödten; nicht stehlen; nicht falsch Zeugniß geben u. s. w.? Sei es da noch erst nöthig gewesen, von der Gottheit selbst das Aufschreiben solcher ersten Anfangsgründe der Moral auf steinerne Tafeln, und eine feierliche Promulgation derselben herzuleiten? — Und endlich, setzt Schulz hinzu: Was war diese ganze Hinwerfung des Sittengesetzes in trocknen Allgemeinsätzen, werth? wenn ihm überall durch die besondern Ordres, welche die dort verbotenen Handlungen ausdrücklich zu begehen, aufs schärfste und bei Strafe des Todes anbefohlen, widersprochen wurde? Wie reimte sich das Verbot: Du sollst nicht stehlen! mit den Geboten: den Egyptern ihre goldnen Gefäße diebisch zu entwenden? alle fremde Völker aus ihren rechtmäßigen Besitzungen zu vertreiben? die ungerechtesten Kriege zu führen? und überall, wo sie nur könnten, zu plündern und zu rauben? Wie reimte sich das Verbot: Du sollst nicht tödten! mit dem Befehl: „So spricht der Herr, der Gott Israel; Gürte ein Jeglicher sein Schwert auf seine Lenden, und durchgeheth hin und wieder, von einem Thor zum andern im Lager, und erwürge ein Jeglicher seinen Bruder, Freund und Nächsten! Füllet heute eure Hände dem Herrn mit Blut, ein Jeglicher an seinem Sohn und Bruder, daß heute über euch der Segen gegeben werde?“ (2. Mos. 32, 27—29.) Wie reimte es sich mit dem Befehl: die ruhigen Städte Canaans und der angrenzenden Völker mit Krieg zu überziehen? und von den Ueberwundenen und Gefangenen Keines zu schonen, der einen lebendigen Obem hätte? auch nicht des Säuglings, der an seiner Mutter Brüsten läge? — (3. Mos. 20, 16. Jos. 10, und E. 11.) Wie reimte sich das Verbot: du sollst nicht falsch Zeugniß geben! mit der Versicherung: daß das Philister-Land in Vergleichung gegen das Land Gosen ein Land sei, da Milch und Honig innen flösse? Eine Versicherung, der Moses selbst auch nicht traute, weil er Kundschafter voranschickte, die das verheißene Land vorher besehen sollten: „ob es gut, oder böse?

fett, oder mager sei? und ob Bäume darin wären, oder nicht?" (4. Mos. 13, 20. 21.) Wie reimte sich jenes Verbot mit der Todesstrafe, womit alle die Kundschafter belegt wurden, die ein wahres Zeugniß von der Beschaffenheit des Landes Canaans und seiner Einwohner abgelegt hatten? und mit den Belohnungen, welche Josua und Caleb für ihr falsches und lügenhaftes Zeugniß erhielten? (4. Mos. 14, 36—38.) Wenn solche Befehle gegeben wurden! o, dann schweige man mir doch von dem Werthe und den guten Wirkungen, die ein paar hingeworfne trockne, moralische Allgemeinsprüche haben sollen!

Das war nun, wenn man alles zusammen nimmt, das große Verdienst! das sich Moses durch seine Hinstellung eines wahren und reinen Begriffs von der Gottheit, um die Erleuchtung und Glückseligkeit des Menschengeschlechts erworb und erworben hat! — Eine Erleuchtung, die nach Schulz's Ansicht in Täuschungen und Blendwerken bestanden habe, die alle Völker, zu welchen diese Theologie in der Folge drang, mit unheilbarer Blindheit geschlagen, und jene mitternächtliche egyptische Finsterniß bergestalt über den Erdboden geführt und gebreitet habe, daß noch bis auf den heutigen Tag sogar im christlichen Glauben unverkennbare Spuren derselben zu finden seien! — Und welche Glückseligkeit! fährt Schulz weiter fort, mit welcher er durch die Erfindung und Aufbaung seines ganzen theologischen Systems von seinem Jehova die Welt gesegnet hat! Bei den Israeliten, die er aus Egypten geführt hatte, bestand sie in Hunger und Kummer und tausendfacher Noth, die sich endlich mit einem elenden Umkommen in der Wüsten endigte. Bei dem Nachkommen derselben? — daß diese, als ein zu irgend einer vernünftigen Arbeit nie gewöhntes Volk, vom Rauben und Plündern lebte! daß sie zu den grausamsten Gesinnungen erzogen alle ihre Fußtapfen mit Religions- und Menschenhaß bezeichneten! daß sie an gottesdienstlichen Müßiggang gewöhnt, in allen nützlichen Künsten, Geschicklichkeiten, und Wissenschaften, Fremdlinge waren, und blieben! bergestalt, daß auch selbst zu Sauls Zeiten noch kein Schmidt im ganzen Lande Israel erfunden ward; sondern ganz Israel hinabziehen mußte zu den Philistern, wenn Jemand hatte ein Pflugschaar, Haxe, Bell, oder Sense zu schärfen! (1. Sam. 13, 19. 20.) Sowie es die Erfahrung aller Zeiten bestätigt hat und noch bestätigt: daß, je strenger und eifriger die Gottesverehrungen in einem Lande waren und noch sind; desto abergläubischer, und desto dummer und unwissender waren seine Einwohner, und sind es noch, selbst in den nothwendigsten Kenntnissen, Geschicklichkeiten und

Künsten, die die dringendsten Angelegenheiten und Bedürfnisse des menschlichen Lebens betreffen! — Auch die Glückseligkeit, welche den Christen durch die Mosaische Jehovalehre zu Theil geworden, bestehe nur in Menschen- und Religionshaß, der immer noch wüthe, der selbst die angeborenen Rechte der Menschheit unter die Füße trete? der die unlängbare Freiheit, die einem jeden Menschen schon von der Natur, als ein, ihm wesentlich zuständiges unverletzbares Eigenthum, mit auf die Welt gegeben wird, und zu der ihn sein bloßes Dasein schon berechtigt, das angeborene Recht des Menschen: über seinen Zusammenhang mit dem allgemeinen zureichenden Grunde der Welt denken und raisonniren zu können, wie er will, mit unnatürlichen Gewissenszwang belege? Ist es nicht, fragt Schulz, Menschen- und Religionshaß, mit welchem jener Glaube, auch unter den Christen, von jeher so viele Schwerter zum Blutvergießen gewecket? so viele Scheiterhaufen angezündet? so viele Verwüstung und Tod um sich her verbreitet hat? und nach dem Maße noch die Schandsäulen seiner Verfolgungen um sich her pflanzt, als er mehr oder weniger Andacht mit sich führt? dem wir die unbarmherzigen und unmenschlichen Behandlungsarten, welche sich Völker, die sich eben um ihrer Anbetung des Jehova willen, gesittet nennen, gegen ihre unvollkommner handelnden Brüder erlauben? ist er es, sage ich, nicht, dem wir die Errichtung der Pfähle und Räder vor den Thoren großer Städte zu verdanken haben? diese Denkmäler der Wildheit und Grausamkeit! von denen noch nie ein Weltumsegler die mindeste Spur unter den wildesten Völkern, die für die blindesten Heiden gehalten und ausgeschrien werden, gefunden hat? Haben sich nicht jene Dankaltäre, die dem Jehova errichtet, und jene Dankopfer, die ihm dargebracht wurden, wenn es den Juden gelungen war, viele Tausende ihrer Brüder niedermeßeln zu können, (Jos. 8, 30. 31. Richt. 21, 4.) in unsre, bis auf den heutigen Tag üblichen, der Vernunft und Menschheit zur Schande gereichenden Dankfeste und Jubellieder verewigt, die wir der Gottheit nach jeder gewonnenen Schlacht zu feiern und anzustimmen pflegen? — —

Ich wende mich nun zu dem Lehrvortrage des großen Philosophen, der ohngefähr anderthalbtausend Jahre nach Mosen, unter dem jüdischen Volke auftrat. Jesus von Nazareth war der Natur auf ihrer bildenden Scheibe zum glücklichsten Genie gerathen. Die Dürftigkeit und Armuth seiner Eltern in ihren äußerlichen Umständen war unstreitig das glückliche Hinderniß gewesen, daß sein gesunder, vortrefflicher Menschenverstand nicht gleich frühzeitig in der Jugend durch vielen aberwitzigen

Unterricht in den abgeschmackten Lehrläßen des herrschenden Systems hatte verborben und erstickt werden können: so wie ganz gewiß unzählige Köpfe, die die Natur gut gebaut hatte, in der Folge nie fähig sein würden, den Unsinn in herrschenden Religionsmeinungen zu vertheidigen, wenn man ihnen diese nicht von Kindheit an mit vorzüglich sorgfältiger Bearbeitung eingeprägt hätte, wenn nicht ihr junger Verstand, so bald er nur zu keimen anfing, in die Fesseln des Aberglaubens gezwungen und eingeschmiedet, und ihre natürlich richtige Urtheilskraft dadurch für ihr ganzes künftiges Leben geknickt und gelähmt worden wäre! — Jesus, sage ich, war durch die Armuth seiner Eltern, die nichts an ihn hatten wenden können, diesem Unglück entgangen. Er hatte in der Jugend keinen andern und mehreren Unterricht genossen, als der sich ihm auf der gemeinen Landstraße, die armer Leute Kinder hierin wandern, dargeboten hatte. Und dieser war, Gottlob, zu wenig, und zu schwach gewesen, als daß er seine ganze vortreffliche Anlage zur richtigen Beurtheilung der ihm vorkommenden Dinge hätte vergiften oder gar tödten können. Er war dabei von feurigem Temperamente, das ihn zu großen Unternehmungen aufforderte, und ihn mit unerschrockner Freimüthigkeit dazu rüstete, über welches aber doch mehrentheils der scharf sehende Verstand und die richtig urtheilende Vernunft den Zügel in Händen behielten. Eine Haltung! die um so viel schwerer, und eben darum ein so viel größter Beweis von seinen vorzüglichen Verstandesgaben war; je wilder und finstrier es um den Zeitpunkt aussah, in welchen seine menschlichen Tage gefallen waren! — Sie ist übrigens bewundernswürdig, die Behutsamkeit, welche er anwandte, um zwischen denen beiden Klippen glücklich hindurch zu kommen: nämlich, auf der einen Seite: der Wahrheit, und seinen Ueberzeugungen von derselben nichts zu vergeben; sondern soviel an die Begräunung der herrschenden Irrthümer und an die Aufklärung seiner Zeitgenossen zu arbeiten, als ihm selbst nur möglich war, und höchst nöthig schien: und auf der andern Seite: die nun einmal mit fast unumschränkter Macht herrschenden Vorurtheile seiner Zeit bis auf den Punkt wenigstens zu schonen, wo sie mit wildem Ungestüm über ihn und seine ganze Lehre herfallen, und seine bestgemeintesten Absichten und Bemühungen fruchtlos machen und in der Geburt ersticken konnten! Und ich sage nochmals: Man muß es den rohen, wilden, und äußerst finstern Zeitumständen anrechnen, wenn er endlich doch mit seiner Vorsicht scheiterte und ein trauriges Opfer der Verblendung und der Vorurtheile seiner Zeitgenossen ward! Denn,

wenn ich auch schon gegen den Wolfenbüttelschen Fragmentisten nicht in Abrede sein will, daß wohl etwas zu viel Dreistigkeit, und etwas zu viele Nachsicht gegen die Lebhaftigkeit seines Temperaments, und vielleicht auch gar einige zu offene Beleidigungen des Stolzes seiner Obern, die er an Geistesgröße so weit zu übertreffen, sich bewußt war, von seiner Seite mit an dem bösen Schicksale, das ihn endlich traf, Antheil haben mochten: so muß man auf der andern Seite doch auch bedenken, daß kein andres Temperament zur Ausführung dessen, was er wirklich zum Heil der Menschen und zur Bewirkung so großer Aufklärung gethan hat, fähig gewesen sein würde. — Man muß billig sein. Denn daraus grobe und unverzeihliche Verbrechen machen wollen, was leichte, und sehr schwer zu vermeidende Wirkungen eines sonst sehr guten Temperaments waren? ist wider alle Gerechtigkeit: zumal, da es schwerlich einen Leser seiner Geschichte geben wird, der sich nicht weit größere Fehler, die er in seinem Leben schon begangen hat, vorzuwerfen haben sollte; ohne dagegen auch nur den hundertsten Theil von dem Guten gestiftet zu haben, worüber Jenem selbst der Neid und die Verleumdung seine großen Verdienste nicht absprechen können!

Unsre Hauptfrage ist nun gegenwärtig: was hat dieser Jesus gelehrt? was hat er insonderheit von der Gottheit gelehrt?

Wir mögen seinen ganzen Lehrvortrag durchsuchen, so werden wir auch nicht einen einzigen bestimmten, deutlichen Begriff darin auffinden, den er uns von der Natur und dem Wesen der Gottheit angegeben hätte! Er sagt zwar (Joh. 4, 24): Gott ist ein Geist: und die ihn anbeten, müssen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten. Aber wer will mir aus den Wortzeichen, Geist, einen bestimmten Begriff von der Natur der Gottheit herleiten? Was ist ein Geist? — Das, was man in der Geisterlehre, die die Phantasie erfunden und aufgebaut hat, daraus machen will, ist doch, beim Lichte besehen, nichts weiter, als eine Chimäre! und wird es auch so lange bleiben, als ein solcher Geist kein Vorwurf unsrer Sinne und sinnlichen Empfindungen werden kann; und so lange es gewiß ist, daß unser menschlicher Verstand nichts denken kann, wozu ihm die Sinne nicht den Stoff geliefert haben! Es ist und bleibt eine ewige und unbestreitliche Wahrheit: *Nihil est in intellectu, quod non ante erat in sensu!* — Wollen wir noch dazu der hermeneutischen Regel folgen: daß ein Jeder der beste Ausleger seiner eignen Worte sei! so fragt sich: wie hat Jesus zu einer andern Zeit sich über die Bedeutung des Wortes, Geist, näher herausgelassen? Ein Geist,

sagt er (Luc. 24, 39.) hat nicht Fleisch und Bein. Was fange ich aber nun mit dieser verneinenden Erklärung des Worts, Geist, an? Und wie viel bin ich nun durch sie über den Begriff von der Gottheit klüger geworden? — Sehe ich die letztere Stelle genauer an, so verstanden die Jünger unter dem Worte, Geist, dasjenige, was man eine Erscheinung, ein Gespenst, oder Phantom zu nennen pflegt; ein Etwas, das sonst nirgends, als in der Vorstellung, die sich die menschliche Phantasie davon macht, sein Dasein hat. Und diese Bedeutung des Worts, Geist, setzte auch Jesus bei seiner Antwort offenbar zum Grunde; wenn er die Anwendung davon auf sich machte: daß er also kein Geist, kein Etwas sei, das eine bloß idealische Existenz habe! sondern, daß das Fleisch und Bein, womit er angethan sei, ein in rerum natura wirklich existirendes Wesen anzeige, dem eine wahre, ihm eigene, für sich bestehende Persönlichkeit zukomme!

Es heißt gar nichts gesagt, und ist der leerste Wortschall, der in der Luft gemacht werden kann, wenn man behaupten will: Jesus habe uns darum mit der Gottheit selbst nicht näher bekannt machen können und wollen, weil dieser Gegenstand für unsern menschlichen Verstand, und für das Vorstellungs- und Fassungs-Vermögen desselben zu groß sei. Denn daraus folgt nichts natürlicher und richtiger, als: daß also dasjenige, was von keinem menschlichen Verstande erkannt und begriffen werden kann, auch schlechterdings gar kein Vorwurf und Gegenstand der menschlichen Erkenntniß, Betrachtung und Untersuchung sei, und daß folglich alle nähere Bestimmungen, die die Menschen über diesen durchaus unbekanntem Gegenstand selbst sowohl, als auch über unsere besondere Beziehungen auf denselben, anzugeben wagen, ein leeres Geschwätz sei, wobei sich nichts denken lasse. Was ich gar nicht kennen lernen kann: das ist für mich und für meine Bemühungen, die einen Bezug auf dasselbe haben sollen, so gut, als gar nicht da!

Aber Jesus hat doch oft die Worte, Gott, Vater im Himmel, himmlischer Vater, u. s. w. gebraucht? — Ich antworte: daß ich dies auch gar nicht leugne. Es kommt hier nur auf die Frage an: was? und wie hat er von diesem himmlischen Vater gelehret? oder, warum hat er sich jener Benennungen bedient? Was waren das für Beziehungen, und wohin zielten sie ab? die er dadurch manchen Theilen seines Unterrichts gab?

Einmal: ist es doch unleugbar: daß alle jene Benennungen uns keinen eigentlichen Begriff von der Natur der Gottheit angeben; daß sie

blos bildliche Vorstellungen enthalten, durch die wir über das innere Wesen der Gottheit um nichts klüger werden!

Zum andern: ist es in die Augen fallend, daß Jesus durch die sanften, Vertrauen und Liebe erweckenden Benennungen, womit er die Gottheit bezeichnete, ja bei allem, was er von der Gottheit sprach und lehrte, die Absicht hatte, den schrecklichen Begriff, den die Juden von dem Jehova, aus Moses Zeiten her, hatten, niederzuschlagen; die slavische Furcht der Menschen vor einem obersten Wesen zu tilgen, und ihre Gemüther mit Beruhigung und Zufriedenheit über ihre gegenwärtigen Schicksale sowohl, als auch mit festem standhaften Vertrauen auf eine Vorsehung, die für die Zukunft zu ihrem Glücke sorgen würde, zu erfüllen! — Ich sage, man sehe alle seine Reden an, die das Gepräge der Wahrscheinlichkeit haben, daß sie wirklich von ihm ausgesprochen sind, die nicht den Verdacht mit sich führen, daß die Evangelisten aus untreuem Gedächtnisse, oder auf bloßes Hörensagen von Andern, sie ihm beigemessen hätten; und man wird zugeben müssen, daß einestheils schlechterdings kein bestimmter, feststehender Begriff darin vorkommt, den er uns von der Natur der Gottheit gegeben hätte! und daß anderntheils alles, was er von einem himmlischen Vater redete, darauf abzielte, die Menschen von der slavischen Furcht vor einem unsichtbaren höhern Wesen zu befreien, und ihnen wahre Zufriedenheit über ihre gegenwärtigen, und stille gute Erwartungen und Hoffnungen über ihre künftigen Schicksale einzulösen. Eine bessere Anwendung konnte er von der Idee einer Gottheit und von dem Glauben an dieselbe, den er bei seinen Zeitgenossen vorfand, nicht machen. Und, statt der bildlichen Vorstellung von einem himmlischen Vater, der für alle gegenwärtige und künftige Bedürfnisse seiner Geschöpfe väterlich sorge; statt dieser Vorstellung, die blos bildlich, und von dem Character eines guten menschlichen Vaters entlehnt war, die also die Unterscheidungsstücke der Natur und des Characters eines höhern Wesens in nichts bezeichnete; statt dieser Vorstellung, sage ich, sich etwa geradezu auf feststehende, ewige, unwandelbare Gesetze der Natur zu berufen? nach welchen sich alle Veränderungen in der Welt ergäben, und sich alles zur ununterbrochenen Förderung der Glückseligkeit der in derselben enthaltenen Wesen, von Zeit zu Zeit immer mehr entwickle? — Das, sage ich, würde, weil es weder dem morgenländischen Sprachgebrauch, noch dem vorhandenen Grad von wissenschaftlicher Kenntniß seiner Zeitgenossen angemessen wäre, nicht halb so viel Eingang gefunden, und nicht halb so viel

Nutzen damals haben stiften können, als wenn er lieber so, als Orientale sprach, wie ihn der Orientale anhören und verstehen konnte! und sich in seinem Unterrichte von der Gottheit, so weit herabließ, daß er dieser Idee nur das schädliche und schreckliche benahm, und sie den Menschen so nützlich, als möglich, machte! Im übrigen hat er schlechterdings nichts von eigentlichen Gottesverehrungen, oder von einem Dienste gelehrt, den die Menschen einem gewissen unbekanntem höchsten Wesen selbst abzustatten schuldig wären. Es ist wahr, er machte die gottesdienstlichen Ceremonien mit, welche damals unter seinem Volke in Gewohnheit waren! Allein, einestheils that er dies so sparsam, und so höchst nothdürftig nur, als es die Behutsamkeit und Vorsicht, um bei seinen Zeitgenossen nicht gar zu sehr anzustoßen! durchaus von ihm forderte: und andertheils nahm er doch jede Gelegenheit wahr, wo es nur angehen wollte, diesen gottesdienstlichen Ceremonien, wie man zu reden pflegt, einß anzuhängen, ihren Werth in den Augen seiner Zuhörer zu vernichten, und überhaupt alle die herrschenden schwerfälligen Begriffe von der Gottheit, von der Anbetung derselben im Tempel, von der Feier des Sabbaths, von der Heiligkeit des Tempels, vom Opfern auf dem Altar, vom Schwören bei der Gottheit, von dem angeblichen Verbrechen der Gotteslästerung, von der Macht des Teufels, u. s. w. so zu elektrifiziren, daß, wenn er nicht immer hätte klagen müssen: Er habe Zuhörer, die Augen hätten, aber nicht sehen könnten! Ohren hätten, aber nicht hören könnten! Verstand hätten, aber nichts merken und verstehen könnten! daß, sage ich, wenn er ein fähigeres Auditorium gehabt hätte, die Aufklärung und Erleuchtung, welche er gestiftet haben würde, unendlich größer würde haben ausfallen müssen, als es die Schwachheit seiner damaligen Zeitgenossen in der That nur zugelassen hat. Ich hätte Euch noch viel zu sagen, klagte er noch kurz vor seinem Tode; aber leider! ihr könnt es jetzt noch nicht tragen.

Wenn ich mir aus allen den einzelnen Aussprüchen, Reden und Lehrvorträgen Jesu, so, wie sie in den Erzählungen der Evangelisten zerstreut vorliegen, seine Grundsätze herausziehen, und sie in einen gewissen Zusammenhang darstellen sollte, um das System, welches wahrscheinlich das seinige war, desto leichter zu erkennen und zu überschauen, so würde ich seine Lehre ohngefähr in folgenden Vortrag zusammenfassen.

„Ihr meine lieben Zeitgenossen, wünschet euch natürlicher Weise durch euer ganzes Dasein hindurch glücklich zu sein! Gleichwohl glaubet ihr Ursache zu haben, nicht nur über vielfaches gegenwärtiges Elend

Klagen, sondern auch auf die Zukunft noch mancherlei Unglück befürchten zu müssen. Ihr unterzichet euch zu dem Ende mancherlei Uebungen und Arbeiten, von denen ihr euch den Nutzen versprechet, daß sie euern gegenwärtigen Kummer erleichtern, und euch vor künftige Uebel schützen sollen. Allein ihr befindet euch in Ansehung dieser wichtigen Angelegenheiten in vielen Irrthümern. Höret meinen Unterricht an, den ich euch geben will."

„Wenn ihr ein wenig auf die Dinge in der, und auf die Veränderungen, welche sich darin ergeben, Acht habt, so werdet ihr finden, daß für alle Bedürfnisse aller darin enthaltenen Wesen aufs Beste gesorgt ist. Selbst das geringste und niedrigste derselben ist nicht vergessen und wird nicht übersehen. Schauet die Lilien auf dem Felde an: sie abelten und spinnen nicht, und werden doch aufs Herrlichste gekleidet! Sehet die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und doch wird einem jeden sein Futter und seine Nahrung besorgt! So möget ihr hinschauen, wohin ihr wollet, und ihr werdet finden, daß bei keinem einzigen Wesen die eigentliche Sorge für sein Dasein, für seine Erhaltung, und über die vortheilhafte Einrichtung seiner Schicksale, den kleinen und einzelnen Kräften desselben so ganz überlassen sei! sondern, daß vielmehr eine gewisse allgemeine wohlthätige Anordnung in der ganzen Natur und durch dieselbe verbreitet sei, vermöge der alle Dinge in einem unzertrennlichen Zusammenhange stehen, wo alles Ursache und Folge, alles Zweck und Mittel ist, und wo alle Kräfte, so verschieden sie auch sind, doch zu dem gemeinschaftlichen Ziel der Erhaltung des Ganzen, und zu der Förderung der allgemeinen Glückseligkeit, woran ein jedes einzelnes Wesen seinen Theil hat, hinwirken müssen. Wenn die Lilie nicht eher zu ihrem Kleide kommen könnte und sollte, als bis sie es sich selbst gesponnen hätte? der sorgenlose Vogel erst selbst säen, ernten, und Scheunen bauen müßte, ehe die Erhaltung seines Lebens möglich wäre? Wie weit würden beide in der Befriedigung ihrer Bedürfnisse kommen? Wendet dies, meine lieben Zuhörer, auf euch und auf euer Verlangen nach Glückseligkeit an! — Da ihr in der Reihe der Wesen viel höher stehet, als die Lilie und der Sperling, solltet ihr denn nun wohl bei der allgemeinen weisen und gütigen Anordnung aller Dinge, bei der jene so gut bedacht sind, mit euern Angelegenheiten übersehen und vergessen worden sein? Sollte für euch keine vortheilhafte Verfügung in der Natur getroffen, für eure Bedürfnisse gar nicht gesorgt, und für euch kein Gang

gezeichnet sein, der euch unbemerkt dem Ziele eurer Glückseligkeit wahrhaftig und in der That näher führte? wenn es euch schon so vorkommt, als bliebet ihr immer gleich weit von demselben entfernt, oder, als wiche dasselbe immer weiter vor euch zurück? Nein, meine Freunde, sehet euch einmal selbst recht an, und ihr werdet finden, daß auch für euch in dem großen Zusammenhange aller Dinge aufs wohlthätigste gesorgt sei! daß in diesem Zusammenhange auch alle eure Schicksale ohne einige Ausnahme, mit ihren Gründen und Ursachen verwebt sind! daß diese Schicksale nicht nur allesammt gut sind, und auf die Beförderung eurer Glückseligkeit abzielen! sondern daß sie auch sofort ganz nothwendig und unausbleiblich sich ergeben und in ihrer Wirklichkeit auftreten müssen, so bald ihre Ursachen in dem Laufe der Dinge nur reif, vollständig, und zureichend geworden sind! daß mithin kein einziges, auch nicht das kleinste eurer Schicksale, so auf euer eigenmächtiges Wollen, Bestreben und Wirken beruhe, daß ihr einseitig sein Dasein erzwingen, oder hintertreiben könntet! Denkt doch z. B. einmal an euer Leben! — Ihr seid geboren worden, und steht nun unter der Zahl der lebenden Menschen da! — Hattet ihr euch eure Geburt bestellt, bestimmt, angeordnet? oder die geringste eigene Verfügung darüber getroffen; unter welchen Umständen? wenn? wo? von welchen Eltern ihr geboren werden wolltet? Ist auf irgend eine Weise von eurer Seite ein freier Wille dabei thätig gewesen? Nein. Euer Leben kam euch; euer menschliches Dasein trat in die Reihe der daseienden Dinge ein; ihr kamet auf diesem Schauplatz zum Vorschein, ohne daß ihr darüber befragt worden wäret! In dem großen Zusammenhange aller Dinge waren nun alle Ursachen eurer menschlichen Existenz reif geworden, und zusammengestoßen, und siehe da, nun erschienet ihr auch mit einemmale auf dem Schauplatz! ihr konntet nun nicht länger ausbleiben, und keine fremde Macht konnte euern Eintritt in die menschliche Gesellschaft auch nur um einen Augenblick länger auf- oder zurückhalten, so wenig sie vermögend gewesen war, euch um einen Augenblick früher hervorzubringen! — Und so, wie ihr gestehen müßt, daß ihr ohne alle eure eigene Sorgen und willkürliche Bemühungen gerade so zum Genuß eures Lebens und menschlichen Daseins gelanget seid, wie die Lilie ohne eigene Bewerbungen zu ihrer herrlichen Bekleidung gekommen ist! so müßt ihr auch zugestehen, daß ihr mit allen euern Sorgen und Bestrebungen das Ziel eures Lebens um keinen einzigen Schritt weiter hinaus stecken könnet, als es euch nach dem ganzen Zusammenhange aller Dinge in der Natur bestimmt und

festgestellt ist! Niemand unter euch kann seiner Länge eine Elle zusehen, sein Leben um eine Minute verlängern, ob er gleich darum forget. Müßet ihr dies nun in Ansehung eurer größten und wichtigsten Angelegenheiten zugeben; — und was kann es sonst wichtigeres für euch geben, als euer Dasein selbst? — so könnt ihr doch wohl denken, daß eure kleinern Angelegenheiten, Bedürfnisse und alles, was euch von Schicksalen treffen und begegnen soll, in dem großen Zusammenhange aller Dinge noch leichter bedacht, besorgt, angeordnet, und aufs genaueste abgewogen und bestimmt sein werde! dergestalt, daß nichts von dem, was kommen soll, wird ausbleiben, oder zurückgehalten, nichts aber auch von dem, was nicht kommen soll, wird herbeigezwungen werden, nichts auch in einer andern Gestalt und Beschaffenheit wird auftreten können, als es bestimmt war, und der ganze Zusammenhang aller Dinge es zuließ und mit sich brachte! Glaubet mir sicherlich: auch eure Haare auf dem Haupte sind alle gezählt! auch die Schicksale eines so unbedeutenden Theils von euch, als ein Haar ist! sind alle aufs genaueste abgewogen, geordnet, bestimmt, und dergestalt in den allgemeinen Anschlag der ganzen Natur und des Zusammenhangs aller Dinge mit aufgenommen und berechnet, daß kein solches Haar, ohne Ursache und ohne genau bestimmte zweckmäßige Absicht, von euerm Haupte fallen kann und darf! — Ihr werdet wissen wollen, woher denn diese vortreffliche Anordnung in der Natur komme? Dieser wohlthätige und nothwendige Zusammenhang zwischen Ursachen und Folgen, der so vortheilhaft für alle in derselben enthaltene Wesen eingerichtet ist? kurz, woher die ganze schöne Natur, von der ihr ein Theil seid, mit allen ihren Kräften und wohlthätigen Veränderungen ihren Ursprung habe? Allein darauf kann ich euch keine bestimmte und deutliche Antwort geben. Unser menschliches Auge ist zu blöde, als daß es bis auf die Anfangswurzel der Natur, bis auf die erste Quelle, aus welcher der Zusammenhang aller Dinge stammt, bis auf die Ursprungskraft, welche das ganze Triebwerk in Bewegung setzt, bringen und hindurch schauen könnte. Ich sehe auch gar nicht ein, wie dies zur Feststellung eurer Ruhe und Zufriedenheit nöthig und erforderlich wäre? Genug, wenn euch eure Sinne, eure tägliche Erfahrungen, und jede Aufmerksamkeit, die ihr auf euch selbst, oder auf irgend ein andres Wesen in der Natur, sei es auch nur ein Grashalm oder irgend ein kleiner Vogel, verwendet, und mit der ihr die Veränderungen, welche sich mit ihnen zutragen, bemerkt, euch überzeugen, daß jener Zusammenhang durchaus gut, vortheilhaft,

und für alle in der Welt enthaltene Wesen segnend und beglückend sei, daß er ganz unmöglich Unglück und Verderben, sondern vielmehr ganz nothwendig wahre Förderung zum Glücke für euch mit sich führe! Was braucht ihr denn mehr, um alle eure unruhigen ängstlichen Sorgen mit Freuden verabschieden zu können? Auf den Genuß des Guten selbst kommt es bei unsrer ganzen Zufriedenheit doch eigentlich nur an! — Weil ich indessen weiß, daß ihr euch alles so gern versinnlichen möget, daß ihr eurer Phantasie so schwer gebieten könnet und daß diese eure unruhige Phantasie um so viel weniger, je schwächer eure Urtheilskraft noch ist, eher rasten und stille stehen kann und wird, bis ihr nicht ein gewisser Grenzpfahl, der sich gerade für ihr undeutliches Erkenntnißvermögen schiebt, vorgesteckt ist: so will ich auch darin eurer Schwachheit auf eine solche Art zu statten kommen, die an sich unschuldig ist, und in Ansehung aller Beziehungen auf euer Glück und Zufriedenheit unschädlich sein kann. Ihr habt nämlich immer von Jehova gehört. Seht! diesen Begriff müßt ihr ganz und gar fahren lassen. Es giebt kein solches Wesen, als die Vorstellungen von einem Jehova, die wir von unsern Vätern ererbt haben, angeben wollen. Und es hat auch nie einen solchen Jehova gegeben! Daher werdet ihr auch nie hören, daß ich mich auf die Wundergeschichten von seiner Ausführung unsrer Väter aus Egypten mit starkem Arme, von seiner feierlichen Niederkunft auf Sinai, von seiner unmittelbar geführten Regierung über das Volk Israel, und das in meinen Lehrvorträgen berufen sollte! Behüte der Himmel! Alle diese Fabeln können wir mit sammt dem fürchterlichen mosaischen Jehova selbst, denen überlassen, deren Leichtgläubigkeit mit Fabeln geweidet sein will und auch denen, die ihr Interesse dabei finden, Andere damit zu weiden. — Es ist nur zu beklagen, daß aus diesen Legenden so manche überaus schlechte und schädliche Lehrmeinungen erwachsen sind, die in unsrer und aller Juden Herzen so tiefe Wurzeln geschlagen haben, weil sie uns von Kindheit an beigebracht worden sind; an deren Ausrottung wir aber durchaus bei uns arbeiten müssen, weil sie uns hindern, die guten Menschen zu sein, die wir werden können. Ich rechne dahin vornehmlich die thörichte herrschende Einbildung, daß das jüdische Volk ein von der Gottheit aus allen Völkern des Erdbodens besonders auserwähltes Volk sei, das sich außerordentlicher Vorzüge und der eigentlichen Kindestrechte bei derselben ausschließungsweise vor allen übrigen Menschen auf Erden zu erfreuen habe; daß hingegen alle andern Völker, schlechte, verworfene Menschen und als solche anzusehen

seien, die zu keinem Genuß einer wahren Glückseligkeit, sondern bloß zum Fluch bestimmt, und ihrem Werth nach kaum den Hunden gleich zu achten wären! Und ich werde keine Gelegenheit vorbeigehen lassen, euch wider diesen bodenlosen, unvernünftigen, partheiischen und menschenfeindlichen Wahn aufs angelegentlichste zu warnen. (Matth. 15, 26.) Jetzt will ich euch nur zuvörderst darauf aufmerksam machen, daß wir den alten Begriff von dem Jehova, so elend und verwerfungswürdig er auch an sich ist, doch zu etwas werden brauchen können. Da ihr nämlich durch ihn nun schon einmal an die Vorstellung eines gewissen besondern höhern Wesens, das der Regierer aller Dinge sein soll, gewöhnt seid: so stellet euch, statt jenes schrecklichen Jehovas, lieber einen himmlischen Vater unter demselben vor! Wenn ihr ja zur Erleichterung eurer Vorstellungen über den allgemeinen, wohlthätigen und nothwendigen Zusammenhang aller Dinge in der Natur und den Ursprung desselben den Begriff von einem besondern obern Wesen, von welchem alles herkomme, nöthig habt, so nehmt dies Wesen lieber als durchaus gut, als ein durch und durch väterlich gesinntes Wesen an, von dem seine Geschöpfe nichts zu fürchten haben; als einen Vater! der die Bedürfnisse seiner Kinder kennt, und ihnen mit der weisesten Güte abzuhelfen, eben so willig als vermögend ist. — Diese Vorstellung ist besser, und zur Gründung eurer Ruhe und Zufriedenheit dienlicher, als diejenige von dem fürchterlichen mosaischen Jehova. Jene faßt auch mehr Wahrheit in sich, als diese. Denn, wie ich vorhin schon gesagt habe, so überzeugt euch ja jeder bedachtsamer Blick, den ihr auf euch selbst, und auf die euch umgebenden Dinge fallen laßt, daß die ganze Einrichtung der Natur und aller Veränderungen, die in ihr vorgehen, durchaus gut, vortheilhaft und wohlthätig sei! — Euer Leben ist euch, ohne euer eigenmächtiges Zuthun, gegeben! Das Gras auf dem Felde wird, ohne sein Zuthun, so herrlich bekleidet; die Vögel des Himmels werden aus einem allgemeinen Magazine, wozu sie kein Körnchen beigetragen haben, umsonst verpflegt! u. s. w. Das sind ja alles keine schädliche, sondern offenbar wohlthätige Verfügungen und Einrichtungen!“

„Allein, wenn wir uns einen solchen himmlischen Vater vorstellen, so müßt ihr nie vergessen, daß das eine bloße Vorstellung ist, die wir uns machen, und bei der wir also gar nicht sagen können, daß der Gegenstand derselben auch wirklich so, außer uns, da sei, wie ihn diese unsre angeht! Nein. Wir machen uns diese, von einem guten menschlichen Vater hergenommene bildliche Vorstellung nur bloß beschwigen,

weil unsre Phantasie doch nun einmal ein gewisses Ziel haben will, woran sie sich, ihrer Meinung nach, festhalten könne. Wir machen sie uns nur bloß darum, um es zu verhindern, daß diese unsre Phantasie durch ihre Unruhen das stille Vertrauen, die frohe Hoffnung, und die ruhige Zufriedenheit bei uns nicht störe und unterbreche, die die Vernunft eigentlich nur auf die Ueberzeugung gründen kann: daß alle Dinge in der Welt als Ursachen und Folgen in dem nothwendigsten Zusammenhange stehen, in einem Zusammenhange, der so fest und unauslösllich ist, daß auch wir mit unsern Schicksalen keineswegs demselben entfallen können, und der zugleich, wie uns die tägliche Erfahrung und jede beachtsame Aufmerksamkeit lehrt, so wohlthätig für alle Wesen ist, daß auch wir ganz gewiß durch unser ganzes Dasein hindurch nichts von eigentlichem Verderben und Unglück für uns zu fürchten haben, sondern vielmehr einer ununterbrochenen Förderung unsrer wahren Vollkommenheit und Glückseligkeit gewiß sein können! Ihr sehet hieraus leicht, meine Freunde, daß also auch alle eigentliche, bestimmte Verehrungen dieses himmlischen Vaters, alle eigentliche Gottesdienste und heilige Andachtsübungen, womit ihm die Menschen aufwarten wollen, sehr müßige Geschäfte sind! Was heißt es denn: Einer gewissen bildlichen Vorstellung, die ich in meinem Kopfe habe, und die ich willkürlich an die Stelle des mir völlig unbekanntem zureichenden Grundes der Welt setze, zu Ehren, Tempel und Altäre bauen und schmücken? ihr gewisse feierliche Dienste und Verehrungs=Ceremonien anordnen und abstaten? — Läßt sich dabei auch etwas denken? Die Juden, wie ihr wißt, streiten sich mit den Samaritern darüber, daß Jene behaupten: die Gottheit müsse im Tempel zu Jerusalem, Diese hingegen, sie müsse auf dem Berge Garizim bei Sichar angebetet werden! — Wie unnütz ist dieser Streit? wenn ihr bedenkt, daß das, was Gott genannt wird, bloß eine Vorstellung sei, die sich die Menschen machen, und von der durchaus kein Beweis geführt werden kann, daß sie auf ein wirkliches, und in der Art, wie diese Vorstellung es angiebt, außer dem Menschen existirendes Wesen passe und zutrefte? Wollten die Menschen also durchaus ein Etwas, das bloß in ihrer Vorstellung, die sie sich davon machen, sein idealisches Dasein hat, anbeten, so sollten sie es doch nicht außer sich, in irgend einem Tempel suchen! Sie können es ja sonst nirgends finden, als bei sich selbst! — Gott ist ein Geist, und die ihn einzige mögliche Ort, wo eine solche Anbetung, wenn es doch einmal angebetet sein soll, noch mit der möglichsten Wahrheit geschehen kann, weil die Vor-

stellung, die Idee, der die Anbetung gilt! — nicht außer ihnen, sondern in ihnen existirt. Aller äußerlicher Gottesdienst ist also, wie gesagt, eine sehr müßige Beschäftigung. Das Wesen der Sache kommt einzig und allein darauf an, daß wir von der vorhandenen guten Einrichtung der Welt, auch die unfehlbare Entwicklung unsrer Schicksale zu unserm Glücke mit Sicherheit erwarten können. Von diesem Vertrauen, von dieser Erwartung, und der daraus herstammenden Ruhe und standhaften Zufriedenheit, wünsche ich, meine Freunde, daß sie feste Wurzeln in euern Gemüthern schlagen mögen, um euch in den Stand zu setzen, die Tage eures menschlichen Lebens ohne unnütze ängstliche Sorgen und Bekümmerniß froh zu durchleben. Und wenn ihr ja, an Anbetungen gewöhnt, eine Formel haben wollt, die euch ein Ermunterungs- und Erweckungsmittel sei, dies Vertrauen und diese Zufriedenheit in euch von Zeit zu Zeit immer wieder zu verneuen, und euch die trostreiche Wahrheit im Andenken zu erhalten: daß alle eure Schicksale zu euern Besten gewählt und bestimmt sind, sie auch in ihrer nothwendigen Folge so nach einander eintreten werden, wie es euer Glück erfordert! — eine Formel, die meinem, euch gegebenen Unterrichte sowohl, als auch eurer noch vorhandenen Schwachheit, und eurer von Vorurtheilen immer noch sehr bedrückten und gepreßten Vorstellungsart möglichst angemessen ist: wenn ihr, sage ich, eine solche Gebetsformel haben wollt, so will ich euch wohl eine dergleichen geben. — Wenn ihr also beten wollt, so sprecht: Unser Vater, der du bist im Himmel! u. s. w.“ — — —

So dachte, sage ich, Jesus unstreitig über den Artikel von der Gottheit! Und so konnte er auch nur als ein echter Philosoph darüber denken! Denn, welches ist der einzige, mögliche, vernünftige Begriff, den man mit dem Worte Gott verbinden kann? Wahrlich doch kein anderer, als, daß man mit diesem Worte den zureichenden Grund der Welt bezeichnen will! — Aber wo liegt derselbe? worin besteht er? Hier steht unser Verstand bei dem allgemeinen metaphysischen Begriff stockstill, und kann mit der Anwendung desselben auf irgend ein Subject oder Ding, es sei, was es wolle, auch nicht um ein Haar breit weiter schreiten, weil es unsern Sinnen unmöglich ist, in das Innere der Natur zu dringen; schlechterdings unmöglich ist, daß wir auch nur eine auf der Oberfläche der Natur wirkende, ihr zugehörige Kraft erforschen, geschweige gar, daß wir diese Natur bis auf eine etwaige primitive Ursprungskraft anatomiren, und diese unter das Mikroskopium sollten fassen können! Der Philosoph bleibt also bei dem trockenen

metaphysischen Prinzipio des zureichenden Grundes stehen, und bekümmert sich im mindesten nicht weiter darum, was nun dieser zureichende Grund sein möge? Er findet auch sonst gar keinen Beruf und keine Nothwendigkeit für sich, an die Gottheit denken zu dürfen oder zu müssen, als, insofern er Metaphysiker ist. Eben so wenig kennt er irgend eine andere Beziehung und irgend ein andres Verhältniß, in welchem er mit der Gottheit stehen, oder kommen, oder auf irgend eine Art mit derselben etwas zu schaffen haben könnte, als, die einfache Beziehung und das einsame Verhältniß, in welchem jene, als der zureichende Grund von ihm; und er, als die nothwendige und unausbleibliche Folge von jener, anzusehen ist! Dies Verhältniß ist absolut nothwendig und unveränderlich. Es kann nicht erweitert, nicht verengert, nicht aufgehoben, und auf keine mögliche Weise auch im mindesten Theile nicht, verändert werden. Sobald sein zureichender Grund da war, und fortfährt für alle seine jedesmalige veränderte Beschaffenheiten da zu sein, so war und ist er als nothwendige Folge desselben, auch da: und keines kann auch ohne das andre bestehen oder vergehen. Das Dasein der Gottheit hängt also von seinem Dasein eben so nothwendig ab, als umgekehrt das Dasein des Philosophen vom Dasein seiner Gottheit: und eins ist, von dem andern getrennt, Chimäre. So denkt sich, sage ich, der Philosoph die Gottheit oder den zureichenden Grund der Welt in dem einzigen nothwendigen und unveränderlichen Verhältnisse mit der Welt oder den Theilen derselben, und nun kann man leicht urtheilen, mit welchem Mitleiden und Achselzucken er auf ein Lehrgebäude hinsehen muß, welches nicht nur die Möglichkeit einer Trennung der Menschen von der Gottheit oder ihrem zureichenden Grunde, behauptet; sondern es auch als eine wirkliche Thatsache lehrt, daß die Menschen sich von ihrem zureichenden Grunde losgemacht, die Verbindung mit ihm aufgehoben, ihm den Krieg angekündigt, und dadurch seinen Zorn zu ihrem Verderben über sich gereizt hätten? auf ein Lehrgebäude, welches den zureichenden Grund eines Mißfallens an seinen Folgen, die Menschen, fähig hält? ihn, auf der einen Seite mit Straf- und Rachlust gegen dieselben bewaffnet, und auf der andern Seite wieder in tausendmüßigen Bemühungen und Anstalten geschäftig sein läßt, die Menschen, diese seine, ihm entlaufenen Folgen, wieder an sich zu locken, und sie zu bewegen, daß sie das zerrissene Band wieder knüpfen, ihre Feindschaft gegen ihn aufheben, und sich mit ihm wieder vereinigen mögen? ein Lehrgebäude, welches es den Menschen zur Pflicht macht, vor ihrer

Vorstellung vom zureichenden Grunde, die sie in ihrem Kopfe beherbergen, niederzufallen? sie anzubeten? sie wegen ihrer Abtrünnigkeit um Gnade und Vergebung anzusuchen? ihr Besserung und künftigen Gehorsam zu versprechen? sich von ihr wieder gebären und rechtfertigen zu lassen — — Doch, — der Kopf fängt mir schon an in der Runde herumzugehen. Ich muß eilen, und diesen Irrsaal, wo die Verwirrung leibhaftig thront, ohne mich umzusehen, mit schnellen Schritten verlassen, wenn ich noch meinen gesunden Menschenverstand, dies edelste Kleinod, was ich, Dank sei es meinem zureichenden Grunde! habe, retten, und ihn der Gefahr, von diesem Strudel verschlungen zu werden, entreißen will!

Man wird sich in der Welt nach gerade bald über alle übrige Kegernamen verglichen, ihnen das gehässige Kleid, das sie sonst trugen, ausgezogen, und sich überzeugt haben, daß der Arianer, Socinianer, Naturalist, Deist ic. nicht die gefährlichen Bürger sind, für die man sie sonst ausschreien wollte; und daß sie, ihrer abweichenden Meinung ohngeachtet, doch immer Menschen bleiben, denen wir unsre Achtung und Liebe ohne Ungerechtigkeit nicht versagen können. Aber das Wort und der Name, Atheist, kann diese Nachsicht noch nicht für sich finden! Mit einem Gottesverleugner, denkt man, kann kein Friede gestiftet werden. Den muß man fliehen, hassen, verabscheuen, verfolgen, wo, und so viel man nur kann! Vor dem Atheisten muß man alle Welt warnen: denn es ist unmöglich, daß er ein guter Bürger, ein gehorsamer Unterthan, ein treuer Freund, ein redlicher Vater, mit einem Worte, ein Mensch sein könne, bei dem sich die Gesellschaft auch nur einen Augenblick sicher halten könnte! u. s. w. — Wenn wird doch die Zeit kommen, daß den blinden und unverständigen Schreibern auch diese Schuppe von den Augen fällt? Wenn werden sie sich doch nur das Herz nehmen, dem Atheisten einmal erst recht ins Gesicht zu sehen, um den Menschen doch nur erst recht kennen zu lernen, über den sie so blindlings und mit halb rasender Wuth das Kreuzige! Kreuzige! rufen? — Was ist denn ein Atheist für ein Ding? Wer ist es? Und worin besteht denn der Atheismus? Das sind doch Fragen, die man sich erst zu beantworten, und über die man sich erst deutliche Begriffe zu verschaffen suchen sollte, ehe man über eine Sache, die man nicht versteht, und über Menschen, die man nicht kennt, wild in den Tag hineintobt!

Wer nur eines halben Nachdenkens fähig ist und auf das, was die lauteste Erfahrung ihm zutrifft, die kleinste Aufmerksamkeit verwendet,

dem muß sich gleich die doppelte Ueberzeugung aufdringen: 1) daß es unter allen Menschen, die je gelebt haben, noch leben, und leben werden, nie einen wahren Atheisten, im strengsten Verstande des Wortes genommen, gegeben habe, noch geben könne! 2) daß zu gleicher Zeit alle Menschen, ohne einige Ausnahme, so bald sie nur nur dem Arm ihrer Wärterin und der Wiege der Kindheit entlaufen sind, verhältnißmäßige Atheisten gegen einander werden, es schlechterdings sein, und bis an ihren Tod bleiben müssen! Es ist eine kinderleichte Sache, sich von der Wahrheit sowohl des einen, als des andern Satzes zu überzeugen.

Ich sage ernstlich: Kein einziger Mensch ist im allerstrengsten Verstande ein Atheist. Ich setze hier, und wie ich denke, mit Recht, und dem allgemeinen Urtheil aller Vernünftigen gemäß, voraus, daß man unter der Gottheit nichts anders, als den zureichenden Grund der Welt, verstehe? — Nun ist die menschliche Vernunft die Fähigkeit, den Zusammenhang der Dinge einzusehen: folglich ist sie vermöge ihrer eigenen Natur, die sie hat und nur haben kann, gezwungen, bei allen Dingen, die da sind, und bei allen Ereignissen, die sich in der Welt zutragen, Ursachen anzunehmen und vorauszusetzen, aus welchen diese Dinge und Veränderungen entstanden sein müssen! Sie mag diese Ursachen kennen, oder nicht kennen, sie mag die wahren errathen, oder sich falsche einbilden, das ist uns hier gleich gut. Genug, so bald der Mensch auch das ihm fremdeste und unerwarteteste Ding, wovon er gar nicht weiß und wissen kann, wo es hergekommen sei, kennen lernt, so kann er sich des Gedankens nicht erwehren: es muß doch irgend woher kommen! Ich sage, die ganze Natur des menschlichen Verstandes und der menschlichen Vernunft selbst, bringt es schon durchaus mit sich, daß der Mensch bei allen daseienden Dingen, auch gewisse Ursachen, woher sie stammen, voraussetzen muß! und es ist unsrer Denkraft platterdings und absolut unmöglich, sich das Entstehen einer Sache aus Nichts, oder, aus der Abwesenheit aller Ursachen denken, oder irgend eine wirkliche Realität aus einer leeren Negation herleiten zu können? So bald ein Kind nur fallen kann, so liegt ihm auch fast bei allen Dingen, die es sieht, hört, riecht, schmeckt oder fühlt, und die irgend seine Aufmerksamkeit besonders an sich ziehen, immer die Frage auf den Lippen: wo kommt denn das her? Und je nachdem es mehr, als ein andres Kind, mit einer glücklichen Anlage zur Vernunft geboren ist, so treibt es oft den Erwachsenen mit seinen fortgesetzten Fragen nach den immer höher hin-

aufsteigenden Ursachen so weit, daß dieser endlich selbst auf die Grenze seiner eigenen Kenntniß darin zu stehen kommt. Nithin, sage ich, wenn unter dem Worte, Gottheit, nichts sonst, als der zureichende Grund von den Dingen, die da sind, vernünftiger Weise nur verstanden werden kann? und wenn also der Atheist im strengsten Verstande, der Mensch sein müßte, der es wahrhaftig glaubte und sich überzeugt hielte: daß alle daseienden Dinge aus Nichts entstanden wären; oder, daß sie keine Ursachen, keine zureichenden Gründe ihrer Wirklichkeit und ihres Daseins hätten? so sieht ein Jeder leicht, daß es einen solchen Menschen, einen solchen absoluten Atheisten nie geben könne, auch nie gegeben habe, und nie werde geben können, so lange ich ihn mir als einen gesunden Menschen denken, und so lange die menschliche Denkraft ihre Natur behalten, und dasjenige bleiben soll, was sie ist! Und die Erfahrung stimmt auch damit überein. Es hat noch nie einen Menschen oder Atheisten gegeben, der von irgend einem daseienden Dinge es im Ernst behauptet hätte, daß es keinen zureichenden Grund habe! Selbst der ärgste Fatalist, der alles von einem blinden Zufall und Ohngefähr herleiten will, nimmt doch diesen finstern Abgrund, dies Gewebe des blinden Zufalls und Ohngefährs selbst als den zureichenden Grund dessen, was da ist, an!

Der andre Satz: daß ein jeder erwachsener Mensch, in Vergleichung gegen einen jeden andern Menschen, verhältnißmäßiger Atheist sei, ist eben so einleuchtend. Denn, wenn schon alle Menschen, Menschen sind, d. h. wenn sich schon dasjenige, was zur menschlichen Natur überhaupt nothwendig gehört, bei ihnen allen befindet; wenn dem zufolge also auch ein Jeder, nach dem ihm zu Theil gewordenen Grade vom Menschenverstand, einen zureichenden Grund von dem, was da ist, überhaupt annimmt und annehmen muß: so müssen doch die Menschen, als Individua betrachtet, um des erstaunlichen Unterschiedes willen, der sich in ihren einzelnen Naturen befindet, und der nicht zwei Menschen denselbigen Menschen sein läßt; ich sage, sie müssen in den einzelnen, näheren, und besondern Vorstellungen, die sie sich von dem zureichenden Grunde oder der Gottheit machen, Alle von einander abgehen. So lange von einem Resultate die Rede ist, das aus der allgemeinen Stimmung und dem Character der menschlichen Natur überhaupt hervorspringt: so müssen auch alle Menschen schlechterdings auf dem Wege der vollkommensten Uebereinstimmung darin gefunden werden. Daher nehmen sie auch Alle von den daseienden Dingen einen zureichenden

Grund überhaupt an. Sobald es aber ins Einzelne, ins Besondere geht; sobald nicht mehr von der Menschheit überhaupt, sondern von den einzelnen Menschen selbst die Rede ist, so muß auch dasjenige, was hier bei einzelnen Menschen statt findet und gefunden werden kann, schlechterdings von demjenigen mehr oder weniger verschieden sein, was sich, derselbigen Art, bei einem Andern befindet und bei ihm angetroffen wird. Der Character der besondern Natur muß sich auch in alle Vorstellungs- und Handlungsarten des einzelnen Menschen abdrücken, und dadurch von dieser Seite, eine vollkommene Uebereinstimmung, auch nur zweier Menschen, ewig unmöglich bleiben lassen. So lange also nicht alle Menschen zu einem einzigen einzelnen Menschen, der also auch nur seinen einzelnen Kopf hat, zusammengeschmolzen werden können, so lange ist auch an eine Vereinigung, an eine Uebereinstimmung, an eine Identität ihrer besondern Begriffe vom zureichenden Grunde, oder von der Gottheit in Ewigkeit nicht zu denken. — Die wahre Uebereinstimmung bleibt also nur einzig und allein in dem allgemeinen Begriff vom zureichenden Grunde überhaupt unter ihnen möglich. Bis auf diesen allgemeinen Begriff geht auch eigentlich nur die Vernunft. Weiter und über denselben hinaus wagt sich bloß die Phantasie des Menschen. Man kann sich leicht überzeugen, daß die Vernunft an jener Grenze durchaus stehen bleiben muß, und den allgemeinen Begriff von dem zureichenden Grunde sich nicht in seine einzelnen Theile oder Vorstellungen auflösen kann: denn, der ganze zureichende Grund von meinem Dasein kann nie ein Gegenstand meiner Sinne werden, weil er zu viele Dinge in sich begreift und einen zu weiten Umfang hat, als daß mein Auge oder irgend ein anderer Sinn alles, was dazu gehört, fassen könnte! Meine Eltern, und alle die Dinge, die um mich her zu meiner Erhaltung beitragen, sind nur Theile meines zureichenden Grundes. Zu meinem zureichenden Grunde gehört alles, was da ist, es mag in einer nähern, oder in der entferntesten Verbindung mit mir stehen, gehört die ganze ewige und unendliche Verkettung aller Ursachen und Folgen; das ganze unermessliche All! Und wenn es außer diesem All noch Millionen Dinge oder Wesen geben könnte, so würden auch sie alle, den zureichenden Grund meines Daseins ergänzen helfen; wenn ich gleich keinen Sinn für ihre Bemerkung hätte, auch keinen Namen aufzutreiben wüßte, mit dem ich sie bezeichnen könnte. Und denselbigen Umfang hat auch der zureichende Grund des kleinsten Sandkorns. Ich sage also nochmals: wenn nicht von unzureichenden Gründen, oder von einzelnen Theilen des zureichen-

den Grundes, sondern vom zureichenden Grunde selbst in seinem ganzen Umfange die Rede ist: so geht die Vernunft keinen Schritt weiter in irgend einer nähern Bestimmung desselben, als der bloß allgemeine Begriff überhaupt angeht. Sie bleibt bei demselben stoch stille stehen, und begnügt sich nur bloß, die einzelnen Theile desselben, so, wie sie stückweise ein Vorwurf unsrer Sinne werden, näher zu beleuchten, kennen zu lernen, und zu beurtheilen. — Aber mit einer solchen Grenze kann die Phantasie nicht zufrieden sein! Diese muß schwärmen, und einen unbegrenzten Spielraum haben. Und je weg- und stetloser die Wüsten sind, desto lieber schwelft sie in denselben umher, denn sie kann sich nirgends verirren; weil sie nirgends zu Hause gehört. Die Phantasie pugt sich also den zureichenden Grund, den die Vernunft nur dem Namen und dem allgemeinen Begriff nach kennt, vollständig aus: und je nachdem sie bei dem einen Menschen lebhafter und kunstreicher ist, als bei dem andern, so erhält auch die Vorstellung des zureichenden Grundes, die sie zusammensetzt, eine förmlichere, oder unförmlichere, eine einfältigere oder reizendere Gestalt. Und wenn sie gar die Attribute von den Menschen, als den ihr bekannten vornehmsten Wesen auf Erden, entlehnt, sie in unendlichen und unaussprechbaren Größen hinaus multiplicirt, und dann ihre Gottheit damit bekleidet hat: so ist das das der höchste Schwung, den sie mit ihrer Kunst hat nehmen können, so glaubt sie nun alles mögliche, was nur gefordert werden kann, gethan zu haben, und mit dem größten Rechte erwarten zu dürfen, daß auch selbst die Vernunft nun keinen weitem Anstand nehmen werde, vor dieser ihrer Gottheit niederzufallen, sie als den Schöpfer und Regierer der Welt anzubeten, und sich ihrer Gnade für die jetzigen und alle zukünftigen Zeiten zu empfehlen. So, sage ich, rühren also alle nähern Bestimmungen des zureichenden Grundes, oder alle Theologien und theologische Systeme, so viel es derselben in der Welt gegeben hat und noch giebt, nicht von der Vernunft, sondern von der Phantasie her, und so bildet also die Phantasie eines jeden Menschen, ihm seinen eigenen, besondern Herr Gott! der bald mehr, bald weniger mit eines andern Menschen seinem gemein hat, je nachdem die Charactere und Stimmungen der einzelnen Naturen dieser Menschen selbst sich einander mehr, oder weniger, in der Aehnlichkeit nahe kommen! — Und wenn wir nun hiezu nehmen, daß ein jeder Mensch, aus Vorliebe zu sich selbst, seine Privatvorstellungen, die ihm seine Phantasie von der Gottheit gesponnen hat, für die allein wahren, die fremden eines Andern aber, gegen die seinigen, gerade zu für falsche

hält, und erklärt: so ist uns mit einem Male das Räthsel aufgelöst; wo alles jämmerliche Geschrei über Atheisten, und Atheismus herkomme. Ein jeder Mensch nämlich ist dem Andern ein Atheist, weil seine Phantasie, die von der Phantasie des Andern verschieden ist und sein muß, ihm auch seinen eigenen besondern Herr Gott bildet, der von dem Gott des Andern verschieden ist. Ein jeder Mensch ist also in Absicht auf den Gott seines Nebenmenschen ein Gottesverleugner! Daher belegten sich auch in alten Zeiten die Heiden und Christen wechselseitig mit dem Namen, Atheisten! Daher wurden Luther und Melancthon, von den Katholiken in öffentlichen Schriften als Atheisten angegeben! Daher zählte Mercennus, allein in der Stadt Paris, im Jahre 1622, mehr, als 50,000 Atheisten! Daher alle übrigen entsetzlichen Verzeichnisse von Atheisten, die so viele Kezerrichter zusammengezählt haben! Ich kann noch mehr sagen: der nämliche Mensch ist sich, wenn man verschiedene Zeitpunkte seines Lebens, und die Veränderungen, welche er in seinen Vorstellungen leidet, gegen einander vergleicht, unaufhörlich selbst Atheist. Ein Jeder frage sich selbst, ob er den alten Gott, oder die alten Vorstellungen von Gott noch habe, die er in seiner frühern Jugend von diesem Gegenstand gehabt hat? Wir sammeln täglich neue Begriffe ein. Unsrer Erkenntniß modificirt sich also beständig; und unsre Idee von der Gottheit muß alle diese Veränderungen und Abwechselungen mit leiden. Unsrer Phantasie wird mit der Ausbildung dieses ihres Geschöpfes nie fertig. Bald nimmt sie etwas ab, bald setzt sie etwas neues hinzu; bald verfeinert, bald vergrößert sie daran: kurz, die Gottheit befindet sich bei ihr, so wie alle ihre übrigen Werke, die sie unter Händen hat, in einer beständigen Wiedergeburt, in der sie alle Augenblicke neue Gestalten annehmen muß. Kaum haben wir einen Gott bei uns auf den Thron erhoben, so finden wir schon wieder etwas an ihm zu tadeln. Wir setzen ihn also ab, und huldigen einem neuen. Wir werden uns also unzählig oft selbst Gottesverleugner oder Atheisten!

Allein, wird man sagen: Es ist wahr, daß, nach dieser, ein jeder Mensch in verschiedenen Zeitpunkten seines Lebens sich selbst Atheist ist; es ist wahr, daß er es einem jeden andern Menschen beständig und unausgesetzt ist; es ist ferner auch begreiflich, daß dieser verhältnißmäßige Atheismus so lange nothwendig unter den Menschen wird fortbauern müssen, als diese es ihrer Phantasie erlauben werden, mit dem Begriff, vom zureichenden Grunde zu spielen. Bei dem allen aber ist es doch sonderbar und auffallend, daß die Menschen weder sich selbst,

noch gerade zu einen jeden andern Menschen einen Atheisten zu nennen pflegen? sondern mit diesem Namen nur gewisse einzelne Personen belegen. Woher rührt dies? und welches ist also der unterscheidende Charakter derer, die im engern Verstande Gottes-Verleugner genannt werden? Wir wollen auch hierauf die Antwort nicht schuldig bleiben: und die Erfahrung selbst soll uns für die Richtigkeit derselben die Gewähr leisten.

Wir haben oben gesehen, daß, sobald die Phantasie der Menschen über die Ursachen der Dinge zu brüten angefangen hatte, und nun daraus Götter zum Vorschein gekommen waren, sich auch gleich solche Personen fanden, die die Aufsicht bei diesen Göttern übernahmen, und sich zu Cabinetsministern derselben angaben. So verschiedentlich nun auch die Phantasien dieser Gottesdienerschaft selbst über ihren Vorwurf schwärmten: so fanden sie es doch ihrem Interesse gemäß, sich wenigstens über gewisse einzelne Worte und Charaktere zu vereinigen, die sie überhaupt der Gottheit beilegen, und mit welchen sie sie bezeichnen wollten: weil ihre Absicht, sich nemlich das Volk zu unterjochen! sonst unmöglich hätte erreicht werden können; wofür sie selbst keinen Schein von Einigkeit unter sich behauptet, und dadurch einem jeden Andern auch die Freiheit gelassen hätten, sich nach seiner Willkür seinen eignen Herrn Gott zu bilden. Zwar konnte diese Eintracht in weiter nichts, als bloß in gewissen Formeln und Worten, insofern diese bloße äußerliche Zeichen und Lustschalle sind, bestehen: denn die Begriffe, welche ein Jeder damit verband, waren, um der Natur des Menschen willen, über allen Zwang und über alle Gefahr und Möglichkeit der Unterjochung erhoben; so wie sie es auch noch sind, und immer bleiben werden. Allein das that auch nichts. Wenn nur ein gewisses Schiboleth da war, das ein Jeder im Munde führte, so war das Band genug, um die zu jener Absicht erforderliche Vereinigung zu stiften. Aber eben darum mußte auf diese Wortzeichen, auf dies Schiboleth, auch desto eifriger gehalten, und alle Veränderungen und Abweichungen davon mußten desto schwerer geahndet werden: weil es nur die einzige Unterlage war, die man dem Gebäude der Hierarchie geben konnte. Zwar wurde das Reich dennoch oft mit sich selbst uneins. Es traten von Zeit zu Zeit Männer auf, die ein anderes Schiboleth antönten. Aber alsdann erfolgten auch die schrecklichsten Auftritte. — Sie sind Allen bekannt, jene bitteren Religionskriege! die die grausamsten unter allen Kriegen gewesen sind, und das meiste Menschenblut vergossen haben!

Bei diesen Kriegen kam es denn endlich, wie bei allen Kriegen, darauf an, welche Partei die Oberhand behielt? um ihr Schiboleth geltend zu machen. So siegten zu Constantius Zeiten wechselsweise, bald die Arrianer, bald die Homoustaner: und dann war die übrige Welt auch jedesmal bald arrianisch, bald homoustanisch! bis es endlich den Homoustanern gelang, Jenen eine totale Niederlage beizubringen, und so mit den Waffen in der Hand, den Glauben an die Gottheit Christi, und an eine göttliche Dreieinigkeit, in die Welt einzuführen und geltend zu machen! diesen Glauben, auf welchen der Bischof Alexander zuerst verfallen war! Ueberdies wurden, wenn dergleichen Zerrüttungen entstanden waren, von Zeit zu Zeit Concilia gehalten: in welchen die Priesterschaft das, durch jene Kriege und Streitigkeiten zerlumpfte und zerlappte Symbolum wieder flickte und ausbesserte. Dadurch erhielt dasselbe natürlicher Weise immer eine veränderte Gestalt. Und weil diese Flickerei und Ausbesserung so oft nothwendig ward, auch so vielerlei Hände damit beschäftigt waren: so geriethen bald die Concilien selbst unter sich in Streit; und das Eine riß oft den Lappen, den ein Andres aufgesetzt hatte, wieder herunter und heilte den Schaden nach seiner Manier zu. Daraus entstand endlich eine Vervielfältigung der Symbolen selbst: und jenachdem es den Erfindern und Vertheidigern derselben gelang, sich unter dem unwissenden Haufen Partei zu machen, und für ihre Götzen viele Anbeter zu gewinnen: so theilten sich die Menschen auch in immer mehrere einzelne gottesdienstliche Gesellschaften, von denen sich eine jede das Prädicat der wahren Kirche zueignete. Aber auch keine dieser wahren Kirchen ist eine unfruchtbare Mutter geblieben. Jede hat unzählige Mal wieder geschwärmt, und neue kirchliche Colonien mit neuen Symbolen aus sich geboren: von denen sich einige leichter, andre schwerer haben etabliren und erhalten können, jenachdem sie stärker, oder schwächer am Volke gewesen, und sich also mehr, oder weniger Ansehen und Platz unter den übrigen haben machen können. — Und wie war es auch anders möglich: als daß nicht ein Band, das aus bloßen Wortzeichen bestand, wobei alle Uebereinstimmung der Begriffe fehlte, alle Augenblicke hätte reißen müssen? und noch reißen muß? — In der bekannten Revolution des sechszehnten Säculi stieß die sogenannte christliche Mutterkirche zwei neue Hauptschwärme von sich aus. Hierdurch entstanden mit einem Male wieder aus einer wahren Kirche drei derselben, deren Jede ihr eigenes Schiboleth, oder ihren besondern Herr Gott hatte. Diese letztern stritten sich lange um den Vorzug: bis endlich im

Westphälischen Friedensschlusse ihr Streit dahin entschieden wurde, daß sie im Römischen Reiche alle Drei einen gleichen Rang haben, und fort- hin ruhig und friedlich in Collegialischer Freundschaft mit einander leben sollten! So sehr nun zwar diese drei wahren Kirchen sich in ihren theo- logischen Grundsätzen einander widersprechen; so verschieden auch ihre öffentlichen Schiboleths lauten; so sehr sie sich auch seit der Zeit immer wieder anders modificirt, und metamorphysirt haben, und noch in im- merwährenden neuen Wiedergeburten begriffen sind, und begriffen blei- ben: so dürfen sie sich doch ihrer groben Abweichungen von einander wegen, höchstens wohl freundschaftlich unter einander verkehren, keines- wegs aber als gegenseitige Atheisten feindselig verfolgen! weil, wie schon gesagt, jenes Münstersche Patent ihren Gottheiten einen durchaus glei- chen Rang zugesichert hat. Ueberdies haben sie selbst einen gewissen Zug und Laut des alten Schiboleths ihrer Mutterkirche mit gemein- schaftlich hinübergenommen und beibehalten, der ihnen noch eine Art von Band zu sein scheint, das sie auf gewisse Weise und wenigstens in einem Punkte noch, in Verbindung und Uebereinstimmung halte. Die- ser gemeinschaftliche Laut besteht darin: daß sie Alle einen von der Welt geschiedenen, unabhängigen Geist annehmen, der den zureichenden Grund seines eigenen Daseins in sich selbst verschlossen halte, außer sich aber der zureichende Grund der Welt sei. Einen Geist! der zu gleicher Zeit einfach, und dreifach sei; ohne jedoch um seiner Dreifachheit willen, weniger einfach; und um seiner Einfachheit willen, weniger dreifach zu sein! Zwar weiß kein einziger von ihnen Allen, was er sich bei diesem Wörterkram gedenken oder welchen möglichen Begriff er damit verbinden soll? Kein Einziger weiß anzugeben, was ein Geist ist? Und wenn auch den Meisten ihre Phantasie zu Hülfe kommt, diese Leere mit ihren Bil- dern auszufüllen, so sind sich doch wieder diese Vorstellungen so entschie- den, so äußerst unähnlich, so geradezu widersprechend: daß im Grunde in der ganzen Welt kein ärgerer und toller Atheismus gefunden wer- den kann, als unter denen stattfindet, die mit inbrünstiger Andacht einen obersten Geist gemeinschaftlich bekennen und anbeten! Hier stellt sich der Eine unter einem Geiste etwas lustiges; der Andre, etwas durchsich- tiges; der Dritte etwas flatterndes; der Vierte einen Hauch, oder Wind; der Fünfte, eine schwebende Taube; der Sechste, einen Punkt; und was sonst alles? darunter vor. Die Klügsten unter ihnen gestehen es frei, daß sie sich gar nichts dabei gedenken und gedenken können. Allein darauf kommt es auch gar nicht an. Ob das Wort Geist eine

Bedeutung habe, oder nicht? und welche, sich noch so sehr widersprechende Bedeutungen es auch sein mögen, die ihm die verschiedenen Bekenner unter einander in ihrem Gehirn bellegen? ob überhaupt ein möglicher, gesunder Begriff damit verknüpft werden könne? — An dem allen, sage ich, ist gar nichts gelegen! Das thut nichts zur Sache! Es kommt hier gar nicht auf Begriffe an; nein, es kommt lediglich auf das nackte, leere, bedeutungslose Wortzeichen, Geist, an. Schreibt dies Jemand auf seinem Schilde, daß er von seinem Bekenntniß eines zureichenden Grundes aushängt! so ist er ein Verehrer des wahren Gottes, den die drei wahren, autorisirten Kirchen gemeinschaftlich anbeten: und er ist, trotz dem, daß er sich entweder gar nichts dabei denkt, oder die ungereimteste Vorstellung damit verbindet, dennoch kein Atheist! — Auch muß man vielen Gliedern jener wahren Kirche es nachrühmen, daß sie großmüthig genug sind, sich von dem dreifachen Geiste, allenfalls, zwei Drittheile abdringen, und ihn bloß zu einem einfachen Geist simplificiren zu lassen! Das, sage ich, lassen sie sich allenfalls auch noch gefallen. Und man muß es bekennen, es ist wahrhaftig sehr viel; zwei volle Drittheile von seinem Herr Gott aufzuopfern! und sich mit dem verstümmelten Ueberbleibsel genügen zu lassen! Indessen ist doch nur das dreifache daran verloren gegangen; und es bleibt doch immer noch, bei aller erlittenen Reduction, ein Geist übrig. Und auf dies Wort kommt die Hauptsache an. Wer, wie gesagt, dies Zeichen auf seinem Schilde setzt, der ist ein echter Bruder! es mag dann auch in seinem Hause selbst, mit seinen Begriffen darüber aussehen, wie es wolle? — Wagt es aber irgend Jemand, von diesem Lösungsworte abzugehen? und statt desselben, auf seiner Tafel des Bekenntnisses vom zureichenden Grunde, ein andres Wort zu setzen, wobei er sich doch noch etwas denken zu können glaubt? so ist Dieser alsdann der eigentliche, offenbare, und erklärte Atheist im strengen Verstande; der von allen Geistانبetern dafür angesehen, gehaßt, verabscheut und verfolgt wird! —

Ich kann mich hier unmöglich enthalten, mich mit Herrn Moses Mendelsohn noch einmal ausführlich einzulassen. In seiner Schrift, Jerusalem u. macht er die bittersten und gehässigsten Ausfälle auf den Atheisten. Er versichert, daß die Atheisterei den Grund untergrabe, auf welchem die Glückseligkeit des gesellschaftlichen Lebens beruhe, und rath daher jeder bürgerlichen Gesellschaft, daß sie wohl thun würde, wenn sie dieselbe nicht bei sich Wurzel schlagen und sich ausbreiten ließe. (1. Ab. p. 68—69). Er behauptet ferner, (2. Ab. p. 136. n.) daß

der Atheist, wenn er bündig sein wolle, alles aus Eigennutz thun müsse. Noch mehr: Er will auch Atheisten nachweisen können, die ihre Lehren mit dem hitzigsten Enthusiasmus gepredigt hätten, ja wüthend und verfolgend gewesen wären, wenn ihre Predigt nicht hätte Eingang finden wollen. Ja, er ist sogar geneigt, einen jeden Fanatismus überhaupt von dem Verdacht zu entschuldigen, daß er ohne Beihülfe einer innern Ohngötterei wüthender werden könne. Der Atheismus soll also die einzige wahre Quelle aller Religionsverfolgungen und aller Scheiterhaufen gewesen sein, und noch sein? Und endlich so schließt er mit dem Ausruf, worin er eine Definition von einem Atheisten und dessen Charakter angiebt, und zugleich alle Welt wider dies Ungeheuer warnen will: „Schrecklich, sagt er, ist der Eifer, wenn die Unschuld einem Wütherich in die Hände fällt, der alles fürchtet, nur keinen Gott.“

Wir wollen doch diese Sätze etwas näher beleuchten.

Es giebt zwei Klassen von Atheisten, die eine Klasse fast diejenigen, die sich ebenfalls in nähere Bestimmungen, Erörterungen und Bezeichnungen des zureichenden Grundes einlassen; die aber solche Bestimmungen und Angaben davon machen, welche von denen, in der Welt schon herrschend angenommen und fast allgemein geschuldigten nähern Bestimmungen dieses Gegenstandes zu sehr abzuweichen scheinen. Dergleichen Atheisten waren Spinoza, und Mirabaud: deren Einer, statt der herrschenden Idee, von einem unsichtbaren und von der Welt geschiedenen Geiste, die Welt selbst: der Andre, die Energie der Natur als den zureichenden Grund aller Dinge angab und bestimmte.

Die andre Gattung von Atheisten würden diejenigen sein, die sich in gar keine nähern Bestimmungen des zureichenden Grundes selbst einlassen, sondern bloß bei dem allgemeinen metaphysischen Begriff, den die Worte, zureichender Grund, nur im allgemeinen angeben, stehen bleiben wollen. Ein Atheist von dieser Klasse würde ohngefähr so sprechen: „Mein Verstand kann nichts erkennen, meine Vernunft nichts beurtheilen; wozu ihnen die Sinne nicht den Stoff und die Materialien gegeben haben. Nun ist der zureichende Grund eines vorhandenen Dinges eine Sache von so unendlich weitem Umfange, daß derselbe schlechterdings niemals ein Vorwurf der menschlichen Sinne werden kann! Ich kann einzelne Theile des zureichenden Grundes meines Daseins, einzelne Ursachen und Förderungsmittel meiner Existenz kennen lernen. Ich habe z. B. meine Eltern gekannt. Ich kenne auch noch viele Dinge, die zu meiner Erhaltung beitragen. Aber das sind nur

alles unzureichende Gründe von mir. Das ist nicht das Ganze meines zureichenden Grundes. Es sind nur Theile desselben. Wenn ich meinen zureichenden Grund selbst kennen lernen wollte, um nun sagen zu können: dies ist er; hlerin besteht er, u. s. w. so müßte ich nicht nur alles, was zunächst und unmittelbar zu meinem Dasein beigetragen hat und noch beiträgt, sondern auch alles und jedes, was auch nur auf die entfernteste Weise meine Existenz hat fördern helfen, in meinen Gesichtskreis ziehen können. Die ganze Reihe meiner Voreltern und ihre eigenen Entstehungsgründe und Entstehungsarten, ja alle Dinge in der ganzen Natur, müßten nicht nur im Ganzen, sondern auch in allen ihren auß feinste aufgelösten Theilen und Verbindungen mir auß deutlichste vor Augen gelegt werden können; damit ich alles bis auf den Grund durchschauen, jede, auch die kleinste Beziehung, die sie auf die Förderung meiner Existenz gehabt hätten, bemerken, und dessen vollkommen gewiß werden könnte, was? und wie? ein jedes dieser Dinge zu meinem Dasein bis auf diesen Augenblick beigetragen hätte? auch dessen unwidersprechlich und ungezweifelt gewiß würde, daß mir nun nichts mehr daran fehle, daß ich nun den ganzen vollständigen oder zureichenden Grund meines Daseins vor mir hätte, und ihn durch und durch kenne! Es müßte mir schlechterdings keine dergleichen Fragen mehr übrig und möglich bleiben! wo kommt dies noch her? wie hatte jenes entstehen können? warum war es nicht so? oder anders? wie und warum konnte es nur in dieser Verbindung, und durchaus in keiner andern? dies? und durchaus nichts anders, wirken und hervorbringen? u. s. w. Kurz, es müßte keine fernere Frage, von welcher Art sie auch sein möchte, dabei möglich bleiben. — Und was hier von dem zureichenden Grunde meines Daseins gesagt wird, das gilt auch von dem zureichenden Grunde eines jeden Sandkorns, und überhaupt einer jeden vorhandenen Sache, eines jeden daseienden Wesens, und einer jeden sich ereignenden Veränderung. — Nun frage ich alle Welt, ob eine Menschen-Vernunft einer solchen Einsicht des zureichenden Grundes fähig sei? Ob unsre Sinne nicht ihr abgemessenes Maas von Feinheit und Schärfe haben, vermöge dessen sie nur von einem unendlich kleinen Theile der vorhandenen Dinge, und sogar nur von den alleräußersten Oberflächen derselben, Eindrücke annehmen können? — Mithin kann mir ja der zureichende Grund einer Sache nur bloß en gros, und dem allgemeinen metaphysischen Begriffe nach, keineswegs aber en detail, oder *re ipsa*, so, ein Gegenstand meines menschlichen vernünftigen Erkenntniß- und Vorstellungs-Vermö-

gens werden, daß ich auch nur auf die entfernteste Weise sagen könnte: Das ist mein zureichender Grund! Hierin besteht er!" — Es ist wahr: ich sehe von den nächsten Ursachen meines Daseins, so viel ich derselben bemerke, daß sie Theile der Welt und der Natur sind! Und wenn ich den Lauf ihrer Entstehungsgründe nachspüre, so sehe ich auch, daß er sich in die Natur verliert! Aber wie weit kann ich ihnen nachsehen? Ist es auch eine Spanne lang? Ich merke bald, daß sie mit allen übrigen daseienden Dingen in der genauesten Schwägerschaft stehen. Die einsamen Fußstapfen von ihnen, die ich mir von meinem Ausgange von mir an zu Wegweisern nahm, verlieren sich, da ich ihnen zu folgen, kaum meinen Fuß aufgehoben hatte, schon in eine so unendliche Menge von Fußstapfen, daß ich auf der Stelle alle Hoffnung aufgeben muß, alle ihre Richtungen, gegenseitigen Beziehungen, und Verhältnisse zu fassen, und dadurch zur richtigen Einsicht des zureichenden Grundes meines Daseins geleitet zu werden! Nein, ich darf nicht ins Wilde hineinlaufen, wenn ich mich nicht verirren will! Ich muß auf dem Fleck stille stehen bleiben, wo ich stehe, und es meinen Sinnen und meiner Vernunft überlassen, wie viele nächste Spuren Jene zählen, und was sie an denselben bemerken? und welche Schlüsse diese, durch ihre Beurteilungskraft, aus Jener Bemerkungen herausbringen möge? Und hier, an diesen Theilen meines zureichenden Grundes, finden diese meine Erkenntnißkräfte, auf die ich mich nur verlassen kann, auch ihre volle und überflüssige Beschäftigung. — Hat aber die Phantasie durchaus so große Lust, ihrer Gewohnheit nach, auch hier ohne Weg und Steg, und ohne Begleitung der Sinne und der Vernunft, herumflattern zu wollen: Nun wohl! so mag sie es zu ihrem eignen Vergnügen thun! Nur soll sie sich nicht unterstehen, mir ihre Rapporte als glaubwürdige Wahrheiten aufdringen zu wollen! mir nicht vorreden zu wollen: daß sie mit Mirabaud bis ins innerste Cabinet der Natur gedrungen sei, und daselbst die ursprüngliche Energie derselben in ihrer geheimsten Werkstatt belauscht habe! — mich auch nicht versichern zu wollen, daß sie mit Spinoza die ganze Welt so durchwandert sei, daß sie nun mit Gewißheit behaupten könne: Die ganze Welt sei nur eine einzige Substanz! sei sie also beides, zureichender Grund und Folge, selbst und zu gleicher Zeit! — Am allerwenigsten soll sie sich unterstehen, gar so unverschämt zu sein mir vorlügen zu wollen: sie habe die ganze Natur und Welt aufs genaueste in allen ihren geheimsten Triebfedern durchschaut, das Ende des zureichenden Grundes aber nicht darin enthalten gefunden.

Sie könne vielmehr versichern, daß der zureichende Grund zum andern Ende der Natur und Welt wieder hinausgehe; und seine Anfangswurzeln in Etwas schlage, das außerhalb der Welt noch da seie, und dem, weil es nicht Fleisch und Bein habe, der Name Geist zukomme! Ich sage, dieser letztere Traum der Phantasie sei der allerausschweifendste! weil meine Sinne und Vernunft wohl wahrnehmen, daß die Spuren meines zureichenden Grundes in die Natur und Welt hineingehen, davon aber, daß sie zum andern Ende wieder hinausgehen sollten! auch nicht einen Schatten von Beweis vor sich haben. Wenn ich das meiner Phantasie heute glauben wollte, so könnte es ihr auch morgen einfallen, hinter den einen Geist noch hundert und tausend andre Geister zu stellen; und meinen zureichenden Grund so weit reisen zu lassen, als es ihr beliebt. Die Sache würde auch weiter keinen andern Unterschied machen, als daß nur auch mein nachträumender Glaube in demselbigen Maasse verlängert werden müßte. Da es aber auch wider die Phantasie selbst ist, die allen Religions-Glauben webt, und ihr Millionen Ellen desselben nicht mehr Mühe und Arbeit kosten, als eine einzige? so würde freilich auch dieser Schwierigkeit aufs geschwindeste von ihr abgeholfen sein. —

Allein, wie gesagt, ich lasse mich in gar keine Träumereien der Phantasie ein: sondern bleibe mit meiner Vernunft lediglich bei dem Begriff des zureichenden Grundes überhaupt stehen. Und so gehen mich also alle Theologien und Gottesverehrungen nichts an. Denn für mich selbst habe ich keinen näher bestimmten und charakterisirten Gott: und diejenigen Gottheiten, welche sich meine Nebenmenschen unter einander aufgepußt haben, überlasse ich auch ihren eigenen Phantasien, um sie nach Belieben zu verehren.

Wir sehen leicht, daß diese letzte Gattung von Atheisten die allerstrengsten, aber auch zugleich die allerbescheidensten sind. Sie sind die allerstrengsten: weil sie selbst gar keinen näher bestimmten Gott haben und eine jede nähere Bestimmung, die sich Andre von der Gottheit machen, dieser ihrer Phantasie zuschreiben. Sie sind die allerbescheidensten: weil sie keinen Schritt weiter gehen wollen, als ihnen die Vernunft zu gehen erlaubt; und weil sie, da diese bei dem allgemeinen Begriff des zureichenden Grundes stehen bleibt! es ihrer Phantasie nicht gestatten wollen, vor ihren eigenen Kopf tiefer in das unbekanntes Land zu bringen, und ihre erdichtete Nachrichten, die sie zurückbringen würde, ihnen als ausgemachte Wahrheiten aufdringen zu dürfen.

Herrn Mendelssohns erste Beschuldigung war: „daß der Atheismus den Grund untergrabe, auf welchen die Glückseligkeit des gesellschaftlichen Lebens beruhe: und daß daher jede bürgerliche Gesellschaft wohl thun würde; wenn sie denselben nicht bei sich Wurzeln schlagen, und sich ausbreiten liesse.“

1) Was ist denn eigentlich an den Atheisten das gefährliche, für die bürgerlichen Gesellschaften? oder, was ist an ihnen dasjenige, welches den Grund untergräbt, auf welchem die Glückseligkeit des gesellschaftlichen Lebens beruht? Man wird antworten: Der Begriff ist es, den sich der Atheist vom zureichenden Grunde oder der Gottheit macht, und der ganz anders lautet, als diejenige Meinung, welche die meisten Menschen von diesem Gegenstande haben. — Gut! so frage ich weiter; — wie und auf welche Art wird dieser Begriff des Atheisten von der Gottheit für das Wohl der Menschen schädlich und zerstörend? Ist er an und für sich selbst schon, in sofern er ein bloßer Begriff und eine einfache und einsame Vorstellungsart für sich ist, ein Zerstörer der menschlichen Glückseligkeit? — oder, kann er dies nur erst dadurch werden, wenn, und insofern er ein Handlungsprincipium des Menschen wird? wenn und insofern er Bewegungsgründe und Antriebe für das Begehrensvermögen des Menschen, und dessen handelnde Kräfte enthält? — Man wird mir leicht zugeben, daß der bloße nackte Begriff, er sei so toll, wie er wolle, nicht aus dem Kopfe des Menschen hinauslaufen, und für sich selbst ein Nordbrenner oder Mörder werden könne. Nun wollen wir hierzu weiter erwägen, daß

2) alles, was den Menschen handelnd macht, oder ihn zu irgend einer Art von Handlungen, sie mögen sein, welche sie wollen, nur einzig und allein antreiben kann, nichts anders sei und sein könne, als: die jedesmaligen Empfindungen und Vorstellungen, die der Mensch von seinem Glücke hat! Wo ihm seine jedesmaligen Vorstellungen sein gegenwärtiges Glück anweisen, dahin streckt sich seine Selbstliebe mit ihren handelnden Kräften! dahin setzt sie die Glieder des Menschen in Bewegung, um sich dies Glück zu verschaffen! Wenn also die Idee, welche ein Atheist von der Gottheit hat, sich als ein Motiv zu schändlichen und das Glück der Gesellschaft verwüstenden Handlungen bei ihm wirklich äußern soll? so muß sie ihm irgend ein reizendes Glück vorspiegeln, das er, ihrer Versicherung nach, alsdann gewinnen werde, wenn er diese oder jene Handlungen unternähme, die aber zugleich von der Art sind, daß das Glück der Gesellschaft dabei nicht bestehen kann!

Jetzt wollen wir den Atheisten, und zwar den der zweiten Klasse, seine Vertheidigung selber führen lassen. Ich bekenne, sagt er, daß, da meine Vernunft mir durchaus keine nähere Bestimmungen, Erörterungen und Bezeichnungen des zureichenden Grundes aller Dinge selbst anzugeben weiß, — ich daher auch gar kein eigentliches oder besondres Glaubensbekenntniß über die Gottheit habe. Ich sage nichts weiter, als: Alle Dinge haben ihren zureichenden Grund! und damit bin ich fertig. Dieser allgemeine Gedanke giebt mir also nicht das mindeste zu thun. Er fordert nicht die kleinste Handlung, von welcher Art sie auch sein möge, von mir. Ich kann meinen zureichenden Grund nicht durch meine Dienste vollkommener oder zureichender machen, als er ist. Ich kann auch von ihm nichts lernen, wonach ich mich bilden könnte oder müßte: denn ich kann, als die Folge desselben, nie an seiner Statt der zureichende Grund werden, und ihn an meiner Statt zur Folge machen! Ueberdies habe ich auch nur mit dem bloßen allgemeinen Begriff zu thun, den ich in meinem Kopfe davon habe, und kenne den außer mir existirenden Gegenstand desselben auf keine Weise. Folglich, sage ich nochmals, ist mir die Idee vom zureichenden Grunde, oder der Gottheit, gar kein Handlungs-Principium. Sie ist eine bloße, müßige, metaphysische Speculation meines Verstandes, die mir kein Glück, dem ich nachjagen, und kein Unglück, das ich fliehen müßte, zeigt; kurz, die gar kein Motiv zu irgend einer Handlungsart, sie sei gut, oder schlecht, für mich enthält! — Ich bedarf auch keiner so weit hergeholten Motive, um ein handelndes Wesen zu sein. Denn ich habe zu allen Zeiten eigne unmittelbare Bedürfnisse meiner Natur genug, die befriedigt sein wollen. In mir lebt der Trieb, mein Leben zu erhalten; ein Verlangen nach Zufriedenheit; nach Vergnügen; nach Erkenntniß; der Wunsch, einen guten Namen zu haben, und so viel irdische Güter zu besitzen, als ich zu meinem Durchkommen durch die Welt nöthig habe; ich sehne mich nach Freiheit und nach dem Umgang mit andern Menschen u. s. w. Diese Bedürfnisse sind die Triebfedern, durch welche meine Maschine genugsam aufgezo-gen ist, um, so lange sie selbst da ist, in beständiger Bewegung sein zu müssen. Ich bedarf es also gar nicht, mir noch ein besondres Gewicht von dem zureichenden Grunde herzuholen, um ein handelnder Mensch zu sein! Wenn also Herr Mendelsohn mich beschuldigen will, daß mein Atheismus mir Motive zu solchen Handlungen an die Hand gäbe, die der Gesellschaft schädlich wären; so ist dies die bodenloseste Verleumdung! Denn meine Idee vom zureichenden Grunde

enthält gar kein Motiv, weder zu einer guten, noch zu einer schlechten Handlung für mich. Sie ist bloß eine unfruchtbare Speculation in mir.

Nun frage ich alle Welt, und einen Jeden, der nur eines halben Sinnes fähig und mächtig ist: ob mein Atheismus? oder das theologische, und Religions-System, zu welchem sich Herr Mendelsohn bekennt? für irgend eine bürgerliche Gesellschaft gefährlich sei? ob jener, der mir gar keine Motive zum Handeln giebt? oder dieses, das von seinen Bekennern fordert: sich nach dem Charakter ihres Jehova zu bilden, und dessen Befehlen den unverbrüchlichsten Gehorsam darzubringen, und das eine jede hierin bewiesene Nachlässigkeit mit Gluck und Tod zu bestrafen droht! ein System also! das durch und durch Handlungs-Principium selbst ist, und die kräftigsten Motive zum Handeln enthält! ich frage, sage ich, ob mein Atheismus? oder dies Religions-System? fähiger sei, den Grund zu untergraben, auf welchem die Glückseligkeit des gesellschaftlichen Lebens beruhet? — Wahrlich, mein Verstand steht stockstill; und weiß nicht, was er denken soll? wenn ich sehe, daß ein Mann, der mit seinem eigenen Religions-Systeme in Vergleichung gegen alle andere Religions-Systeme, die auf Erden sind, gerade am aller-tiefsten im Moraste sitzt, so bald von Gefährlichkeit derselben für das gesellschaftliche Leben die Rede ist! daß, sage ich, ein solcher Mann, sich das Herz nehmen könne, die bürgerlichen Gesellschaften auf mich anzuhängen? — auf mich? der ich gar kein Religions-System habe? — wo also die Frage: ob mein Religions-System gefährlich sei, oder nicht? ganz und gar wegfällt? und in ihr eignes albernes Nichts verschwindet? — Ich erstaune! wie ein Mendelsohn, der doch Philosoph sein will! sich hinstellen und alle bürgerliche Gesellschaften öffentlich warnen kann: den Atheismus nicht bei sich Wurzeln schlagen und sich ausbreiten zu lassen! den Atheismus! — der offenbar desto unschädlicher für alle Gesellschaften sein muß; je bündiger er ist! weil er alsdann gar keine Motive zum Handeln mit sich führt: sondern den Menschen mit seiner Handlungsfähigkeit bloß und allein denjenigen Motiven überläßt, die ihm seine eigne Natur und die Bedürfnisse derselben, die ihm seine eigne Vernunft; die ihm die Natur der Gesellschaft, in der er lebt, die ihm die Naturen aller übrigen Dinge, die um ihn her da sind; die ihm alle seine gesammelten Erfahrungen, an die Hand geben? Alle diese Dinge sind ja, nicht allein beständige und unablässige Antreiber für den Menschen, die ihn zwingen, daß er handeln muß, sondern sie sind auch die

Lehrmeister, die ihn unterrichten; wie er zu seinem Glücke zu handeln habe? Und nun kommt es auf den Grad von natürlichem Wiße und Beurtheilungs-Vermögen an, der dem einzelnen Menschen zu Theil geworden ist, wie viel? oder wie weniger jedesmal von den Anweisungen und dem Unterrichte, den ihm diese Lehrmeister geben, faßt, versteht, und begreift. — Verstcht er viel davon, ist er so organisirt, daß sein Verstand, ein um sich herschauender Verstand genannt zu werden verdient: so wird dieser Mensch wahrhaftig nicht mit kriechendem Eigennuz nach einem kleinen, ihm vor den Füßen liegenden Glücke greifen, wenn er sieht, daß er darüber eines entferntern, aber weit größern Glückes, das er durch eine gemeinnützige Aufführung gewinnen kann, verlustig gehen müßte. Ist er aber bei der Austheilung der Verstandesgaben zu arm davon gekommen: so wird er freilich im Staube kriechen und fähig sein, mit armseligen Eigennuz zu handeln; etwa z. B. ein Eigenthum eines Andern, das ihm vor die Nase kommt, zu entwenden, weil er diesen kümmerlichen Gewinn nur sehen kann! und für die größern Verluste, die er dadurch in der Gesellschaft leidet, und für die größern Vorthelle, die er sich durch eine gemeinnützige Denkungs- und Handlungsart verschaffen könnte, kein Auge hat! Aber dann wird auch wahrlich keine Religion, man mache auch noch so viel Geschrei von ihrer erleuchtenden Kraft! im Stande sein, den Blindgeborenen zu heilen. Hieraus folgt:

1) daß, wenn man von aller Religion absieht, und sie überhaupt gar nicht mit in den Anschlag bringt, daß alsdann, sage ich, der Atheist mit allen Motiven zum Handeln, die ihm seine Natur, Bedürfnisse, Selbstliebe, Vernunft, Erfahrungen und die Naturen andrer Menschen und Dinge in der Welt angeben, eben so da steht, und durch sie zum wirklichen Handeln aufgefordert und angetrieben wird: als ein jeder andrer Mensch, der zugleich ein Religionsbekenner ist, diese Motiven hat, und durch dieselben zu Handlungen getrieben wird. Der Atheist hat also dieselbige natürliche Moral, von der sich auch der Religionsbekenner nicht lossagen kann.

Ferner: daß der Atheist auch darin mit dem Religionsbekenner auf gleichem Fuße stehe: daß der Eine so gut, als wie der Andre, sich bei seinen wirklichen Entschließungen und Handlungen, die er jenen Motiven zufolge faßt und unternimmt, just so nehmen werde, wie es das Maas seines Verstandes, und die jedesmaligen Vorstellungen und Urtheile über sein Glück, erlauben. Es ruhet also von dieser Seite ein

gleiches Loos auf ihnen Beiden. Der Religionsbekenner kann, durch jene natürlichen Motive bewogen, schöne, große und für die Gesellschaft erspriessliche Handlungen begehen! Der Atheist kann es auch; denn er hat dieselbigen Motive vor sich! Dieser kann sich aber auch irgendwo schlecht aufführen, weil er als einzelner Mensch entweder überhaupt keiner großen Ueberlegung fähig ist, oder, weil etwa bei einem gewissen Vorfalle irgend eine Leidenschaft sein Verstandesauge umnebelt: — Allein, der Religionsbekenner kann eben solche dumme Streiche machen; weil er es auch nicht ist, der allen Verstand gepachtet, oder wider einzelne Ueberfälle von Leidenschaften einen Schutzbrief aufzuweisen hätte! Vielmehr läßt sich aus dem Grunde, (wenn man die Sache auch nur ganz obenhin ansieht,) schon eine bessere, tugendhaftere, und für die Gesellschaft erspriesslichere Aufführung von dem Atheisten erwarten, weil die Macht, mit der dieser über seine Phantasie gebietet und es ihr durchaus verwehrt, ihm irgend ein Phantom zur Adoration aufzustellen zu dürfen! nicht nur für eine gewisse Stärke seiner Vernunft überhaupt zeugen, sondern auch für eine vernünftigere Aufführung, die er in der Gesellschaft beobachten werde, keine unsichre Bürgschaft stellen dürfte!

2) Aber nun laßt uns die Religion, welche der Religionsbekenner hat, und die dem Atheisten fehlt, mit in den Anschlag nehmen. Was für ein Unterschied wird sich aus dem Dasein derselben bei dem Einen, und aus dem Mangel derselben bei dem Andern, in Ansehung ihrer beiderseitigen Denkungs- und Handlungsarten, ergeben?

a) Die Religion giebt ihrem Bekenner zu einigen der Gesellschaft nützlichen Handlungen, aus ihrem Magazine, einige scheinbare Motive her: Aber die Natur und die Vernunft liefern zu eben diesen, der Gesellschaft vortheilhaftesten Handlungen, noch weit stärkere und kräftigere Motive; Motive, die auch für sich und außer der Verbindung mit jenen Religionsmotiven weit kräftiger wirken können, als in Jener Gesellschaft: und es giebt schlechterdings keine einzige der Gesellschaft wahrhaftig erspriessliche Handlung, zu der die Natur und Vernunft den Atheisten nicht hinreichend verpflichten sollte! sondern zu der die Motive aus der Religion hergeholt werden müßten!

Ich will dies gleich durch ein paar Beispiele klar machen. Die Religion befiehlt ihrem Bekenner z. B. dem Armen, um Gotteswillen, oder darum, weil es Gott befohlen habe, mitzutheilen! Die Natur und Vernunft fordern von dem Atheisten, er solle sich des Elenden annehmen, darum, weil er ein Mensch ist! Er solle seine eigene menschliche

Natur auch in dem Nothleidenden erkennen, sie ehren, lieben, und ihr helfen, wo sie Hülfe bedarf, und er helfen kann! Der Atheist hat also 1) Motive, die er überall mit sich herum trägt, und die ihm stets gegenwärtig sind. Der Religionsbekenner muß, als solcher, seine Motive jedesmal erst weit herholen: auch entspringen Jenes seine Motive viel näher und unmittelbarer aus seinem eignen Interesse, und sind also viel kräftiger, als die Motive des Religiösen. Noch mehr, die Motive der natürlichen Moral sind auch vollkommen hinreichend für sich, den Menschen zur thätigen Barmherzigkeit zu bewegen. Er bedarf also keiner Religions-Motive dazu. Hingegen diese Religions-Motive sind, ohne Beihülfe der natürlichen und Vernunft-Motive, für sich nicht fähig, einen Wohlthätigen zu bilden. Wer seinen Bruder nicht liebt, den er siehet! wie kann der Gott lieben, den er nicht siehet? Wenn nach diesem bündigen Schluß, die Bruderliebe das leichtere, und die Liebe zu Gott das schwerere ist: wenn jene schon das frühere bei dem Menschen sein muß, und letztere nur das spätere bei ihm werden kann: so muß doch also wohl die Bruderliebe keine Wirkung der Religion, sondern einzig und allein der natürlichen Moral sein? Ferner, die Wohlthätigkeit des Atheisten ist auch an sich eine schönere Tugend, weil sie aus eignem warmen Gefühl der Menschheit stammet; da sie hingegen bei dem Religiösen nur die Frucht eines kaltblütigen Gehorsams gegen fremde Befehle und eine Arbeit ist, die auf tragem Hofdienste vollbracht wird. Jene ist auch dem Nothleidenden angenehmer, als diese. Ich fühle mehr dabei, wenn sich Jemand aus unmittelbarer Liebe zu mir selbst, meiner annimmt, als wenn er es bloß auf Ordre eines Dritten thut, den er fürchtet. 2) Der Atheist hat bei seiner Wohlthätigkeit bloß die Größe der Noth des Andern und sein eignes Hülfvermögen zu Maasstäben. Die Religion befiehlt ihrem Bekenner, ein Auge auf das Glaubensbekenntniß des Elenden zu werfen. „Thut Gutes an Jedermann; allermeist aber an den Glaubensgenossen!“ — Oder ein andres Beispiel. Die Religion verkündigt ihrem Bekenner, daß, wenn er auf irgend eine Art seinen Nächsten durch Ungerechtigkeit beleidigt habe, er sich dadurch weit mehr an Gott, als an seinem Nächsten versündigt habe. Hingegen der Atheist glaubt, daß er sich durch Ungerechtigkeit an keinem Gott, sondern bloß an seinem Nächsten versündigen könne. Dieser hat also die ganze volle Schuld, welche er gemacht hat, an seinen Nächsten zu bezahlen. Jener ist seinem Gotte mit den größten, seinem Nächsten aber nur mit dem kleinsten Theile der Verschuldung

verhaftet. Er geht hin, zahlt dem Priester einen Beichtgroschen, und läßt sich dafür von seiner Verschuldung bei Gott absolviren, und dessen Gnade versichern. Hat er diese! so kann ihm seine begangene Unge- rechtigkeit gar nicht weiter schaden; und seine Verpflichtung, den be- leidigten Nächsten schadlos zu setzen, evaporirt also völlig. Thut er es aber demohngeachtet doch noch: so waren es nicht mehr Motive der Religion, sondern Motive der natürlichen Moral, welche ihn dazu be- wogen, oder gar die bürgerlichen Gesetze, welche ihn dazu zwangen. — Ist es hier nicht augenscheinlich, daß die Motive der natürlichen Moral zu nützlichen, gesellschaftlichen Handlungen, durch die Verbindung mit den angeblichen Religions-Motiven nicht nur nicht verstärkt, sondern vielmehr durchaus geschwächt, und oft gänzlich unkräftig und unwirk- sam gemacht werden?

Ueberdies, so nenne man mir eine einzige, der Gesellschaft wahr- haftig nützliche Handlung, die der Atheist nicht aus Grundsätzen der natürlichen Moral unternehmen und vollbringen könnte? sondern zu welcher die Motive durchaus nur einzig und allein aus der Religion hergenommen werden müßten? Kann Herr Mendelsohn dies auch nur von einer einzigen solchen Handlung beweisen: so gebe ich ihm gewon- nenes Spiel und verpflichte mich hiermit feierlich, so bald er jenes ge- leistet haben wird, ihm nicht nur öffentlich, und vor den Augen des ganzen Publikums, Abbitte zu thun, und mein Unrecht gegen ihn zu gestehen: sondern auch auf der Stelle den Atheismus zu verdammen und diejenige Religion aller Welt anzupreisen, die auch nur zu einer einzigen, der bürgerlichen Gesellschaft nützlichen Handlung mehr Motive mit sich führt, als die natürliche Moral. Um aber diese seine Auf- lage, die er sich durch seine Anschwärzung des Atheisten zugezogen hat, recht zu erfüllen, hat derselbe wohl zu bedenken, daß die Frage nicht davon sei: ob nicht der Religionsbekenner, neben seiner theologischen Moral, auch die natürliche und Vernunft-Moral, folglich alle dieje- nigen Motive zu guten Handlungen zugleich mit habe, welche der Atheist hat? Denn dies ist oben von mir mit beiden Händen zugegeben worden; sondern, daß hier schlechterdings die Religion von der bloß natürlichen oder Vernunft-Moral geschieden werden müsse: und daß die Frage dahin gehe, oder sich in folgende kleinere Fragen zer- legen lasse.

1) Ob zu irgend einer guten und fürs gesellschaftliche Leben nütz- lichen Handlung bloß und allein die Religion die hinlängliche Motive

hergebe? die natürliche Vernunftsmoral hingegen, welche der Atheist nur hat, gar keine Motive dazu enthalte?

2) Ob die Religion zu irgend einer solchen Handlung kräftigere Motive für den vernünftigen Menschen, der nach Gründen handeln will, enthalte, als die natürliche Moral? Für den Phantasten will ich dies allenfalls in einzelnen Fällen zugeben, der ohne vernünftige Gründe glauben und handeln kann: behaupte aber, daß, sobald auch dieser nachzudenken anfängt, auch sofort die Religionsmotive ihre Kraft in seinen Augen verlieren werden.

3) Ob die Motive der natürlichen Moral, für sich, nicht hinreichend sind, einen vernünftigen Menschen zu guten Handlungen zu bewegen? ob sie des Beistandes der Religionsmotive bedürfen? ob sie überhaupt einmal durch Hinzufügung der Religionsmotive in den Augen eines vernünftigen Menschen verstärkt werden können?

4) Ob die Religionsmotive für sich allein, und ohne Verbindung mit den Motiven der natürlichen Moral, einen vernünftigen Menschen zu irgend einer guten Handlung bewegen können?

So ist also dem Menschen die natürliche Moral genug, um ein nützlicher, würdiger Bürger der Gesellschaft zu sein, und so kann er also von der Religion nicht die mindeste Hilfe, es auch nur in dem kleinsten Grade mehr und besser zu sein, erwarten! So trägt also die Religion zur Glückseligkeit der bürgerlichen Gesellschaft gar nichts bei, und diese bedarf jener zu ihrem Bestehen nicht! Aber nun

b) was für einen anderweitigen Unterschied macht denn das Dasein der Religion bei dem Religionsbekenner, und der Mangel derselben bei dem Atheisten, in Ansehung ihrer beiderseitigen Denkungs- und Handlungsarten? Die Religion ist doch Handlungs-Principium! Wenn sie es nun nicht insofern ist, daß sie ihren Verehrer zu einem bessern Menschen und Bürger machen sollte, als der Atheist ist, zu was für anderweitigen Handlungsarten enthält sie denn für Jenen Motive, deren also dieser, weil er sie verwirft, zugleich mit ermangelt? Die Antwort ist leicht. Die Religion enthält zu denjenigen Handlungsarten ihre Privatmotive, welche für den Menschen übrig bleiben, wenn man die nützliche Handlungsart von allen möglichen Handlungsarten, deren Menschen sich befleißigen können, abgezogen hat! Und was sind das nun für welche? Eines Theils solche, die der Gesellschaft gar nichts nützen, und andern Theils solche, die ihr zum Schaden gereichen; die

den Grund untergraben, auf welchen die Glückseligkeit des gesellschaftlichen Lebens beruhet.

Zu der ersten Art rechne ich alle die gottesdienstlichen Ceremonien, alle eigentliche, mittelbare und unmittelbare Aufwartungen, welche die Religionsbekenner ihren Göttern machen, alle ihre pantomimischen Gottesverehrungen und Andachtsübungen, sie mögen nach Maßgabe der Verschiedenheit der Religionen ebenfalls so verschieden sein, als sie wollen. Jedermann sieht, daß daraus der Gesellschaft kein Nutzen zuwachsen kann: wenn einem Kinde eine Hand voll Wasser über den Kopf gegossen wird, wenn sich ein Andern mit Asche bezeichnet, ein Dritter sich auf einen Aschenhaufen setzt, oder wenn Jemand vor seiner eigenen Phantasie, und vor dem Bilde, das sie ihm in seinem Kopfe, von dem zureichenden Grunde aufgehangen hat, niederfällt, und sich also selbst anbetet u. s. w. Es ist zwar wahr: Es giebt im Grunde keine einzige vollkommen gleichgültige Handlung, die durchaus weder nützlich, noch schädlich wäre? Eins von beiden muß sie gewiß jedesmal sein. Und man könnte daher fragen: ob noch keine Beschneidungsoperation, keine Taufe schwacher Kinder zumal bei harter Winterszeit und in entlegenen Gewölben, keine büßende Fastenung und Zerfleischung des Leibes, kein unzeitiges Religionsfasten u. s. w. nachtheilige Folgen für die Gesundheit des Menschen nach sich gezogen, oder kein gemeinschaftliches Trinken aus demselbigen Kelche beim Abendmahle, ansteckende Krankheiten verbreitet habe? ob nicht viele durch ihre schwärmerische Andachtsübungen endlich gar um ihren Verstand gekommen sind? ob ihnen nicht ihre theologische Begriffe das Leben verbittert, sie mit unnützen Gewissensqualen gefoltert, sie an den Rand des Selbstmords geführt, ja wohl gar in diesen Abgrund hinabgestürzt haben? Man könnte fragen: ob nicht alles das, wodurch sich der Mensch zu einem untüchtigern und unbrauchbarern Menschen macht, Versündigungen nicht nur gegen sich selbst, sondern auch gegen die Gesellschaft wären? Ob solche Handlungen, mit welchen die edle Zeit, die zu würdigern und nützlichern Vornehmen angewandt werden könnte, auf eine Art verschwendet wird, die dem eignen Wohl des Menschen sowohl, als auch dem Wohlstande der Gesellschaft insgemein zum sichtbarsten Schaden gereicht, ob solche Handlungen, sage ich, nicht gerade zu den Namen lasterhafter Handlungen verdienen? — Allein wir wollen das übersehen. Wir wollen so freigebig und großmüthig sein, und auf ihre Schädlichkeit keine Rücksicht nehmen, sondern sie nur für bloß unnützliche Handlungen gelten lassen, die der

Gesellschaft nicht den mindesten Vortheil zuführen. Und so folgt doch wenigstens das daraus, daß sich die Religion damit nicht rühmen darf, daß sie es allein sei, die ihrem Bekenner Motive zu solchen Handlungen geben könne, die durch und durch unnütz sind, und von welchen es keine Vernunft absehen kann, welcher mindeste Vortheil für die Gesellschaft daher zu erwarten stehe? Und so wird es doch also auch wohl kein Vorwurf sein, der dem Atheisten zur Schande gereichte! wenn ihm nachgesagt werden kann, daß ihm sein Atheismus, oder die bloße Vernunftsmoral, keine Motive zu unnützen Handlungen gewähre?

Aber nun laßt uns die andre Gattung von Handlungen ansehen, zu welchen die Religion einzig und allein die Motive hergiebt. Und dies sind alle die schädlichen, und den Grund der gesellschaftlichen Glückseligkeit untergrabenden und zerstörenden Handlungen des Religions- und Menschenhasses, zu welchen die Religion ihre Bekenner verbindet! Ich will aber nochmals erinnert haben: Man verwechsle mir nicht die Religion mit der natürlichen Moral! Man sage mir nicht: Es gebe auch eine Religion, die Toleranz gebiete! — Das ist nicht wahr! Keine Religion kann, als Religion, Toleranz gebieten! Der Zuruf, und die Warnung: Uebet Toleranz! ist die Stimme der Natur und der natürlichen Vernunftsmoral! Diese tritt zuweilen, wenn ihr die zerstörende Religionswuth und Schwärmerci in der Gesellschaft zu toll wird, selbst einzelnen Religionsbekennern auf, und vermahnt zur Duldung! und dann bilden sich die Leute ein, weil ein Religionsbekenner selbst zur Duldung ermahnen könne, so sei dies die Stimme seiner Religion! Nein, sage ich, es ist die Stimme der natürlichen Moral bei ihm, von der, wie wir oben gesehen haben, sich auch kein Religionsbekenner ganz losfagen kann. Die Religion hingegen, je mehr sie Religion ist, desto weniger weiß sie etwas von Toleranz. Die heidnischen Religionen waren darum toleranter, als die Jüdische, weil sie weniger Religion waren, als diese; weil ihre Gottheiten unter den Befehlen ihrer Verehrer standen, und sich gefallen lassen mußten, von ihrer Würde abgesetzt, und in dieselben wieder eingesetzt zu werden, so wie es diesen gut deuchte; weil ihrer Gottheiten so viele und eine so große Anzahl waren, daß sie durch ihre Menge ihre Achtung verloren; und weil, da sie sich Alle zusammen in die Masse des göttlichen Ansehens überhaupt theilen mußten und ein jeder Gott verehrt sein wolle, nothwendig für einen jeden, nur eine sehr kümmerliche Portion fallen konnte. Hier konnte das Interesse für eine Gottheit, mit der man nach Belieben schalten und walten

konnte, von keiner Bedeutung sein! Man hielt dem Gözen seinen Festtag, speiste ihn mit denjenigen Ceremonien und Feierlichkeiten ab, die man ihm bestimmt hatte; und denn mußte er zufrieden sein, und man bekümmerte sich nicht weiter um ihn. Und verwaltete er das Regierungsgeſchäft, welches ihm aufgetragen war, nicht ordentlich, machte er ſich etwa zu vieler Nachläſſigkeiten in ſeinem Departement ſchuldig, ſo jagte man den Taugenichts zum Tempel hinaus, und ſetzte einen andern, zu dem man mehr Vertrauen hatte, an ſeine Stelle. Die Hausgötter wurden in die Winkel geſtellt, um da ruhig und in der Stille ihre Pflichten abzuwarten: in die Handlungen der Menſchen aber durften ſie ſich nicht miſchen. Von ſolchen Religionen, die ſo wenig Religion waren, war es kein Wunder, daß ſie Friedfertigkeit und Toleranz zulieſen! Aber auch in Anſehung der heidniſchen Religionen beſtätigt es die Geſchichte, daß, je mehr die Eine, in Vergleichung mit einer Andern, ernſtlicher, heiliger Religion ward, je mehr ſie ſich inſonderheit auf wenigere Gottheiten einſchränkte, mithin der Dienſt, der bei andern Religionen unter viele Gottheiten vertheilt war, ſich hier auf weniger Gözen zuſammenzog und vereinigte, ein je größeres Regierungsdepartement alſo auch dadurch natürlicher Weiſe dieſen, an der Zahl weniger Gözen eingeräumt wurde: beſto intoleranter ward auf der Stelle eine ſolche Religion, in Vergleichung mit einer Andern, der ihre Menge von Gottheiten bloß zum Zeitvertreib und Puppenspiel diente! Und dieß geht auch ganz natürlich zu. Denn, je mehr Herrſchaft die Phantaſie über den Menſchen gewinnt, beſto ſchwächer wird die Stimme der Vernunft: und wo Jene endlich die Freiheit behauptet, allein reden zu dürfen, da muß dieſe gänzlich ſchweigen. Da hingegen, wo mehr die Sinne, als die Phantaſie, ihre Beſchäftigung finden, da kann auch die Vernunft freier gebieten. — Nirgends aber wird man eine Religion finden, die mehr Religion war, Intoleranz gebot, und mit Religions- und Menſchenhaß um ſich her wüthete, als die Jüdiſche Religion, welche Moſes einführte! Sie war am allermeiſten Religion, weil ſie nur eine einzige Gottheit hatte, von der keine andre Vorſtellung oder Abbildung, als bloß in der Phantaſie, ſich zu machen erlaubt war: weil ſie ferner die allermeiſten Aufwartungen, Verehrungen und Dienſte von ihren Bekennern forderte, dergleichen nie eine andre Gottheit für ſich prätendirt hat, und weil auch von den Prieſtern derſelben mit der allergrößten Strenge auf die pünktliche Abſtattung dieſer Gottesdienſte bei dem Volke gehalten wurde. Aber eben daher war ſie auch, ſage ich, die allerintolerant-

leranteste! Man schlage von den jüdischen Büchern des A. T. auf, welches und wo man wolle, athmet nicht auf allen Blättern Verfolgungsgeist? der sich von allen Banden der Vernunft losgemacht hatte, alle Rechte der Menschheit mit Füßen trat, und überall rund um sich her Tod und Verderben sprühete? Muß nicht ein Jeder, in dessen Herzen auch nur noch der schwächste Funke von Menschlichkeit lodert, erschrecken, wenn er z. B. den Religionsbefehl liest (3. Mos. 13, 6.): „Wenn dich dein Bruder, deiner Mutter Sohn, oder dein Sohn, oder deine Tochter, oder das Weib in deinen Armen, oder dein Freund, der dir ist, wie dein Herz, überreden würde heimlich und sagen: Laß uns gehen, und andern Göttern dienen, die du nicht kennst, noch deine Väter, die unter den Völkern um euch her, es sei nah oder fern auf Erden sind: so bewillige nicht, und gehörche ihm nicht! Auch soll dein Auge Seiner nicht schonen, und sollst dich Seiner nicht erbarmen, noch ihn verbergen: sondern sollst ihn erwürgen! Deine Hand soll die erste über ihn sein, daß man ihn tödte, und darnach die Hand des ganzen Volks. Man soll ihn zu Tode steinigen! denn er hat dich wollen verführen von dem Herrn deinem Gott, der dich aus Egyptenland von dem Diensthause geführt hat.“ Hat es je eine Religion auf dem Erdboden gegeben, die mehr Fanatismus geboten und eingeführt hätte? — Und muß man nicht sagen, daß je nachdem diese Religion sich unter andre Religionen eingeschlichen und mit denselben mehr oder weniger vermischt hat, sie dieselben auch mit ihrem tödtenden Gifte des Fanatismus angesteckt, und mit ihrem wüthenden Verfolgungsgeiste angehaucht und beseelt habe? Ja muß man nicht, wenn man unpartheiisch die Sache beurtheilen will, zugestehen, daß aller Fanatismus, alle die Religionsverfolgungen, die Scheiterhaufen und Inquisitionsgerichte, welche die sogenannte christliche Kirche von jeher verwüstet haben, und noch verwüsten, Fäulnisse und Gährungen sind, die bloß von dem Sauerteige der jüdischen Religion mit hinübergegangen ist und dieselbe durchsäuert hat? — Ich sage, die sogenannte christliche Kirche, und die sogenannte christliche Religion? — Denn Jesus selbst hat keine Religion gelehrt oder lehren wollen! Er gab sich weiter mit der Religion nicht ab, als daß er sie bestritt, und er wich ihr nur da aus, wo der Aberglaube seines Zeitalters sie mächtig schützte. Laß es jetzt also sein! war die Klugheitsregel, der er alsdann selber folgte, und die er auch dem Johannes gab. Die Nachrede also, daß Jesus ein Religionsstifter sei, oder Religion gelehrt habe, ist geradezu eine Verleumdung, die ihm gemacht wird.

Wenn nun also der Vorzug der Religion vor der natürlichen Moral, die der Atheist nur allein annimmt, kein anderer ist, als, daß jene theils zu unnützen Ceremonien, theils zu den allerschädlichsten und für das Glück des gesellschaftlichen Lebens grundverderblichsten Handlungen Motive enthält, von denen die natürliche Moral nichts weiß und wissen will! ist das nun etwas, das der Vernunft die Religion empfehlen und den Atheismus verhaßt machen kann? — Herr Mendelssohn wird sich damit entschuldigen wollen, daß er in der angezogenen Stelle ausdrücklich gesagt habe: „der Staat solle nur von ferne darauf sehen, daß die Lehren des Atheismus nicht ausgebreitet werden!“ mithin habe er ja zu keinen gewaltsamen Verfolgungsmitteln gerathen. Ich antworte hierauf: daß dies eine sehr schlechte Decke ist, hinter die er sich verfrischen kann. Denn, wenn der Atheismus, wie er ihm gerade hin Schuld giebt, den Grund wirklich untergräbt, auf welchem die Glückseligkeit des gesellschaftlichen Lebens beruhet; ist es dann nicht ein thörichtes Unsinnen, das Herr Mendelssohn an den Staat macht: „Dieser solle von Ferne stehen bleiben, der Untergrabung zusehen, und sich höchstens nur die glimpflichen Versuche erlauben, ob er den Atheisten durch bescheidne Bitten und Vorstellungen von seiner grundverderblichen Arbeit wegcomplimentiren könne?“ — Wie, wenn sich nun dieser mit Höflichkeit nicht wegcomplimentiren läßt? Was soll dann geschehen? Soll man ihn ruhig fortgraben lassen, bis das Gebäude der Glückseligkeit hinsinkt? — Nein, ich will mich gern in der menschlichen Gesellschaft verträglich und friedfertig bezeigen, gern meinem Beleidiger mit Sanftmuth begegnen, will mir gern viele Aufopferungen entbehrlicher Theile meiner Glückseligkeit gefallen lassen: Aber, wenn es auf dies völlige Grundumgraben des ganzen Gebäudes meiner Glückseligkeit losgeht, wenn es schon darauf angesehen ist, meine gesammte Wohlfahrt mit Stumpf und Stiel auszurotten! — Nein! Dann verstehe ich weiter keinen Spaß, weil er mir nun zu grob wird! Dann raffe ich meine Kräfte zusammen, gehe auf meinen ärgsten Todfeind los, und schlage ihn ohne Complimente von seiner grundverderblichen Arbeit hinweg: es mag denn auch so blutige Köpfe setzen, als es wolle! Was kann ich mehr verlieren, als wenn der Grund untergraben wird, auf welchem das Gebäude meiner Glückseligkeit ruhet? Und wenn es mir hier nicht erlaubt sein soll, Gewalt zu gebrauchen? Nun, wozu habe ich denn sonst meine Vertheidigungskräfte? Etwa, um sie blos in der Vertheidigung dieser und jener Lappalien anzuwenden? — Und was mag sich

doch Herr Mendelssohn dabei denken, wenn er sagt: Der Staat solle nur von Ferne darauf sehen, daß die Lehre des Atheismus sich nicht ausbreite? Wie soll sich der Staat dabei nehmen? wie soll er nun diese Pflicht bewerkstelligen? — Etwa durch Verbote? — Jedermann weiß, daß dies gerade die besten Förderungsmittel einer Sache dieser Art sind. Der Staate verbiete nur gewisse Bücher zu lesen! — Nun will sie Jedermann lesen! — Er verbiete, eine gewisse Lehre solle nicht bekannt werden! Nun will alle Welt wissen, was denn das für eine Lehre sei? Er verbiete, nicht davon zu reden! so wird es heißen: Je mehr er aber verbot, desto mehr breiteten sie es aus. — Sobald von Lehrmeinungen die Rede ist, so ist es pure Schwachheit, wenn sich der Staat darin melirt. Denn, ist die Lehrmeinung, welche Jemand zum Vorschein bringt, unvernünftig, so wird sie früh genug von selbst schlafen gehen. Ist sie aber vernünftig, so wird sie sich, trotz aller Gegenanstalten des Staats, dennoch Platz machen. Ja, alle Vorkehrungen, oder gar Gewaltthätigkeiten, die der Staat zur Unterdrückung derselben verwendet, sind selbst die stärksten Posaunen, die überall die Aufmerksamkeit des Publicums für die verfolgte Lehrmeinung erwecken und auffordern. Nein, Lehrmeinungen, die man für falsch und schädlich hält, müssen mit Gründen widerlegt werden. Und wenn sie das nicht können, so ist es ein Zeichen, daß sie Wahrheit enthalten. Und denn scheine die Wahrheit noch so schädliches Gift zu sein: so ist sie doch wahrhaftig Segen und Wohlthat, und wird sich auch als Segen und Wohlthat in ihren Früchten zeigen; und jener Schein des Giftigen rührte nur von der Brille des Vorurtheils her, durch welche ein blödes Auge sie ansah.

Jedoch Herr Mendelssohn erklärt sich deutlich genug darüber, wie er das von Ferne Zuschauen des Staats, daß sich der Atheismus nicht ausbreiten dürfe, verstehe. Er sagt: Jede bürgerliche Gesellschaft wird wohl thun, wenn sie die Atheisterei nicht Wurzeln schlagen und sich ausbreiten läßt. Man gedenke sich einen Baum, dem weder Wurzeln, noch Zweige verstattet werden! und frage sich, ob gewaltsamer mit einem Baume verfahren werden könne? (Von dem Fanatismus werde ich nachher reden.) Er sagt weiter: (Und ich muß nur die ganze folgende Stelle hersetzen, damit der Leser sehe, mit welcher nüchternen Gedankenlosigkeit Herr Mendelssohn wider den Atheismus declamire.) „Aber nur von Ferne her muß der Staat hierauf Rücksicht nehmen, und selbst die Lehren nur mit weiser Mäßigung begünstigen, auf welchen seine wahre Glückseligkeit beruht, ohne sich unmittelbar in irgend eine Strei-

tigkeit zu mischen und durch Autorität entscheiden zu wollen. Denn er handelt offenbar wider seinen eignen Endzweck, wenn er geradezu Untersuchung verbietet; oder Streitigkeiten anders, als durch Vernunftgründe, entscheiden läßt. Auch hat er sich nicht um alle Grundsätze zu bekümmern, die eine herrschende oder beherrschte Dogmatik annimmt, oder verwirft. Die Rede ist nur von jenen Hauptgrundsätzen, in welchen alle Religionen übereinkommen und ohne welche die Glückseligkeit ein Traum, und die Tugend selbst, keine Tugend mehr ist. Ohne Gott und Vorsehung und künftiges Leben ist Menschenliebe eine angeborene Schwachheit, und Wohlwollen wenig mehr, als Geckerei, die wir uns einander einzuschwätzen suchen, damit der Thor sich placke, und der Kluge sich gütlich thun und auf Jenes Unkosten sich lustig machen könne.“

Nun mag der Staat selber rathen, was er nach Herrn Mendelsohns Anweisung thun, und auch nicht thun solle? Er soll sich unmittelbar in gar keine Streitigkeiten mischen, sondern sie alle durch Vernunftgründe allein entscheiden lassen. — Aber doch soll er sich um einige Grundsätze bekümmern, und auf dieselben selbst Rücksicht nehmen. Hier also soll er nicht durch Vernunftgründe entscheiden lassen, sondern selbst durch Autorität entscheiden? Denn sonst wäre sein bekümmern darum, und sein Rücksichtnehmen darauf, die mäßigste Arbeit von der Welt. — Und was sind das nun für Hauptgrundsätze, um die sich der Staat bekümmern soll? Es sind solche, in welchen, nach Herrn Mendelsohns Versicherung, der Atheist und Religionsbekenner von einander abgehen.

Was sind das für Grundsätze, Herr Mendelsohn, in welchen alle Religionen übereinkommen, und auf welchen die Glückseligkeit der Gesellschaft beruhet? — Hätten Sie sie specificirt: so würden wir gesehen haben, daß kein einziger derselben ein Religionssatz, sondern daß sie alle lauter Grundsätze der natürlichen Moral wären! Wie wollen denn alle Religionen, als Religion, übereinkommen? Hier ist an keine Uebereinstimmung der Begriffe, selbst sogar bei den Gliedern ein und eben derselben Religion, in Ewigkeit nicht zu gedenken. Aber in den Grundsätzen der natürlichen Moral stimmen alle Menschen, mithin auch alle mögliche Religionsbekenner überein, sobald ihr Verstand diese Grundsätze nur einsieht. Herr Mendelsohn verwirft z. B. die Religion der Christen. Also kann er ja die Vorschriften der Gerechtigkeit, Sanftmuth, Dienstfertigkeit, thätigen Menschenliebe u. s. w. nicht zu der christlichen Religion rechnen, die er verwirft? weil er ja jene Vorschriften gewiß nicht verwerfen wird! Der Weltumsegler Cook verwarf die Religion der

Infulaner auf der Südsee. Verwarf er nun damit auch die Gutmüthigkeit, Dienstfertigkeit, und die Freundschaft, welche ihm diese Leute an so vielen Orten bewiesen? und das hätte er doch thun müssen, wenn er diese Tugenden, als unmittelbare Folgen und Früchte ihrer Religionen, angesehen und diese Religionen selbst verworfen hätte? So bald ich den Baum aus dem Garten werfe, so entsage ich mich auch der Früchte desselben! Also müssen die würdigen Gesinnungen und Tugenden der Religionsbekenner wohl keine Früchte ihrer Religion sein! Denn diese sind alle verschieden, und müssen also auch ihre unterschiedenen eigenen Früchte tragen; sondern jene Tugenden müssen aus einer andern gemeinschaftlichen Quelle bei ihnen herkommen: und das ist die natürliche Moral! von der sich kein einziger Religionsbekenner so wenig, als der Atheist, lossagen kann; diese natürliche Moral, die er als Mensch hat, und die ihm seine Natur, seine Bedürfnisse, sein Verstand, seine Erfahrungen, seine Kenntnisse, die er von andern Menschen und andern Dingen hat, angeben! Hieraus abstrahirt sich der Mensch eine Menge von Regeln für sein Verhalten, oder vielmehr diese Regeln bringen sich ihm auf, und zwar in Ansehung ihrer Zahl und Güte nach dem Maasse, als er mehr oder weniger Beobachtungs- und Ueberlegungsvermögen besitzt. Es ist das eben der ganze Betrug, womit sich die Religionsverfechter überhaupt täuschen, daß sie die ganze natürliche Moral, die sie als Menschen haben, ihrer Religion anrechnen und zuschreiben! Daher ist denen Redensarten z. E. dieser Mensch hat Religion! Jener Mensch hat keine Religion, schon die ganze fremde und falsche Bedeutung aufgeprägt: daß damit so viel gesagt werden soll: Dieser Mensch ist ein redlicher, ehrlicher, aufachtiger, treuer, rechtschaffener u. s. w. Mensch! und Jener ist zu allen Bosheiten fähig, und kein Mensch ist bei ihm sicher! — Nein, sage ich, das sind ganz falsche Begriffe, die man mit dem Worte Religion verbindet! das heißt die Grundsätze der natürlichen Moral der Religion auf ihre Rechnung setzen. Aber freilich, wo würde, wenn das nicht geschähe, die Religion auch sonst noch unter den Vernünftigen so viele Verehrer finden können? Die Religion muß sich mit der Moral schmücken, wenn sie einem Menschen, der Nachdenken besitzt, gefallen soll! Man ziehe der Religion das fremde Kleid, das ihr nicht gehört, und womit sie doch pranget, aus. Man scheidet Religion von natürlicher Moral, den Juden, den Christen, den Muselman u. s. w. von dem Menschen, der ein jeder derselben zu gleicher Zeit ist. Man lasse die Religion keine andern, als die ihr eigenthümlichen Grundsätze

in sich fassen, und verstatte der natürlichen Moral auch, die ihrigen für sich behalten zu dürfen: kurz, man gebe Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. — Dann wollen wir sehen, in was für einem Kleide alsdann die Religion erscheinen wird? Dann mag sie uns ihre eignen Grundsätze austragen: und wir wollen sehen, ob ohne dieselben die Glückseligkeit nun ein Traum werde? und die Tugend aufhöre, Tugend zu sein? Dann werden wir sehen, daß nach Verschiedenheit der mancherlei Religionen selbst auch die Grundsätze verschieden sind, die sie für ihre Befenner mit sich führen: sehen, wie die mosaische Religion dem Juden die Beschneidung und andre ganz eigne Andachtsübungen zur Bedingung seiner Gnade bei Gott anbefehle, und wie hingegen dem Indostaner seine Religion rathe, sich von einem Braminen im Ganges reinigen zu lassen, wie dem Japaneser die seinige eine Wallfahrt; dem Muselman die seinige eine Reise nach Mekka empfehlen; und wie dem Christen seine Religion die Anweisung gebe, sich mit einer Beichtformel zu den Füßen seines Priesters zu erniedrigen, wenn er Gnade vor den Augen seines Gottes finden wolle u. s. w. Dann würden wir auch sehen, daß, je nachdem eine Religion mehr Religion ist, als die andre, sie auch desto mehr die Grundsätze des Fanatismus und der Verfolgungssucht mit sich führe.

Ohne Gott, sagt Herr Mendelssohn weiter, ist Menschenliebe eine angeborne Schwachheit und Wohlwollen wenig mehr als Geckerei. Aber fallen denn mit der Verwerfung jenes zugleich auch meine Vernunft, meine Bedürfnisse, meine Empfindungen, meine Triebe, meine Wünsche und Neigungen zum Vergnügen, und zur Zufriedenheit, mein Verlangen nach einem guten Namen, nach angenehmem Umgang mit Andern, fallen, sage ich, alle diese Dinge, fällt meine ganze Selbstliebe und Menschheit, fallen alle meine Erfahrungen, die ich mir über meine eigene Natur und über die Naturen andrer Menschen und Dinge, mit denen ich in der Welt zu thun habe, gesammelt hatte, fällt das alles zu gleicher Zeit auch mit hinweg? Höre ich nun auf, ein Mensch zu sein? Hungert und durstet mich nun nicht ferner? Weicht nun der Fortpflanzungstrieb und alle übrigen Erhaltungstriebe, ja der ganze Wunsch, glücklich zu sein, von mir? Habe ich nun keine Bedürfnisse mehr, die befriedigt sein wollen? Mit einem Worte, höre ich nun auf ein Mensch zu sein? Ober: Wenn ich doch noch Mensch bleibe, kehren sich nun die Ueberzeugungen und Erfahrungen, die ich mir darüber gesammelt hatte, wie ich auf die beste Art jene meine Bedürfnisse und

Wünsche befrledigen könne, mit einemmale bei mir um? — Wenn sich meinen Sinnen ein Wesen zeigt, das so aussieht und gestaltet ist, wie ich; bin ich nun durch meine Unwissenheit über die Gottheit unfähig gemacht worden, auch den Schluß ferner machen zu können: daß dasjenige, was so gut, als ich, Mensch ist, und gleich mir eine menschliche Natur hat, auch gleiche Wünsche nach Glückseligkeit, gleiche Selbstliebe, gleiche menschliche Empfindungen in Schmerz und Freude und den mannigfaltigen Lagen dieses Lebens mit mir haben werde? Bin ich nun mit einemmale so stockdumm geworden, daß keine Erfahrung mehr bei mir gelten kann? daß meine eigne tausendfache Hilfsbedürftigkeit mich gar nicht mehr davon überzeugen kann, ich müsse selbst dienstfertig, mitleidig, freigebig, helfend gegen Andre sein? daß keine Erfahrung mich mehr lehren kann, ich müsse friedfertig, bescheiden, gerecht, aufrichtig, treu, dankbar, liebevoll sein? und ich müsse kein Dieb, kein Fälscher, kein Verläumder, kein Betrüger, kein Zänker u. s. w. in der Gesellschaft sein, wenn ich selbst leben und gute Tage sehen wolle? oder, wenn mein eignes Verlangen nach Zufriedenheit und Glück befriedigt werden solle? — Wenn ohne Gott, oder, welches einerlei ist, ohne Religion, keine Menschenliebe statt findet, so kann also wohl kein Samariter sich, als bloßer Mensch, eines unter die Mörder gefallenen Juden jammern und durch das bloße Gefühl der Menschheit sich zur thätigen Hülfe gegen denselben bewegen lassen? und so wird es hingegen wohl einem Priester und Leviten unmöglich sein, vor ihrem unglücklichen Glaubensgenossen gleichgültig vorübergehen zu können? Sei sie immer nur Gleichniß, diese Geschichte, so bietet doch die alltägliche Erfahrung immer noch Beispiele und Beweise von der darin enthaltenen Wahrheit an: daß gar nicht die Religion oder der Glaube an einen besondern Gott es sei, welcher thätige Menschenliebe hervorbringe und zur unmittelbaren Folge habe! nein; sondern, daß die wahre Menschenliebe die reine Wirkung der natürlichen Moral, oder, unsers Selbstgefühls, unsrer natürlichen Empfindungen, unsrer Vernunft, und unsrer gesammelten Erfahrungen sei! Und wenn nach Herrn Mendelsohns Schlußart also da, wo am meisten Religion gefunden wird, auch die meiste Menschenliebe wohnen muß: so wird dem zufolge wohl die jüdische Religion die reichste Quelle der zärtlichsten Menschenliebe sein müssen? — Nun wahrhaftig! Dem Himmel sei die Menschenliebe geklagt, zu deren Beweifung der Glaube an den Jehova seine Befenner auffordert! „Du sollst denen, die andern Göttern dienen, nicht die mindeste Gunst beweisen, dich mit ihnen nicht

befreunden, ihnen kein Glück oder Gutes wünschen, dein Lebelang, ewiglich! Du sollst sie vielmehr auszurotten und zu vertilgen suchen! Alle Arten der Ungerechtigkeit, des Stehlens und Raubens, sind dir gegen sie erlaubt! Ja selbst deines Bruders, deines eignen Kindes, des Weibes in deinen Armen, des Freundes der dir ist, wie dein Herz, sollst du nicht schonen, dich seiner nicht erbarmen, sondern sollst ihn erwürgen, und deine Hand die erste zur Ermordung über ihn sein lassen, so bald er auch nur heimlich ein Wörtchen von fremden Göttern fallen läßt. — — Das ist mir eine Menschenliebe, wie sie die Religion geben kann, wenn sie recht Religion ist! — — Nimmer und in Ewigkeit soll ihr auch nur der mindeste Eingang in mein Herz verstattet werden! — Nein, ich mag nicht von der Religion lernen, wie ich meinen Nächsten lieben, und Menschenfreund sein solle? Ich will es einzig und allein von der Natur lernen!

„Ohne künftiges Leben,“ sagt Mendelssohn ferner, „ist Menschenliebe, Schwachheit!“ Hierauf antworte ich: daß ich die Fortdauer des Menschen nach dem Tode keineswegs leugne. Aber diese Hoffnung beruhet bei mir nicht auf Gründen der Religion; denn hier wäre sie auf Sand gebaut! sondern auf Gründen, die mir die Natur darbietet, und aus welchen sie die Vernunft durch die sichersten und analogischen Schlüsse herleitet.

1) Es sind das ganz verschiedene Dinge, die nichts mit einander gemein haben und gar nicht zusammen gehören, nämlich: die Phantome verwerfen, welche sich die Phantasten der Menschen vom zureichenden Grunde machen und ausbilden, und die sie unter dem Namen von Gottheiten verehren! und, — die Fortdauer des Menschen nach dem Tode leugnen! Der Atheismus bezieht sich, sowohl dem Wort- als Sachverstande nach, lediglich auf Jenes. Er faßt bloß die Leugnung und Verwerfung jener Gottheits-Phantome in sich: keineswegs aber begreift er auch die Leugnung und Verwerfung der Hoffnung der Unsterblichkeit des Menschen selbst in sich. Ein andres ist ja: wenn von der Beschaffenheit meines zureichenden Grundes die Rede ist! ein andres: wenn von mir selbst, und von meinem gegenwärtigen und künftigen Dasein gesprochen wird. Es ist wahrer Unverstand, diese himmelweit von einander verschiedenen Dinge, mit einander zu verwechseln und in eins zusammen zu kneten!

2) Diesem, was eben gesagt ist, zufolge, kann es Atheisten geben, die zugleich, neben ihrem Atheismus, auch die Fortdauer des Menschen

nach dem Tode leugnen! Es kann aber auch Religionsbekenner geben, die, neben ihrer Religion, die Hoffnung der Unsterblichkeit verwerfen!

Wenn ein Atheist an der Fortdauer des Menschen nach dem Tode zweifelt, oder sie gar verwirft: so ist dies eine besondere, zu seinem Atheismus hinzugekommene Meinung bei ihm, die gar nicht aus seinem Atheismus floß, sondern die nur als eine ganz fremde und ihm gar nicht verwandte Meinung, sich neben demselben, in einem und eben demselben Kopfe einquartirte.

So freimüthig und unzweideutig ich mich nun auch schon selbst für die Hoffnung eines künftigen Lebens erkläre und bekenne, so theuer und werth mir diese selige Lehre auch ist, und so viele allgemeine Ermunterungen sie auch für mich mit sich führt, hier im Gutes thun nach meiner besten Erkenntniß nicht müde zu werden, die Schwierigkeiten, welche mir auf dem Wege der Rechtschaffenheit aufstoßen, mit standhaften Muth zu überwinden, und in guten, meinen Nebenmenschen nützlichen Handlungen so reichlich, als möglich, zu säen, damit ich auch dort reichlich erndten möge: so beucht mich doch, daß es zu weit gegangen sei, wenn man annehmen wolle, daß jene Hoffnung der eigentliche stärkste Hauptbewegungsgrund sei, der einen Menschen zur Uebung der Rechtschaffenheit und zu einer würdigen vernünftigen Aufführung in der hiesigen menschlichen Gesellschaft nur erwecken könne! — Es ist unleugbar: Das Gegenwärtige, das auf unsre Sinne wirkt, hat überall eine stärkere Kraft, uns zu reizen und zu bewegen, als das, was künftig ist, und sich uns nur aus einer dunkeln Ferne her zeigt! Und man gebe nur genau auf sich selbst Acht, so wird man finden, daß, wenn man auch noch so sehr gewohnt ist, sich mit den frohen Aussichten in die Zukunft oft zu unterhalten und zu ermuntern, diese Betrachtungen doch eigentlich nur mehr Quelle der Beruhigung, des Trostes, und der stillen Freude für uns sind, als daß sie uns bei den, im gemeinen Leben vorkommenden Gelegenheiten, wo wir zu handeln haben, und bei den einzelnen Entschliefungen, die wir fassen, zum eigentlichen, nächsten und unmittelbaren Bewegungsgrunde dienen sollten. Nein, nach den gegenwärtigen Umständen und nach der vorhandenen äußerlichen Lage, in welcher wir uns jedesmal mit unsrer Entschliefungs- und Handlungsfähigkeit befinden, und so, wie unsre Sinne, diese Umstände und diese Lage, unserm Verstande und unsrer Vernunft angeben, diese Vernunft auch unsre alten, schon gesammelten Erfahrungen dabei zu Rathe ziehen kann; darnach, sage ich, erfolgen insgemein und natürlich unsre Entschliefungen und

Handlungen, ohne alle Rücksicht, die wir etwa dabei auf ein künftiges Leben nach dem Tode nähmen! Und wenn dieser letztere Gedanke ja bisweilen hinzu kommt, so kommt er doch insgemein zu spät, um noch eigentlicher Bewegungsgrund sein zu können! kommt gemeiniglich hinterher, wenn die Entschliesung schon gefaßt, und vielleicht die ganze Handlung schon vollbracht ist! Es würde auch eine ganz wunderbare, und ich möchte fast sagen, abenteuerliche Bewandniß mit dem Menschen haben, wenn er hier in der gegenwärtigen Gesellschaft und Verbindung leben und handeln sollte, die Triebfedern aber, die ihn handelnd machten, in einer ganz andern Welt und Verbindung der Dinge statt fänden? wenn die Maschine hier sein und die Gewichte, durch welche sie in Bewegung gesetzt werden könnte und müßte, in einem ganz andern Zusammenhange der Dinge, in einem ganz andern künftigen Zustande vorhanden und zu suchen wären. Man kann sich auch bei jedem vorkommenden Falle, wo der Mensch sich entschließen und handeln soll, durch die schwächste Ueberlegung überzeugen: daß es jene Bewandniß mit dem Menschen gar nicht haben könne und daß die Erwartung eines künftigen Lebens wohl ein allgemeiner, und eben darum weniger kräftiger, niemals aber ein besondrer, nächster, und unmittelbarer Bewegungsgrund zu irgend einer einzelnen, speciellen, vernünftigen Entschliesung und Handlung für den Menschen sein könne. Ich will es an einem Beispiele zeigen: Ich halte mich z. B. überzeugt, daß, wenn ich ein würdiger, mithin auch glücklicher Bürger der dortigen Gesellschaft dereinst werden wolle, ich mich hier schon möglichst befließen müsse, mich als einen würdigen Bürger der gegenwärtigen Gesellschaft aufzuführen. Allein wie wende ich diesen allgemeinen Grundsatz nun bei den einzelnen Handlungsarten, die ich hier zu üben habe, an? Müssen mir hier nun nicht meine Sinne, meine Vernunft, meine Natur, die Naturen andrer Menschen und Dinge, die ich kennen lerne, und alle meine menschlichen Erfahrungen, die ich mache, müssen mir, sage ich, diese Dinge nicht die eigentlichen Lehrmeister sein, die mich unterrichten, was, und wie ich zu handeln habe, um ein guter Bürger dieser Gesellschaft zu sein? Und gesetzt, ich fände weder in meiner menschlichen Natur, noch in denen Dingen, die hier von außen auf meine Sinne Eindrücke machen, keine Warnungen wider die Laster der Trunkenheit, der Unmäßigkeit, der zügellosen Ausschweifungen in der Wollust, oder der Ungerechtigkeit, der Falschheit, des Betruges, der Verleumdung, der Hartherzigkeit u. s. w. wider meinen Nächsten? würde jener allgemeine Grundsatz von einem künftigen Leben

alsbenn wohl das kräftige Motiv sein können, mich dieser Laster zu enthalten und der entgegengesetzten Tugenden zu befeißigen? Kann sich das Jemand, der auch nur des schwächsten Nachdenkens fähig ist, einbilden? — Nein, wo die Motive aus dem gegenwärtigen Leben für einen Menschen keine Kraft haben; da werden die aus einem künftigen Zustande nach dem Tode hergenommenen vollends nichts vermögen!

Herrn Mendelssohns fernere Beschuldigungen gegen den Atheismus lassen sich noch in folgende Sätze zusammendrängen:

1) Ein bündiger Atheist müsse Alles aus Eigennuß thun.

2) Die Dhyngötterei sei die eigentliche Quelle alles Fanatismus: wenigstens sei es zweifelhaft, ob bei Religionsbekennern der Fanatismus ohne innere Dhyngötterei wüthend werden könnte?

3) Herr Mendelssohn weiß offenbare Atheisten nachzuweisen, die mit Wuth und Verfolgung ihre Lehre auszubreiten gesucht hätten.

4) Ein Atheist sei ein Mensch, der Alles fürchtet, nur keinen Gott.

Was den ersten Satz betrifft: Ein bündiger Atheist müsse Alles aus Eigennuß thun, so frage ich den Herrn Mendelssohn: ob irgend ein Mensch, ein Thier, oder ein Wesen, es sei, welches es wolle, sich regen und bewegen, oder irgend eine Entschließung fassen, oder die aller kleinste Handlung unternehmen könne, anders, als aus dem Triebe der Selbstliebe oder des Eigennußes? Wenn eine Pflanze sich unter den übrigen Pflanzen Platz zu machen sucht; wenn sich ihre saugenden Gefäße öffnen, um aus der Luft und Erde Nahrungsäfte an sich zu ziehen, wenn ein Vogel den einen Baum verläßt, und nach einem andern hinfliegt, wenn der Mensch Hand oder Fuß bewegt, die kleinste Entschließung faßt, irgend eine Handlung übt, hier erwählt, dort verwirft: liegen nicht überall bei diesen Bewegungen und Veränderungen, die diese und alle übrigen Wesen, es sei mit Bewußtsein, oder ohne Bewußtsein, an sich bewilligen, liegen, sage ich, dabei nicht überall die Gesetze der Selbstliebe oder des Eigennußes zum Grunde? Ist der Gewinn irgend eines Vortheils nicht bei allen Regungen, Bewegungen, Bestrebungen und Handlungen aller Wesen die eigentliche wahre Absicht, und der einzige Zweck? Selbst die Aufopferungen, welche ein Mensch für Andre macht, wenn sie auch noch so sehr Verleugnungen seines Eigennußes zu sein scheinen! alle Wirkungen und Handlungen des Wohlwollens und der Gütigkeit, stammen sie nicht im Grunde aus der eigennüßigen Absicht bei dem Menschen her, sich ein Vergnügen machen, und seine eigene Zufriedenheit dadurch schaffen zu wollen? Selbst alle Religionsübungen,

welcherlei sie nur sein mögen, werden sie nicht alle aus Eigennuz unternommen, und abgewartet? — Warum geht Herr Mendelsohn in den Tempel? warum betet er? warum feiert er seinem Jehova zu Ehren Festtage? warum setzt er sich, wenn es das Gebot so haben will, auf einen Aschenhaufen? warum wartet er mit Genauigkeit seine Religionsgebräuche ab? warum anders, als, um seinen Jehova bei guter Laune über sich zu erhalten? um dessen Zorn zu verhüten, und sich seines segnenden Wohlgefallens würdig zu machen? — Wenn Herr Mendelsohn die Ueberzeugung hätte, daß er von dem Jehova im mindesten weder etwas zu fürchten, noch zu hoffen habe, würde er noch wohl geneigt sein, sich auch nur mit einem einfachen Kopfnicken scinetwegen zu incommodiren? Hat also das ganze Gebäude seiner Religionsübungen etwas anderes als den Eigennuz zur Schwelle? Oder, wenn etwa Herr Mendelsohn, wie es jedoch nicht den Schein hat, heller Philosoph genug sein sollte, sich in seinem Herzen über den ganzen Religionskram hinwegzusetzen, es aber doch, um der Verbindungen mit seinen Brüdern willen, für gut fände, sich den äußerlichen Schein eines echten Juden vor ihren Augen zu bewahren, wäre auch das alsdann nicht wieder Eigennuz? — Kurz, Herr Mendelsohn soll ewiglich diejenige Entscheidung und Handlung nicht zu nennen oder anzugeben im Stande sein, die irgend ein Mensch anders, als aus dem Bewegungsgrunde des Eigennuzes fassen oder üben könnte. Die Sache ist unmöglich, weil die Selbstliebe die einzige nur mögliche Triebfeder aller unsrer Handlungen ist. Hieraus ergiebt sich aber auch schon überhaupt, wie unphilosophisch seine obige Behauptung sei, insofern er dem Atheisten über den Eigennuz eine Beschuldigung machen will. Herr Mendelsohn hätte sich gar nicht in das moralische Fach einlassen sollen, da es ihm sogar an den allerersten Elementarbegriffen zur Beurtheilung des handelnden Menschen fehlt.

Allein, vielleicht nimmt er das Wort Eigennuz im engsten Verstande: wo es die Gesinnung eines Menschen bezeichnet, der bei seinen Handlungen nur bloß seinen unmittelbaren Privatvorthell dergestalt zur Absicht zu haben pflegt, daß er sich auch bei vorkommenden Fällen kein Bedenken daraus macht, demselben das allgemeine Beste der Gesellschaft aufzuopfern? — Gut! so frage ich ihn; wo stammt diese Gesinnung bei einem solchen Menschen her? Offenbar doch einzig und allein aus den eingeschränkten Begriffen und Kenntnissen, die ein solcher Mensch alsdann von seinem Glücke, oder von demjenigen hat, was mehr, und

was weniger seinen Wohlstand befördert? Es bleibt immer richtig: Eigennuß ist bei allen Handlungen der Menschen, die wahre einzige Absicht und der einzige Bewegungsgrund, der sie nur zu Handlungen antreiben kann! Aber nun kommt es darauf an: ob? und wo der Mensch seinen größern Vorthell sieht?

Meint nun Herr Mendelsohn, ein Atheist greife immer nur nach dem nächsten Vorthell, so heißt das mit andern Worten: Ein bündiger Atheist sei allemal ein dummer Teufel! — Und so wird also wohl der theologische Glaube den Menschen klug machen? und der größte Gläubige, oder, der den meisten Aberglauben in seinem Kopfe beherbergen kann, der größte Philosoph sein? — O, des philosophischen Mendelsohns!!!

Die zweite Beschuldigung war: Die Ohngötterei sei die eigentliche Quelle alles, besonders, des wüthenden Fanatismus. — Was mag doch Herr Mendelsohn für einen Begriff vom Fanatismus haben? Das Wort kommt her von fanum, ein Göttertempel: und bedeutet den Eifer, mit welchem Jemand seiner Götterlehre oder Theologie und seinem Religionsysteme anhängt, es vertheidigt, es allein gehuldigt und dagegen alle anders denkenden Menschen mit ihren Meinungen verbannt wissen will. — Nun möchte ich in aller Welt wissen, wie der bündige Atheist, der gar keine bestimmte Gottheit hat, und anbetet, dennoch für dieselbe eifern, und von dem Feuer des Fanatismus für die Ehre eines Dinges entbrannt sein könne, dessen Existenz er leugnet?

Gerade die jüdische Religion ist, wie schon gezeigt worden, die Quelle des Fanatismus. Und der Grund davon liegt in den jüdischen Religionslehresagen selbst. Nach derselben ist die Gnade Gottes ein bloßes Familien-Vermächtniß, das dem Abraham und seinem Saamen ausschließungsweise gestiftet und versichert worden ist. (5. Mos. 7, 6.) Daher ergiebt sich von selbst, daß das Bestreben, Proselyten zu machen, nie im Ernste wahre Absicht und wirkliches Geschäft bei den Juden werden könne! Ich, der ich nicht aus jüdischem Blute entsprossen bin, mag noch so feierlich zum Judenthume übertreten wollen, so kann ich doch nie ein echter Jude und Erbe des Abrahamitischen Segens werden: weil diese Möglichkeit schon durch meine Geburt verschüttet ist, und ich nun hinterher nicht mehr in den Saamen Abrahams zurückgepflanzt werden kann. Aus diesem Grunde, weil die Gnade Gottes bloß ein Familien-Vermächtniß und Fidei-Commis für die Juden ist: so verbietet ihnen ihre Religion auch ausdrücklich, sich mit keinen andern Völkern

zu befreunden; sich nicht durch Heirathen mit ihnen zu vermischen; sondern diese, als von Gott verworfene und verstoßene Menschen, als geborne Feinde desselben anzusehen; ihnen nicht die mindeste Gunst zu erweisen; ihnen nicht einmal Gutes oder Glück zu wünschen ihr Lebenslang, ewiglich: ja vielmehr, wo sie der Herr in die Hände geben würde, d. h. wo sie sie übermannen könnten, sie auszurotten und zu vertilgen. (5. Mos. 7.) Wenn also die echte jüdische Religion, so, wie sie in dem mosaischen Documente begründet ist, genommen wird: so muß ihr Fanatismus der allerwüthendste und grausamste bleiben, weil er bloß auf die Geburt sieht! und wenn diese nicht echt jüdisch ist, sich auf keine andern Bedingungen und Friedensvorschläge mit andern Religionsbekennern einlassen, oder ihnen das mindeste Gehör geben darf: Da hingegen nach dem Glauben der Christen und anderer Religionsbekenner die Gnade Gottes ein allgemeiner Schatz ist, zu dessen Gewinn einem jeden Menschen ohne Ansehen der Person der Zutritt durch die Annahme des von ihnen empfohlenen Religionsbekenntnisses offen stehe! Within kann sich ihr verfolgender Fanatismus auch eigentlich nur bis auf die Herausziehung eines andern Glaubenden zu ihrem angeblich allein seligmachenden Glauben erstrecken. Ist dieser Zweck erreicht, so ist jener gemeiniglich auch besänftigt und befriedigt: wenigstens liegt in ihren Religionsfägen doch kein ausdrücklicher Befehl oder Bewegungsgrund, die Wuth gegen einen fremden Religionsbekenner, oder andern Denkenden, weiter zu treiben! Aber bei dem jüdischen Fanatismus, sage ich, kann bloß und allein die Abstammung von Abraham, Gnade vor seinen Augen finden! Hier ist und bleibt allein die äußere stärkere Macht, die ihm andre Religionsbekenner entgegen zu setzen vermögen, das einzige Mittel, ihn in Zaum und Zügel zu halten. Und hierin liegt auch der wahre Grund, warum seit der Zerstörung Jerusalems alle Nationen des Erdbodens, ohne ausdrückliche Verabredung, dennoch so einmüthig die Maxime angenommen haben und ihr bis auf den heutigen Tag folgen und folgen müssen: die unter ihnen lebenden Juden nicht empor kommen zu lassen, sondern ihre bürgerliche Freiheit eingeschränkt, und die Flügel, wie man zu reden pflegt, ihnen immer beschnitten zu halten; damit sie selbst von ihnen nur nichts zu fürchten haben mögen. Ich will es gern zugeben, daß es viele Juden von so edlem, rechtschaffenem, und menschenfreundlichem Gemüthscharakter gebe, der es ihnen nie erlaubt, der Stimme ihrer Religion gehorsam zu sein, die sie durchaus zum Menschenhaß auffordert: und ich bedaure diese Edlen und Gutgesinnten von

ganzem Herzen, daß sie, der Rechtschaffenheit ihres Herzens und Wandels ohngeachtet, dennoch das drückende Joch mit tragen müssen, das alle Staaten auf die ganze jüdische Nation, um der menschenfeindlichen Religion willen, die sie bekennen, legen und halten zu müssen, gezwungen sind. Ja es thut mir um die ganze jüdische Nation ohne Ausnahme leid, daß sie in der unglücklichen Lage ist, in einer Religion geboren zu werden, die ihre Bekenner allen übrigen Menschen nothwendig verdächtig machen muß; die Diese durchaus zur Vorsicht und Vorkehrung nöthiger Sicherheitsanstalten wider Jene auffordert; die es also leider hindert, daß Jene von Diesen nie, mit Vertrauen und Zuversicht, als gleiche Mitbürger angenommen, und zum Genuß gleichmäßiger gesellschaftlicher Rechte zugelassen werden könne. Ganz gewiß würden auch selbst die lasterhaften Juden nie der Abschaum geworden sein, wenn ihre Geburt sie mit einer bessern Religion zusammengebracht hätte! Allein, da die Sache mit ihrer Religion nun einmal so steht, wie sie steht, so mag man nicht nur überhaupt gegen die ganze jüdische Nation so menschenfreundlich denken, als man wolle; sondern auch in einzelnen Fällen diesen und jenen einzelnen Juden in seinen edlen und redlichen Gesinnungen und Handlungen tausendmal vorzüglicher finden, als viele Christen und andre Religionsbekenner: so muß man doch eingestehen, daß, so lange sie Anhänger und Bekenner einer so menschenfeindlichen Religion sind und bleiben, diese sie andern Menschen schlechterdings verdächtig machen und halten müsse! und daß ein williges, vernünftiges Zutrauen der andern Bürger zu ihnen, um jenes Grundes willen, platterdings unmöglich sei!

Die Juden beweisen einen ungemessenen Nationalstolz durch die eifersüchtige Sorgfalt, die sie anwenden, um die alte Scheidewand, welche Moses zwischen ihnen und allen andern Menschenfamilien gezogen hat, immer noch unverlezt zu erhalten! Welcher Jude wird sich z. B. entschließen, sich mit einer Christen-Tochter in ein öffentliches Ehebündniß einzulassen? Und gesetzt auch, daß diese die jüdische Religion annehmen wollte, würde sie geduldet werden? Welche Verfolgungen würden sich von Seiten der Juden ergeben? Und doch könnte diese ganze Nation allem Druck, den sie leidet, mit einemmale ein Ende machen, wenn sie nur von ihrer Seite so willfährig wäre, die äußerliche Scheidewand wegzuworfen, als die Christen dies von ihrer Seite zu thun, von langen Zeiten her schon versucht haben und noch versuchen! Und worauf gründet sich nun dieser jüdische Nationalstolz? Er muß

doch etwas für sich zu haben glauben, das ihn für alle Bedrückungen und für alle gegenseitige Verachtung, die er leidet, entschädige? Von Seiten der menschlichen Natur kann er keine Vorzüge behaupten. Denn diese ist allen Menschen gemein. Aber, der alte Religionswahn, daß die jüdische Nation die Kinder des Reichs, und das von Gott besonders erwählte Volk sei! macht ihnen alle übrigen Völker in ihren Augen verächtlich und geringschätzig. Denn jener Wahn ihrer privaten Erwählung ist von dem menschenfeindlichen Gedanken der geschenehen Verwerfung aller übrigen Völker unzertrennlich und im Grunde ein und eben derselbe Gedanke. Bleibt aber dieser Gedanke bei ihnen stehen, so können die andern Nationen nimmermehr den Juden trauen. Jene müssen Diesen, um ihrer eignen Sicherheit willen, die Hände gebunden halten:

Warum bestehen sie darauf, ein abgesondertes Volk bleiben zu wollen, das sich mit keinem andern Volke, das seine Abstammung nicht von Abraham herrechnen kann, vermischen mag? Warum wollen sie es nicht zugeben, daß ihre Nation, mit den eigentlichen Bürgern des Landes durch gegenseitige Verheirathungen zu einer Familie zusammenschmelze? Warum wollen sie uns nicht den mindesten Theil an ihrem Abrahamitischen Segen nehmen lassen, und gleichwohl verlangen, daß wir ihnen an unserm gesellschaftlichen Segen gleichen Antheil mit uns bewilligen sollen? Warum wollen sie einen besondern Staat im Staate ausmachen? Macht sie ein solches Begehren nicht offenbar verdächtig? und wäre es nicht wahre Unvorsichtigkeit, wenn die eigentlichen Bürger ihnen eine so verdächtige Prätension bewilligten, und dadurch ihre ganze Sicherheit aufs Spiel setzten? — Kurz und gut: So lange die Juden mit andern Menschen nicht eine Familie werden wollen: so lange beweisen sie dadurch, daß sie wider andre Menschen etwas haben, daß ihnen diese in ihren Augen verächtlich und wohl gar verabscheuungswürdig sind! und so lange ist es unmöglich, daß ihnen Diese trauen könnten.

Nun treffen wir auf die allerliebste Erklärung, die Herr Mendelssohn von einem Atheisten angiebt. Was ist ein Atheist für ein Ding? — Wer Ohren hat, zu hören; der höre! — Ein Atheist ist ein Wütherich, der Alles fürchtet, nur keinen Gott! — Hat man jemals, so lange die Welt steht, einen solchen monströsen Begriff in rerum natura realisirt gesehen? Wie mag ein solches Geschöpf aussehen, das sich zwar vor keinem unsichtbaren Gott, aber außer diesem vor allem fürchtet, was auf seine Sinne Eindrücke macht? ein Geschöpf, das also von

dieser unbegrenzten Furcht getrieben, sich in einer ewigen Flucht vor Allem, was außer Gott da ist, befinden muß? das, wenn es noch eines Wunsches fähig ist, keinen andern haben kann, als den: aus der Welt, diesem Inbegriff lauter ihm furchtbarer Dinge, herausfliehen zu können! und das, wenn es auch ein solches Loch aus der Welt hinausfände, alsdann doch noch die Furcht vor sich selbst mitnähme, und dem schreckenden Bewußtsein seines eignen Daseins nicht entfliehen könnte? Und wenn man sich diesen Hasen aller Hasen, der sich sogar vor sich selbst fürchtet, zugleich als einen Wütherich, und als von schrecklichem Eifer beseelt, vorstellen soll, kommt alsdann nicht ein wahres Absurdum heraus? Dies Un Ding soll ein Wütherich gegen die Unschuld sein? — Also fürchtet es wohl die Unschuld nicht? — Und doch soll es Alles fürchten! — Also ist die Unschuld, von der Herr Mendelssohn spricht, auch wohl ein Un Ding? — Doch, wer mag das verhedberte Zeug auseinander wickeln? Ich verstehe das Rauberwelsch nicht, und weiß in der Theorie von den Undingen, und ihren gegenseitigen Verhältnissen untereinander, nicht Bescheid. — Indessen kann ich doch nicht umhin, ihm wenigstens eine, aus der alltäglichen Erfahrung hergenommene Frage vorzulegen. Woher kommt es denn, daß es unter seinem Volke sowohl, als unter andern Religionsbekennern, so unzählig viele giebt, die von Jugend auf in der Lehre von Gott unterrichtet sind, und es steif und fest glauben, daß dieser Gott sie sehe, höre, und umgebe; und die gleichwohl durch diesen Glauben im mindesten nicht zurückgehalten werden, wenn sie gesonnen sind, ihre unartigen Lüste zu befriedigen, und unedle Handlungen zu begehen? Sie gehen fleißig in die Tempel, und hören von der Strafgerechtigkeit des Himmels predigen; kehren aus denselben geradewegs zu ihren Lastern der Ungerechtigkeiten und Betrügereien im Handel und Wandel, zur Befriedigung ihrer Leidenschaften des Ehrgeizes, der Habsucht, des Hasses, der Rache, der Unzucht u. s. w. zurück. Was vermag also die Furcht vor Gott, die ihnen ihr Glaube predigt, bei ihnen? Die Buhlerin glaubt einen Gott, vor dem man sich fürchten müßte; und fährt, mit aller Gottesfurcht, in ihren Ausschweifungen ununterbrochen fort. Der Dieb und Räuber zweifelt nicht daran, daß Gott ihn sehe; und daß dieser Gott hier und dort strafen könne: — ist er aber nur sicher, daß kein Mensch ihn sehe; so stört ihn im übrigen sein Glaube an Gott und die Furcht vor demselben, in seinem Unternehmen auch nicht. Der betrüglische Handelsmann wartet seinen Gottesdienst fleißig ab, und bekennet es, daß Gott gerecht sei, und vor seinen Augen keine

Sünde verborgen bleiben könne; bemohngeachtet läßt er keine Gelegenheit, wo er seinen Nächsten verworthellen kann, ungenutzt vorübergehen. Der Stolze, der Ehrgeizige, der Rachgierige, der Verleumber, u. s. w. sind doch mehrentheils keine Atheisten?! Sie glauben alle, daß man Gott fürchten müsse; — und fröhnen bei aller ihrer Rechtgläubigkeit und Gottesfurcht, ungestört ihren Lüsten? Ist das nicht die alltägliche laute Erfahrung? — Was für Kraft hat also die Furcht vor einem Gott, die Menschen von Vergehungen abzuhalten? wie will denn also Herr Mendelsohn sein Urtheil rechtfertigen: daß ein Mensch, auf den gegenwärtige und sichtbare Dinge mehr Eindruck machen, als die Vorstellung eines unsichtbaren verborgenen Gottes; der mehr die ihm vor Augen liegenden Gefahren scheue, als die entfernten Strafgerichte des Himmels; daß ein solcher Mensch der allergefährlichste und zu allen Bosheiten fähigste Mensch sei? — Zum Beschluß will ich noch ein paar Anmerkungen hinzufügen:

a) die erste soll einen unmaßgeblichen Vorschlag für diejenigen aus dem Hause Jacob enthalten, welche etwa, über die unangenehme Lage, in welcher sie sich zeither gegen die eigentlichen Bürger des Staats befunden, schon längst mißvergnügt, gern an ihrer Seite die Scheidewand wegwerfen, und treue, redliche Bürger des Staats werden möchten; wenn sie nur nicht gezwungen würden, bei ihrer Losagung von der jüdischen Religion auch nothwendig eine von den herrschenden Religionen der Gesellschaft, deren echte Bürger sie werden wollen, annehmen zu müssen? Es giebt gewiß viele Juden, denen ihre jüdische Religion gar nicht ans Herz gewachsen ist; denen die Entsagung derselben gar keine große Ueberwindung kosten möchte; deren Verstand sich Gründe genug gesammelt hat, die sie zu dem Entschluß bestimmen können, die Religion ihrer Väter zu verabschieden: Aber — was sollen sie machen? — Nach der herrschenden Idee, die die Phantasie auf den Thron erhoben hat, soll doch ein jeder Bürger irgend eine Religion haben? und in Deutschland gar, eine von den drei bestimmten und allein privilegirten sogenannten christlichen Religionen! — So viele Gründe nun die Vernünftiger unter den Juden auch haben, ihre jüdische Religion zu verwerfen; so sehr fehlt es ihnen an Gründen, welche ihnen die Annahme einer dieser herrschenden Religionen empfehlen könnten. Die Lage der Sache ist so, daß sie bloß mit der Religion einen Tausch treffen sollen! und hier scheint ihnen keine des Eintauschens werth zu sein. Sie möchten gern die ihrige vertauschen; aber sie möchten sich nicht gern dafür

mit neuen Ungerechtigkeiten beladen. Je mehr ihre Entschlossenheit, mit ihrer alten Religion brechen zu wollen! von einem aufgeklärten Verstande und von einem reifen Nachdenken bei ihnen zeugt, desto weniger will sich dieser aufgeklärte Verstand bequemen, neue Widersprüche, die ihm als Friedensbedingungen vorgelegt werden, zu unterschreiben. Meine Gedanken hierüber sind folgende:

Der Staat hat, wofern man der Stimme der Vernunft, der menschlichen Natur und den angeborenen Rechten der Menschheit Gehör geben will, bei allen Religionsangelegenheiten seiner Bürger eine nur bloß verneinende, keineswegs aber eine bejahende Stimme. Ja selbst, die ganze Absicht des gesellschaftlichen Zusammenlebens der Menschen hat es, wenn sie erreicht werden soll, zur unumgänglich nothwendigen Bedingung, daß sich der Staat in Ansehung der Religion seiner Bürger bloß mit der verneinenden Stimme, die ihm übertragen ist, begnüge; und sich auf keine Weise, auch nicht in der mindesten Aeußerung, eine bejahende Stimme darüber anmaße! weil, wenn dies letztere geschieht, das Glück der Gesellschaft, anstatt gebaut und gefördert zu werden, vielmehr unausbleiblich gewiß verwüstet und zerstört wird! — Ich will mich nun deutlicher erklären, was ich unter der verneinenden und bejahenden Stimme verstehe?

Wenn ich sage: der Staat hat nur bloß eine verneinende Stimme bei der Religion seiner Bürger, so heißt das soviel: der Staat kann diejenigen und solche Religionslehrsätze seinem Bürger verbieten und untersagen, die geradezu Intoleranz und Menschenhaß lehren, Aufruhr predigen, und also wider das Wohl und Glück der Gesellschaft streiten, oder, mit der Grundabsicht, warum Menschen in Gesellschaft zusammen leben, im Widerspruch stehen. Aber diese verneinende Macht hat er auch nur bis so weit, und um keinen Schritt weiter, als das allgemeine Wohl der Gesellschaft, wenn es bestehen soll, diese Verneinung erheischt und erfordert! So lange eine Religionsmeinung von der Art ist, daß das Wohl der Gesellschaft neben ihr bestehen kann: so darf der Staat seine verneinende Stimme nicht wider dieselbe von sich hören lassen, oder die ihm anvertraute Macht zur gewaltsamen Unterdrückung derselben mißbrauchen, weil er von den Bürgern zu keiner Unterjochung ihrer unschuldigen Gewissensfreiheit und zu keiner Uebung eines willkührlichen Gewissenszwanges über sie, bevollmächtigt ist. Die große Absicht, warum Menschen in Gesellschaft leben, nemlich: mit gemeinschaftlichen Händen ihr gemeinschaftliches Glück zu bauen, ist das große Grundge-

seß, dem der befehlende Theil im Staate, so gut unterworfen ist und bleiben muß, als der gehorchende: und Jener muß sich also mit dem Gebrauch der ihm anvertrauten Macht lediglich nach jenem Grundgesetze richten.

Nie und in keinem einzigen Falle aber hat der Staat eine bejahende Stimme über die Religion seiner Bürger! d. h. der Staat kann keine positive Religion anbefehlen; kann nicht von dem Bürger fordern: so, oder so, solle er sich die Gottheit vorstellen! diese, oder jene Religionsmeinung solle er haben, annehmen, bekennen und lehren u. s. w. ja der Staat kann überhaupt dem Bürger nicht befehlen, daß dieser irgend eine Religion haben solle! Denn der Staat hat bloß auf das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft zu sehen, und kann nur von dem Bürger fordern, daß er ein solches Verhalten beobachte, das diesem allgemeinen Wohl zuträglich sei. Und zu einem solchen vernünftigen Verhalten in der Gesellschaft liefert die natürliche Vernunftsmoral die Regeln. Mit dieser hat es also der Staat zu thun. Die Religion hingegen bezieht sich bloß auf Gottesverehrungen, und lehrt eigentlich nicht, wie sich der Mensch in der Gesellschaft? sondern, wie er sich gegen die Gottheit zu verhalten habe? — Die Gottheit, und die menschliche Gesellschaft aber sind zwei ganz verschiedne Dinge. Kommt nun die Theorie, die sich Jemand von der Gottheit macht, oder sein Religionsystem, dem Wohl der Gesellschaft, deren Bürger er ist, nicht in die Quere; hat und bekennet er keine Religionsmeinung, welche mit den Pflichten, die er in der Gesellschaft zu beobachten hat, im Widerspruch stehen; ist seine Religion mit seinen Bürgerpflichten verträglich: so muß, so lange diese Bedingung dauert, es übrigens durchaus seiner eigenen Gewissensfreiheit überlassen bleiben, welche Religionsmeinungen es sein mögen, die er für wahr hält? — Denn der Staat ist an ihm befriedigt! — Will dieser nicht da, wo er kein Interesse hat, mit willkürlicher tyrannischer Gewalt über die Gewissensfreiheit seiner Bürger herrschen: so muß er ihre Religion unangetastet lassen, so lange er sie von einer Seite unschuldig findet, und darf die Annehmung keiner andern von dem Bürger mit Gewalt fordern. Sagt nur ein Bürger: ich kann mir gar keine nähere Vorstellung von der Gottheit machen; ich weiß nicht was die Gottheit ist? mithin weiß ich auch nicht, wie ich sie auf eine ihr anständige Art verehren soll? ja ich muß daraus, daß sich dieselbe mir völlig unentdeckt gelassen hat, schließen, daß sie kein Gegenstand meiner Dienste und Verehrungen sein wolle: ich kann mich also mit gar keiner Religion befas-

fen. — Aber, ich will als ein treuer und redlicher Bürger der Gesellschaft leben, und hier denen mir obliegenden Pflichten ehrlich nachkommen: so ist der Staat bei diesem Bürger nicht allein ebenfalls mit seinen gerechten Forderungen in Ansehung des bürgerlichen Verhaltens, die er nur an seine Bürger machen darf, befriedigt; sondern noch oben ein viel gesicherter, als bei dem Bürger, der zugleich Religionsbekenner ist. Denn bei Jenem kann er auch sogar der Furcht entübrigt sein, die er in Ansehung des Letztern behalten muß: daß nemlich irgend ein Religionswahn ihn zur Uebertretung einer bürgerlichen Pflicht auch nur verleiten könne; da er gar keine Religion hat!

Diese Grundsätze, deucht mir, sind von so einleuchtender Wahrheit, daß ich nicht sehe, wie ihnen mit Verstand auch nur in einem Worte widersprochen werden könne? Und so würde sich also die obige Frage: wie es diejenigen Juden anzufangen hätten, die ihre Religion wohl verlassen, aber nicht gern zugleich eine andre annehmen wollten, wider die ihr Verstand sich ebenfalls sträubet? von selbst entscheiden lassen. Der Staat hat ja, ihr vom Hause Jacobs! auch in Ansehung eurer Religion keine andre, als nur eine verneinende Stimme! und es ist ihm nicht zu verdenken, daß er diese seine verneinende Macht gegen euch, in Versagung der gesellschaftlichen Rechte und Vortheile geltend macht! Da es am Tage liegt, daß eure Religionsätze dem Wohl der Gesellschaft widersprechen. — Sagt euch von eurer Religion los! so ist der Staat befriedigt. Ob ihr dann an jener Statt eine andre Religion, wider die der Staat nichts einwendet, annimmt? oder, ob ihr gar keine Religion weiter bekennen, sondern bloß der natürlichen Vernunftsmoral in Beobachtung aller gesellschaftlichen Pflichten gemäß leben wollet? das kann und muß dem Staate gleichgültig sein; und bleibt, den unverletzlichen Rechten der Menschheit zufolge, lediglich eurer eignen Gewissensfreiheit überlassen! Es kommt bloß auf die Wegräumung eines Hindernisses, und nicht auf die Hinstellung einer neuen Sache an! Und jenes Hinderniß ist eure Religion! Fällt diese dahin: so fallen die Ursachen eurer Absonderung von den übrigen Bürgern zugleich mit hinweg; so werdet ihr weiter keinen Zweifel und Anstoß darin finden, euch bei vorkommenden Gelegenheiten durch Verheirathungen mit andern Bürgern zu vermischen, und euch zur Tragung gleicher Lasten in Friedens- und Kriegszeiten mit ihnen zu verbinden. Und geschieht dies; bequemet ihr euch an eurer Seite, echte treue Bürger der Gesellschaft und mit den übrigen Bürgern eine einzige große Familie zu sein! so

wird sich kein gesitteter Staat der handgreiflichen Ungerechtigkeit schuldig machen, auch bei dieser Verfassung curer Existenz in der Gesellschaft fernhin die gleichmäßige Theilnehmung an allen gesellschaftlichen Vortheilen und Rechten, gleich den ursprünglichen Bürgern, zu versagen!

Allein, möchtet ihr sagen, gewisse politische Anordnungen im Staate haben sich mit einigen Religionsgebräuchen der herrschenden Kirchen schon so vermischt und vermengt, und hängen so genau an einander, daß, wenn wir uns jenen unterwerfen wollten, wir diesen zugleich werden mit hulbigen sollen? Man nehme z. B. die löbliche Einrichtung mit den Geburtsregistern. Sind diese nicht mit den Taufregistern dieselbigen? Ich antworte hierauf: dem Staate kann an der Tauf-Ceremonie im mindesten nichts gelegen sein. Er gewinnt und verliert nichts dadurch, ob einem Kinde oder erwachsenen Menschen eine Hand voll Wasser über den Kopf gegossen wird, oder nicht? Die Kindtaufe ist ohnehin etwas, das nicht einmal das Vorurtheil des Alterthums für sich hat; sondern als eine spätere Erfindung einer andächtelnden Phantasie, der Geschichte zufolge, angesehen werden muß. Da also dem Staate nur bloß daran gelegen sein muß, zu wissen, welche neue Bürger ihm geboren werden? und mit welchen Kindschaftsrechten diese da sind? so sehe ich nicht ab, was ihn hindern sollte, dem Verlangen derer zu willfahren, die ihre Kinder in die Register der Gebornen eintragen lassen wollten, ohne sie der Tauf-Ceremonie zu unterwerfen, und den bloßen Geburtscheinen dieselbige gerichtliche Kraft zu ertheilen, welche die Taufscheine haben. Ich bin gewiß, daß, wenn nur erst einige Juden bei der Verfassung ihrer jüdischen Religion, diese einfache Einrichtung, der Haltung bloßer Geburtsregister, beim Staate für sich bewirkt hätten, alsdann, ehe man sichs versähe, unzählige Christenfamilien, denen schon längst die Tauf-Ceremonie nicht mehr hat schmecken wollen, auch hinzutreten und diese Einrichtung über ihre Kinder bewilligen würden. Und auch dies würde alsdann ein neues Mittel werden, die bürgerliche Vereinigung derer, die aufgehört hätten, Juden zu sein, mit den alten Bürgern des Staats desto leichter zu befördern. — Auf eine ähnliche Art könnten auch, im Fall bei den Trauungs-Ceremonien sich Irrungen ergeben sollten, diese sehr leicht gehoben werden. — Was aber die Sabbaths-Feier betrifft, so würde ich denen aus dem Judenthume, die ihre Religion verließen, ohne eine neue annehmen zu wollen, rathen, daß, da doch nun ihre Feier des letzten Wochentages mit ihrer Religion zugleich aufhören müßte; und ihnen folglich nun alle Tage der Woche

einen gleichen Werth hätten; sie diejenigen Tage, welche sich die ganze Bürgerschaft des Staats feierte, für sich zu bloßen Ruhetagen machen sollten. Und in der That, gelten sie bei unzähligen Christen für etwas mehreres? — Diese Tage könnten auch angewandt werden, um sich an denselben moralische und allerlei andre wissenschaftliche Vorlesungen halten, und sich in den mancherlei nützlichen Kenntnissen, die man gern haben möchte, und zu denen die gewöhnlichen Berufsgeschäfte in der Woche keine Zeit verstatten, unterrichten zu lassen.

b) In meiner zweiten Anmerkung will ich nur noch denen gutmüthigen Religionslehrern, die vielleicht über die Sachen, von denen in dieser Schrift gehandelt ist, vorher weniger nachgedacht hatten, und sich nunmehr mit ihren Ueberzeugungen und Zweifeln in Verlegenheiten gesetzt sehen, aus denen sie sich nicht zu helfen wissen, den kurzen Rath geben: Macht es, wie Jesus! Es ist euch unbenommen, euch so, wie er that, der bildlichen Vorstellung eines himmlischen Vaters zu bedienen, wenn ihr die Menschen zur Zufriedenheit mit ihren Schicksalen, und zur frohen Erwartung eines immer glücklichen Lebens ermuntern wollt. Schonet mit der Klugheit und Vorsicht, die er übte, der herrschenden Vorurtheile, da, wo sie noch zu mächtig sind; damit durch ungestümes Angreifen derselben nicht das Gute gehindert werde, das ihr sonst noch hättet stiften können. Eifert aber auch nie für Ceremonien-Dienst. Vertraget sowohl den Andächtigen, als auch den, der es nicht ist. Lobt nicht den Einen; scheltet nicht den Andern. Wenn ihr nicht das Herz habt, oder die Umstände es euch nicht erlauben, Glaubenslehren zu bestreiten! so laßt sie wenigstens schlummern. Ueber alles aber laßt es euer unablässiges Geschäft sein, Moral zu lehren! Bei dem gemeinen Mann ist seine ganze Religionskenntniß so durch und durch chaotisch, daß er sich selber nicht die mindeste Rechenschaft darüber geben kann. Es ist ein bloßer Schall von Worten und Redensarten, der ihm immer so und so vor den Ohren geschallt, und an welchem sich also bloß diese gewöhnt haben. Man suche die vorhandene Verwöhnung der Ohren an einen gewissen Mißklang, allmählig durch die Angabe verwandter besserer Töne abzustimmen. Man suche den subjectivischen Glauben erst in die Cur zu nehmen, und lasse den objectivischen so lange stille ruhen, bis jener so weit gebracht ist, daß er anfängt, mit letzterm selbst unzufrieden zu werden. Man wecke die Vernunft des gemeinen Mannes, welche zeither bei dem bloßen Wörterkram hatte schlafen müssen, allmählig durch die Vorlegung solcher Wahrheiten auf, die er auf der Stelle begreifen, einsehen, und

für unwidersprechliche Wahrheiten gelten lassen muß, und bei denen zugleich seine Selbstliebe sich mit ihrem Intresse durchaus verwickelt findet. Alsdann wird diese seinen Verstand immer munterer machen und die Aufmerksamkeit desselben schärfen. Der Lehrer kann hernach, wenn er erst mit seinen Zuhörern auf diesen Zug ist, ihrem Verstande eine Wahrheit nach der andern vorlegen; er wird auf diesem Wege immer ihre Aufmerksamkeit für sich finden. Ja je länger sich ihr Verstand vorher geruht hatte, desto munterer wird er sich nun zeigen; mit desto mehrerer Erwartung und Begierde, mehr zu lernen, werden sie sich nun in den Hörsälen einfinden. Nun lernen sie eigentlich erst ihren Lehrer als Lehrer ansehen und schätzen: weil sie sich ihres Lernens von ihm bewußt werden. Nun werden die neuen Kenntnisse, die sie sich einsammeln, auch ein ihnen angenehmer Gegenstand, von welchem sie sich in ihren Privatgesellschaften und andern Zusammenkünften unterhalten. Ihr Verstand freut sich nun des neuen Vermögens, nunmehr über Sachen urtheilen zu können, von denen sie vorher nichts verstanden: und die Zweifel, auf die er noch stößt, schärfen seine Aufmerksamkeit für die künftigen Gelegenheiten, die ihm weitem Unterricht anbieten. — So, sage ich, ist es eine von der Erfahrung bestätigte Wahrheit, daß der Verstand des gemeinen Mannes, für die Aufnahme besserer Belehrungen dieser Art der fähigste sei: weil die Vorurtheile bei ihm durch nichts unterstützt sind, und nicht den mindesten Schatten von einem Fundamente haben, auf welchem sie ruheten; sondern in einem bloßen Wortschall und leerem Wörterkram bestehen. Eben so begreiflich ist es auch, warum die Theologen die Unbeschnittentsten an Herzen und Ohren sind, sobald von Abdankung falscher Religionsmeinungen die Rede ist. Denn die Phantasie dieser Leute hat zugleich eine Menge von Worten zusammengefettet, die, ihrem Vorgeben nach, die Beweisgründe ihrer göttlichen Wahrheiten sein sollen. Ist nun gleich die Vernunft, und wenn sie sich über diese Arbeit zu Tode quälte, nicht im Stande, die mindeste Beweisraft für sich in diesen angeblichen Gründen zu finden, so dient Jenen dies Wortgeklapper doch wenigstens dazu, um ihre eignen sowohl, als auch die Ohren Andern damit zu betäuben; damit der Widerspruch, den die Vernunft macht, nicht gehört werden möge. Und wer es bedenkt: wie sehr der Eigennuß dieser Leute bei der Erhaltung der Religionsmeinungen seine Rechnung finde, wie ihr ganzes hierarchisches Ansehen darauf beruhe, welche Demüthigung es für den geistlichen Stolz sei, von seiner ganzen hohen Gelehrsamkeit es eingestehen zu sollen,

daß ihr wesentlicher Inhalt ein Traum sei u. s. w. — wer das, sage ich, erwägt, — nun! dem wird es ja begreiflich sein: warum der Stamm Levi seine Stiftshütte mit solcher äußersten Zärtlichkeit und Sorgfalt bewacht? warum er, sobald sich eine Gefahr von ferne zeigt, gleich bereit ist, mit Petro, für seinen Herrn in den Tod zu gehen? jedoch, wenn sie näher kommt, — und der Streit hitzig wird! — auch — allenfalls — davon läuft? — und — sein — Heiligthum — im Stiche — läßt? — — — —

II.

Erweis

des

himmelweiten Unterschiedes

der Moral

von

der Religion!

nebst

genauer Bestimmung der Begriffe

von

Theologie, Religion, Kirche

und

(protestantischer) Hierarchie,

und des Verhältnisses dieser Dinge

zur

Moral und zum Staate.

Von

einem unerschrockenen Wahrheitsfreunde.

Frankfurt und Leipzig, 1788.

Im Eingange dieser Schrift bemerkt Schulz, daß, soviel man auch schon über das Verhältniß der Religion und Kirche zum Staate geschrieben habe, diese Frage doch noch keineswegs ins Reine gebracht worden sei. Die Ursache aller vorhandenen Verwirrung liege offenbar darin, daß die Hauptbegriffe nicht genau, richtig und deutlich genug bestimmt worden seien. Geschehe dies, und habe man dann edle, unparteiische und freimüthige Wahrheitsliebe genug, sich die ganz natürlich und nothwendig sich ergebenden Consequenzen, welche es auch sein mögen, gefallen zu lassen, so könne das Endurtheil über diese, für das Wohl des ganzen Menschengeschlechtes und aller bürgerlichen Gesellschaften desselben auf Erden höchst wichtige Frage unmöglich noch ferner ungewiß und schwankend bleiben.

Zur Hauptuntersuchung selber übergehend bemüht sich Schulz, die einzigen wahren Begriffe, die man von Religion und Theologie haben müsse, aufzufinden. Offenbar, sagt er, sind doch, sowohl dasjenige, was man Theologie, als, was man Religion nennet, Sachen, die ihre Beziehung auf die Gottheit haben? — Hierüber wird Niemand mit mir streiten.

Nun fragt sich aber, was ist Gott? oder, was denkt man sich unter dem Wort Gott? — Auch hier wird mir jeder verständige Leser zustehen, daß, wenn man genau reden will, unter dem Worte Gott nichts anderes und mehreres, als, die Quelle, oder der Ursprung der Welt, oder mit andern Worten, der zureichende Grund vom Dasein der Welt, gemeint und verstanden werde.

Daß die Welt einen zureichenden Grund ihres Daseins habe, und haben müsse, oder, welches einerlei ist, daß ein Gott sei! — ist gewiß noch keinem im Kopfe gesunden Menschen zu leugnen eingefallen. Was nun aber diese Weltquelle, oder die Gottheit, eigentlich sei? worin sie bestehe? was sie für eine Natur und Beschaffenheit habe? ob sie von der Welt verschieden? oder in derselben enthalten sei? u. s. w. — alle diese Fragen sind für uns schlechterdings unbeantwortlich. Unsre Vernunft ist mit allen ihren Urtheilen an die Empfindungen der Sinne gebunden. Wo die Sinne nun nichts empfinden, da kann die Vernunft auch über einen solchen, den Sinnen nie gegenwärtig gewesenen Vorwurf gar nicht urtheilen. Da nun die Gottheit durchaus kein Gegenstand ist, der von unsern Sinnen empfunden werden kann, so weiß auch unsre Vernunft platterdings nicht die kleinste nähere Bestimmung von der Beschaffenheit dieser Gottheit anzugeben: sondern, alles Wahre und

Gewisse aller ihrer Erkenntniß und alles ihres Wissens von Gott, schränkt sich bloß auf den trocknen ganz allgemeinen, und im übrigen ganz unbestimmten Satz ein, zu dessen Annehmung sie sich vermöge ihrer eignen Natur, und zufolge des großen überall herrschenden Gesetzes der Causalität gezwungen sieht: — Das Dasein der Welt muß seine Ursach haben, woraus es stammt! — Im übrigen ist es gleichgültig, ob man statt des Worts Ursach, das Wort, Gott, oder zureichender Grund, oder Weltquelle, oder ein anderes gleichbedeutendes setzt.

Er behaupte, fährt Schulz fort, hiermit gar nichts Neues und Unerhörtes; denn ganz abgesehen davon, daß selbst die Scharfsinnigsten unter den Kirchenvätern eingestanden, wie die tiefste Unwissenheit das Resultat ihres schärfsten Nachdenkens über die Gottheit geblieben sei, sei dieses ja bis auf den heutigen Tag das einstimmige Bekenntniß selbst aller sogenannten Gottesgelehrten ohne Ausnahme. Den Satz von der Unerforschlichkeit und Unbegreiflichkeit der Gottheit für den menschlichen Verstand hätten die größten Philosophen mit den unmündigsten Katechismus-Gläubigen gemein.

Hierauf geht Schulz zu dem schon in der „philosophischen Betrachtung“ entwickelten Gedanken über, daß die Phantasie kein von der Vernunft leer gelassenes Fach der Unwissenheit dulde, sondern mit ihren Bildern, Hypothesen, Meinungen und Muthmaßungen fülle. Und so werde es denn möglich, daß zu gleicher Zeit die tiefste Armuth und der größte Reichthum an Erkenntniß Gottes in einem Kopfe bei einander wohnen, und das Bekenntniß von der Unbegreiflichkeit Gottes, mit der Versicherung tausend Dinge von Gott erkannt und begriffen zu haben, aus einem Munde erschallen können! möglich: daß, ohngeachtet alle Menschen mit einem Munde bekennen, daß keiner von ihnen es wisse und wissen könne, was Gott sei? dennoch viele unter ihnen sich zu gleicher Zeit Gottesgelehrte nennen, und von den Uebrigen auch dafür gehalten werden! möglich: daß diese Gottesgelehrten die Natur und das Wesen der Gottheit, mit allen Eigenschaften und Kräften derselben, und den verschiedenen Arten ihrer Verhältnisse zur Welt und den verschiedenen Theilen derselben zu lehren, zu erklären, erweislich zu machen, und die übrigen Menschen darin zu unterrichten, sich erünnen; — und es zu gleicher Zeit als einen Hauptlehrsatz in ihrer Gottesgelehrsamkeit annehmen und öffentlich behaupten, daß die Natur der Gottheit ein für alle menschliche Erkenntniß-Kräfte unerreichbarer und unerforschlicher Gegenstand sei! möglich: daß der Glaube, Gott habe sich Menschen

offenbaret, sei ihnen erschienen, habe mit ihnen geredet, gehandelt, gezürnt, sich wieder mit ihnen versöhnt, u. s. w. zugleich mit dem Glauben, daß kein Mensch Gott je gesehen habe, noch sehen könne, und daß Niemand wissen könne, was in Gott sei? sich in einem Gehirne paaren kann!

Schulz vergleicht die Theologen, deren Aller Bewußtsein von diesem Widerspruch eingenommen sei, mit jenem Candidaten, der über Joh. 3, 8. seine Zuhörer mit dem Unterricht vom Winde erbauen wollte und seiner Predigt folgende drei Theile gab. In dem ersten solle die Frage beantwortet werden: wo der Wind herkäme? — In dem zweiten, die Frage: wo der Wind hinführe? — Und in dem dritten solle gezeigt werden, daß wir Menschen beides nicht wüßten.

Die Phantasie also habe den Menschen (obschon den einen mehr, den andern weniger) mit so vielen besondern Ideen, näheren und positiven Bestimmungen und daraus hergeleiteten Lehrsätzen über die unbekannte Gottheit versorgt, daß die Erde freilich in diesem Verstande voll des Erkenntnisses Gottes geworden sei und der Lehrsatz von der Unbegreiflichkeit und Unerforschlichkeit Gottes seine ganze Bedeutung verloren zu haben scheine.

So wie indeß, fährt Schulz fort, ein jeder Mensch seinen eignen Kopf und seine individuelle Vorstellungsart hat, so wird man auch nicht zwei Menschen finden, deren besondre Vorstellungen und Lehrmeinungen, den Weltgrund oder die Gottheit betreffend, nicht mehr oder weniger verschieden ausfallen würden, wenn sie sie genau angeben sollten. Der gleichförmige Unterricht, und die äußerlichen einstimmigen Symbole sind nicht vermögend, diesen Unterschied zu verhüten oder wegzuschaffen.

Und nun sind wir im Stande, den richtigen Begriff von Theologie und Religion anzugeben. Nämlich:

Der Inbegriff der besondern Lehrsätze und Meinungen, die jemand von der Weltquelle oder der Gottheit hegt, und der besondern (näheren, mehr oder weniger bestimmten) Vorstellungen, die er sich sowohl von ihrer innern Natur und ihren Eigenschaften, als auch von ihren Verhältnissen zu der Welt und den Theilen derselben macht, heißt: seine Theologie.

Ist diese Theologie eines Menschen so beschaffen, daß er zufolge derselben, etwas gegen den Weltgrund oder die Gottheit thun zu können und zu müssen glaubt, hält der Mensch, seiner Theologie zufolge, gewisse Handlungen und Uebungen, die er gegen die Gottheit vornehmen

könne, und die ihre unmittelbare Beziehung auf dieselbe haben sollen, bei sich für möglich und nothwendig: — so entsteht daraus keine Religion.

Dieser Definition fügt der Verfasser folgende Erläuterungen hinzu:

1) Bleiben die Menschen dem Lehrsage der Vernunft von der gänzlichen Unbegreiflichkeit und Unerforschlichkeit der Gottheit getreu und consequent; bedächten sie, daß das Wahre und Gewisse aller unsrer Erkenntniß und alles unsers Wissens von Gott sich bloß auf den einfachen, trockenen, ganz allgemeinen, speculativischen und metaphysischen Satz einschränke: die Welt muß einen zureichenden Grund ihres Daseins haben, oder, es muß einen Gott geben, und beschieden sie sich nun im übrigen der unleugbaren Schranken ihres menschlichen Erkenntnißvermögens und der gänzlichen Unmöglichkeit, irgend etwas mehreres, besonderes, näheres und bestimmtes von der Beschaffenheit dieser Weltquelle wissen zu können: — so hätten wir gar keine Theologie und gar keine Religion in der Welt! Diese beiden Dinge fielen alsdann von selbst ganz weg. Sie könnten gar nicht da sein. Man würde nichts von ihnen wissen. Man würde sie auch nicht einmal dem Namen nach kennen. — Denn, jener Satz: die Welt muß einen zureichenden Grund ihres Daseins haben, ist ja bloß ein allgemeines Urtheil, das auch nicht die kleinste besondre Vorstellung oder nähere Bestimmung dieses Weltgrundes angeht oder in sich faßt, woraus sich auch nur der dürftigste Lehrbegriff oder die allerärmste Theologie herleiten ließe. — Eben so giebt uns jener allgemeine Satz auch nicht das mindeste zu thun, legt uns kein Geschäft, keine Uebung auf, hat auf alle unsre Begehrungskräfte und auf unser ganzes Empfindungssystem keinen Einfluß, ist für unsre ganze Handlungsart völlig müßig und unfruchtbar, und kann also bei keinem Menschen irgend eine Religion erzeugen.

2) Die Theologie ist das Frühere, die Religion das spätere, jene die Theorie, diese die Praxis, jene die Mutter, diese die Tochter.

3) Hieraus aber folgt nicht, daß eine jede Theologie auch eine Religion zur Folge haben müsse! Ich kann nicht so schließen: wo eine Theologie ist, da muß auch allemal eine Religion sein! Keinesweges. Es giebt auch unfruchtbare Theologien, die keine Religion erzeugen. Das theologische System oder die besondere Vorstellungsart, welche sich ein Mensch von dem Weltgrunde oder der Gottheit und ihren Beziehungen auf ihn macht, kann so gestaltet sein, daß sie ihm schlechterdings nichts gegen die Gottheit zu thun giebt. Seine Theologie ist alsdann

ein System von bloß müßigen Speculationen, die ihm keine Religions- handlung oder Andachtsübung abfordern: und alsdann fällt natürlicher Weise die Religion bei einem solchen Menschen weg, und sein theolo- gisches Lehrgebäude steht für sich einsam da. Hierher gehören z. B. das Lehrgebäude des Spinoza und das System der Natur des Herrn von Mirabaud. Ein Atheist im weitläufigen Verstande ist ein Mensch, der keine Religion hat: aber er kann doch dabei eine Theologie haben. Sinegen ein Atheist im strengsten Sinne ist ein Mensch, der weder eine Theologie noch Religion hat.

4) Aber umgekehrt kann ich überall und ohne Ausnahme so schlie- ßen: Wo wirklich eine Religion bei einem Menschen gefunden wird, da kann und muß man eine gewisse Theologie in dem Kopfe dieses Menschen annehmen und voraussetzen, aus der seine Religion entspringt, und ohne welche diese bei ihm nie hätte stattfinden können.

Bei Gelegenheit des letzteren, vierten Satzes läßt sich Schulz gegen Semler auf eine genauere Definition von Theologie und Religion ein, deren hauptsächlichste Aufstellungen folgende sind:

Man will zwar heutzutage fast allgemein unter Theologie nur eine gelehrte Wissenschaft von Gott und göttlichen Dingen verstehen, die lediglich und ausschließungsweise nur denen, die Theologen und Gottes- gelehrte von Profession heißen, nöthig sei, ihnen nur zukomme, und ihnen auch nur allein überlassen werden solle: und Herr Semler hat sich von jeher vorzüglich bemüht, diesen Begriff von Theologie in der Welt gangbar zu machen. Allein Herr Semler, und alle, die ihm hierin gefolgt sind, mögen sagen, was sie wollen; so werden sie in Ewigkeit diesen falschen Begriff nicht rechtfertigen können. Die Herrn geben doch im ganzen zu, und werden es nicht leugnen können, daß selbst nach ihren Begriffen die Theologie eine Beschäftigung für das Er- kenntnißvermögen sei, die Religion aber ihre Hauptbeziehung auf das Herz und die handelnden Kräfte des Menschen habe! Nun sehen sie wohl ein, daß, wenn ein Mensch mit Bewußtsein handeln solle, er gewisse Vorstellungen, Lehrmeinungen und Grundsätze haben müsse, die ihn so oder so handeln machen. Die Religion des Nichttheologen er- fordert also, selbst nach ihrer eignen Angabe, gewisse Erkenntnisse und Lehrsätze, als Grundtheile, ohne welche sie nicht entstehen und da sein kann. Die Herrn Theologen langen also aus ihrem theologischen Ma- gazin so viele Lehrmeinungen heraus und zählen sie dem Nichttheologen zu, als sie zur Hervorbringungen einer Religion bei dem Letztern nöthig

halten. Well sie ihm aber doch nur etwas, und nicht alles gegeben, well sie ihm nur eine gewisse kleinere Summe theologischer Lehrsätze haben zufließen lassen, als die ihre ist, die sie für sich selbst behalten haben, so behaupten sie nun: der Laie habe gar keine Theologie. Weniger, heißt also bei diesen Herrn so viel, als gar nichts!

Was enthält denn jeder Katechismus, den jeder Nichttheologe doch lernen muß, anders, als theologische Lehrmeinungen? Ueberdies haben wir schon hinlängliche und deutlichere Unterscheidungszeichen, die die weitläufigern theologischen Kenntnisse des Doctoris Theologia von dem kleinern Umfang der Lehrmeinungen eines Layen unterscheiden, und das sind die Worte: gelehrt, und nicht gelehrt. Herr Semler thut also nicht allein etwas völlig unnützes daran, daß er dem Worte gelehrt das Wort theologisch, als völlig gleichbedeutend und gar nichts mehr sagend, zur Seite stellen will; und dies um so vielmehr, da derselbige Begriff, der nun nach ihm diese beiden Worte gemeinschaftlich haben sollen, dem Worte gelehrt schon von uralten Zeiten her zugehörig ist: dem Worte theologisch aber nun erst von ihm untergeschoben und ganz neu, wider alle Etymologie, angedichtet wird, sondern er unterhält dadurch auch in der Sache selbst die größte Verwirrung.

Denn dadurch, daß man schon lange nicht mehr die Lehrmeinungen, welche der Religionsbekenner hat, und aus welchen seine Religion bei ihm stammet, von seiner Religion selbst, oder den Andachtsübungen, die er zufolge jener Lehrmeinungen abwartet, sorgfältig genug unterschieden, sondern beides unter einen Begriff zusammengebracht und mit dem allgemeinen Namen Religion benannt ist: dadurch ist doch offenbar die Bedeutung dieses Wortes viel weitläufiger geworden. Je weitläufiger und weniger bestimmt aber ein Begriff ist: desto ungewisser und schwankender ist er, desto mehrere Mißverständnisse und Mißdeutungen läßt er zu, und desto leichter kann er in der Anwendung die Quelle der größten Irrthümer werden. Noch mehr: da man einmal angefangen hatte, die alte Bedeutung des Wortes Religion, und den ursprünglichen, auf die bloßen Andachtsübungen eingeschränkten Begriff desselben, durch Hinzufügung und Unterschiebung gewisser theologischer Lehrmeinungen zu erweitern: so schritt man, wie es gemeiniglich zu geschehen pflegt, nun immer weiter. Man begnügte sich nicht damit, bloß diejenigen ganz eigentlich theologischen Lehrsätze, welche zunächst das Wesen Gottes und das specielle Verhältniß desselben zu den Menschen angeblich betreffen sollten, zur Religion zu rechnen, sondern man warf nach und

nach auch ganz fremde und nicht theologische, bloße Vernunft- und Naturwahrheiten hinein. Lehrsätze, die bloß den physischen Zustand des Menschen und dessen Veränderungen betrafen (z. B. von der Fortdauer nach dem Tode), mußten nun durchaus Religionslehren werden; ja sogar die ganze gesellschaftliche Moral mußte den Religionsstempel annehmen und sich in dies heilige Gebiet versetzen lassen; die ganze Natur wurde für ein allgemeines Religionsbuch erklärt, in welchem jedes Blatt besondern Unterricht von Gott ertheile u. s. w. So fuhr man mit allen Vernunft- und Naturwahrheiten, sie mochten von dem theologischen Fach noch so weit entfernt liegen, in die Religion hinein: und dadurch wurde diese ein solches Magazin, worin man kluges und dummes, Wahrheit und Irrthum, Vernunft und Aberglaube, nach Belieben finden kann, — Ein wahres Quodlibet! —

Nun kam Herr Semler. Es kann sein, daß er es merkte, daß man zu viel zur Religion rechnete, und daß er die gute Absicht hatte, dies zu viele der Religion wieder abzunehmen, und den Begriff derselben eingeschränkter, bestimmter, und dadurch wahrer zu machen, um der dadurch eingerissenen Schwärmererei einigen Einhalt zu thun. — Allein unglücklicherweise sah er der Sache nicht tief genug auf den Grund. Er fing an zu bröckeln und nahm der Religion von ihrem unermesslichen Gebiete, das größtentheils aus lauter unrechtmäßigen Usurpationen bestand, nur eine überaus kleine und unbeträchtliche Provinz ab. Dies hätte man nun wohl dem ersten Schein nach, als wenigstens etwas Gutes ansehen und gelten lassen können. — Allein, daß er nun hinter dieser abgenommenen Provinz die Grenzsteine legte, und dadurch alle übrigen unrechtmäßigen Besetzungen der Religion, für ihr wahres, ihr rechtmäßig zugehöriges, wohl hergebrachtes Eigenthum erklärte und ihr zugestand, und daß ihm alle Welt dies auf sein Wort glaubte, und durch sein Ansehen verleitet, keiner sich einen weitem Zweifel in Ansehung der übrigen Provinzen beifallen ließ; sondern den *titulum possessionis*, welchen die Religion davon führte, für hinlänglich documentirt und ausgemacht schon annahm und voraussetzte, — dies war es eben, wodurch nicht nur jener kleine Vortheil ganz vernichtet, sondern der alte Schaden bei weitem noch viel größer gemacht wurde.

Denn, man bedenke: Was hat Herr Semler dadurch der Religion eigentlich abgenommen, daß er sagte: „die Theologie muß von der Religion geschieden werden!“ — unter der Theologie aber keineswegs alle und jede Lehrsätze von Gott und dessen angeblichem näherem Verhält-

nisse zu dem Menschen, die der Religionsbekenner mit dem Theologen von Profession gemein hat, sondern nur bloß das wissenschaftliche und gelehrte, was dieser vor jenem in dieser Art von Kenntnissen voraus haben soll, verstand? —

Was bleibt nun dem Semlerischen Theologen übrig, wenn man von seiner Theologie alle die Lehrsätze abzieht, die der Religionsbekenner auch haben und wissen muß, wenn bei ihm eine Religion zum Vorschein kommen und geboren werden soll? — Wird es etwas mehreres und besseres sein, als eine Portion Schulfüchserelen, Sophistereien, Wortklaubereien? — Noch mehr! da der Kopf eines Religionsbekenners anders geformt ist, als des andern seiner, der eine sich also wohl vielleicht mit ein paar trocknen Lehrmeinungen begnügt, und für seine Religion genug daran hat, der andere aber zu seiner nothwendigen Beruhigung durchaus mehr wissen muß und zu wissen verlangt, als ihm sein Katechismus aufstischt: der dritte und vierte vielleicht von solchen Zweifeln über die zu ihrer Religion gehörigen Glaubenslehren gequält werden, daß der Theologe sie in seine ganze Rüstkammer führen, und ihnen viele seiner gelehrten Waffen, die doch nur zu seinem alleinigen Gebrauche bestimmt waren, mittheilen muß, um, wo möglich, die quälenden Zweifel niederzuschlagen und Gewissensruhe wieder herzustellen: der Kopf des fünften, von den eingenommenen Glaubens- und Religionslehren vielleicht gar solche heftige Schmerzen empfindet, zu deren Stillung in der ganzen gelehrten Apotheke des Theologen schlechterdings kein Balsam zu finden ist: — wie will nun Herr Semler die Grenze zwischen dem, was der Religionsbekenner zu wissen nur braucht und bedarf, und dem, was sein Theologe mehr, als jener wissen muß, angeben, festsetzen, und auf die kleinste mögliche Art bestimmen können? — Wenn die Religion auch Lehrsätze in sich faßt und die Theologie nur die weitere Entwicklung derselben begreift: — wo hört alsdann die Religion mit ihren Lehrsätzen auf? und wo fängt die Theologie mit ihren weitem Entwicklungen an? Oder, mit andern Worten: Was scheidet den Religionsbekenner von dem Semlerischen Theologen, wenn, und in sofern Jener es eben sowohl, als Dieser, mit Lehrmeinungen zu thun hat? — Herr Semler, und alle, die sich durch falschen Begriff haben täuschen und zum Nachbeten verleiten lassen, sollen in Ewigkeit diesen Scheidepunkt nicht anzugeben im Stande sein: — wosern sie anders auf die wirkliche Natur der Menschen, auf die unendliche Verschiedenheit derselben und auf die daraus entstehende eben so große Verschiedenheit ihrer

Bedürfnisse sehen und sich nicht etwas bloß in ihrer Phantasie träumen wollen.

Man siehet also, daß Semler durch seine Art, die Theologie von der Religion zu scheiden, den Begriff der Religion keineswegs berichtigt, genauer bestimmt, oder in engere Grenzen eingeschlossen hat.

Aber auf der andern Seite hat er eben dadurch, daß er dem Religionsbekenner, als solchem, alle Theologie absprach, — die Lehrmeinungen, welche der Religionsbekenner hat, und überall doch haben muß, als, zu dessen Religion selbst wesentlich gehörig angenommen! — folglich den falschen, zu weitläufigen Begriff, den man schon von Religion hatte, durch sein Ansehen noch mehr bestätigt und ihn vollends in den Umlauf gebracht. — Seit dieser Zeit hat man auch von Theologie weit weniger überall reden gehört; aber desto mehr von Religion! — Religion ist das allgemeine Schiboleth geworden. Anstatt, daß man sonst Systeme der Theologie hatte, so erscheinen nun lauter Systeme und Lehrgebäude der Religion. Alles was sonst theologische Schrift genannt wurde, führt jetzt den Namen einer Religionschrift. — Das Wort Theologie ist ausgemerzt, aus der Sprache des gemeinen und gesellschaftlichen Lebens verbannt, und in die Kustkammer unter die alten Meublen geworfen, und dagegen das Wort Religion auf den Thron erhoben worden: — und nun denken unsre seienwollende Aufklärer, wer weiß was, gewonnen, und zur Erleuchtung des Menschengeschlechts ausgerichtet zu haben! — Man bedenkt nicht, daß man nun die Theologie in die Religion gepackt, und dadurch noch mehr Verwirrung angerichtet hat.

Und diese Verwirrung ist eben die unglückliche Ursache von der fast allgemeinen Täuschung, in der sich unsre Zeitgenossen befinden. Denn, da der Begriff der Religion so ungestaltet weitläufig gemacht worden ist, daß ihm nicht nur alle die theologische Lehrmeinungen selbst, aus welchen die Religion entspringt, mit eingewebt, sondern, wie oben erwähnt ist, auch die ganze gesellschaftliche Moral, die physische Lehre von der Fortdauer nach dem Tode, ja fast alle Vernunft- und Naturwahrheiten ebenfalls einverleibt worden sind: — so werden dadurch so gar selbst die Klügern geblendet, und mit ihrem Urtheil auf eine Seite hingezogen, wohin sie gewiß nicht fallen würden, wenn man die ganz heterogenen Dinge, aus welchen nun die Religion zusammengesetzt ist, aus einander gelassen, und den reinen, ursprünglichen Begriff der Religion, nach welchem sie bloß die unmittelbaren Dienste, Verehrungen und Andachtsübungen selbst, welche von Menschen der Gottheit dargebracht werden,

in sich faßt und bezeichnete, beibehalten hätte. — So mancher sonst vernünftiger Mann entschuldigt und vertheidigt jetzt oft die offenbarsten Alfanzerien und Kirchenfragen, bloß, — weil sie zur Religion gehören, die er, um der anderweitigen vortrefflichen und vernünftigen Wahrheiten willen, die sie zugleich in sich faßt, theils nicht selbst verwerfen kann, theils auch nicht gern von andern verworfen sehen möchte. — In Schriften sowohl, als in mündlichen Unterredungen, überall wirft man mit dem Worte Religion um sich, ohne es zu wissen und sich selbst sagen zu können: was man denn eigentlich unter diesem Worte verstehe? Der Eine lobt die Religion, der Andere tadelt sie. Der Eine spottet über sie, der Andere findet sie ehrwürdig. Ja selbst Männer, die zu den Aufgeklärtesten gerechnet werden, selbst Gelehrte und Philosophen, die einen großen Namen haben, selbst Doctores Theologia vom ersten Range reden in ihren Schriften und in ein- und ebendenselben Buche so zweideutig von der Religion; — sind in ihren Urtheilen bald für, bald wider dieselbe: daß man offenbar sieht, daß der verworrenste Begriff von der Religion bei ihnen zum Grunde liege, aus dem denn auch nichts anders, als solche verworrene und sich widersprechende Urtheile entspringen können.

Freilich haben alle diese Menschen in ihren sich widersprechenden Urtheilen über die Religion zu gleicher Zeit Recht, so lange der Begriff von Religion so unmaßig weitläufig und eine Niederlage von tausend verschiedenen Dingen ist! denn, da man Kluges und Dummes, Meinungen und Handlungen, die schönsten, dem Menschen unentbehrlichsten Lehren und die albernsten Grillen, erweisliche Vernunftswahrheiten und abgeschmackte Geschichtsmährchen, die nothwendigsten Moralvorschriften und die müßigsten Andachts-Ceremonien u. s. w., da man, sage ich, das alles pele-mele der Religion einverleibet und den Begriff der Religion also zu einem wahren Pot-pourri von Vernunft und Unvernunft gemacht hat: — so kommt es nun, wenn von Religion die Rede ist, darauf an, von welcher Seite der, der sie jetzt lobt oder tadelt, über sie spottet, oder sie ehrwürdig findet, die Religion ansieht?

Der Unterschied zwischen der Theologie des Theologen von Profession, und der Theologie dessen, der kein Theologe von Profession, aber doch Religionsbekenner ist, besteht bloß in dem Mehr oder Weniger! — Immer zugegeben, daß die Theologie des Theologen von Profession mit andern sogenannten wissenschaftlichen Kenntnissen viel ausstaffirter ist, als die Theologie des gemeinen Religionsbekenners, und

daß jener vielmehr davon zu reden wisse, als dieser: so folgt doch nichts mehreres daraus, als: daß die theologische Grillenfängerei des Einen viel größer, weitläufiger und reichhaltiger an Chimären ist, als des Andern seine! Im übrigen mag auch der einfältigste Religionsbekenner seine Andachts-Ceremonien, an die er gewohnt ist, mit noch so kümmerlicher Gedankenlosigkeit abwarten, so liegen doch immer gewisse Lehrmeinungen dabei in seinem Kopfe zum Grunde; — er mag sich diese nun selbst gemacht, oder sie von Andern eingefogen haben. Gesezt z. E. daß ein solcher Einfältiger bei seinen Andachts-Ceremonien auch sonst keinen weitem, als nur den verworrenen Gedanken hat, daß er glaubt: Er müsse diese Ceremonien machen, sonst strafe ihn Gott, so ist dieser Gedanke seine Theologie! — Und so einfach dieser Gedanke auch zu sein scheint, so sind doch offenbar viel nähere Bestimmungen und Lehrmeinungen von der Beschaffenheit Gottes, von seiner Lust und Macht zu strafen, von der Möglichkeit, ihn wieder zu besänftigen und bei guter Laune zu erhalten, von dem Vergnügen, daß dieser Gott an der vorliegenden Ceremonie, die ihm gemacht wird, empfinde, u. s. w. in jenem einfach scheinenden Gedanken enthalten. Und diese gehören alle zu seiner Theologie! — Daß alle diese seine theologischen Urtheile bei ihm in der dunkelsten Verworrenheit durch einander liegen, thut hier nichts! und benimmt ihnen darum eben so wenig das Recht, seine wirkliche Theologie zu sein und dafür erkannt werden zu müssen, als die Albernheit seiner Andachts-Ceremonie, die er zufolge jener seiner Theologie macht, — und die vielleicht bloß darin besteht, daß er (gleich den Domherrn) in einer ihm ganz unverständlichen Sprache seinem Herrgott ein abgeschmacktes Gebet vorliest, es hindert: daß diese Ceremonie nicht als eine wirkliche Religionsübung bei ihm angesehen, gelten, und dafür anerkannt werden müßte.

Nach dieser Auseinandersetzung geht Schulz zu der fünften Erläuterung über.

5) Die Verschiedenheit der Religionen unter den Menschen stamme aus der Verschiedenheit ihrer Theologien. Was die sogenannten kirchlichen Theologien und Religionen betreffe (die Schulz weiterhin bequemer die Orakel-Theologien und Religionen der Priester nennt) so werde es einem Jeden von selbst einleuchtend sein, daß nach Maßgabe der Verschiedenheit der kirchlichen Theologien auch die kirchlichen Religionen verschieden seien. So weichen z. E. die katholische kirchliche oder Orakel-Religion und die lutherische kirchliche oder Orakel-Religion darum von

einander ab, weil ihre beiderseitige kirchliche oder Orakel-Theologien von einander verschieden und eine jede jener Religionen ihrer Theologie entsprechend sei.

Allein bei den einzelnen Menschen, fährt Schulz fort, die als Glieder einer gewissen kirchlichen Gesellschaft angesehen werden, möchte es manchem scheinen, ließe sich wohl gar keine Verschiedenheit weder in der Religion, noch in der Theologie gedenken: weil ja eben ihre kirchliche Verbindung in dem Bekenntniß und der Annahme einer und eben derselbigen gemeinschaftlichen Theologie und Religion bestände? Und gleichwohl ist nichts gewisser, als, daß man bei genauer Beobachtung finden wird, daß bei einer jeden angeblichen kirchlichen Gesellschaft, dennoch ein jedes Mitglied seine besondere ihm allein eigene, und von der Theologie der Uebrigen verschiedene Theologie habe; und daß nach dieser Verschiedenheit ihrer theologischen Vorstellungen ihre wirkliche Religionen eben so verschieden ausfallen.

Denn a) ist es schon darum, weil zwei Menschen, zwei Menschen sind, d. h. weil ein jeder einzelner Mensch seine individuelle von jedes andern Menschen seiner verschiedene Vorstellungskraft und Vorstellungsart hat, ganz unmöglich, daß zwei Menschen sich einerlei Vorstellungen von Gott, der noch dazu ein unsichtbarer und keinem einzigen menschlichen Sinne vorliegender Gegenstand ist, machen sollten, und also wirklich einerlei Theologie haben könnten. — Was absolut unmöglich ist, das kann auf keinerlei Weise in der Wirklichkeit gefunden werden.

b) Alle Uebereinstimmungen der Glieder einer kirchlichen Gesellschaft in Ansehung ihrer Theologie liegt bloß in dem äußerlichen harmonischen Wortgeklapper. Sie haben einerlei Glaubenslehren, mit einerlei Worten, aus einerlei Katechismus gelernt. Wenn sie also diese wieder hersagen, so ist freilich eine gewisse Uebereinstimmung, aber — doch bloß in den Worten da. — Nun untersuche man aber die Vorstellungen, welche ein Jeder von ihnen mit diesen Worten verbindet, die Begriffe, welche er sich davon macht, die Meinungen, welche er sich daraus bildet; — und man wird nicht zwei Glieder einer und derselben sogenannten Kirche finden, die hier noch übereinstimmen werden.

c) Eben so verschieden sind auch ihre wirkliche Religionen von einander. Man lasse sich nur auch hier wieder nicht durch eine gewisse einzelne scheinbare Uebereinstimmung irre führen, z. B. daß man einerlei Taufe, Abendmahl, Gebetsformeln, oder andre Andachts-Ceremonien unter ihnen findet. Diese scheinbare Uebereinstimmung in der Religion

ist hier bei ihnen das, was jenes übereinstimmende Wortgeklapper in ihrer Theologie war. Aber, man sehe nur die einzelnen religiösen Handlungen selbst, wie sie jeder abwartet, und insofern sie die Früchte und Wirkungen ihrer eigenen Theologien sind, näher an; so wird man den allgemeinen Grundsatz: verschiedene Ursachen haben verschiedene Folgen, auch hier bestätigt finden. Man sehe z. B. auf das Abendmahl. Der Eine genießt es oft; der Andre selten; der Dritte gar nicht. Der Eine hat keine bestimmte Zeit dazu; der Andre wartet gewisse nähere Veranlassungen und Bewegungsgründe dazu ab; der Dritte thut's, wenn es ihm einfällt. Der Eine unterzieht sich vorher vielen Vorbereitungs-Andachten, z. B. Fasten, Beten, Beichtgehen u. s. w. Der Andere kürzt davon etwas ab; der Dritte unterläßt sie alle. Der Eine legt beim Genuß desselben alle seine Gesichtszüge in die ernsthaftesten Falten, nimmt die demüthigste Stellung des Leibes an, verkehrt die Augen und sieht gen Himmel, zirkelt seine Schritte und Tritte dabei ab, ja sogar sein schwarzer Rock muß andächtig sein; der Andere erlaubt sich in allen diesen Dingen mehrere Freiheit; der Dritte verräth durch sein dreistes Herumsehen auf seine Nebengäste und durch die Bemerkung der kleinsten Nebenvorfälle die offenbarste Gleichgültigkeit und die sorgenloseste Zerstreuung seines Gemüths. Der Eine bringt die übrige Zeit des Tages noch mit Beten, Singen, und anderweitigen gottseligen Uebungen zu; der Andere läßt es bei der, seinem Herre-Gott am Altare gemachten Aufwartung bewenden, und hält seine Andacht vorjezt damit abgethan und beendet, u. s. w. Ebenso verschieden sind die Gebetsübungen. Ein lutherischer Prediger fand in seiner Gemeinde einen Mann, der es in ehrlicher Einfalt von sich bekannte, daß er das Vaterunser nicht könne, aber die Weise davon kenne er; und da der Prediger diese Weise wissen wollte, ergriff der Bauer den Hut und hielt ihn vors Gesicht: darin bestand die Gebetsübung dieses echten Mitgliedes der Lutherischen Kirche.

Die letzte und sechste Erläuterung lautet:

6) Je nachdem sich die Theologie eines Religionsbekenners verändert, danach verändert sich auch seine Religion. Und ist die Veränderung, welche die Theologie eines vorher noch so eifrigen Religionsbekenners leidet, etwa gar so groß, daß gar keine Religion ferner mit ihr verträglich ist: — muß dann nicht die ganze Religion weichen, und bei ihm ihren Abschied nehmen? (wie dies der Fall bei den Spinozisten, und auch bei dem Anhänger des „Systems der Natur“ ist.) Ober, kann und wird da, wo die ganze Theologie selbst bei einem Menschen

völlig zu Grunde gegangen ist (wie bei dem strengsten Atheisten, der sich durch den vernünftigen Lehrsatz von der Unerforschlichkeit des Weltgrundes von allem müßigen Geschwätz über diesen unbegreiflichen Gegenstand abhalten läßt), noch eine Religion übrig bleiben?

Daher kostet es auch gar keine Mühe, die Religion eines Menschen herumzuwerfen, sobald ich nur erst seine Theologie umgestimmt habe: denn jenes erfolgt alsdann von selbst. — Hingegen findet ein jeder Angriff, den ich zuerst auf seine Religion mache, ohne vorher seine Theologie anders gestimmt und in mein Interesse gezogen zu haben, den hartnäckigsten Widerstand. Und dies geht ganz natürlich zu. Denn ich führe ja in diesem Falle wider den Grundsatz des zureichenden Grundes Krieg! — Ich lasse die Ursache stehen: und will ihr ihre Folgen verbieten? — Ich lasse den Baum in seinem ganzen frischen und gesunden Leben dastehen, und verlange doch von ihm, entweder, daß er gar keine, oder, daß er eine ihm ganz fremde und gar nicht natürliche Frucht tragen solle? — Wie widersprechend!!

Nachdem Schulz so die Begriffe von Theologie und Religion mit scharfen Linien gezeichnet, geht er zu dem „Unterschied zwischen Theologie und Religion auf der einen — und der Moral auf der andern Seite“ über. Seine Betrachtung ergiebt folgende vier Hauptsätze.

1) Jene Dinge haben es mit ganz verschiedenen Gegenständen zu thun, die sich gar nicht mit einander verwechseln lassen. Die Theologie und Religion beziehen sich, wie wir schon gesehen haben, mit allen ihren Lehrsätzen, Vorschriften und Uebungen lediglich auf die Gottheit oder den zureichenden Grund der Welt. — Die Moral oder Sittenlehre hingegen faßt die Vorschriften desjenigen vernünftigen Verhaltens in sich, das der Mensch gegen sich selbst, gegen seine Mitmenschen oder die Gesellschaft, und gegen die übrigen ihn umgebenden und ihm bekannten sichtbaren Dinge und Geschöpfe, in soweit er nämlich mit Bewußtsein auf diese Gegenstände wirken kann, zu beobachten hat. Wenn also ein Religionsbekenner diese Gegenstände, worauf sich die Moral bezieht, nicht für die Gottheit selbst halten und bekennen und also spinozistisch denken, und seine Religion dadurch selbst für Thorheit und müßiges Spielwerk erklären will; so muß er auch zugeben: Ein anderes sind Theologie und Religion! ein anderes ist die Moral!

2) Alle Vorschriften, nach welchen ein Religionsbekenner seine Religion einrichtet und abwartet, und die er aus seinen theologischen Lehrmeinungen herleitet (wir wollen sie der Kürze wegen Religions-

Vorschriften nennen) lassen sich gar nicht als wahr erweisen. Sie sind, ihrer Natur nach, ungewiß und unsicher und gar kein Vorwurf der Vernunft, sondern des blinden Glaubens oder der Phantasie. Daher auch das Wort Glaube, und der Begriff, den man mit diesem Worte verbindet, nach welchem nämlich ein blinder Glaube die Stelle der Untersuchungen, des Erweises, und der vernünftigen Ueberzeugung vertreten, und den Mangel derselben ergänzen muß, ein Hauptwort und ein Hauptbegriff in allen Theologien, und die Uebung dieses Glaubens die Hauptforderung und die Hauptübung bei allen Religionen ist. — Die Ursach hiervon ist begreiflich. Da der zureichende Grund der Welt der einzige Gegenstand ist, mit dem es Theologie und Religion nur zu thun haben, keine menschliche Vernunft aber im Stande ist, von der Natur und Beschaffenheit dieses Weltgrundes auch nur das allermindeste anzugeben, oder die Frage, worin derselbe bestehe? auch nur mit der schwächsten Gewißheit beantworten zu können: so ist es platterdings unmöglich, von der Wahrheit, Bündigkeit und der verbindlichen Kraft irgend einer Religions-Vorschrift einen Erweis zu führen, der für die menschliche Vernunft überzeugend sein könnte! — Wer will, wer kann es erweisen, daß diese oder jene bestimmte Handlungsart die rechte, die wahre und pflichtmäßige sei? wenn diese Handlungen sich auf einen Gegenstand beziehen sollen, den man gar nicht kennt und von dem man gar keinen nähern Begriff hat??? — Alle Religions-Vorschriften ohne Ausnahme sind also, aufs wenigste gesagt, durch und durch ungewiß, unsicher, und keines Erweises ihrer Wahrheit fähig, sondern können nur mit blindem Glauben gehuldigt werden. —

Die Moral hingegen leitet ihre Vorschriften aus der Natur des Menschen, und der übrigen Geschöpfe, auf welche sie sich bezieht, her: in soweit nemlich diese Naturen den menschlichen Sinnen vorliegen, von denselben empfunden, von dem menschlichen Verstande erkannt, und von der menschlichen Vernunft beurtheilt werden können. Hier ist also offner lichtvoller Tag über die Quelle, aus der die Moral ihre Gebote schöpft! Ein jeder kann hier mit eigenen Augen zusehen, und nach dem Maas seiner Verstandes-Kräfte es begreifen, verstehen, und überzeugt werden: daß die Gesetze, die die Moral gebietet, in sich wahrhaftig, und für den Menschen nothwendig und verbindend sind. Daher kommt auch die allgemeine Billigung der Moral-Vorschriften unter den Menschen! — Die menschlichen Urtheile sind in keiner Wissenschaft so einstiminig, als in der Sittenlehre. Bloss die verschiedenen Lagen, und

das verschiedene Maas von Erkenntniß und Beurtheilungskräften, das unter den Menschen statt findet, machen es, daß der Eine schärfer und weiter darin sieht, als der Andere: und aus diesen verhältnißmäßigen engern und weitern Gesichtskreisen der einzelnen Menschen können Abweichungen in ihren moralischen Urtheilen von einander entstehen. — So weit sie aber wirklich mit einander sehen, so weit sind sie auch miteinander einstimmtig.

3) Was den Nutzen betrifft, den die Religions-Vorschriften schaffen sollen, so geben es die Religionsbekenner selber zu, daß die Gottheit nicht den allermindesten Vortheil von allen Religions- und Andachts-Übungen der Menschen ziehen könne; weil sie gar keiner Vermehrung oder Verminderung ihrer Vollkommenheiten fähig ist! — Die Gottheit kann durch keine Verehrungen herrlicher, durch keine Demüthigungen größer, durch kein Gebet klüger, durch keine Gelübde und Gaben reicher, durch keine Ceremonien und Aufwartungen zufriedner und vergnügter, durch keinerlei Art von Diensten glücklicher werden! — so wie sie auch keinen möglichen Mißhandlungen ausgesetzt ist; nicht beraubt, nicht verletzt, durch keine Gotteslästrungen beschimpft und überall auf keine mögliche Weise beleidigt werden, oder durch irgend eine Verhaltungsart des Menschen das mindeste verlieren kann! — Kurz, der zureichende Grund der Welt kann durch keine Bemühungen der Menschen weder zureichender noch unzureichender gemacht werden, als er es schon an und für sich selbst ist, und nothwendig sein muß.

Ebenso wenig kann auch ein Vortheil namhaft gemacht werden, der der menschlichen Gesellschaft aus den Religions- und Andachts-Übungen erwüchse. Was gewinnt die Gesellschaft dadurch, wenn z. B. hier Einer sich ein Aschen-Fleckchen an der Stirn machen läßt? dort ein Anderer sich auf ein Aschenhäufchen setzt? oder, wenn ein Mensch eine Privat-Unterredung mit sich selber hält, worin er entweder der Weltquelle dafür dankt, daß sie Weltquelle ist; oder ihre unbekanntenen Eigenschaften und Tugenden rühmt; oder, sich etwas von ihr ausbittet; oder, sich als eine schlechte Folge von ihr, als seinem zureichenden Grunde, anklagt? u. s. w. Was, sage ich, gewinnt die Gesellschaft dadurch, wenn es geschieht? und was verliert sie, wenn es unterbleibt?

Wenn also weder Gott noch die Gesellschaft von den Religions-Vorschriften und Übungen etwas gewinnt; diese aber doch einen Nutzen haben sollen; so muß ihn wohl der Religionsbekenner selbst einernbden. Und hier müssen wir es nun freilich einem jeden Religions-Gläubiger

selber überlassen, wie hoch er sich die Vortheile und den Gewinn von seinen Andachts-Übungen anzuschlagen und zu berechnen wisse? — Wir müssen es dem Einen überlassen, wenn er die Reinigung, die ein Bramine im Ganges mit ihm vornahm, als eine Quelle großer Glückseligkeiten für sich, rühmt! — dem Andern, wenn er versichert, im Gegentheil dadurch unendliche Seligkeiten gewonnen zu haben, daß kein unheiliger Bramine ihn in den heidnischen Ganges getaucht, sondern ein christlicher Priester ihm in der Kindheit den Kopf mit heiligerem Wasser gewaschen habe! — Dem Dritten, wenn er alle die Segnungen, die ein reinigender Ganges und ein christliches Taufwasser gewähren sollen, verlacht und sich dagegen das jüdische Beschneidungsmesser lobt, das ihn von der, der Gottheit so anstößigen und ärgerlichen Vorhaut befreit, und dadurch des höchsten und beglückendsten Wohlgefallens derselben würdig gemacht habe! — Wir müssen es dahin gestellt sein lassen, welches untrügliche Verwahrungsmittel wider alle Unglücksfälle die pantomimische Bezeichnung mit einem Kreuze an der Stirn und Brust sei? — oder, welche beruhigende Tröstungen und süße Zufriedenheit es dem Andächtigen gewähre, wenn er der ihm unbekanntem Weltquelle seine Noth klagt, und sie ersucht, mit bessern Schicksalen für ihn fließend zu werden, u. s. w.

Feilich kann man von manchen Religions-Übungen eine offenbare Schädlichkeit nachweisen. Ist nicht selbst die Meinung derer, welche das Wesen der Religion in innre Empfindungen, in ein von lauter heiligen Betrachtungen und Regungen erfülltes und begeistertes Gemüth setzen wollen, die unglücklichste Quelle des geistlichen Stolzes, des Religions- und Menschenhasses, ja nur allzuoft der unseligsten Schwärmerie, die schon unzählige Menschen theils auf das Schaffot, theils in das Tollhaus geführt hat?

Der herrliche Segen hingegen und die überschwänglichen Vortheile, welche dem einzelnen Menschen sowohl, als jeder Gesellschaft aus der Befolgung der Moral-Vorschriften zuwachsen, sind so zweifelöf frei, unleugbar, und am Tage liegend, und ihrer ist ein so großer, von allen Seiten zuströmender Reichthum, daß auch das blödeste Auge sie nicht übersehen und verkennen kann. Dringt nicht die tägliche Erfahrung einem Jeden die Ueberzeugung auf: daß Mäßigkeit im Genuß der Nahrungsmittel und der Vergnügungen höchst vorthellhaft, Unmäßigkeit hingegen höchst schädlich sei? daß Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit, Treue in seinen Zusagen, Friedfertigkeit und alle Pflichten der Gerechtigkeit ganz

unumgängliche und unerläßliche Bedingungen und Obliegenheiten für jeden Bürger der Gesellschaft sind? daß Dienstfertigkeit, Mitleiden, Sanftmuth, liebreiche Zurechtweisungen und alle Tugenden der Menschenliebe die eigentlichen Mittel sind, die unsre menschlichen Tage auf Erden froh, und unser Zusammenleben beglückt und gesegnet machen? u. s. w.

4) Die Moral ist von einer allgemeinen Verbindlichkeit für alle Menschen. Theologie und Religion hingegen sind die bloß willkürliche und veränderliche Privatsache des einzelnen Menschen.

Man mag auf denjenigen Theil der Moral sehen, der dem einzelnen Menschen die Regeln eines vernünftigen Verhaltens gegen sich selbst vorschreibt, so wird hier keiner gefunden werden, der diese Pflichten ohne Schaden und unvermeidliche Bestrafung seiner selbst, übertreten könnte. Denn diese Regeln sind alle aus der Natur des Menschen hergenommen. Sie beobachten, heißt also nichts anders, als, seiner eigenen Natur gemäß leben: — sie übertreten, nichts anders, als, seine eigene Natur zerstören.

Oder, man mag denjenigen Theil der Moral ansehen, der die Vorschriften des Verhaltens gegen unsre Nebenmenschen oder die Gesellschaft, in allen unsern bürgerlichen Verhältnissen in sich faßt; so kann auch hier kein einziger Bürger, unter welcherlei Vorwand es auch immer sein möge, sich für berechtigt halten, irgend eine Pflicht zu übertreten, die er, der Moral zufolge, seinem Nebenmenschen und der Gesellschaft schuldig ist; weil ohne die Beobachtung dieser Pflichten der ganze Zweck der Gesellschaft, oder die Erhaltung und Vermehrung ihres allerseitigen Glücks schlechterdings nicht erreicht werden kann. Daher hat die Gesellschaft auch das Recht, von jedem Bürger, er sei Fürst und Landesherr, oder er sei Unterthan, die Beobachtung der Moral-Vorschriften schlechterdings zu fordern.

Eben so ist auch die Verbindlichkeit der Moral-Vorschriften etwas feststehendes und von einer unveränderlichen Kraft! z. E. die Pflicht, sich im Genuß der Vergnügungen und der Nahrungsmittel zu mäßigen; gegen seine Nebenmenschen ehrlich, gerecht, dienstfertig u. s. w. zu sein; diese Pflichten, sage ich, sind nicht etwa nur heute Pflichten! und können morgen, oder jemals aufhören, es zu sein! — Nein, sondern sie bleiben ewig Pflichten und als solche in ihrer ganzen Kraft und Verbindlichkeit unverändert stehen. Nie werden an ihrer Stelle Unmäßigkeit

keit, Ungerechtigkeit, Falschheit, Undienstfertigkeit u. s. w. Pflichten des Menschen werden! —

Den Satz, daß der Theologie und Religion alle Verbindlichkeit für den Menschen fehle, daß diese Dinge durchaus willkürlich und Privatsache desjenigen Menschen seien, der sie habe und haben wolle, daß der Mensch sie verändern, umkehren, ja gänzlich abschaffen könne, legt Schulz ferner auf folgende Weise in seine einzelnen Theile auseinander.

a) Kein Atheist hat noch durch seine Lossagung von aller Theologie und Religion das mindeste an seiner menschlichen Natur eingebüßt. Ja, wenn wir auf das Zeugniß der Erfahrung hören wollen; so sind bis jetzt noch die bündigsten Atheisten auch zugleich die besten, rechtschaffensten, vergnügtesten, und zufriedensten Menschen gewesen! Und dies ist auch ganz natürlich; — weil, nach geschener Abdankung der Theologie und Religion die beglückenden Moral-Vorschriften das einzige waren, wonach sie ihre Denkungs- und Handlungsart bildeten. — Wären Theologie und Religion von einer ebenso allgemeinen und nothwendigen Verbindlichkeit für den Menschen, als es die Moral ist: so könnte es ja gar keine Atheisten geben, die ihr Leben froh genossen. Ihr Atheismus müßte ja alsdann ebenso natürliche Folgen und Strafen ebenso nothwendig und unvermeidlich mit sich führen, als Saufen und Fressen, Ausschweifungen in der Wollust, Falschheit, Zanksucht, kurz, als alle Uebertretungen der Moral-Vorschriften dergleichen nach sich ziehen. Allein, ein solcher natürlicher Zwang fehlt bei der Theologie und Religion gänzlich. Diese Dinge kann ein Mensch haben, oder nicht haben: ohne daß er in jenem Falle etwas an seiner Glückseligkeit gewinnt, und in diesem etwas daran verliert.

b) Theologie und Religion sind auch jedesmal eine Privatsache, die den Nebenmenschen und die Gesellschaft gar nichts angeht, sondern die schlechterdings des einzelnen Menschen eigene und außergesellschaftliche Angelegenheit ist. Denn

α) das Verhältniß zwischen dem Menschen und dem Weltgrunde oder der Gottheit ist, wie man sich dasselbe auch immer gedenken mag, doch kein solches Verhältniß, das nur erst aus dem Zusammenleben nur erst möglich würde, und ohne dasselbe gar nicht gedacht werden könnte. Keineswegs. Auf diese Art hätte ja alsdann Adam, da er noch allein war, mit seinem Herr-Gott in keinem Verhältnisse stehen können! — Und man versehe z. B. den Menschen aus der Gesellschaft

auf eine wüste Insel hin. Was hindert ihn hier, wenn er sonst Lust dazu hat, seine eigene Theologie und Religion zu haben? Er würde, wenn er an diesen Dingen Geschmack fände, sich selbst Laie und Priester sein.

A) Da der Weltgrund oder die Gottheit von keiner einzigen menschlichen Vernunft erforscht werden kann, so kann es ja auch mitten in der Gesellschaft keinen einzigen Menschen geben, der in der Theologie und Religion, mit Grunde, Verstand, und der Wahrheit nach, ein Lehrer des Andern sein könnte! — „Wenn ein Blinder dem andern den Weg zeigen will: werden sie nicht alle Beide in die Grube fallen?“ Es muß also schlechterdings der eigenen Freiheit eines jeden einzelnen Menschen überlassen bleiben, ob und welche besondern Vorstellungen er sich von der Gottheit machen und ob und wie er dieselbe verehren wolle.

γ) Schon weil die Erfahrung lehrt, daß es nicht zwei Menschen gebe, die einerlei Theologie und Religion hätten, sind diese Dinge im Grunde schon überall wirklich die Privatsache der einzelnen Menschen.

δ) Da eine jede Theologie und Religion ohne Ausnahme, ihre unmittelbare, aber auch einzige und einfache Beziehung nur auf die Gottheit hat, und ihrer Natur nach sie nur allein auf diesen Gegenstand haben kann, sie folglich mit allen gesellschaftlichen Angelegenheiten nicht das mindeste zu schaffen hat: — so, sehen wir ja, geht ja auch die ganze Theologie und Religion des Bürgers, sie mag auch geschaffen und geartet sein, wie sie immer wolle, die Gesellschaft und den Nebenmenschen gar nichts an! Keines andern Menschen Glück oder Unglück, Wohl oder Wehe hängt auch nur im allermindesten mit der Theologie und Religion eines Bürgers zusammen, oder davon ab. Nichts hat ja die Gesellschaft auch nicht das allerkleinste Interesse, sich um die Theologie und Religion eines Bürgers zu bekümmern, oder diese Privatsache desselben nicht seine Privatsache sein und bleiben zu lassen?

ε) Aus allen diesen unbestreitlichen Gründen geht die ganz unwillkürliche Wahrheit hervor: daß kein Staat, keine Gesellschaft, keine Gesellschaft, keine Obrigkeit, sie mag Fürst und Landesherr, oder Consistorium heißen, keine Priesterschaft, kein Vater und Mutter, kurz, weder eine Gesellschaft, noch irgend ein einzelner Mensch — über die Theologie und Religion, oder Nichttheologie und Nichtreligion irgend eines ihrer Nebenmenschen das allermindeste zu gebieten haben. Hier ist sich ein jeder einzelner Mensch sein eigener und einziger Gesetzgeber.

Die Theologie und Religion können also da sein, die Moral hingegen muß der Gesellschaft wegen da sein.

Aus dem so dargelegten „Unterschiede der Theologie und Religion von der Moral“ zieht Schulz vier Schlussfolgen:

1) Die Theologie mit der Religion haben ihren Posten zwischen dem einzelnen Menschen und seinem Herrn-Gott. Hier gehören sie, ihrer Natur nach, her. Dies ist die einzige Religion, in der sie, so lange sie wahrhaftig Theologie und Religion sein und bleiben und nicht ganz andre Dinge werden sollen, nur leben können. Hier können sie aber auch so lebendig, geschäftig und eifrig sein, als sie wollen, oder der einzelne Mensch, dessen Theologie und Religion sie sind, es gut findet. — Die Moral hingegen commandirt in der Gesellschaft! und hier geht sie der Posten, auf welchem die Theologie und Religion stehen und ihre Geschäfte treiben, ganz und gar nichts an. Die Moral hat auch, so lange die Theologie und Religion auf dem ihnen angewiesenen Posten, zwischen dem einzelnen Menschen und seinem Herr-Gott, bleiben; so lange sie ihn nicht verlassen, und sich in die Angelegenheiten der bürgerlichen Gesellschaft mischen; folglich eben dadurch aufhören, Theologie und Religion zu sein; und an dessen statt anfangen, bürgerliche Unge- rechtigkeit und Beleidigung zu werden: ich sage: die Moral hat auch, so lange dies nicht geschieht, ebensowenig Interesse dabei, warum sie ihre Herrschaft über das theologische und Religions-Gebiet auszubehnen suchen sollte; so wenig ein Erden-Fürst sich mit den Mondbürgern abzugeben, oder diesen Mond zu seinem Gebiete zu ziehen, Lust haben wird.

So wie nun aber die Moral sich um die für sie fremden und zu ihrem Departement gar nicht gehörigen Angelegenheiten der Religion und Theologie unbekümmert lassen muß: — so ist sie auf der andern Seite auch wieder die Alleinherrscherin in der Gesellschaft! wo sie ebenfalls schlechterdings keine Mitregentschaft der Theologie und Religion dulden darf; sondern das Recht hat, diese Dinge, so bald sie sich auch nur im mindesten in die bürgerlichen Verhältnisse und gesellschaftlichen Angelegenheiten mischen wollen, mit Nachdruck aus denselben herauszuweisen und auf ihren bestimmten Posten, wohin sie gehören, zurück-zuzwingen.

Da nämlich ein jeder Religionsbekenner (wie oben erwiesen ist, und wie auch Niemand wird leugnen können), seine eigene, besondere, und von jedes andern Religionsbekenners seine verschiedene Vorstellung

von der Gottheit hat; und da im Grunde und wenn man die Sache beim Lichte besieht, (weil doch kein Mensch die Gottheit selbst kennt!) diese Vorstellung eines Jeden von der Gottheit — sein eigentlicher Herr-Gott ist, den er anbetet: so wollen wir diesen besondern, eigenthümlichen Herr-Gott eines jeden einzelnen Religionsbekenners mit dem besondern Zenith eines jeden einzelnen Menschen vergleichen. Diese Vergleichung paßt um so vielmehr, da man sich den Herr-Gott ohnehin schon gemeiniglich über sich, und als im Himmel wohnend, zu gebeten pflegt.

Wenn nun also ein jeder Religionsbekenner sein besondres Zenith, oder seinen besondern Herr-Gott hat, so ist seine Theologie und Religion die, von seinem Scheitel bis an sein Zenith, in perpendiculärer Richtung hinausstehende Leiter, auf welcher er nach Belieben und wie es ihm selbst gut dünkt, in seiner Phantasie hinauf, oder heruntersteigen, bald diese bald jene Stufe betreten, sich auf der einen längere auf der andern kürzere Zeit verweilen, bald im Steigen begriffen sein, bald sich wieder ausruhen kann u. s. w. Er kann auch die Stufen in dieser Leiter verändern, ihre Zahl vermehren, oder vermindern, einige alte herauswerfen, und andre neue einziehen, wie es ihm gefällt; d. h. er kann seine theologischen Lehrmeinungen sowohl, als seine Religions- und Andachtsübungen verändern, einige davon wegwerfen, andre annehmen u. s. w. Ja er kann, wenn es ihm so am besten zu sein scheint, seine ganze Leiter wegnehmen, sie gänzlich cassiren und vernichten, und den Raum zwischen seinem Scheitel und seinem Zenith fernerhin für sich leer lassen: d. h. er kann ein Atheist werden! Und sollte es ihm hinterher gar wieder einfallen und behagen, die schon abgeworfne Leiter dennoch wieder aufzurichten, so steht ihm auch dieses frei: — so wie es ihm unbenommen bleibt, sie, wenn er will, hundertmal wegzuworfen, und eben so oft, entweder in derselbigen oder in einer veränderten Art, wieder herzustellen; oder sie ein für allemal auf ewig zu cassiren; — kurz! damit zu schalten und zu walten, wie er will: — wenn es N.B. nur immer derselbige Ort, nämlich, zwischen seinem Scheitel und seinem Zenith, bleibt, wo er sein Spiel, oder seine ernsthafte Beschäftigung — mit seiner theologischen und Religionsleiter treibt. So lange er sich an diesem bestimmten Orte damit hält und diese perpendiculäre Richtung nicht dabei verliert, — so irret er im übrigen mit allem, was er nur mit seiner Leiter beginnet oder beginnen mag, keinen einzigen seiner Nebenmenschen. Kein einziger von diesen kann klagen, daß Jener, was

er auch nur mit seiner Religionsleiter vornehmen mag, ihn dadurch beleidige! — weil ja Keiner denselbigen Scheitel und dasselbige Zenith, folglich auch nicht denselbigen Perpendicul mit ihm gemeinschaftlich hat, oder haben kann! — sondern ein jeder dieser Nebenmenschen auch wieder seinen eigenen besondern Scheitel und Zenith hat, wo er es denn mit der Zwischen-Linie, oder seiner theologischen und Religions-Leiter auch kann und halten mag, wie es ihm selbst gefällig ist.

Auf diese Weise, und wenn also diese Dinge das bleiben, was sie ihrer Natur nach sind und nur sein können, ist es ja ganz unmöglich, daß ein Mensch dem andern mit seiner Theologie und Religion zu nahe kommen könnte. Denn, wollte Jemand seine Leiter schräge setzen, und also den Spielraum seines Nebenmenschen beunruhigen, so verliert ja Jener eben dadurch sein Zenith! Seine (Leiter) Theologie und Religion hören alsdann auf, dasjenige zu sein, was sie sein sollten: sie verlieren ihre ganze Natur und ferneres Dasein; und an ihrer Stelle tritt moralische Ungerechtigkeit und Beleidigung des Nächsten ein, die von der Moral zurückgetrieben werden muß. Daher wird ein solcher Beleidiger auch nicht als ein Religionsbekenner, (denn als solcher sündigt er hier nicht; ja, als Religionsbekenner, kann er, im strengen Verstande des Wortes und der Sache, niemals sündigen! sich nie irgend eines möglichen moralischen Vergehens schuldig machen!) sondern, als ein freventlicher Störer der bürgerlichen Ruhe und als ein Religions-Verfolger, mit Recht bestraft.

Eben so wenig kann irgend ein Religionsbekenner von seinem Nachbar verlangen, daß dieser nicht eine eigene Religions-Leiter haben, sondern sich der seinigen bedienen solle! Oder, — dieser mag nun eine eigene Leiter schon haben; — oder, er mag sich mit gar keiner Theologie und Religion befassen, und also Atheist sein; — so kann Jener doch in keinem Falle von ihr verlangen, daß er zu ihm auf seine Leiter hinsteigen, diese auch für sich annehmen und gebrauchen, oder mit andern Worten: daß er durchaus mit ihm einerlei Theologie und Religion haben, annehmen, und bekennen solle! Der Narr, der bies verlangt, gehört doch offenbar ins Irr- und Tollhaus! Denn er verlangt ja nichts geringeres, als: daß der Andre nicht seinen eigenen Kopf und sein eigenes Zenith, sondern, wider alle mögliche Möglichkeit und trotz aller absoluten Unmöglichkeit, mit ihm ein und eben denselbigen Kopf und ein und eben dasselbige Zenith gemeinschaftlich haben solle! — Kurz, da ein jeder Mensch seinen eigenen Kopf und sein eigenes Zenith hat, so hat ein Jeder auch

Platz genug für seine eigene theologische und Religions-Leiter; so kann Keiner dem Andern dabei hinderlich sein; so kann auch Keiner des Andern seine Theologie und Religion haben; kann sie auch nicht nutzen und gebrauchen; sondern, wenn er eine hat, so muß es durchaus seine eigene, und eine von des Andern seiner verschiedene sein: — hat er aber gar keine? so leidet auch wieder kein Andern das geringste darunter! und es hat also Niemand das Recht, sich darum zu bekümmern, oder Jenen darüber zur Rede zu stellen, und ihm im mindesten deswegen Vorwürfe zu machen, außer höchstens — der Candidat des Irthaus, dem man alle dumme und verrückte Streiche zu gute halten muß.

Ebenso sind auch alle Theologien und alle Religionen, so viele derselben, und bei so vielen einzelnen Menschen sie auch nur in der Welt gefunden werden mögen, gleich wahr! und, gleich falsch! — Eine jede Theologie und Religion muß demjenigen, der sie jetzt hat, seine jetzt einzig wahre, und eine jede Theologie und Religion eines Andern muß ihm durchaus eine falsche sein. Denn, er hat nun einmal diesen und keinen andern Kopf, — dieses und kein andres Zenith, — und zwischen diesen beiden Endpunkten ist auch nur die einzige Vertical-Linie, welche seine Theologie und Religion ausmacht, möglich. — Und, da es diese Bewandniß mit jedem andern Religionsbekenner auch hat: so giebt es also gerade so viel wahre Theologien und Religionen, als es falsche giebt! und umgekehrt ic. — und, so ist also die eine Theologie und Religion so wahr, und so falsch, als die andre! und keine einzige ist es mehr, oder weniger, als die Andere! — (Denn das Object ist allen gleich unbekannt: mithin gilt das subjective Urtheil des Einen von demselben so viel, als des Andern seines).

Dieser allgemeine und unbestreitliche Charakter der Wahrheit und Falschheit, der von allen Theologien und Religionen in der Welt ohne eine einzige Ausnahme prädicirt werden kann und muß, hebt aber darum die anderweitigen Verschiedenheiten nicht auf, die sich unter den einzelnen Theologien und Religionen befinden. Wo mehrere Dinge einerlei Art und Gattung gefunden werden, da müssen sich diese Dinge auch durch gewisse Besonderheiten und einzelne eigenthümliche Merkmale von einander unterscheiden lassen. — Die Leiter des Einen kann also mehrere, und die des Andern weniger Stufen haben; d. h. die Theologie des Einen kann mehrere Lehrmeinungen, und seine Religion mehrere Andachtsübungen in sich fassen, als dies bei einem Andern gefunden wird: die Phantasie des Einen kann allerlei seltsame Sprünge und

lächerliche Grimassen auf ihrer Religions-Leiter machen; unterdessen die Phantasie des Andern mit gravitätischem Anstande, mit vollwichtigen Mienen eines hohen, heiligen Ernstes, und mit regelmäßig abgemessenen Schritten ihre Andachts-Leiter befestigt u. s. w. Alle diese Verschiedenheiten aber hindern es doch, wie Jeder leicht sieht, nicht, daß darum die Leiter des Einen nicht so gut eine, zwischen dessen Kopf und Zenith verticalstehende Leiter wäre, als des Andern seine; und daß also der Charakter der verhältniß- und gleichmäßigen Wahrheit und Falschheit, nicht ein allgemeiner, allen und jeden Theologien und Religionen in der Welt ohne Ausnahme zukommender Charakter sein sollte!

Aber, nun laßt uns auf die Moral sehen! Seitwärts dem Menschen steht ihm sein Nebenmensch und die Gesellschaft! und hier ist das Gebiet der Moral. Wenn also die Theologie und Religion ihre Richtung vertical und zum Zenith hinauf nehmen: — so nimmt hingegen die Moral die ihrige horizontal! und erstreckt hier ihre Alleinherrschaft über alles, was in dieser Richtung rund um den Menschen her befindlich ist, womit er in irgend einem Verhältniß steht, und worauf alle seine Handlungen, die er mit Bewußtsein unternimmt, irgend eine Beziehung haben können. Und, da der Nebenmensch das vornehmste Wesen ist, was der Mensch neben sich hat und kennt, so stehen auch alle diejenigen Handlungen des Menschen, die auf den Nebenmenschen den mindesten Bezug haben, alle bürgerliche und gesellschaftliche Verhältnisse u. s. w. ganz vorzüglich unter den Befehlen der Moral.

2) Was denjenigen Theil der Moral betrifft, der die Vorschriften eines vernünftigen Verhaltens des Menschen gegen sich selbst angeht: so sieht jedermann leicht, daß es durchaus dem einzelnen Menschen selbst überlassen bleiben muß, wie er die etwaigen Collisionen, welche zwischen diesen Moral-Vorschriften und seinen Religions-Andachten entstehen, mit einander ausgleiche. Denn, da dieser Theil der Moral so gut, als die Theologie und Religion, die bloße Privatsache des einzelnen Menschen ist, so hängt auch das eine so gut, als wie das andere, von dem eigenen Gutachten des Menschen ab. Ja, die bürgerliche Moral, welche durchaus alle Beleidigungen des Nebenmenschen und alle Kränkungen seiner Rechte verbietet, nimmt sogar hier die Gewissensfreiheit des ängstlichen und sich selbst (freilich unnöthiger und unnüherweise) peinigenden Religionsbekenners in ihren Schutz, und vertheidigt dieselbe von Amtswegen wider alle gewaltsame Eingriffe, die andere auf sie machen wollen, und wider alle zwingenden Versuche, den Privat-Gewissens-Streit

des Religionsbekennters durch ein fremdes Urtheil, das nicht auch sein eigenes ist, zu schlichten. Alles, was sie dem Nebenbürger erlaubt, sind höchstens bloß sanftmüthige, liebevolle Vorstellungen und brüderliche Zurechtweisungen, die er dem, der durch seine Religion mit den Pflichten gegen sich selbst in Widerspruch geräth, machen darf: — wobei er aber durchaus die eigene Freiheit des Letztern, sich selbst so oder anders zu entschließen und nach eigener Ueberzeugung in dieser Sache zu handeln, schonen und respektiren muß.

Man übersehe nur hierbei die ausdrückliche Voraussetzung nicht, daß es nämlich Collisionen zwischen der Theologie und Religion einer — und denjenigen Moral-Vorschriften anderer Seite sein müssen, die bloß das Verhalten des Menschen gegen sich selbst, und also nur solche Handlungen betreffen, die ihre unmittelbare, nächste, einfache Beziehung auf den Handelnden selbst, keineswegs aber auf irgend einen Nebenmenschen haben.

Sollten aber die Theologie und Religion eines Menschen mit solchen seiner Pflichten, die sein bürgerliches Verhältniß in der Gesellschaft betreffen, Händel anfangen wollen; sollten jene bei ihm über solche seiner Handlungen commandiren wollen, die, ich will nicht sagen, nach vielen gemachten Consequenzen und vorausgesetzten ungewissen Möglichkeiten, mit der Zeit endlich auch wohl eine gewisse nachtheilige Beziehung auf einen Nebenmenschen und die Gesellschaft zu haben scheinen könnten; (denn, wenn man sich solche uneingeschränkte Consequenzmacherei erlauben, und auch die entferntesten möglichen Folgen einer Handlung mit in den Anschlag bringen will, um ihre Zulässigkeit und Unzulässigkeit darnach zu bestimmen: so geht alle Freiheit des Menschen verloren! Man respektirt dann seine individuelle Persönlichkeit und die Rechte derselben nicht mehr: sondern behandelt ihn, als wenn er eine bloße Eigenschaft wäre; ein Etwas, das kein eignes Bestehen für sich hätte; sondern nur aus dem Begriff der Gesellschaft resultirte); sollte also, sage ich, die Theologie und Religion eines Menschen solche Handlungen von ihm fordern wollen, die geradezu in die bürgerlichen Verhältnisse eingreifen und wodurch das Recht eines Nebenmenschen wirklich gekränkt und unmittelbar beleidigt würde: — so kann und darf die Moral dies nicht dulden. Sie muß ein solches Beginnen der Theologie und Religion als einen feindlichen Eingriff und Anfall ansehen, der auf ihr Moral-Gebiet gemacht und wodurch ihre Majestäts-Rechte in Gefahr gesetzt werden. Sie muß sich also der beleidigenden und angrei-

fenden Theologie und Religion widersehen: und, wenn diese Feinde nicht mit Güte weichen wollen; sie mit Gewalt in ihre vorigen Grenzen und auf den Posten hin, wohin sie gehören, nämlich: zwischen dem einzelnen Menschen und seinem Herr-Gott, zurückzwingen; und schlechterdings darauf bestehen, daß sie sich mit ihren Befehlen auf diesen einzigen Ort einschränken, aus allen bürgerlichen Verhältnissen und der menschlichen Gesellschaft aber die Nase heraus halten sollen. (Oder, mit andern Worten: die Moral darf nur die Augen recht aufstun; so wird sie finden: daß sie hier mit der wirklichen Religion und Theologie dieses Menschen im Grunde keinen Krieg zu führen, sondern vielmehr einer wahren, bürgerlichen, moralischen Ungerechtigkeit und Beleidigung, die dieser Mensch an seinem Nächsten begehen will, zu steuern und zu wehren hat).

Geschähe es ferner, daß bei einem Menschen in einem Krankheits-Anfalle, seine Theologie und Religion mit den Moral-Pflichten gegen sich selbst, in zu heftigen Streit geriethen; z. E. wenn ein melancholischer Mensch sich, um seiner theologischen und Religions-Gewissens-Scrupel willen, das Leben nehmen wollte; — so sieht Jedermann, daß hier der Fall gar nicht statt findet, wo dem Menschen die Entscheidung des Privat-Streits, in welchem er mit sich selbst verwickelt ist, überlassen werden könnte. Der Kranke kann nicht selbst entscheiden: ihm fehlt das Vermögen dazu. Hier tritt also mit allem Recht die bürgerliche Moral der bloßen einfachen Natur-Moral zu Hülfe, nimmt den kranken Menschen in ihren Gewahrsam, entscheidet an seiner Statt, mit ihrer eigenen Autorität, seinen Collisions-Fall, bedient sich auch ihrer in Händen habenden Macht, um ihre Entscheidung geltend zu machen, und bindet dem Kranken allenfalls Hände und Füße, ohne sich dadurch im geringsten einer Ungerechtigkeit gegen das eigene Entscheidungsrecht des Menschen in seinen Privat-Sachen schuldig zu machen.

3) Es ergiebt sich nun der Begriff von selbst, den man sich von Toleranz und Intoleranz zu machen habe. Wenn die Theologie mit ihrer Religion und die Moral mit ihren besondern abgestochenen Grenzen auf ganz verschiedenen Gebieten stehen, so läßt sich gar nichts von einer Toleranz oder Intoleranz, die diese Dinge gegen einander über künnten, gedenken. Wenn man von diesen Dingen, die für sich ein gleiches Recht, da zu sein, haben, die gar nicht eines in des andern Gebiet hinüberschweifen können, ohne aufzuhören, das zu sein, was es ist, sagen wollte, sie dulden sich, so dulden sich auch der Fisch im Was-

fer, und der Vogel unter dem Himmel mit einander! und so findet auch eine gegenseitige Dulbung zwischen den Erd-, Mond-, Jupiter- und Saturn-Bürgern statt! —

Ebenso sind die Worte Toleranz und Intoleranz durchaus leere und bedeutungslose Worte, wenn man sie auf die — richtig verstandenen — einzelnen Theologien und Religionen der einzelnen Menschen in ihrem Verhältniß zu einander anwenden will.

Aber, woher kommt denn das doch gleichwohl so laute Geschrei von Toleranz und Intoleranz im Betreff der Religions-Angelegenheiten unter den Menschen?

Jede Religions-Intoleranz besteht in der Unterdrückung der Gewissensfreiheit Andern, ist folglich eine bürgerliche moralische Ungerechtigkeit der allergrößten Art, so daß derjenige, der sich rühmt, tolerant zu sein, damit nichts anders von sich sagt, als: daß, ohngeachtet er das Vermögen in den Händen habe, die größte und niederträchtigste moralische bürgerliche Ungerechtigkeit an seinem Nächsten auszuüben, und die angeborenen Menschenrechte desselben mit Füßen zu treten, er sich doch dieses Vermögens nicht bedienen, sondern den andern in dem Genuß der seiner menschlichen Natur unmittelbar anklebenden Rechte ungefränkt lassen wolle. — Ein feiner Ruhm! dem gemäß ich als ein Erwachsener mich auch der Toleranz gegen das Leben eines unschuldigen schwachen Kindes, das ich erwürgen kann, rühmen könnte!

Der Priesterschaft gebührt einzig und allein die Ehre, nicht nur diese aller verabscheuungswürdigste Art der bürgerlichen und moralischen Ungerechtigkeit erfunden, sondern auch dieses verfluchte Gift unter den Menschen verbreitet zu haben.

Um nämlich das abscheuliche Gebäude der Hierarchie aufzuführen zu können, hielten es die Priester für nöthig, eine gewisse, von ihnen bestimmte Theologie und Religion zur Haupt-Theologie und Religion zu erheben, und sie, als ein alleingeständes Orakel, ihren Nebenmenschen aufzubringen. Dies Unternehmen begriff natürlicherweise auf der andern Seite das Verdrängen und Unterdrücken der Gewissensfreiheiten der Menschen und ihrer Privat-Theologien und Religionen nothwendig und unmittelbar in sich.

Nachdem es ihnen gelungen war, ihre satanische Absicht durch die schändlichsten, niederträchtigsten, gewaltsamsten, grausamsten, und blutigsten Mittel durchzusetzen und nun die Vernunft und Gewissensfreiheit ihrer Nebenmenschen an der Kette ihrer Orakel-Theologie und Religion

einmal angeschlossen lag, so sorgte sie dafür, daß jeder in die Welt ankommende Mensch, sofort des Gefühls seines angeborenen Menschenrechts beraubt und seine Vernunft in die Falten des blinden Glaubens an ihre Orakel-Theologie eingewickelt würde.

Dies ist der Schlüssel zur Auflösung des sonst ganz unbegreiflichen Räthfels, wie Religions-Verfolgungen möglich sind, da doch kein Mensch bei der Theologie und Religion des andern, sie mag auch beschaffen sein, wie sie immer wolle, das geringste weder gewinnen noch verlieren kann! Mag doch der andere zwischen seinem Scheitel und seinem Zenith immerhin seine, nach seiner eignen Phantastie geformte Leiter haben; was geht das mich? was geht es einen Dritten? — Vierten? — Fünften? was geht das einen jeden andern Menschen, wer dieser auch sein mag, an? da ja, außer ihm allein, kein Einziger von uns allen, jemals seinen Kopf, sein Zenith und seine dazwischen befindliche Religionsleiter erhalten und das mindeste daran gewinnen kann? Wer sollte sich nun als möglich gedenken und vorstellen können, daß vernünftig sein wollende Menschen über ein solches Object sich zanken, balgen, martern und auf die unvernünftigste und grausamste Art verfolgen und ermorden könnten? — Ist das nicht die tollste Raserei, die sich denken läßt? — Ist es nicht rasend, darüber noch einer Toleranz zu bedürfen, daß man seinen eignen Kopf und sein eignes Zenith hat?

O sei sie doch so laut als möglich herausgesagt, die große Wahrheit, welche Vernunft und Natur predigen, und, die ableugnen zu wollen, nur entweder ein Priester vom verworfensten Charakter die unverschämte Frechheit haben; oder, ein von Priestern bethörter und verblinder Laie unverständlich genug sein kann: — die große, unbestreitliche Wahrheit! — Weder der Atheist noch irgend ein Religionsbekenner, welcherlei dieser auch sein mag, braucht um Toleranz zu bitten. Er kann Gerechtigkeit fordern. Es ist nicht Güte und Nachsicht, — nein, es ist Schuldigkeit, absolute unerläßliche Schuldigkeit, daß ein Jeder, wer er auch sein mag, Fürst! oder Unterthan! die Gewissensfreiheit eines jeden seiner Nebenmenschen durchaus ungekränkt lasse, weil sie kein bürgerliches, oder aus der Gesellschaft entspringendes, sondern ein ihm schon angeborenes, und seiner menschlichen Natur wesentlich zugehöriges Recht ist! — Es ist absolute Schuldigkeit des Landesherrn sowohl, als jedes andern Bürgers, daß er seinen Nebenmenschen in seiner Theologie oder Nichttheologie, — Religion oder Nichtreligion, ungehindert sein lasse, was dieser selbst sein will: ohne daß jener dafür von

diesem das kleinste gute Wort verlangen, oder den geringsten Dank erwarten kann. Denn, wenn er noch dafür Dank verlangen wollte, so könnte diese Forderung keinen andern Sinn haben, als: daß ich ihm dafür danken solle, daß er in Absicht auf mich kein Ungerechter, kein Räuber meiner angeborenen Menschheitsrechte: für sich selbst aber, und in Betracht seiner eigenen Person, kein unvernünftiger Mensch sei! — Und wäre ein solcher Dank und Ruhm nicht die ärgste Beschimpfung selbst? — Eben diese Bedeutung würde auch eine jede Bitte haben, mit der ich ihn erst noch lange ersuchen sollte, mir meinen, — sei es Atheismus, oder Religions-Glauben, oder Unglauben! — frei zu lassen: weil ich ja dadurch offenbar den Verdacht gegen ihn äußerte, daß ich ihn für fähig hielte, ein unvernünftiger Mensch und ein ungerechter Beleidiger meiner unschuldigen Gewissensfreiheit zu sein! —

Wenn also von einer Toleranz und Intoleranz, die die Theologie und Religion, — und die Moral, gegenseitig üben könnten, gar keine Rede sein kann, weil dies unmöglich ist, so lange ein jedes dieser Dinge das bleibt, was es seiner Natur nach nur sein kann; so kann man ganz gewiß sein, daß da, wo von Religions-Toleranz oder Intoleranz geredet wird, allemal eine bürgerliche moralische Ungerechtigkeit zum Grunde liege, die derjenige, der sie begeht oder zu begehen Lust hat, mit einem ganz falschen, und unstatthafterweise von der Religion hergenommenen Vorwande zu bedecken und zu beschönigen sucht. Das beklagenswürdigste dabei ist dann dies: daß auch die Gesetzgeber und Richter in der bürgerlichen Gesellschaft obenein gemeiniglich ebenfalls so blind sind, dies nicht zu bemerken! sondern, daß sie sich vielmehr durch den falschen Religions-Vorwand, der ihnen vorgespiegelt wird, täuschen und blenden und zu dem Wahn hinreißen lassen, daß sie selbst glauben, die Religion sei hier wirklich im Spiel! und daß sie dann durch ihren Wahn sich zu solchen Verfügungen, gesetzlichen Verordnungen und obrigkeitlichen Entscheidungen verleiten lassen, die der wahrhaftig zum Grunde liegenden bürgerlichen Ungerechtigkeit Vorschub thun, ihr das Wort reden, ihr öffentliche Gesetzmäßigkeit und ungehinderte Freiheit verschaffen, zur Beleidigung des Nebenbürgers und zur Zerstörung des Glücks der Gesellschaft so wirksam zu sein, als es nur ihre schwarze Natur und verwerfungswürdige Absicht in jedesmaligem Falle mit sich bringt.

3. E. wenn ein Vater seinem Testament die Clausel beifügt, daß, im Fall eines seiner Kinder die väterliche Religion verlasse, dasselbe mit einer kleinen Erbportion abgesunden oder gar enterbt sein sollte (wie

dies insonderheit bei den Juden oft vorkommt) so ist dies offenbar eine moralische bürgerliche Ungerechtigkeit, denn:

a) die bürgerlichen Gesetze sichern dem Kinde die natürliche Erbfolge. Jener väterliche Wille ist also eine Beleidigung der Moral, auf welche die bürgerlichen Gesetze allein sich gründen und sich gründen müssen, wenn die Gesellschaft bestehen soll. Kann nun ein von der Religion hergenommener Vorwand die Uebertretung eines bürgerlichen Gesetzes rechtfertigen, sie zur Nichtübertretung machen, kann er das bürgerlich Unrechtmäßige zum bürgerlich Rechtmäßigen umschaffen, dann gute Nacht gesellschaftliches Wohl und Glück, gute Nacht Ordnung, gute Nacht Moral und Vernunft. Hat ein Narr die Freiheit, ein bürgerliches Gesetz, das ihm nicht ansteht, unter einem Religions-Vorwand umzustossen: wer will es denn den übrigen Bürgern verbieten, unter lauter beliebigen Religions-Vorwänden mit allen bürgerlichen Gesetzen nach Gefallen zu spielen, und bald so, bald anders herumzuspringen? — So viel Recht der eine dazu hat, so viel Recht hat ja ein jeder Andern auch? — Entweder erlaubt sich also der Richter und Gesetzgeber eine bloße blinde Willkür, und macht heute etwas zum bürgerlichen Gesetz, oder verfährt nach demselben, wovon morgen schon wieder das Gegentheil bei ihm gültig ist, handelt also ohne alle Prinzipia, und despotisirt im Staate! — oder, es steht in der Macht des Bürgers, ob er sich den bürgerlichen Gesetzen entziehen, oder unterwerfen will!

b) Jener Wille des Vaters enthält die größte Ungerechtigkeit gegen die Gewissensfreiheit des Kindes. Das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern ist ein bloß gesellschaftliches Verhältniß, die Abhängigkeit der Kinder von den Eltern kann sich also auch nur auf gesellschaftliche Angelegenheiten, Rechte und Freiheiten, nicht aber auf die menschliche Natur und die derselben wesentlich anlebenden Rechte erstrecken. Hier findet kein Vorzug statt, hier ist das Eine so frei wie das Andre. Hätte der Vater das Kind ohne Angabe eines Grundes enterbt, so wäre die Ungerechtigkeit nicht so groß, der Vater hätte seinem Kinde nur ein Eigenthum, welches kein wesentlicher Theil seiner menschlichen Natur ist, genommen, die Ungerechtigkeit wird erst dadurch so empörend, daß der Vater das Unwesentliche, das Eigenthum, mit der wesentlichen und individuellen Freiheit des Kindes in Beziehung setzt und die letztere durch das erstere zu beherrschen trachtet. Daher dürfte kein Richter von Beurtheilungskraft und Gerechtigkeitsliebe auch nur einen Augenblick anstehen, eine solche verwerfungswürdige und die

schwärzeste Ungerechtigkeit enthaltende Bedingung eines Testaments für null und nichtig zu erklären.

c) Wenn jede Religion ihre einzige und einfache Beziehung zwischen dem Menschen und seinem Herr-Gott hat, so hat keine Religion mit irgend einem gesellschaftlichen Verhältnisse das geringste zu thun. Mithin ist die Versicherung eines Menschen, seine Religion fordere von ihm diese und jene von den bürgerlichen Moral-Gesetzen abweichende Handlungsart gegen seinen Nächsten ein durchaus nichtiger und erlogner Vorwand.

Kein Richter darf den unbestimmten Satz, daß man der Gewissensfreiheit des Andern schonen müsse, annehmen, ohne die bestimmte Grenze zu kennen, wie weit diese Gewissensfreiheit in ihren Forderungen nur gehen könne. Sonst wird er mit seinen Urtheilen im Finstern tappen und oft die größten Ungerechtigkeiten befördern helfen. Gäbe, z. B. ein Richter einem Israeliten den Satz zu, seine Religion und sein Gewissen fordere von ihm, daß er sein den Glauben der Väter verlassendes Kind enterbe: was wollte derselbe Richter, wenn er consequent bleiben wollte, einem andern Israeliten antworten, der sein Weib oder Kind erwürgt hätte, weil es ihm eine fremde Religion die nicht die väterliche oder jüdische sei, als eine bessere angepriesen hätte, und der, um seine pflichtmäßige Befugniß dazu zu erweisen, sich auf den ausdrücklichen Mosaischen Befehl (5. Mos. 13, 6—10) beriefe? Zumal da der Richter ganz gewiß, in allen Mosaischen Schriften, keinen so genau und mit so deutlichen Worten bestimmten Befehl, über das Enterben des Kindes, der Religion wegen, finden wird, als der angeführte über das Erwürgen desselben lautet!

Aber so wenig man sich auf eine Orakel-Theologie und Religion, so wenig darf man sich auf seine Privat-Religion und Gewissensfreiheit berufen, um diese oder jene gesellschaftliche Handlung zu rechtfertigen. Dem enterbenden Vater würde also auch seine Privatreligion nicht als Entschuldigungsgrund dienen können, denn wenn er sich seinen Herr-Gott nach seiner Privat-Phantasie, nach seinem Privat-Geschmack machen darf, so hat das Kind dasselbe natürliche Recht.

Ganz und gar aber würde es nach dem Irrenhause klingen, wenn ein Vater behaupten wollte, seine Privat-Religion leide dabei, daß sein Kind nach seinen (des Vaters) schon erfolgten Tode, einen andern Geschmack in der Religion äußerte. Als ob nicht mit dem Vater auch seine Privat-Religion und Gewissensfreiheit stürbe.

Was soll man nun dazu sagen, wenn der Groß-Kanzler v. Carmer die Religion in sein „Gesetzbuch für die Preuß. Staaten“ feierlich einführt, ja der Religion das Präsidium bewilligt und der Moral gebietet, einer angeblichen Religion wegen dort eine Ausnahme von der Allgemeinheit der bürgerlichen Gesetze zu machen, wo sie durch einen nichtigen Religionsvorwand gefordert ist.

Wenn im 1. Th. der §. 23 so lautet: „Ein Christ kann mit solchen Personen keine Heirath schließen, welche, nach den Grundsätzen ihrer Religion, sich den christlichen Ehegesetzen zu unterwerfen, behindert werden,“

und der §. 733. „Ehen, die wegen Unterschieds der Religion nicht statt finden können, sind von Anfang an nichtig,“ so kann man billig fragen: Was hat denn die Religion mit den Ehegesetzen zu schaffen? sie beschränke sich ihrer Natur nach auf das Privat-Verhältniß des Menschen zu seinem Privat-Herr-Gott, hier wird sie kein weiser Gesetzgeber turbiren, aber eben so wenig kann es ihr nachgesehen werden, daß sie sich in gesellschaftliche Angelegenheiten mische.

Es sind nur drei Fälle möglich:

Entweder muß alle Religion aus dem Gesetzbuche verwiesen werden, und ihrer Natur nach ist es unumgänglich.

Oder: Wenn Einem Religions-Vorwande in Einem Punkte nachgegeben werden soll, so muß das bei andern eben so gültigen Religions-Vorwänden auch geschehen. Wenn also z. B. die angebliche jüdische Religion für kräftig gehalten und ihr das Vermögen eingeräumt wird, die Juden von den Ehegesetzen des Staats erimiren zu können, so muß sie auch von den Criminal-Gesetzen des Staates lossprechen können. Der Gesetzgeber muß dann annehmen, daß bei den Vorschriften ihrer angeblichen Religion, welche den Juden das Berauben und Erwürgen der Andersgläubigen vorschreiben, diese Religion die Grenzen ihres Gebiets nicht überschritten habe. Und in dem Theile des Criminalgesetzbuches, wo das Stehlen und Morden unter Bedrohung harter Strafen verboten ist, muß für die Juden eine Ausnahme gemacht und eben so ausdrücklich, wie bei den Ehegesetzen geschehen, hinzugefügt werden: „daß den Juden das Berauben und Erwürgen der Gojims frei gelassen werden müsse; und sie deshalb zu keiner Verantwortung gezogen werden könnten, weil ihre Religion ihnen diese Handlungen bei aller Gelegenheit, wo sie sie nur ausüben könnten, ausdrücklich und aufs ernstlichste anbeföhle; sie folglich nach den Grundsätzen ihrer

Religion, sich den Criminal-Gesetzen im Staate zu unterwerfen, beklübert würden.“

Ober: Wenn der Gesetzgeber von diesen beiden angegebenen Fällen keinen wählen, sondern nach seinem Gutdünken der Religion (d. i. einem Religions-Vorwande) hier einen bestimmten Einfluß auf die bürgerlichen Gesetze des Staates verstatten, dort aber denselben wieder verweigern will: — so giebt er dadurch zu verstehen, daß er bloß willkürlich handle, und daß ein despotisches *sic volo, sic jubeo*, hierin bei ihm die Stelle der Gründe vertrete. —

4) Als vierten Folgesatz stellt Schulz auf, daß eine Zusammenschmelzung und wesentliche Vereinigung der Theologie und Religion mit der Moral in sich unmöglich und widersprechend sei. Es könne schlechterdings keine theologische Moral geben. Das würde ein veränderliches unveränderliches Ding sein. Jede theologische Moral sei eine durch die Theologie verfälschte, verstümmelte und verkrüppelte Moral. Die Religionsvorschriften seien zu den Etiquetten und Hofceremoniellen zu rechnen. Sei nämlich die Religion der Inbegriff der Dienste und Verehrungen, welche ein Mensch seiner Theologie zu Folge seinem Herr-Gott abstaten zu müssen, sich verbunden glaube, wie solle man die speciellen Regeln, nach welchen ein Religionsbekenner seine Dienste einrichte, die Ordnung, mit welcher er dabei zu Werke gehe, und in der er die eine Ehrenbezeugung oder das eine Andachtsstück vorangehen und das andre nachfolgen lasse, schicklicher nennen als ein Hof-Ceremoniell. Man möge nur bedenken, zu welchen ceremoniösen Handlungen die Theologie Anlaß gebe: Das Aufbauen und Schmücken des Altars, das Räuchern auf demselben, die Concerte, die man der Gottheit bringt, die besondern Fest-Tage, die gefeiert werden, die Galakleider, in welchen allein der Andächtige vor seinem Herr-Gott zu erscheinen wagt, die Kleiderordnung der Priester, das Lichtbrennen am hellen Mittage in den Tempeln, welches alles man nur als Hofetiquette erklären könne, da es sonst überflüssig sei. Der eine werfe sich aufs Angesicht, der andre bloß auf die Knie, der Dritte lasse den Kopf sinken, der vierte stehe gerade, wie ein spanischer Grand vor seinem Könige, hier lehre einer sein Gesicht nach Morgen, dort ein anderer seine Augen jen Himmel, noch ein anderer halte sie verschlossen, dieser schlage oft und laut an seine Brust, jener halte seine Hände flach aneinander geschlagen, dort lege sie ein anderer gefaltet auf seinen Magen: und nun müsse man billig fragen: was hat die Etiquette mit der Moral zu thun. —

In dem folgenden Abschnitte

Von der Kirche

sucht Schulz zu beweisen, daß die Kirche „ein pures nur in der Phantasie existirendes Schattengerüste und Hirngespinnste, eine den Kopf schwindlig machende Chimäre, ein Gespenst“ sei. Seine Beweisführung geht in folgenden Sätzen vorwärts.

Man versteht unter dem Worte Kirche gemeiniglich einen Haufen Menschen, die zusammen eine und eben dieselbe Theologie und Religion haben; oder, wo die Theologie und Religion des Einen auch die Theologie und Religion des andern und der Uebrigen ist. Allein, ein nur halb aufmerksamer Blick in die wirkliche Welt und auf die ganz offne tägliche Erfahrung kann uns schon überzeugen, daß jener Begriff der Uebereinstimmung mehrerer Menschen in eine und eben dieselbe Theologie und Religion, eine bloße Chimäre sei! und daß folglich eine solche Kirche, bei der diese Uebereinkunft der Glieder gefunden werden wolle, nur in Utopien gesucht werden müsse. Denn

1) Verschiedne Vorstellungskräfte bringen auch verschiedne theologische Vorstellungsarten hervor.

2) Das ganz gedankenlose, bloß mechanische Herplappern einer Katechismus-Formel wird kein vernünftiger Mensch für ein wirkliches Bekenntniß eigener Vorstellungen und Lehrmeinungen halten können und wollen. Der Plapperer sagt nur, was er ehemals aus dem Katechismo gelernt habe, nicht, was er selbst denke, und welches seine eignen Vorstellungen sind. Letzter wird man so viel verschiedene finden, als die Zahl Köpfe, die zusammen eine Kirche genannt werden.

Man sehe ferner, wie verschieden diejenigen in ihren Meinungen und Urtheilen sind, die sich über ihren sogenannten kirchlichen Lehrbegriff öffentlich, es sei mündlich oder schriftlich erklären. Wo sind zwei theologische Schriftsteller aus einer und eben derselben Kirche über alle Glaubens-Lehren ihrer angeblichen Kirche einig? Ist diese Uneinigkeit nicht schon längst die Ursach gewesen, warum man sich genöthigt gesehen hat, einen Unterschied zwischen Fundamental- und Nichtfundamental-Artikeln zu erfinden? Und hat gleichwohl diese erfundene Eintheilung den Streit je gehoben? Hat man sich in der theologischen Welt wohl bis jetzt darüber vereinigen können, welches ein Fundamental-Artikel sei? und welche Lehrmeinung diesen Namen nicht verdiene? Sind es, was darüber auch gesagt ist, nicht immer die einzelnen Urtheile einzelner Menschen gewesen? Verkehren sich diese nicht unaufhörlich noch unter-

einander? Und wirft nicht noch immerfort Einer dem Andern vor, daß seine Meinung einen Fundamental-Artikel angreife und umstoße? ohne zu bedenken, daß alle Fundamental-Artikel eben so gut, als die nicht fundamentalen, bloße Privat-Meinungen sind, die der Eine haben, und der Andre nicht haben könne, und worin man einem Jeden seine Freiheit lassen müsse?

Die bekannte Eintheilung der Kirche in eine sichtbare und in eine unsichtbare ist ausdrücklich von den Geistlichen erfunden worden, um die in die Augen fallende Verschiedenheit der Kirchenglieder in ihren Religionen dadurch zuzudecken und zu entschuldigen. Die Uebereinstimmung der Glieder, sagen die Geistlichen, ist nur nicht sichtbar: der große Haufe von Menschen, den wir sehen, macht nur die sichtbare Kirche aus; und unter diesem stecken freilich viele räudige Schafe, an denen die Uebereinstimmung mit der Religion, die wir ihnen predigen, nicht gefunden wird. Aber die ächtesten, schönsten und besten Glieder dieser Kirche stimmen in der Religion alle genau überein. — Man kann sie nur nicht namhaft machen, und kein menschliches Auge kann sie entdecken: aber — Gott sieht sie wohl! und ihm allein sind sie auch nur bekannt! — Diese machen daher die unsichtbare Kirche aus, und diese verhält sich zu der sichtbaren, wie der Kern zur Schale, und wie das Gold zu den Schlacken.

Der Priester weiß uns also zu sagen, was Gott nur allein erkennt? — — Heißt das nicht seine Behauptung von einer Uebereinstimmung mehrerer Menschen in der Religion gegen die ins Angesicht widersprechende offene Erfahrung, und selbst gegen alle Naturgesetze vertheidigen und eine sichtbare Wahrheit verdunkeln und abstreiten wollen! !

Auf die durchaus natürliche und nothwendige Verschiedenheit der Religionen bei den einzelnen Gliedern einer Kirche gründen sich auch die herrschenden Klagen der Geistlichen über die erstaunliche Gleichgültigkeit der Gemeindeglieder gegen die kirchliche Religion. Wie überhaupt jeder Mensch seine Theologie für die beste und wahreste hält, so thut dies noch vielmehr der Geistliche! als der gleichsam ein ausschließendes Recht in der bürgerlichen Gesellschaft hat, die seinige für die allein wahre, öffentlich und laut anpreisen und ausrufen zu dürfen! — Und nun ist ihm eine jede andre Religion eines Gemein-Gliedes, die von der seinigen abweicht, in seinen Augen gar keine Religion. Er könnte, der Wahrheit nach, höchstens nur sagen: die Leute sind gegen meine Religion gleichgültig! — Aber nein; er beschuldigt sie nun, ohne

Einschränkung, einer allgemeinen Gleichgültigkeit gegen die Religion überhaupt, und verdammt diejenigen, die sich derselben seiner Meinung nach schuldig machen, als Gottvergeßene und gottlose Menschen in den Abgrund der Hölle: ohngeachtet viele derselben in ihrer eigenthümlichen und Privat-Religion oft noch viel eifriger und andächtiger sind, als es der Geistliche in der seinigen ist.

Solche Verkefzerung fällt vor, wenn eine Gemeinde nur einen einzigen Priester hat; weiden aber gar mehrere Geistliche zugleich eine Herde, dann wird sogar die kirchliche Religion getheilt und so vielfach erscheinen, als die Zahl der Geistlichen ist, da werden sich die Geistlichen unter einander verkefzern. Ist es also ausgemacht, daß jeder Religionsbekenner, mag er Geistlicher, mag er es nicht sein, seine eigene Theologie hat, so ist der Begriff von einer Kirche durchaus widersprechend und eine Chimäre und die Kirche selbst ein pures nur in der Phantasie existirendes Schattengerüst und Hirngespinnst.

Unter diesen Umständen, dies ist im Kurzen der Sinn des folgenden, scheine es fast unglaublich, daß an die Realität eines solchen Begriffes von Menschen jeder Religion, jeder Gesellschaftsklasse und jeder Religion, jeder Gesellschaftsklasse und jeder Bildungsstufe habe geglaubt werden können und geglaubt werde. Schulz legt dabei besonderes Gewicht auf das Unglück und den Jammer, den das Wort Kirche und der damit verbundene Begriff von seinem Entstehen an auf der Erde verbreitet, und schließt mit der Frage: Wann wird doch die Zeit kommen, daß den mit Blindheit geschlagenen Menschen die Augen über dies leere Schattengespenst aufgehen? Wann werden sie doch einmal erst anfangen, sich im Ernste zu besinnen, und bei ihrer eigenen Vernunft sowohl, als der offenstehenden Erfahrung nachzufragen: ob denn das Ding, was sie Kirche nennen, auch wirklich da und vorhanden sei? ob es wirklich etwas reelles und positives sei? bergestalt, daß dem Begriff, den sie mit dem Worte Kirche verbinden, auch in der That ein vorhandenes Objekt entspreche? —

Doch, fährt Schulz fort, er wolle nun einmal diesem Gespenste, das man Kirche nenne, etwas näher und schärfer ins Gesicht sehen. Vielleicht finde sich, wie fast bei allen Gespenstererscheinungen, daß es nur eine bloße Maske sei, die zur Bedeckung und Begünstigung unreiner Absichten erfunden ward.

Die ersten Theologien entstanden (meint Schulz), indem schlaue Menschen den Wahn derer, welche hinter auffallenden Naturerscheinun-

gen unsichtbare höhere Kräfte ahndeten, zum Anlaß nehmen, um ein ganzes weiltäufiges Gebicht von der Beschaffenheit dieser unsichtbaren Mächte und ihrem Verhältnisse zu den Menschen zu machen und den andern aufzubinden. So wurde dem Volke vor jenen unsichtbaren Kräften Furcht eingesflößt und diese Furcht von den Verschlagenen benutzt, um das leichtgläubige Volk zu unterjochen. Die ersten Priester waren die ersten Obrigkeiten.

Um die Furcht in den Gemüthern stets lebhaft zu erhalten, wurde ein gewisser Dienst und besondere Verehrungsarten angeordnet, um, dem schalkhaften Vorgeben jener Verschlagenen nach, durch solche Aufwartung den Zorn der Götter zu besänftigen und ihrer Schuld sich zu versichern. So entstanden die Religionen, so entstanden die Dirigenten des Religionswerks, die Priester, so entstand das Priesterthum. Und wenn gleich es von vornherein unmöglich war, daß sich die Meinungen der verschiedenen Köpfe in den Meinungen der Priester einigten, so blieben die Priester doch das eigentliche Orakel für Alle. Es wurde demnach diese Anhänglichkeit mehrerer einfältigen Menschen an die Orakelaussprüche eines einzelnen schlaunen Kopfes, der sich bei ihrer allseitigen Unwissenheit die Miene des Mehr- und Vielwissens gegeben und zum Priester und Gottesgelahrten unter ihnen aufgeworfen hatte, das Band einer theologischen und Religions-Gesellschaft!

Mit der Vermehrung der Menschen, der Gesellschaften, mit der Veränderung der Lage, Umstände, Beschaffenheiten, Nahrungsmittel und des Klimas, vervielfältigten sich auch die Religionsgesellschaften, Theologien und Religionen, das Priesterthum accommodirte sich stets den Sitten, Gewohnheiten und Bedürfnissen. Vergrößerte sich aber eine Gesellschaft, entstanden bei den vielen Köpfen auch viele Sinne, viele Fähigkeiten und Privattheologien, so erhob sich jedesmal ein Streit der Privattheologie gegen die Alleinherrschaft in Anspruch nehmende Orakeltheologie. Da kam es denn darauf an, wer von den Streitenden entweder der Schlaueste war oder wer die meisten Fäuste auf seiner Seite hatte, besonders wenn mehrere dissentirende Privattheologien hervortraten und es nun darauf ankam, Eine Privat-Theologie und Religion in den Augen des großen Hausens am meisten geltend zu machen und zu dem Ansehen des vornehmsten Orakels zu erheben. —

Mit der Betrachtung, daß die Orakel-Priester die Nothwendigkeit starker, zwingender Maßregeln, der Vermehrung ihrer Kräfte durch

Unterpriester und des Zusammenhaltens erkannt hätten, geht Schulz zu dem folgenden Abschnitt,

Von der Hierarchie,

über, in welchem er zuerst von den Gestalten der Hierarchie und sodann von den Hauptregeln spricht, nach welchen dieses schreckliche Gebäude aufgeführt sei, ein Gebäude, das um so größeres Erstaunen erregen müsse, als seine Basis, die Kirche, nur eine Chimäre sei. Schulz giebt zuerst an dem Beispiel Mose eine Anschauung von dem Entstehen und der Anlegung einer Hierarchie sowohl, als auch von der despotischen Natur dieser Regierungsart und schrecklichen Macht, dem furchtbaren Ansehen, zu welchem ein Hierarch über ein ganzes großes Volk gelangen könne.

Sodann geht Schulz zu dem Satze über, daß überall da, wo von einer stattfindenden oder daseinsollenden Kirche geredet werde, ganz gewiß nicht eine solche Kirche (denn dergleichen gebe es nicht, weil sie in sich widersprechend und unmöglich sei), sondern eine Hierarchie zu finden sei. Diesem zufolge gebe es eben so gut eine protestantische oder lutherische und reformirte Hierarchie, als es eine römische oder päpstliche gebe.

Hierarchie ist überhaupt, meint Schulz, eine Regierungsart, wo gewisse Menschen in den unseligen Zweck zusammenstimmen, die natürliche und angeborne Gewissensfreiheit ihrer Nebenmenschen zu unterdrücken, ihnen eine gewisse Drafel-Theologie und Religion zur blinden Huldigung aufzubringen, und sich dadurch zu Herrn über ihre Freiheit zu machen. —

Es versteht sich, daß bei jeder Hierarchie Einer oder Einige an der Spitze stehen, die das Ruder führen, und als die Verweser der hierarchischen Gewalt die ganze Maschine dirigiren, — Andere hingegen Jenen, in verschiedenen Stufen als Helfer untergeordnet sind, und von ihnen dazu gebraucht werden, um durch sie den Menschen unmittelbar die Drafel-Theologie und Religion annehmbar zu machen, ihre Vernunft von Kindheit an in Beschlag zu nehmen, ihre Gewissensfreiheit zum Schweigen zu bringen, und sie in dem Glauben an die Drafel-Theologie und Religion ihr ganzes Leben hindurch zu halten. Jene sind die Ober- oder Hohepriester; Diese die Unterpriester und theologischen Schullehrer.

Da ferner eine jede Hierarchie ihre besondere Drafel-Theologie und Religion hat, auf die sie sich gründet, die in der Welt stattfindenden

Orakel-Theologien und Religionen aber von einander verschieden sind : — so ergibt sich aus dieser Verschiedenheit des Inhalts der Orakel-Theologien und Religionen auch natürlicher Weise eine Verschiedenheit in den Hierarchien. So sind z. B. den protestantischen Consistorien, bei den mildern Lehrensätzen der lutherischen und calvinischen Orakel-Theologien, die Hände schon mehr gebunden, als dem Papste bei den Lehren der katholischen Religion.

Nicht weniger trägt auch der Umstand: ob die Zahl der, durch eine gewisse Orakel-Theologie und Religion schon des Gefühls ihrer angeborenen Gewissensfreiheit beraubten Menschen groß oder klein ist, viel zu dem Unterschiede bei, daß die eine Hierarchie in ihrer ausübenden Macht und Gewalt mehr, die andre weniger eingeschränkt ist. Je größer die Zahl der Menschen ist, die auf ihre eigene Vernunft und auf ihr natürliches Recht, selbst zu denken, Verzicht gethan, und einer gewissen Orakel-Theologie und Religion den Eid der Treue geschworen haben: desto mächtiger ist natürlicher Weise die auf diese bestimmte Orakel-Theologie und Religion sich gründende Hierarchie.

Diesem allen zufolge, fährt Schulz fort, will ich jeden Leser dieser meiner Schrift, der seinem Religionszeichen nach zu den Protestanten gehört, warnen, bei dem Worte Hierarchie nicht bloß an Rom und an die katholische Geistlichkeit zu denken, und darüber die, die Gewissensfreiheit der protestantischen Bürger beschränkende Hierarchie der protestantischen Consistorien und ihrer Geistlichkeit zu überschen! Die römische Hierarchie ist nur gröber, und fällt den Protestanten darum, weil sie ihnen fremde und sie nicht angehend ist, mehr in die Augen. Kommt uns der fremde Klang einer römisch-hierarchischen Kette in die Ohren, so reizt er unsre Aufmerksamkeit darum, weil er uns fremd ist: und nun halten wir uns für ganz frei darum, weil wir gerade die Ketten eines Katholiken nicht tragen. — Die protestantische Priesterschaft bedient sich dieser Unachtsamkeit ihrer protestantischen Bürger zu ihrem Vortheil. Sie schilt und schimpft daher immer tapfer mit über die römische Hierarchie, damit man bei dem Worte Hierarchie nur immer nach Rom hingucke.

Zum Beleg für das Bestreben protestantischer Consistorien erzählt Schulz, wie das Berlinische Lutherische Consistorium ihn in Folge seiner Schrift „Sittenlehre für alle Menschen ohne Unterschied der Religion,“ im Herbst des Jahres 1783, nicht etwa um eines moralischen Vergehens, auch nicht um eines in diesem Buche aufgestellten Moralgrund-

sages, sondern einzig und allein um seiner darin geäußerten Abweichungen von der Drakel-Theologie und Religion willen, öffentlich und förmlich und noch dazu in harten Ausdrücken angegriffen und ihn mit seinem ganzen Consistorial-Ansehen über ein Verbrechen zur Verantwortung aufgefordert habe, daß in weiter nichts, „als in dem unschuldigen Gebrauch seines angeborenen Menschheitsrechtes, seiner eigenen Vernunft und seiner ganz unbestreitlichen natürlichen Gewissensfreiheit bestanden habe.“ Ja das Consistorium habe bei dem Königl. Staatsrathe mehrere Male auf eine Bestrafung des Kezers angetragen.

Schulz erinnert ferner daran, daß das Erfurter Lutherische Consistorium diejenigen unter den protestantischen Bürgern, welche nicht fleißig zum Abendmahl gehen würden, mit der Versagung eines christlichen Begräbnisses bedrohet habe. —

Eine Definition des Priesters schließt den ersten Theil der Schulzischen Betrachtung der Hierarchie. Das Wort Priester bezeichne das eigentliche Verhältniß, in welchem ein Mann von den obersten Verwesern der Hierarchie als ein Lehrer der Drakel-Theologie und Religion bei einer gewissen Anzahl Menschen, die man eine Gemeinde nennt, bestellt und angesetzt sei. — Insofern ein solcher Mann also seinen ihm angewiesenen Kirchengliedern die Drakel-Theologie einpräge und dadurch ihrer eigenen Gewissensfreiheit, ihrer eigenen Vernunft, ihren eigenen Privat-Theologien und Religionen das möglichste Aufkommen verwehre; insofern er ferner die vorgeschriebenen Gebräuche und Ceremonien der Drakel-Religion ihnen umständlich vormache, und sie, so viel sie davon mitmachen sollen, zum genauen Mitmachen ernstlich anhalte, kurz, insofern er das ganze Geschäft, welches die Menschen, nach Angabe der Drakel-Theologie und Religion, zu treiben haben sollen, lehre, anordne und dirigire, und es Keinem erlaube, nach seinem eigenen Gutachten und anders, als es die Drakel-Theologie und Religion haben wolle, dabei zu Werke zu gehen: — insofern sei und heiße er ein Priester oder Geistlicher.

Doch auch die Moral sei von den Priestern in ihr theologisches Religionsgebiet gezogen worden, theils um ihrer Drakel-Theologie und Religion dadurch mehr Ansehen zu geben, theils um die Moral selbst so umarbeiten zu können, wie es ihrer Drakel-Theologie und Religion und ihrem Priester-Interesse am vortheilhaftesten ist: — so stelle der Priester zugleich, besonders bei den Protestanten, auch den Moral-lehrer des Volkes vor: und in dieser Beziehung führe er die Namen

Prediger und Lehrer. Jeder Prediger habe also einen doppelten Charakter. Er sei Prediger und Priester zugleich. — Aber, wohl gemerkt! seine Moral sei nicht die reine, aus der Natur geschöpfte, sondern — eine nach der Orakel-Theologie und Religion gestempelte Moral! Daher sei auch ein Geistlicher in weltlichen und gesellschaftlichen Angelegenheiten, wie Jedermann wisse, so gut als gar nicht zu gebrauchen. Sein priesterlicher Charakter flechte sich dabei immer mit ein und verderbe die besten Sachen. Und daher habe man auch schon längst nöthig gefunden, in den Consistoriis den Geistlichen Räthen, als welche sonst die eigentlichen Bestandglieder dieser Collegia seien, Männer aus weltlichen Ständen beizufügen, und diese jenen zur Seite zu setzen, damit diese Weltlichen doch einigermassen aufs Recht sehen.

Der Staatsminister Baron von Dancelmann pflegte zu sagen: „Im Consistorio müssen die Weltlichen den Geistlichen den Daumen aufs Auge halten! Denn, wenn Moses nicht beim Aaron ist, so macht Aaron Kälber.“

Wenn nun also freilich, fährt Schulz fort, jeder Priester ohne Ausnahme, als Priester, ein autorisirter Gegner der Gewissensfreiheit andrer Menschen sei, so sei damit nicht gesagt, daß sich ein jeder Priester in diesem Lichte selbst erkenne. Viele unter den Priestern argwöhnen das gar nicht, ihre Erziehung und der in der Jugend genossene Unterricht habe sie schon frühzeitig in die Falten des Glaubens an die angeblich göttlichen Wahrheiten eingewickelt, ihre jungen Gemüther seien dergestalt mit Warnungen wider die Vernunft, wider Unglauben und Zweifel verwahrt, daß ihre eigene getäuschte Selbstliebe, die in der Folge nach keinen andern, als den eingesogenen falschen Prinzipien entscheiden konnte, sie zwang, ehrliche Anhänger und Vertheidiger der Orakel-Theologie und Religion zu sein, die man ihnen aufgehangen hatte. So sei es möglich, viele Geistliche, wider den Verdacht des ausdrücklichen Betruges zu vertheidigen.

Doch den Ursprung des ganzen Priesterthums leitet Schulz aus der „Betrügerel“ her, weil diejenigen, welche sich zu den ersten Priestern aufwarfen, sich's doch offenbar selbst hätten bewußt sein müssen, daß sie die Götter so wenig als die andern Menschen kannten, daß also ihr Vortrag darüber ihre eigene aus der Lust gegriffene Erfindung und Erdichtung sei.

Schulz wirft der Priesterschaft ferner vor, sie habe ihr jedesmaliges gewonnenes Ansehen stets zur Befriedigung ihrer Herrsch- und Habsucht

angewandt, sie habe ihre Drakel-Theologie den Umständen accommodirt, Beweis genug, daß diese ihr Mittel — nicht Zweck war.

Und dann: Wie viele Priester gebe es, die eine durchaus doppelte Rolle spielen, die die elende Beschaffenheit ihrer Religionsbeweise kennen und doch immer die Drakel-Theologie und Religion, deren Priester sie sind, und weil sie deren Priester sind, für die allerwichtigste Angelegenheit der Menschen auszugeben und den, welcher sich ihrer Theologie nicht beugt, als eine giftige Schlange zu verkehren suchen: Priester, die eine andre Person auf der Kanzel, eine andre Person außerhalb der Kirche vorstellen, die, wenn sie an jenen Stätten jedesmal thun, als habe der Eifer für den Herrn Zebaoth sie verzehrt und als wollten sie, vor lauter festen Ueberzeugungen von der höchsten Nothwendigkeit des Bußethuns, der Reue und des Leidtragens über seine Sünden, des fleißigen Betens um Gottes Gnade, des Verleugnens der Welt und aller Augen- und Fleischeslust u. s. w. vergehen! — die, außerhalb der Kirche und wenn sie ihren Priesterornat abgelegt haben, an nichts weniger, als an ihre eigene Befehrung und Bußethun denken: sondern sich selbst alle die Zerstreungen und Weltvergnügungen erlauben, die sie Andern, ihrer Drakel-Theologie zufolge, als seelenverderblich und Gotte mißfällig verboten hatten! Kurz, die immer noch dieselbigen sind, wie sie Jesus schon zu seiner Zeit schilderte. „Siebürden Andern Lasten auf, die sie selbst mit keinem Finger anrühren mögen. Sie scheinen von außen vor den Menschen fromm; aber inwendig sind sie voller Heuchelei und Untugend. Alle ihre Werke thun sie, daß sie von den Leuten gesehen werden. Sie machen die Säume an ihren Kleidern groß. Sie sitzen gern oben an über Tisch: und haben's gerne, daß sie auf den Straßen gegrüßet werden. Sie schließen das Himmelreich zu vor den Menschen. Sie selbst kommen nicht hinein, und diejenigen, welche hinein wollen, lassen sie nicht hineingehen. Sie fressen der Wittwen Häuser und wenden lange Gebete vor. Aus Heuchelei bauen sie der Propheten Gräber und schmücken der Gerechten Gräber, und sprechen: — Wären wir zu unsrer Väter Zelten gewesen, so wollten wir uns nicht mit ihnen theilhaftig gemacht haben an der Propheten Blut! — und indem sie so sprechen, so verfolgen sie selbst immer frisch weg diejenigen, welche bei ihren eigenen Lebzeiten und unter ihren gegenwärtigen Zeltgenossen die Wahrheit sagen: und erfüllen also das Maaß ihrer Väter! — Ihr Schlangen, ihr Otterngezüchte! wie wollet ihr der höllischen Verdammnis entrinnen?“ (Matth. 23.)

Schulz fragt, ob diese Schilderung nicht von vielen der Priester immer noch buchstäblich wahr und auf ein Haar treffend sei.

Jesus, der gegen die Drakel-Theologie und Religion zu seiner Zeit auftrat, wurde von den Priestern dafür gekreuzigt, und dieselbe Verfolgungs-Verkehrungswuth lebe noch heutigen Tages. Wie sei man mit dem Verfasser der Sittenlehre für alle Menschen umgegangen? Und wer weiß, fügt Schulz (dem bald darauf der Prozeß gemacht wurde, welcher mit Absetzung endigte) hinzu, wer weiß, wie es ihm für seine freimüthige Wahrheitsliebe noch ferner ergehen und ob er nicht endlich doch ein Opfer des Priesterhasses wird. Liebes Publicum, für dessen Aufklärung er arbeitet, halte doch ein Auge auf seine etwaigen Schicksale! — —

Acht Regeln sind es nunmehr, welche Schulz als diejenigen Hauptregeln anführt, nach welchen das schreckliche Gebäude der Hierarchie nicht nur angelegt und aufgeführt worden, sondern nach welchen es auch noch bis auf den heutigen Tag von den Hierarchen in den bestmöglichen baulichen Würden erhalten worden.

Erste Regel: Bei einer jeden Hierarchie muß eine gewisse bestimmte Theologie und Religion zur einzig geltenden Drakel-Theologie und Religion angenommen, festgesetzt und zum Grunde gelegt, dieselbe auch für die allein wahre, wenigstens für die wahrste und beste unter allen möglichen Drakel- sowohl, als Privat-Theologien und Religionen in der Welt, ausgegeben und angepriesen werden. Daher haben auch die Lutheraner sowohl, als die Reformirten, und die Katholiken, ja, eine jede sogenannte Kirche, ihre besondern, heiligen symbolischen Confessionsbücher, worin die Haupt-Lehrsätze ihrer Drakel-Theologie sowohl, als auch die Sacramente oder Haupt-Andachtsübungen ihrer Drakel-Religion, genau bestimmt und charakteristisch vorgeschrieben und festgesetzt sind.

Zweite Regel: In dieser Drakel-Theologie und Religion müssen diejenigen, die als Priester derselben angestellt werden sollen, vorzüglich genau von Jugend auf unterrichtet, mit allen Theilen derselben bekannt gemacht, und zu dem Beruf, den sie treiben sollen, recht angeleitet werden. Findet sich's hernach in der mit ihnen angestellten Prüfung, daß sie den Unterricht gut gefaßt haben, so müssen sie denn, vor ihrer Anstellung als Priester, noch besonders durch Ablegung der feierlichsten Gelübde dahin verpflichtet werden: daß sie diese Drakel-Theologie stets lauter und rein, den heiligen, Confessions- und symbolischen Büchern

gemäß, lehren; auch die vorgeschriebenen Sacramente und Andachtsgeschäfte der Drakel-Religion aufs pünktlichste verwalten, und sich in diesen Dingen keiner Kezerei, oder der kleinsten Abweichung davon schuldig machen wollen; — so lieb ihnen der Genuß aller, mit ihrem Priesterposten verknüpften, gesellschaftlichen, außerordentlichen Vorzüge, Freiheiten und Vorthelle ist, die ihnen beim Austritt desselben zugesichert werden.

Es sei nicht nöthig, meint Schulz, daß alle zu Priestern brauchbare Subjekte nothwendig fähige Köpfe sein müssen! — Keinesweges. Wenn nur, nach Maßgabe der Größe der hierarchischen Maschine, einige oder mehrere befähigte da seien, bei den andern sei oft gerade die geistige Beschränktheit eine Bürgschaft mehr für ihr Beharren und für den Bestand der Kirche. Nur müßten sich diese nicht die Verwegenheit anwandeln lassen, als Schriftsteller zur Vertheidigung der Drakel-Theologie und Religion und ihrer Priesterwürde öffentlich aufzutreten, weil sie alsdann die Blöße ihrer Sache nur erst recht verrathen und dem Publico unter's Auge bringen.

Dritte Regel: Um die eigentliche Absicht der Hierarchie zu erreichen, müsse die Selbstliebe der Menschen gefangen genommen, und die stärksten menschlichen Leidenschaften, nämlich Furcht und Hoffnung, aufs genaueste und festeste an die Drakel-Theologie und Religion gebunden und gefesselt werden. Zu dem Ende müssen die Priester die Menschen darüber belehren: daß sie weder diesseits noch jenseits des Grabes anders, als durch diese ihnen empfohlene Drakel-Theologie und Religion recht glücklich sein und werden könnten.

Zu dem Ende müsse denen, die sich an die Drakel-Theologie von Herzen gläubig, und in den Andachtsübungen der Drakel-Religion sehr eifrig bezeigen, ihr etwaniger irdischer Wohlstand und die jedesmaligen angenehmen Glückszufälle, die sie treffen, als die unmittelbare alleinige Frucht und Wirkung ihres Glaubens und als ein Segen, den ihnen bloß ihre redliche Annehmung und treue Befolgung dieser Drakel-Theologie und Religion brächte, dargestellt werden. Wenn sie aber in Noth und Elend gerathen: so müssen sie damit getröstet werden, daß ihnen die Vorthelle ihres Glaubens hier bloß darum vorenthalten würden, damit das Maas ihrer Seligkeiten nach dem Tode desto überschwänglicher ausfalle! — Sowie im Gegentheil den Ungläubigen ihre zeitlichen Widerwärtigkeiten als unmittelbare göttliche Strafgerichte: ihr Wohlstand und alle Glückszufälle aber, als Sella der Liebe vorgestellt werden

müssen, wodurch sie Gott zum Glauben und Gehorsam an diese bestimmte Drakel-Theologie und Religion zu ziehen suche, und worauf, bei fortgesetztem halbstarrigen Unglauben, desto schrecklichere Qual in der Ewigkeit folgen würde.

Der Hauptinhalt der vierten Regel, welchen Schulz wiederum in sieben Unterabtheilungen zerlegt, ist: es müsse alle äußerste Behutsamkeit angewandt werden, auf daß in den Menschen nicht das Bewußtsein der eigenen Privat-Theologie erwache und sie nicht gegen die aufgedrungene Drakel-Theologie rebelliren. Daher müsse

1) der Mensch schon von der zartesten Kindheit an in Beschlag genommen und zum Mitmachen der Andachtsübungen angehalten werden.

2) es müsse den Menschen von früh an eingeschärft werden, daß der natürliche Verstand von Gott und göttlichen Dingen nichts verstehe und begreife, sondern daß zum rechten Verständniß der Drakel-Religion außerordentliche Einwirkungen Gottes erforderlich seien. Denn am besten sei zu leiten, wer von vornherein auf seinen Menschenverstand Verzicht leiste und sich selbst für unflug halte.

3) Die Leute seien zu häufigen Andachtsübungen anzuhalten, Lässigkeit in dieser Hinsicht sei ihnen als eine freventliche Verachtung Gottes und als eine gefährliche von sich Stoßung der göttlichen Gnade darzustellen. Der Priester müsse in der Forderung der genauen Befolgung der Drakel-Religionsvorschriften bis kurz unter den Grad strenge sein, wo er zu fürchten Ursache haben könnte: daß die Vernunft oder Privat-Religion eines oder mehrerer Gemeindeglieder über das zu starke Zügeln, das sie von der Drakel-Religion leiden solle, sich empören möchte! —

4) Der Priester müsse dafür sorgen, daß seine Person sowohl, als sein Priesteramt und seine Priesterwürde in den Augen der Leute als etwas Heiliges gelte, und in dem größten, ehrwürdigsten Ansehen stehe. Dazu diene dem Priester die Furcht der Gläubigen über das Jenseits. Er dürfe aber auch kleinere Mittel nicht außer Obacht lassen. So oft er sich den Leuten zeige, müsse ein finsterner, andächtiger Ernst auf seinem Gesichte ruhen. Sein Gang, seine Stellung, seine Geberden, seine Kleidung müssen steif, auffallend und abstechend sein, und ein Wesen von andrer Art, als die gewöhnlichen Menschen sind, verrathen. In Gesellschaften müssen seine frommen Reden jede muntre Laune der Uebrigen verschrecken. Seine Gegenwart müsse den Anwesenden einen besondern Zwang auferlegen, müsse ihnen Zurückhaltung und Ehrfurcht

gegen seine heilige Person gebieten. Er müsse sich die Fertigkeit anschaffen, seine priesterlichen Amtsverrichtungen mit andächtigen Geberden abzuthun, die ihre Beziehung aufs unsichtbare und übernatürliche haben sollen, wohin ihm keine Menschenvernunft nachfolgen, sondern nur die aufgeschreckte und berauschte Phantasie der Leute nachflattern kann. Er müsse die Leute überreden, daß alles, was mit seiner Drakel-Religion in einiger Verbindung und näherm Verhältniß stehe unendlich wichtiger sei, als dasjenige, was sich auf das bürgerliche Leben beziehe.

5) Die Priester müssen in ihren Reden zu den Leuten oft das Wort Kirche erschallen lassen. Sie müssen sich oft solcher Worte und Redensarten bedienen, wie diese sind: sichtbare und unsichtbare Kirche, heilige Kirche, christliche Kirche, lutherische, reformirte, katholische Kirche; zum Mitgliede der Kirche aufgenommen werden, oder, ein Mitglied der wahren Kirche sein, u. s. w. — so würden die Leute sich überzeugen, daß es wirklich einen großen Haufen Menschen gebe, die mit ihnen (den Priestern) in der Drakel-Theologie und Religion, welche sie lehren, vollkommen übereinstimmen. So werde dem Layen der Muth benommen, seiner eigenen Privat-Theologie eine berechtigte Stellung gegen die Drakel-Theologie zu geben. Und selbst wenn es von Einigen, selbst von Priestern, bekannt werde, daß sie von dem kirchlichen Lehrbegriff abweichende Meinungen haben, so würden sie doch nur als Dissentirende von der Kirche angesehen werden. In den Köpfen der Dissentirenden sowohl wie in denen der nicht Dissentirenden bleibe der Hauptglaube selbst, daß es doch wirklich und wahrhaftig eine Kirche gebe, ja die Dissentirenden seien erst recht eine Bestätigung desselben.

6) Die Priester müßten zwar darauf bringen, die Leute der Drakel-Theologie und Religion aufs möglichste gemäß denkend und handelnd zu machen: — denn je genauer die Uebereinstimmung, desto stärker die Fessel! — Allein da es theils um der natürlichen Verschiedenheit der Menschen, theils um der Unsichtbarkeit des Hauptgegenstandes der Theologie und Religion, nämlich der Gottheit willen, alles Lehrens der einerlei Glaubensartikel und Katechismusformeln ohngeachtet, doch ganz unmöglich sei, die Privat-Theologien und Religionen, welche die Leute sich selbst machen, zu verhüten; so müssen die Priester wenigstens dafür sorgen, daß die Leute in den äußerlichen Zeichen mit der Drakel-Theologie und Religion übereinstimmen. Denn alsdann sei doch schon eine gewisse Uebereinstimmung da, die den Augen der Menge doch wenigstens den Schein und die Schattengestalt einer Kirche vorspiegle.

Wer sich also nur zu den öffentlichen kirchlichen Versammlungen halte, die jedesmaligen Religions-Ceremonien derselben mitmache, z. B. selbst ohne weitere Andacht es den andern nachthue, wenn sie das Abendmahl feiern, wer ferner aus einerlei Gesangbuch mitsinge, sein Kind so gut, wie ein Andern zur Taufe schicke und, wenn er auch das Vater Unser nicht könne, doch wenigstens die Weise desselben mitbete u. s. w. der müsse schon für ein ächtes Mitglied dieser Religions-gesellschaft und für einen wahren Anhänger und Bekenner der Drakel-Theologie und Religion gelten und angesehen werden: — und der Priester müsse nicht durch ein unzeitiges Stöbern in die Privatgedanken eines solchen stillen und folgsamen Kirchengliedes und durch ein ungestümes Dringen auf eine völlige Uebereinstimmung seiner Begriffe mit der kirchlichen Theologie Gelegenheit geben, daß dessen jetzt bei ihm noch ruhende Privat-Theologie und Religion vielleicht gar bei ihm aufwache, munter zu werden und um sich zu schauen anfange, und sich wohl gar mit der Zeit erdreiste, sich der Drakel-Theologie und Religion zur Wehre zu setzen. Die mit solchen Riesenschritten fortgehende Aufklärung sei hauptsächlich aus den ganz anders gemeinten und in frommer orthodoxer Absicht unternommenen Bemühungen entstanden, den theologischen Glauben der Menschen nicht ferner ein gedankenloses Herplappern der Glaubenslehren, und ihre Religion nicht ferner ein bloß mechanisches Handwerk sein zu lassen; sondern ihnen jenen zu einer Sache ihres Verstandes, und diese zu einer Angelegenheit ihres Herzens zu machen! Unse Vorfahren, sagt Schulz, waren klüger, sie unterschieden Vernunft und Offenbarung, Natur und Gnade und erlaubten es der Vernunft und Natur schlechterdings nicht, in die Heiligthümer der Offenbarung und Gnade einzudringen. Seitdem man aber anfing, die theologischen Lehrmeinungen mit Vernunftgründen erweisen zu wollen, seitdem insonderheit S. J. Baumgarten (aus ehrlich frommer Meinung und in der Absicht, den Widersachern desto baß begegnen zu können) auf eine so starke Weise, als vor ihm noch Keiner versucht hatte, die Philosophie in die Dogmatik einführte, und durch dieselbe die Wahrheit und Vernunftmäßigkeit aller Lehrlätze der lutherischen Theologie zu erweisen, sich todt quälte; seitdem er also hierdurch, selbst, und auf eine feierliche Art, den Wolf in den Schafstall einließ: seit dieser Zeit, sage ich, hat dieser Wolf auch ein Dogma nach dem andern in demselben erwürgt, so, daß es ein Jammer mit anzusehen ist, und man den Priestern das bittere Klagegeschrei darüber nicht verdenken kann. Und er wird auch des fer-

nern Zerreißen und Zerfleischen nicht eher müde werden, als bis er es so weit gebracht hat, daß ein Mensch, auch ohne kirchliche oder Drakel-Theologie und Religion, ja selbst, ohne alle Theologie und Religion, dennoch ein vernünftiger, guter, achtungs- und liebenswürdiger Mensch in den Augen Andern wird sein können.

7) Sollte es aber aller von dem Priester angewandten Vorsicht ohngeachtet, dennoch geschehen, daß ein Glied der Gemeinde, mit seiner, von der priesterlichen oder kirchlichen Drakel-Theologie und Religion abweichenden Privat-Theologie und Religion, zum Aergerniß der Uebrigen, laut würde; — so müsse der Priester einen solchen öffentlichen Irr- oder Ungläubigen durch Ausbietung aller dogmatischen Schrecken zu bekehren suchen. Gelingen ihm dies, so könne er sich des wiedergefundenen Schlafes freuen, gelinge es ihm nicht, so müsse er seine Gemeinde mit allem Eifer vor Ansteckung bewahren, den verwegenen Spötter der Religion als den allergefährlichsten Menschen schildern, mit dem kein rechtgläubiges Kirchenglied ohne Gefährdung des Seelenheils umgehen könne, als eine giftige Schlage, die man fliehen müsse, als einen Verruchten, der schon in das schreckliche Gericht der Verstellung gefallen und im verkehrten Sinne dahin gegeben sei zu thun, das nicht taugt. Freilich sei, besonders wenn der Verdammte einen fleckenlosen Wandel führe, die gänzliche Vernichtung desselben immer noch schwer.

Schulz wendet sich nun zu der

fünften Hauptregel. Sie ist diese: Keinen Fleiß und Mühe zu sparen, um die Fürsten und Landesherren und deren künftige Thronfolger, so wie auch alle Großen und Vornehmen, die einen ausgebreiteten Wirkungskreis im Staate haben, für die Drakel-Theologie und Religion einzunehmen und zu gewinnen. Sei es irgend möglich, ihnen die Drakel-Theologie und Religion zu einer eigenen wichtigen Herzens-Angelegenheit zu machen, sie zu überreden, daß ihr eigenes ewiges Seelenheil auf dem Glauben an dieselbe beruhe, und ihnen also einen eigenen Enthusiasmum für dieselbe einzulösen: — desto besser! — Sollten sie sich aber dazu nicht befähigt finden lassen, so müsse ihnen glaubhaft gemacht werden: daß der Glaube an die Drakel-Theologie und Religion der einzige Grundpfeiler der Sicherheit der Throne sei, und daß, wenn jener sinke, nichts übrig bleibe, was den Unterthan zur Ruhe, Unterwürfigkeit und Gehorsam gegen die Befehle des Landesherren verbinde. —

Die sechste Regel ist: die Orakel-Theologie und Religion, soviel nur immer möglich sei, in die politischen und bürgerlichen Verhältnisse, Gesetze, Einrichtungen und Ordnungen, Rechte und Pflichten der Gesellschaft und ihrer Bürger unter einander zu verweben, und mit der Annahme und dem Bekenntnisse der Orakel-Theologie und Religion, — bürgerliche Ehren und Würden zu verbinden.

Denn durch dies Verflechten der Orakel-Theologie und Religion mit den bürgerlichen Einrichtungen der Staatsgesellschaft gewinne das Vorgeben der Priester in den Augen der Fürsten und Staatsminister einen blendenden Schein: „als könne der Staat, ohne die Orakel-Theologie und Religion nicht bestehen. Jener gründe sich auf diese: und mit dem Umsturze der Orakel-Theologie und Religion sei nichts gewisser; als der Umsturz des ganzen Staats zu erwarten.“ — Daher werde in den Ländern, wo sich der Fürst von Tartüffen leiten lasse, und wo die Staatsminister den Unterdrückungen der Wahrheit und Unschuld ruhig zusehen, — jede vernünftige Beleuchtung der Orakel-Theologie und Religion und jede Aufdeckung ihrer Falchheit, und des darunter verborgen liegenden Priesterbetruges, für ein Staatsverbrechen gehalten und der Bürger, der sich mündlich oder schriftlich wider die Orakel-Theologie und Religion erkläre, und ihre Beschaffenheit vor den Augen des Publicums aufdecke als ein Staatsverbrecher behandelt und verfolgt.

Siebente Regel: Da der Besitz irdischer Güter nicht nur ein Zweck der Hierarchie sei, sondern auch ein ganz unumgänglich nothwendiges Erforderniß, ohne welches dieselbe gar nicht bestehen oder erhalten werden könne: so habe auch die Priesterschaft von jeher kein Mittel gespart, sich geistliche Pfründen und Besitzungen zu verschaffen und sie bei aller Gelegenheit zu vergrößern und zu vermehren.

Die ganze Orakel-Theologie und Religion seien so eingerichtet, um der einträglichste Fonds für die Priesterschaft zu werden. Furcht und Schrecken vor einem zornigen Gott würden in Thätigkeit gesetzt, um die Gläubigen mit den beschwerlichsten Abgaben zu besteuern, ihre geängstigte Selbstliebe zinsbar zu machen, und sie anzuspornen, sich durch allerlei Gaben und Opfer die Günstigkeit derer zu erkaufen, die als die Bevollmächtigten des Himmels, das Züchtigen und Loslassen, das Sündenvergeben und Sündenbehalten, das ewig Seligmachen und ewig Verdammten in ihrer Gewalt haben. Die Priesterschaft schlage durch ihre Orakel-Theologie und Religion den von Natur ganz gesunden Menschen erst selbst blutende und heftig schmerzende Wunden, um hernach

etwas an ihnen zu heilen zu haben. Sie werde aber mit dieser Heilung bei keinem Einzigen sein ganzes Leben hindurch fertig, um, bis an seinen Tod, das Arztlohn und die Heilungskosten von ihm ziehen zu können.

Die Klerisei habe sich ferner von jeher der Mittragung der allgemeinen bürgerlichen Lasten zu entziehen gewußt.

Achte Regel: Am allermeisten aber müssen, so wie bei der römischen Kirche der Papst als das Oberhaupt in der römischen Hierarchie, — also auch bei den Protestanten die geistlichen Consistoria als die protestantischen Päpste und als die Verweser der protestantischen Hierarchie darüber wachen, und es zu verhüten suchen: daß keiner ihrer Unterpriester, weder mit seiner Privat-Theologie und Religion, und noch weniger mit seiner Vernunft wider die Drakel-Theologie und Religion laut werde und öffentlich auftrete!

Denn ein Priester sei immer fähiger, die Kirchengewalt zu brechen, die Vernunft und Gewissensfreiheit zu befreien, als der Laie. Der Laie könne nur von außen her mit seiner gesunden Vernunft zu Felde ziehen; der Priester dagegen sei in alle Geheimnisse der heiligen Feste inittirt, er kenne alle ihre Mängel und Schwächen, der Priester könne also von außen und innen zugleich kämpfen. Dazu komme, daß der Priester nun einmal im Volke größeres Ansehen habe, den Trug, den andere Priester in die Seelen gepflanzt, könne er also am besten ausreißen. Es lasse sich also für Priesterthum, Hierarchie und Drakel-Theologie kein ärgrer Feind denken, als der Priester selbst, wenn er abfalle. Wenn der Gefängnißwärter selbst sich gedrungen fühle, die Gefängnisse zu öffnen, so sei es mit den Gefängnissen aus. Wehe daher dem Priester, welcher der Drakel-Theologie nicht conform denke, das Consistorium werde ihn verfolgen, bis er seinen Priesterrock abgelegt. Dann sei er Laie und nicht mehr schädlich. —

Schulz schließt seine Schrift mit den nachstehenden Folgerungen, welche das Verhältniß der Theologie, Religion, Kirche und Hierarchie zur Moral und zum Staate betreffen.

1) Jede bürgerliche Gesellschaft ist in dem Maße mehr oder weniger glücklich, als ihre Moral-Prinzipia, nach denen sie regiert wird, entweder reine oder mit Religionsprinzipiis vermischt sind. Je mehr die Moral unter der angeblichen Religion steht, desto unglücklicher ist der Staat. Eine jede Sache hat ihre eigenen Regeln, nach welchen sie vernünftiger Weise gebildet werden muß. Nun enthält die Moral einzig und allein die wahren Regeln der Gesellschaft, sie sind unveränderlich.

Die Religionsprinzipia aber sind ihres unbekanntes Objectes wegen selber unsicher und ungewiß. Wenn nun solche in sich selbst ungewisse und unsichere Prinzipia der bürgerlichen Gesellschaft untergelegt, und ihre Verfassung darauf gegründet wird, da man doch feste, in sich gewisse, und durchaus sichere Moral-Prinzipia an deren Statt gebrauchen und anwenden könnte: heißt das was anders, als: das Gebäude der bürgerlichen Gesellschaft auf den Sand bauen? oder, ihm untaugliche Balken unterlegen, da man den Felsen doch bei der Hand hat, auf den es unbeweglich gegründet werden könnte? Und sind denn diejenigen, welche ein solches unsicheres Gebäude bewohnen sollen, nicht zu beklagen? — Und gesetzt, daß auch nur eine falsche Schwelle, ein falscher und betrüglicher Stiel mit eingeschoben wird: macht das nicht schon Unsicherheit des ganzen Gebäudes! Ein jedes in das Gesetzbuch einer Nation aufgenommene Religionsprinzipium macht die Gesellschaft unmoralisch, es macht sie unglücklich, weil es einen Widerspruch in sie verpflanzt und sie ungesellig macht.

Man denke an die von Mose gestiftete Regierungsverfassung der jüdischen Nation, hier lag die Moral unter den Füßen der vorgeblichen Religion; läßt sich aber auch eine unzweckmäßigere Verfassung denken, als jene theokratische war? ein schlechteres Gesetzbuch? eine unglücklichere Gesellschaft? In jenem Gesetzbuch ist Haß, Fluch, Vernichtung gegen die andern Völker geboten, ein schönes Völkerrecht! Die Ermordung des Bruders, Kindes, Weibes, Freundes wegen einer Abweichung von der Religion ist anbefohlen! Ein ewiges Laufen in den Tempel, ein ewiger Zirkel von Beten, Fasten, sich waschen, und unrein sein; und sich wieder reinigen, und wieder unrein sein bis an den Abend, ein immerwährendes Opfern, bald eines Speise-, bald Sühn-, bald Brand-, bald Dank-Opfers ic. kurz, sich mit keiner vernünftigen Handthierung zu beschäftigen oder irgend ein für die Gesellschaft nütliches Gewerbe zu treiben; sondern das dummste Schlaraffen-Leben zu führen.

Und nun frage ich: war es möglich, daß ein solcher theokratischer Staat, als der jüdische war, bestehen konnte? Mußte er sich nicht schlechterdings selbst aufreiben? und hätte wohl eine Allmacht ihn durch tausend Wunderwerke erhalten können?

Man werfe einen Blick auf unser heutiges Europa, und vergleiche diejenigen Reiche, wo die angebliche Religion einen größern Einfluß in die Gesetze und Verfassung der bürgerlichen Gesellschaft hat, mit den Ländern, wo sich die Moral schon in mehrere Autorität, und den Anfor-

derungen der angeblichen Religion schon etwas engere Schranken gesetzt hat. Man vergleiche diejenigen Staaten, in denen nur eine einzige Drakel-Religion die allein geltende ist, und wo außer ihr, keine andere Drakel-Religion geduldet wird, mit denjenigen Staaten, in welchen mehrere Drakel-Religionen neben einander zu leben das Recht haben; wo also, natürlicherweise bald hier bald da, zwischen diesen mehreren Drakel-Theologien und Religionen Collisionen entstehen, die für die Moral eben so viel Gelegenheiten sind, als Schiedsrichterinnen aufzutreten und dadurch ihr Ansehen in der Gesellschaft immer mehr erweitern und erhöhen zu können. Wo sind die Gesetzbücher besser? und die bürgerlichen Gesellschaften glücklicher?

2) Es ist Ungerechtigkeit, wenn ein Staat (oder die Vorsteher desselben) nicht die Gewissensfreiheit eines jeden im Staate lebenden Menschen in Schutz nimmt, sondern es zugeht, ja wohl gar durch Mißbrauch seiner obrigkeitlichen Macht und seines landesherrlichen Ansehens dazu hilft, daß ein Bürger die Gewissensfreiheit des andern chikaniren, unterdrücken, und mit Füßen treten darf. Ein Gesetzbuch, welches der Unterdrückung der angeborenen Menschenrechte Vorschub leistet, kann nur für eine verunglückte Satire auf die Gerechtigkeit erachtet werden. Die Gewissensfreiheit ist ja keine Wohlthat des Staats oder ein bürgerliches, erst zu bewilligendes Recht, nein sie ist dem Menschen angeboren und unveräußerlich. Was soll man nun dazu sagen, wenn der Staat z. B. öffentlich und förmlich dem Rabbiner und den Judenältesten gestattet, eine Jurisdiction über das Gewissen der Juden auszuüben! Der Staat, der das schwarze und himmelschreiende Verbrechen der Unterdrückung der Gewissensfreiheit hindern sollte, leiht den Unterdrückern noch einen Theil seiner obrigkeitlichen Macht! — Nicht genug! Wenn nun der Jude mit seiner Gewissensfreiheit den slavischen Fesseln des Judenthums entflohen ist und sich der bürgerlichen Gesellschaft in die Arme werfen will, dann steht der Staat schon mit einer neuen Priesterschaft bereit: Jener muß, wenn er nicht länger Jude sein will, irgend einer andern im Staate florirenden Drakel-Religion den Eid der Treue schwören, sonst wehet für ihn keine Lust im Lande!

Ein solcher Staat darf sich nicht einen gesitteten, einen erleuchteten nennen, ein solcher Staat darf mit seiner Gerechtigkeitsliebe und mit seinen Gesetzbüchern nicht prahlen oder auf den Ruhm der Menschenfreundlichkeit und Menschenliebe Anspruch machen. Dem Staate kann

es höchst gleichgiltig sein, was für eine Vorstellung sich dieser oder jener von dem Weltgrunde mache und ob er sich zu einer Verehrung desselben verpflichtet halte oder nicht. Die Vorsteher der Staaten haben nur darauf zu sehen, daß jeder seine gesellschaftlichen Pflichten erfülle und den andern nicht beleidige. Kann Jemand beweisen, daß ihm die Handlungen eines Andern schaden, so mag der Staat jenen beschützen. Der Staat würde selber zum schändlichsten Verbrecher werden, wenn er den Schutz und die Justiz nicht wirksam eintreten lassen wollte, eben so würde er sich aber auch in der Eigenschaft eines gewissenlosen Verbrechers, eines treulosen Verräthers der Menschenrechte zeigen, wenn er der Klage Jemandes Gehör geben wollte, der gegen Handlungen, die nicht ihm und Niemandem den geringsten Schaden bringen, die Justiz anrufen wollte. Wie kann der Staat also seine Strafmacht an einen Rabbiner übertragen, der einen Juden für Uebertretung des Gebotes, kein Schweinefleisch zu essen, belangen will? Kann der Rabbiner keine durch das gegessene Schweinefleisch erlittne thätliche Ungerechtigkeit oder Beleidigung nachweisen, kann er sich nur darauf berufen, daß seine Religion den Genuß des Schweinefleisches verbiete, so darf ein vernünftiger Richter ihm nur antworten: „Gut! wenn deine Religion dir das Schweinefleisch untersagt, und du dies Gesetz für dich verbindlich hältst: — so iß du kein Schweinefleisch! — Du hast deine vollkommne Gewissensfreiheit! Und wenn irgend ein Bube sich unterstehen will, dich mit Gewalt zum Genuß des Schweinefleisches zu zwingen: so zeige ihn an; und der Staat wird, seiner Pflicht gemäß, dein angebornes Menschheits-Recht in Schutz nehmen, und keinem Frevler einen Angriff und eine Kränkung desselben verstaten!“

So gut aber der Rabbiner seiner Gewissensfreiheit gemäß kein Schweinefleisch zu essen braucht, so gut hat auch der andre seine Gewissensfreiheit, in der er nicht chikanirt werden darf, noch weniger darf der Staat den Rabbiner bei dem Bubenstück der Unterdrückung unterstützen und sich so zum Mitgenossen seines schändlichen Frevels gegen die ersten Natur- und Menschheitsrechte machen.

3) Die Vorsteher der Staaten irren gar sehr, wenn sie sich einbilden, daß die Religion ein unentbehrlicher Zügel und Zaum für das Volk sei, um es in Gehorsam gegen die Landesgesetze und Landesobrigkeit zu erhalten. Sind nicht fast alle Verbrecher Religionsbekenner? Man baut den Gehorsam auf Sand, wenn man ihn auf Religionsgrundsätze gründen will. Denn diese sind, wie schon mehrmals gezeigt,

schwankend, überdies beginnt schon der größte Haufe, an der kirchlichen Religion etwas verdächtiges zu riechen. Ist es nun nicht vernünftiger, den Gehorsam lieber gleich auf die felsenfeste Moral zu gründen?

A n m e r k u n g.

Johann Heinrich Schulz, im Jahre 1741 geboren, war seit dem Jahre 1765 Pfarrer zu Gielsdorf, Wilkendorf und Hirschfelde, und unter dem Namen Jopf-Schulz bekannt, weil er durch das Tragen des Jopfes auf der Kanzel gegen das Jopf- und Perrüdenthum seiner Zeit opponirte.

Er edirte im Jahre 1783 eine vierbändige Schrift: „Versuch einer Anleitung zur Sittenlehre für alle Menschen, ohne Unterschied der Religionen, nebst einem Anhang von den Todesstrafen,“ eine Schrift, die alsbald die Aufmerksamkeit der Wächter der Rechtgläubigkeit erregte. Das Ober-Consistorium in Berlin denunzirte ihn bei dem geistlichen Departement, behauptend und bekräftigend, daß der Verfasser einer solchen Schrift Lehrer der christlichen Religion nicht heißen, sein, noch bleiben könne. Friedrich II. und sein Minister Jedlitz wiesen die Sache dadurch von sich ab, daß sie in Schulz den Schriftsteller vom Prediger, den Moralisten vom Theologen trennten und dem Consistorium insinuirten, es habe sich um den Schulz nur als Prediger und Theologen, um den Schulz, wie er auf der Kanzel stehe, nicht um ihn als Schriftsteller zu bekümmern: als Lehrer sei er dem Publikum, den Lesern und resp. Kritikern, nicht der geistlichen Behörde verantwortlich. — Als das Consistorium aber nicht ruhete, und mehrere Male weiter anklopfte, wurde ihm endlich angedeutet, es möchte doch die längst abgemachte Sache nicht wieder aus der Vergessenheit ziehen.

Im Jahre 1784 gab Schulz eine „Predigt über die falsche Lehre von ewigen Höllenstrafen“ in Berlin heraus. In demselben Jahre erschien die „Philosophische Betrachtung ic.“ die oben ihrem Hauptinhalt nach mitgetheilt ist.

1786: „Beurtheilung der vertrauten Briefe, die Religion betreffend; etwas zur frommen Erbauung für Gläubige und Ungläubige,“

Amsterdam (oder vielmehr Berlin). Und: „Der entlarvte Moses Mendelsohn; oder völlige Aufklärung des räthselhaften Todverdrusses des Moses Mendelsohn über die Bekanntmachung des Lessing'schen Atheismus von Jacobi.“ Ebenb. Ferner: „Brief des heiligen Jambres im Elysium an seinen Freund Jannes im Limbus der Väter, den schwarzen Mann auf dem Berge Sinai betreffend.“

Auf Veranlassung einer im Jahre 1784 von Schulz herausgegebenen Schrift: „Antwort der weltlichen Stände auf die Supplic, welche der protestantische Geistliche, Friedrich Germanus Lüdke in Berlin, über die Nichtabschaffung des geistlichen Standes bei ihnen eingebracht hat“ (Amsterdam) wurde in den Schlözerischen Staatsanzeigen, Heft 36. S. 476 ff. von einer „Gesellschaft edler Wahrheitsfreunde“ die Frage aufgeworfen: „ob es rathsam sei, Religion und bürgerliche Moral von einander zu trennen.“ Und das dringende Ansuchen, mit welchem diese Frage dem denkenden Publikum zur Beantwortung vorgelegt war, brachte in Schulz den schon lange gehegten Vorsatz, seine Gedanken über diese Materie einmal freimüthig herauszusagen, vollends zur Reife. So entstand sein „Erweis des himmelweiten Unterschiedes“ zc.

Die Anfechtungen, welche er, wie eben erwähnt, vom Ober-Consistorium erfahren hatte, machen es erklärlich, daß er, übrigens ein Mann von klarem nüchternen Verstande und ruhiger Gemüthsart, in dieser Schrift nicht immer bloß mit Freimüthigkeit und Wärme, sondern häufig mit Hestigkeit und Leidenschaftlichkeit sich ausdrückt. Namentlich gilt dies von dem Abschnitte über Kirche und Hierarchie. Es waren Geistliche und kirchliche Interessen, die ihm und der Verwirklichung seines Ideals von der Herrschaft der reinen Moral hindernd in den Weg traten. Kein Wunder also, wenn seine Ansichten von dem geistlichen Stande und dem ganzen Kirchenwesen, so wie von dem Verhältnisse beider zur Gesellschaft, eine immer ungünstigere Gestalt annahmen und ihn zu einem unbefangenen Urtheile darüber unfähig machten. So ist es gekommen, daß er zu seiner Schilderung von Kirche und Priesterschaft die stärksten und grellsten Farben gewählt, ohne alle Kritik die nach Zeit und Ort verschiedenartigsten Erscheinungen in Eins zusammengeworfen, die Nothwendigkeit einer Unterscheidung zwischen Wesentlichem, Dauerndem und Allgemeinem einer- und Zufälligem, Vorübergehendem und Besonderem andererseits ganz übersehen, und auf diese Weise nichts als ein Bild zu Stande gebracht hat, von welchem schon eine oberflächliche

Bekannthschaft mit der Geschichte kaum in den finstersten Perioden der Entwicklung des religiösen Lebens ein Urbild finden dürfte.

Kurz nach dem Erscheinen dieser Schrift ward das Religionsedict vom 9. Juli 1788 in Preußen publicirt. Und dieses Edict fand bald seine Diener, seine Fanatiker, es fanden sich bald Männer, welche zu Gunsten des Religionsediktes das Geschäft einer theologischen Polizei auf sich nahmen. Ahrend und Michaelis, zwei Berliner Schulmeister (die Schulmeister von Berlin waren damals wahrscheinlich ebenso wie heut nach einer Gehaltszulage begierig) reisten nach Hirschfelde, um Schulz einmal predigen zu hören: Schulz predigte an diesem Sonntag nicht, und da sie die Ketzerei nicht aus der ersten Hand haben konnten, so nahmen sie sie aus der zweiten: sie fragten ein Mitglied der Gemeinde aus, was es von diesem, von jenem Dogma halte, und da vernahmten sie denn so gottlos-moralisch-aufgeklärte Ansichten, daß sie sie in ihrem echauffirten Gehirn brühwarm nach Berlin bringen konnten. Ueberdies ließ ein Berliner Prediger eine Predigt Schulzens nachschreiben.

Die Untersuchung gegen Schulz wurde eingeleitet. In einer Vernehmung am 27. September 1789 vor dem Consistorial-Fiscal Huulbeck und den Consistorialrätthen Hermes und Hillmer wurde Schulz gefragt, ob er in seinem Lehrvortrage nach dem Begriff der lutherischen Kirche die Dreieinigkeit Gottes behaupte und vortrage. Schulz verneinte das, weil ihm als Lehrer des Volks nur diejenigen Lehren, welche zur moralischen Besserung des Gemüthes dienten, brauchbar schienen. Ferner erklärte er offen, daß er die Gottheit Christi, die Versöhnung durch Christi Tod, die Nothwendigkeit der Taufe und des Abendmahls weder glaube noch lehre. — Schulz wurde belehrt, daß er jenen §. des Religionsediktes übertreten habe, wo das Verdächtig- und Ueberflüssigmachen der Religionsgeheimnisse verboten war. Uebrigens müßte er dem Religionsedict gemäß, welches keine Abweichung von den confessionellen Dogmen dulden wollte, seiner Stelle entsetzt werden.

Das Kammergericht sollte hierüber Recht sprechen. „Sobald es klar erwiesen ist,“ schrieb der König an den Minister Wöllner, „daß der Schulz, seitdem das Religionsedict erschienen, noch ferner fortgefahren, seine bekannten Irrthümer den Leuten vorzutragen und von den Grundwahrheiten der lutherischen Confession abzuweichen, wird das Kammergericht wohl kein Bedenken tragen, ihn als einen ungehorsamen Unterthan gegen meine landesherrlichen Befehle zu behandeln und ihm die in dem Edict festgesetzte Strafe zuzuerkennen.“

In der Vertheidigungsschrift, welche Schulz einreichte, wußte er auf eine feine Weise einen Widerspruch, der im Religionsedikt enthalten war, und der in jeder Orthodorie schlummert, herauszukehren und für sich zu benutzen. Das Religionsedikt, meinte er, verbietet zu lehren, was dem Geiste des wahren Christenthums zuwider ist; zugleich aber will es, daß an dem Lehrbegriff der drei verschiedenen christlichen Confessionen nicht gerührt werde und daß man sich mit ihnen begnüge. Giebt es drei von einander abweichende Confessionen, so kann entweder nur eine das wahre Christenthum haben, oder sie haben es alle drei nicht. Wenn ich mich nun bemühe, das „wahre Christenthum,“ unabhängig von Confessions-Schriften und Streitigkeiten, aus der heiligen Schrift zu entwickeln, so werde ich vor Allen dem ächten Sinn des N. = T., welches den Geist des „wahren Christenthums“ gewahrt wissen will, entsprochen haben.

Bevor das Kammergericht das Urtheil fällte, ersuchte es das Consistorium um Beantwortung von fünf Fragen: unter andern, ob die Lehre Jesu sämtliche Grundwahrheiten der christlichen Religion enthalte und worin diese bestehen; ob die Grundwahrheiten der lutherischen Confession mit den Grundwahrheiten der christlichen Religion übereinstimmen und worin ihre Nichtübereinstimmung sich gründe u. s. w. Indem das Kammergericht diese Fragen beantwortet haben wollte, erklärte es sich unbewußt für incompetent in dieser Sache: es machte sein Urtheil von der Beantwortung von Fragen abhängig, die ohne einen Papst nun und nimmermehr auf unfehlbare Weise erledigt werden konnten und die von einem Reformirten anders beantwortet werden mußten als von einem Lutherischen: es zeigte, daß die Frage eine theologische und literarische war: es setzte ferner das Consistorium einer Verlegenheit aus, denn das Consistorium wußte wohl, daß es sich selber über diese Fragen nicht werde einigen können — sollte aber etwa eine durch Abstimmung hervorgebrachte Majorität einen wissenschaftlichen Streitpunkt erledigen? — Genug, der König mußte bei dieser Verlegenheit dazwischen kommen, er ließ dem Kammergericht durch den Herrn von Carmer seine „wunderlichen Fragen“ verweisen, und dem Consistorio durch den Herrn von Wöllner untersagen, auf alle Fragen des Kammergerichts zu antworten.

Endlich erschien das Urtheil des Kammergerichts, welches dahin lautete, Schulz sei zwar für keinen protestantisch-lutherischen, wohl aber für einen christlichen Prediger zu halten, und als christlicher Prediger

einer zwar nicht protestantischen aber wohl christlichen Gemeinde in seinem Amte zu dulden. — Der König bestätigte das Urtheil nicht, sondern änderte es dahin um, Schulz sei für einen protestantisch-lutherischen Prediger nicht zu erachten, solchem nach seines Amtes zu entsetzen. Dem Criminalsenat des Kammergerichts wurde außerdem das „größte Mißfallen,“ die „allerhöchste Ungnade“ über seinen „unbegreiflichen“ Spruch, wobei „der ersten und heiligsten Pflicht des Richterstandes, die in genauer Befolgung der Gesetze bestehe, zuwider gehandelt sei,“ über dieses „auffallende“ Betragen, dem Könige vorschreiben zu wollen, wen er dulden solle, zu erkennen gegeben. In dem Botum derer, die für Schulzens Belassung im Amt gestimmt, fand der König eine ungeeignete Opposition, die durch erzwungene Wendungen den Gesetzen ihre Kraft nehmen wollte; den Botanten wurde angezeigt, daß sie zu keiner höhern Stellung befördert werden würden und daß ihnen zur Strafe eine dreimonatliche Besoldung werde entzogen werden. — Erst später, auf eine Vorstellung des Kammergerichts, wurden die Bestimmungen dieses ungnädigen Erlasses zurückgenommen.

Die Gemeinden Schulzens erklärten in einem Schreiben an die oberste Behörde, daß sie, auf den Namen Lutheraner Verzicht leistend, sich mit dem Namen einer christlichen Gemeinde begnügen wollten und Schulz als Prediger zu behalten wünschten: ihr Pastor habe sie im Nachdenken geübt, sie wollten schlechterdings nichts annehmen, als was sie geprüft hätten.

Schulz appellirte, indem er aber zugleich darauf hinwies, daß gar kein richterliches Erkenntniß für ihn vorhanden sei, gegen dessen Gründe er sich vertheidigen könnte, das Rescript des Königs, wodurch das Urtheil des Criminalsenats alterirt worden, sei ein Nachtspruch. In einer weitem Vertheidigungsschrift bewies Schulz, daß er den wahren Protestantismus, das wahre Lutherthum habe: denn nicht eine dogmatische, sondern eine historische Frage sei es, was diese beiden Begriffe bedeuten: nach den Anweisungen der Historie seien aber die Worte Lutherthum, Protestantismus und freie Forschung nur Ausdrucksweisen für einen und denselbigen Begriff.

Das Urtheil zweiter Instanz, auf das Religionsedikt sich stützend, zwischen Glaubens- und Lehrfreiheit unterscheidend, behauptend, eine Gesellschaft könne ohne Gleichförmigkeit, ohne allgemein verbindliche Formeln, denen Schulz trotz seiner Verpflichtung auf die symbolischen Bücher untreu geworden sei, nicht bestehen, bestätigte die Absetzung des

Giesborfer Predigers, und nach einem nachträglichen Schriftenwechsel, in welchem sich Schulz gegen die Gründe des zweiten Urtheils als be-
leidigte und ungerechte beklagte, und dem durch die Drohung eines
fiscalischen Processes ein Ende gemacht wurde, war die Sache aus.“

Später wurde Schulz bei der Porzellanmanufaktur in Berlin als
Geschirrschreiber angestellt.

Bibliothek

der

Deutschen Aufklärer

des achtzehnten Jahrhunderts.

Herausgegeben

von

Martin von Geismar.

IV.

**Boglers, Superintendenten zu Bayreuth, Evangelist
Johannes vor dem jüngsten Gericht.**

Leipzig: Otto Wigand.

Eigenthum der Vereins-Verlagsbuchhandlung.

1846.

1911

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

PHYSICS DEPARTMENT

REPORT

ON THE

PHYSICAL PROPERTIES OF

CRYSTALLINE SOLIDS

BY

1911

Vorwort des Herausgebers.

Ueber die theologischen Streitigkeiten und Untersuchungen ist unsere Zeit aus dem doppelten Grunde hinaus, weil sie für immer beendet und gelöst sind und weil die Wortführer der Gegenwart, die das Volk wieder für religiöse Interessen begeistert haben, nicht die Kraft besitzen, die zur Durchführung eines theologischen Kampfes, zu einer wissenschaftlichen Untersuchung gehört.

Der Kampf ist nicht mehr nöthig und bei der Schwäche derjenigen, die sich über die Religion noch streiten, nicht mehr möglich. Die Sache der Religion braucht nicht mehr auf wissenschaftlichem Wege entschieden zu werden und die religiösen und kirchlichen Gladiatoren der Gegenwart sind zu nichts weniger geeignet, als zur Lösung einer wissenschaftlichen und in die Geschichte eingreifenden Frage.

Wie war es also möglich, daß nach der Vollendung der Religionskritik noch einmal die religiöse Aufregung des Jahres 1845 die Gemüther beschäftigen konnte?

Nachdem die Kritik während der Jahre 1840—1842 sich der Zeit so entschieden bemächtigt hatte, daß ihre Stellung für die Zukunft selbst durch die Angriffe, die sie täglich erfährt, als gesichert anerkannt ist, war die theologische Literatur mit einemmale abgeschlossen und wird es keine theologische Literatur mehr geben. Wenn der Erfolg der Kritik selbst darin ausgesprochen liegt, daß die neukatholische und die lichtfreundliche Literatur nicht mehr eine theologische genannt werden kann, als was ist diese nun zu bezeichnen? Wie verhält sie sich zu der theolo-

gischen Literatur der dreißiger Jahre, die dem Auftreten der Kritik vorausging. Wie verhält sie sich zur Kritik, und wie begegnen, berühren und unterscheiden sich beide Literaturen, die vorangehende und die nachfolgende, in ihrem Verhältniß zu derselben Kritik, die sie beide auseinanderhält und zugleich verbindet?

Die folgende Uebersicht wird diese Frage beantworten.

Das Straußische Werk bildet den Mittelpunkt, der das letzte Jahrzehnt, welches die Theologie erlebt hat, in jene zwei Hälften theilte, deren Unterschied charakteristisch und zugleich im hohen Grade bedenklich war.

In die dreißiger Jahre zog sich nämlich jene Literatur mit hinüber, deren Ursprung in dem vorhergehenden Decennium lag und die den christlichen Glauben gegen den Rationalismus sowie gegen die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts zu retten suchte und so sehr gerettet zu haben schien, daß sich wenigstens kein ebenbürtiger Gegner auf demselben Felde der Literatur finden wollte. Lücke hatte in dem Evangelium des Johannis das geistige, das wahre, rechte Leibevangelium der Christenheit gerettet, indem er es überall als das ursprüngliche und als das Werk eines Augenzeugen zu rechtfertigen wußte, und in den dreißiger Jahren ward ihm die Genugthuung, daß dem Beifall, den sein Unternehmen gefunden hatte, eine zweite Auflage des Werkes nöthig machte. Hengstenberg hatte gegen das Ende der zwanziger Jahre den Grund zu seiner Christologie gelegt und schob nun mit voller Macht in das neue Jahrzehnt ein Werk hinein, welches die geistigen und milden Theologen befreundete — sie ließen es daher auch unbeachtet —, die Anhänger, die es fand, versteinerte, da ihnen die Kraft fehlte, mit der es sein Urheber als wissenschaftliche Legitimation seiner praktischen Kirchenherrschaft hinstellte — — — ein Werk, welches bei der außerordentlichen Präcision, mit der es die aufgeklärte und rationalistische Erklärung des Alten Testaments auflöste und die alte orthodoxe Auslegung wieder zu ihrem Rechte brachte, eine allgemeine Anerkennung nicht finden konnte, ein Werk, welches an Strauß, der es so gut wie gar nicht kannte, sich bitter rächte und erst von dem Kritiker, der es auflöste, seine gerechte Würdigung erhielt. Der ächte Repräsentant der nächsten Jahre, die dem Auftreten Straußens vorangingen, war endlich Alshausen, der

Lücke mit Hengstenberg, die Apologetik mit etwas philosophischer Mystik verband, mit Hengstenberg für die Einheit des Alten und Neuen Testaments sprach, mit Lücken für das Geistes-Evangelium des Johannes schwärmte und in seiner theologischen Weichheit sein Herz auch für die synoptischen Evangelien erweitern konnte.

Die Zeit war zu guter Letzt noch einmal eine ächt und recht theologische geworden, die Erschütterung welche die Aufklärung hervorgebracht hatte, und die zunächst nur im Rationalismus nachzuwirken schien, war nämlich allgemein noch fühlbar und man bemühte sich noch einmal aus allen Kräften, die Einheit, Einzigkeit und Gediegenheit der Offenbarung für alle Zeiten sicher zu stellen, d. h. alle fernere Geschichte unmöglich zu machen, die innern Widersprüche in jedem einzelnen biblischen Dokumente, den Widerspruch der Dokumente untereinander und den Widerspruch ihrer Geschichtsangaben mit der profanen Geschichtsschreibung auszugleichen. Man vermittelte — (und mit welcher Anstrengung und Unmündlichkeit: Kein Widerspruch blieb unbeachtet, keiner aber auch bestehen! Alles wurde ausgeglichen!) — man rationalisirte also — (wenn Lücke die innern Widersprüche des johanneischen Evangeliums ausglich, so griff er den Buchstaben selbst an; wenn er diese Urkunde als das rechte Evangelium des Herrn hinstellte, so setzte er damit die synoptischen Evangelien herab, und da er bei alle dem zu zartfühlend, zu abhängig, zu theologisch war, als daß er über die letzteren ein entschiedenes Endurtheil hätte fällen sollen, da er sie auch gelten lassen wollte, so machte er sein Lob des Herzesevangeliums selbst zu nichts anderm, als einer weitläufig ausgearbeiteten Nebenart. Je kräftiger und energischer Hengstenberg arbeitete, je fester er zugriff, um so mehr mußte die rationalistische Gewaltthätigkeit gegen den heiligen Buchstaben ihm zur Hilfe kommen, so daß endlich seine Christologie die gewaltsame Umwandlung des Alten Testaments in das Evangelium und die Umwandlung des Evangeliums in das strenge Judenthum wurde) — indem man aber rationalisirte und gründlich allumfassend rationalisirte, lockerte man den Buchstaben in dem Grade auf, daß er endlich der Hypothese Straußens verfallen konnte.

Bis auf Strauß hatte die Theologie rastlos — aber an ihrem eigenen Untergange gearbeitet und nachdem der heilige Buchstabe von ihr selbst in eine theologische Vorstellung umgewandelt war — (er galt nur als das, was er durch die apologetische, also auch rationalistische

(Erklärung geworden war) — konnte Strauß daran denken, ihn als Erzeugniß der religiösen Vorstellung, als Mythos, zu fassen.

Strauß hatte nichts Neues geschaffen, sondern nur die heilige Geschichte in derselben innern Proportion, die sie in der theologischen Auffassung hatte, in demselben Verhältniß zu dem Alten Testamente, den ihr ein Berthold z. B. — (bis zu Hengstenberg war er nicht einmal fortgegangen) — zu dem sogenannten messianischen System der Juden gab, in derselben Stellung zu der gesammten Weltgeschichte, die sie der Tradition nach hatte, stehen lassen. Er hatte nur denselben Stoff, der dem durchschnittlichen theologischen Bewußtsein mehr oder weniger als Geschichte galt, mehr oder weniger zu einem Erzeugniß der dichtenden Sage gemacht und wenn der gewöhnliche Theologe selbst schon am Saum der evangelischen Geschichte der Sage ein Gränzgebiet anwies, von wo sie ihre Gewebe auch mitten über das Gebiet der Geschichte werfen konnte, so ließ es dagegen Strauß unentschieden und konnte er es nicht entscheiden, da er auch noch eine Masse rein geschichtlichen Stoffes annahm, wo die Gränzlinie des Geschichtlichen und Mythischen zu finden sei. Kurz, er war so abhängig von dem theologischen Bewußtsein, daß er ein „Leben Jesu“ schreiben wollte.

Die Theologen erschrafen, als Straußens Werk erschien, und die Widersprüche und Schwierigkeiten ihres Systems ihnen in einer Form entgegentraten, in der sie zu einer Reflexion auf dieselben gezwungen waren. Bis jetzt hatten sie sich auf ebener Erde, in ihren Büchern, in ihrem Bewußtsein, in ihrem praktischen Leben zwischen denselben hindurch gewunden: nun aber sahen sie dieselben an den Himmel der mythischen Auffassung erhoben, wo sie ihnen als eine fremde Macht erschienen, und sie sprachen sich selbst ihr Endurtheil, als sie mit der Geschichtsanschauung Straußens ihre eigene als unbegreiflich und unerklärlich bezeichneten.

Wenn die Auferstehung Jesu, sagten sie z. B., ein Werk der mythischen Dichtung ist, so ist das Auftreten des Apostels Paulus unbegreiflich und unmöglich: als ob es nicht auch in ihrem System, wo die Kämpfe der ersten Gemeinde, die Kämpfe des Apostels Paulus in den Evangelien längst entschieden sind, eine Unmöglichkeit, oder vielmehr ein unnöthiger Ueberfluß sei! Strauß und seine Gegner stimmen darin überein, daß „der Glaube an die Auferstehung Jesu der Grundstein war, ohne den die christliche Gemeinde sich nicht hätte bilden können“ d. h. auf beiden Seiten gab man der Gemeinde, die sich selbst mit ihrem

Princip und Inhalt schuf, eine geschichtliche Präexistenz, wobei es gleichgültig war, ob man sie sich selbst als ein Individuum oder — noch größeres Uebing! — als wirkliche, wenn auch kleinere, Gemeinde präexistiren ließ. Strauß begriff das kirchliche System nicht und gab in seiner mythischen Auffassung nur die unerkannte gläubige Anschauung wieder — die Apologeten hatten also vollkommen Recht, wenn sie seine Constructionen und fehlerhaften Zirkel rein unbegreiflich nannten.

Was die sogenannte messianische Dogmatik betrifft, so unterscheidet sich Strauß von seinen Gegnern nur dadurch, daß er, während nach der Ansicht der letztern Jesus selbst die Weissagungen des Alten Testaments auf sich bezog, die Jünger diese Beziehung auf die Person Jesu ausführen läßt: für beide Secten ist also der ideale Gehalt des messianischen Glaubens, wie die Person, auf die er übertragen wurde, in gleicher Weise präexistirend, eine geschichtliche schöpferische Thätigkeit wissen beide Seiten in der Bildung der christlichen Gemeinde nicht zu entdecken, und der Kampf beider Seiten besteht nur darin, daß jede Parthei ihre eigene Ansicht unerklärlich nennt, indem sie die der andern Parthei verwirft und zugleich in ihrer eigenen nur wiederholen oder reproduziren kann.

Der Mangel aller Geschichtsanschauung brüdt sich in allen Wendungen, in allen Kunstgriffen dieser Verhandlungen zwischen beiden Seiten aus. Strauß, der die messianische Idee, wie sie in Bertholds Schrift nach den Angaben der Evangelien (!) nachträglich konstruirt ist, der christlichen Gemeinde voraussetzte, konnte nicht begreiflich machen, wie die Welt dazu kam, im ersten Jahrhundert der neuen Zeitrechnung an die Erfüllung dieser Idee zu glauben. Ja, sagten nun seine Gegner, — sie merkten wieder nicht, daß sie damit nur die Uebergreiflichkeit ihrer Voraussetzung aussprachen, ja, es ist auch unbegreiflich, wie die gebildeten Völker des Alterthums, wenn die Gemeinde nur durch „Ideen“ gestiftet ist, diese Ideen von dem jüdischen Volke annehmen konnten, welches allen verächtlich und ein Gegenstand des Hasses war. Die Apologeten kannten also ihr eigenes System so wenig, daß sie nicht wußten, daß die Verachtung und der Haß Seiner selbst der Mittelpunkt desselben sei — sie wußten es nicht, daß die Welt zu jener Zeit, als die Verachtung Seiner selbst das herrschende Dogma wurde, sich selbst verachtete und faste und in ihrer Gebrücktheit sich selbst unerträglich geworden war.

Da Strauß das Räthsel der Theologie nicht gelöst sondern nur in einem weniger massiven Ausdruck wiedergegeben hatte, so behandelten

ihn die Theologen fast noch als ihres Gleichen und sie wandten sich noch persönlich an ihn, indem sie auf ihn Einbruch zu machen hofften und den Gedanken nicht aufgaben, daß er ihre Einwendungen und Zweifel als begründet anerkennen würde.

Eine gefährliche Forderung! Ein schon unnöthiges Zugeständniß! Ein Zugeständniß, welches mit Bewußtsein dargeboten, den Theologen die äußerste Gefahr brohte und zum Glück für sie Strauss unmöglich war! Straussens Arbeit war schon eine Tautologie — die bloße, wenn auch abgeschwächte Wiederholung des theologischen Systems. Strauß hatte die Unbegreiflichkeit der theologischen Voraussetzung nur befestigt, indem er sie in das Reich der Sache verlegte: sollte er nun diese Unbegreiflichkeit mit Bewußtsein, mit Einsicht aussprechen — d. h. erkennen, erklären, und auflösen, so hätte er zugleich darstellen müssen, daß seine Auffassung und die apologetische Glied vor Glied übereinstimmen, mit seinem System hätte er zugleich das seiner theologischen Gegner auflösen müssen.

Es blieb bei der bloßen unaufgelösten Unbegreiflichkeit und die Theologie endigte mit dem Geständniß, daß sie keine der Aufgaben, mit denen sie sich seit Jahrhunderten beschäftigt hatte, gelöst habe. Sie war sich selbst mit allen ihren Gegenständen unbegreiflich geblieben.

Der Hauptkampf, den das Erscheinen des Straußischen Werkes im Jahre 1835 hervorrief, wurde in jenen Broschüren geführt, in denen die Apologeten, damit, daß sie die Hypothese ihres Gegners als unbegreiflich bezeichneten, die ihrige als ein noch ungelöstes und für sie unlösbares Problem charakterisirten. Die Theologie hatte damit ausgesprochen, daß sie am Ende ihrer Arbeiten stehe, und wenn Tholud in der Eile — um Strauß zu widerlegen und „die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte“ zu beweisen, noch einmal den Lardner ausschrieb, wenn Neander in gleicher Eile die Widersprüche der heiligen Geschichte in seinem Leben Jesu zu zähmen versuchte und ein Lange z. B. mit einer Frechheit, die auf ihren ästhetischen Anflug pochte, sich die Miene gab, als sei die Widerlegung der Straußischen Hypothese ein wahres Kinderspiel, so waren diese Bravourthaten nur die letzten Anstrengungen der Verzweiflung-Anstrengungen, die sogar nur dadurch möglich gewesen waren, daß der Gegner der Apologeten den theologischen Standpunkt noch nicht verlassen hatte.

Im Jahre 1838, als Weiße zum erstenmale, so lange die Urkunden des Evangeliums existiren, einen wirklich ästhetischen Blick auf die

Schrift des Johannes warf, vermittelt der ästhetischen Urtheilskraft die innere Unhaltbarkeit ihrer wesentlichsten Bestandtheile nachwies, als Wilke, auf wirklich historischem Wege zum erstenmale als wirklicher Philologe die Ursprünglichkeit des Evangeliums des Marcus nachwies, als mithin zum erstenmale die Aesthetik und die Philologie eine wirkliche Kritik der evangelischen Geschichtschreibung lieferten, war die Theologie sprachlos geworden, und ihre Literatur abgeschlossen. Weisse's und Wilke's Schrift waren für die Theologie nicht vorhanden, weil es keine Theologie mehr gab und die einzige geschichtliche Existenz, die die Theologie noch hatte, besaß sie in den Ueberresten, die sie sich in jenen beiden Werken noch zu retten gewußt hatte.

Das Jahr 1835 war also in dem Jahrzehent, dessen Mitte es bildete, der kritische Entscheidungspunkt: vorher die rüstigste und eine noch frische Thätigkeit, eine wirklich historische Entwicklung, in der Mitte der Abschluß in der Parallelisirung der fertigen Apologetik und der theologischen Umwandlung der Theologie in die Strauß'sche Hypothese, sogleich darauf das Verstummen der Theologie und das Auftreten der Vorboten einer wirklichen Kritik.

Zu diesen Vorboten gehört noch die Schrift B. Bauers über Hengstenberg. Sollte nämlich, um die Kritik zu vollenden, nachdem die Aesthetik ihre ersten Winke gegeben und die Philologie die synoptischen Evangelien durchwühlt hatte, auch die Historie zu dem Werke hinzutreten und die geschichtliche Stellung des Priesterthums sowie seinen geschichtlichen Ursprung bestimmen, so mußte zuvor das Verhältniß des Alten und Neuen Testaments, über welches, so lange die Kirche bestand und die Apologetik sich mit seiner Bestimmung beschäftigt hatte, noch kein reines auf philologischer Kritik und Geschichtsanschauung beruhendes Urtheil durchgeführt war, bestimmt und die geschichtliche Bedeutung des Christenthums in seinem Unterschiede vom Alten Testament gegen die theologische Auffassung, die alle Geschichte gern läugnen möchte, sicher gestellt werden.

Jetzt nachdem B. Bauer im Jahre 1839 in seinen Briefen über Hengstenberg die Entwicklung der dreißiger Jahre in der Form, daß die Apologetik nicht einmal an den Versuch einer Antwort denken konnte, abgeschlossen hatte, war es möglich, daß sich die ästhetische Urtheilskraft, die philologische Kritik und die Geschichtsanschauung, gereinigt von den theologischen Interessen, zu jener einfachen und gehaltvollen Macht der Kritik vereinigen konnten, die in ihrer Reinheit und Gelegen-

helt allein dasjenige ist, was man bis dahin noch ziemlich schwankend und unsicher „Voraussetzungslosigkeit“ genannt hatte. So lieferte nun B. Bauer während der Jahre 1840 — 42 seine Kritik der evangelischen Geschichte des Johannes und der Synoptiker und wenn er im Verlauf derselben, indem er den schriftstellerischen Ursprung der Evangelien aufdeckte, den Beweis lieferte, daß das schöpferische und gestaltende Selbstbewußtsein in den Evangelien den Glauben der Gemeinde für die Geschichte fixirt habe, so führte er seine Entdeckung bis zu jenem Punkte durch, wo die geschichtliche Originalität der christlichen Anschauung von Messias außer Zweifel gesetzt wurde. Er zeigte nämlich, daß der christliche Gedanke des Messias nicht bereits im Alten Testament liege, er befreite die Geschichte vom Gespenst einer Christologie, die dem Christenthume vorangegangen sei, vom Gespenst einer Person und einer Gemeinde, die ein fertiges System nur auf sich selbst angewandt haben sollen, — er zeigte, daß der Ursprung der Gemeinde und ihrer Christologie zusammenfallen und ihre Bildung ein- und derselbe schöpferische Akt seien.

Das Ich, das schöpferische Selbstbewußtsein war damit als Urheber und Meister der Geschichte anerkannt.

Gegen diesen Ursprung mußte die Theologie ihren Banquerutt erklären, d. h. sie konnte sich nicht mehr auf einen theologischen Streit einlassen, da die Frage und ihre Lösung ihr völlig entrückt und zu einer allgemein geschichtlichen geworden war. Die Sprachfähigkeit, die ihr noch übrig geblieben, konnte sie nur noch dazu anwenden, um öffentlich zu beweisen, daß die Collision, die nicht mehr nur dem theologischen Forum angehörte, ihr Fassungsvermögen übersteige, und es war vollkommen folgerichtig, daß sie mit der definitiven Erklärung ihrer Unfähigkeit wartete, bis die Staatsgewalt an sie die Anfrage ergehen ließ, wie sich die Kritik zu dem bisher bestehenden Christenthume verhalte.

Die Theologie mußte es dem Urheber der Collision überlassen, dieselbe in ihrem Ursprunge, ihrer Bedeutung und in ihren Folgen darzustellen.

Der Kampf ist beendet und dennoch im Jahre 1845 wieder so viel Lärm? Wieder theologische Kämpfe? Streit doch um was? Wirklich theologischer Streit? Sehen wir zu, ob zwischen den Parteien, die im vergangenen Jahre die Welt mit ihrem Lärm erfüllten

und die Zukunft schon im Besitz zu haben glaubten, ein entscheidender Streit geführt und was die Angelegenheit, um die sie sich stritten, in ihren Händen geworden ist.

Es wird zweckmäßig sein, wenn wir zuerst ein Paar von denjenigen, die noch den alten Glauben zu vertreten meinen, gegen ihre lichtfreundlichen Gegner sich aussprechen lassen, da ihre Sprache noch am bestimmtesten ist und den Stand der Frage am sichersten bezeichnen wird.

Pistorius z. B. in seinem Auftritt gegen König spricht es von vorn herein aus, daß er nicht daran denke, seinen Gegner belehren zu wollen, und an einen Erfolg in dieser Hinsicht nicht im entferntesten denke: „in der Hinsicht, sagt er in seiner höflichen Weise, ist Hopfen und Malz an Ihnen verloren.“ Er will ihn auch nicht belehren, ebenso wenig den lutherischen Glaubensschatz gegen ihn vertheidigen, da derselbe auch ohne seine Vertheidigung der rechte Christenschatz bleibe.

In derselben Weise sagt Guericke gegen Wislicenus, daß er durchaus nicht gesonnen sei, mit ihm über seine Grundsätze zu disputiren, da er als Christ, als evangelischer, als evangelisch-lutherischer Christ den Streit als bereits völlig durchgekämpft und entschieden ansehe und seine Grundsätze nicht als disputabel betrachten könne; seinem Gegner gegenüber sei er nur ein Zeugniß schuldig, — das Zeugniß von seiner eigenen Existenz und von der Existenz der Millionen gläubigen Christen, die durch ihr bloßes Dasein . . . nun was widerlegen? die Wissenschaft? die Kritik? das Erkennen? die Entwicklung der Geschichte? die Theorie? Keinesweges! sondern das bloße Nein widerlegen, welches die Lichtfreunde . . . nun wem entgegensetzen? dem Glauben? der Kirche? dem Evangelium? Keinesweges! wir werden vielmehr sogleich sehen, wem die Lichtfreunde ihr Nein entgegensetzen und welchem Nein Herr Guericke und die Andern ihre Existenz und die Existenz ihrer Brüder entgegenstellen.

Also belehren, belehren, widerlegen wollen die vermeintlich Rechtgläubigen ihre Gegner nicht, sondern ihnen nur von ihrem Dasein Zeugniß ablegen und ihnen höchstens zeigen, wie „unwissend“ sie seien, daß sie von diesem ihrem Dasein ihres Gleichen Nichts wußten. Sie wollen ihnen ihre Unkenntniß der Geschichte nachweisen und die ganze Geschichte des Guericke und seiner Freunde besteht nur darin, daß er und seine Freunde sind und daß seines Gleichen immer gewesen seien.

So sagt z. B. Herr Pistorius, daß „geschichtlich immer noch ein Haufe von Menschen da ist, welcher in der Bibel Jesu Leben und Lehre

gesucht und zu finden behauptet, — das ist eine geschichtliche Sache, über die ich aus der Vernunft nicht aburtheilen kann“ — eine Thatsache ist es, meint er, die man stehen lassen muß.

Dieses Dasein, für welches das Essen und Trinken die entscheidende Instanz bildet, suchen die Gegner der Lichtfreunde auch in der Vergangenheit auf, in den Fragen, die früher zu einer Reihe von Hypothesen Anlaß gaben, und zuletzt von der Kritik entschieden worden sind, giebt es ihnen den Ausgangspunkt, die Richtschnur und die Lösung. Wenn z. B. die Lichtfreunde, falls sie sich einmal, wie Wislicenus thut, über die heiligen Urkunden aussprechen, den Satz aufstellen, daß Einiges derselben wahr sei, Anderes nicht, so fragt sie Herr Pistorius: „wer von uns ist denn dabei gewesen, daß wir das wüßten?“ Dagegen giebt es für Herrn Pistorius Personen, die dabei waren und ihr Dabeisein sich und Andern auf das kräftigste demonstrieren haben: „Das Zeugniß der Apostel, sagt er, der Apostel, die mit Jesu getrunken und gegessen haben, kann man mit einem bloßen Nein nicht entkräften.“ Sehr wahr, — so wenig ein Dasein, welches nur behauptet wird und nur in der Richtung des ausgestreckten Zeigefingers liegt, das bloße Nein entkräften kann.

Aber sind denn Partheien, die sich mit dem Zeigefinger und einem bloßen Nein zu widerlegen glauben, wirklich Gegensätze? Gegner sind sie, denn sie bekämpfen sich mit Pantomimen und mit Interjectionen, aber sind sie geschichtliche Gegner, die wirklich einen lebensvollen Gegensatz repräsentiren und eine Frage behandeln, deren Lösung für die Geschichte von Bedeutung ist, einer Frage, die einer Lösung erst noch bedarf?

Der Verfasser des „rechten Standpunktes“, Herr Uhlich und ihre Freunde kommen eben so wie ihre Gegner auf ein einfaches Dasein zurück, oder vielmehr sie sprechen, während ihre Gegner den Zeigefinger in die Luft strecken, von vorn herein immer nur von einem einfachen Dasein, welches auch nur in der Einförmigkeit ihrer Sprache und Meinung existirt. Ihrem Grundsatz getreu: „Alles so einfach wie möglich!“ erklären sie — sie können nämlich nur erklären, — daß sie „den Ausbau des Reiches Jesu nach Anleitung des einfachen Evangelium wollen“ — sie können nämlich nur wollen. Sie halten sich an das „reine lautere Evangelium“ — ihr „Glaube ist das einfache evangelische Christenthum.“

„Das einfache Evangelium“ — wollen es nicht auch die Gegner der Lichtfreunde? „Das einfache Evangelium“ — ist es nicht auch das

einfache Sein, auf welches die Gegner Uhlchs und des „rechten Standpunkts“ hinzeigen?

„Das einfache Evangelium,“ an welches sich die Lichtfreunde „halten“ — besteht es noch in den wirklichen Evangelien, aus den vier Evangelien, zu denen sich die alte Kirche bekannte, und aus den wirklichen Berichten, die den Text der christlichen Predigt bildeten?

Nein! Es ist nur das Wort, welches von diesen geschichtlichen Größen übrig geblieben ist.

Das Buch aber, von dessen Verfassern die Gegner der Lichtfreunde wissen, wann und in welcher Umgebung sie „gegessen und getrunken“ haben: — ist es mehr als das einfache und lautere Evangelium der Lichtfreunde? Wissen sie mehr von ihm zu sagen, als ihre Gegner? Sprechen sie von den wirklichen Evangelien, von den wirklichen evangelischen Berichten?

Auch ihnen ist das Buch, von dem sie reden, nur das Wort, welches ihnen die früheren theologischen Arbeiten und die Kritik übrig gelassen haben.

Die Lichtfreunde und ihre Gegner sprechen nicht mehr über die wirkliche Sache, weil sie bereits „entschieden“ ist: sie disputiren nicht mehr, weil der Streit beendet ist, — weil vernünftiger, geschichtlicher Weise nicht mehr darüber gestritten werden kann.

Warum schreiben sie nun doch gegen einander ihre Broschüren? Weil das Resultat der Kritik in die Massen gefahren ist, und hier den Rumor anstiftet, den es eben in der Masse zunächst nur erregen konnte. Im aufgelösten und zerfahrenen Volke hat eine Arbeit, die große geschichtliche Mächte und Gegensätze aufgelöst hat, zunächst nur eine Unbestimmtheit zur Folge, die den Beweis liefert, daß jene geschichtlichen Größen in der That nicht mehr lebhaftig vorhanden sind und die Unbestimmtheit erzeugt die Partheien, die sich nur scheinbar bekämpfen, da jede der Ausdruck von der Schwäche der andern ist.

Herr Guericke und seine Genossen beweisen Nichts mehr, weil ihnen ihre Gegner die Muthlosigkeit, die zum Beweis, zur Darstellung, zur Forschung nicht mehr fähig ist, erschrecklich genug vor Augen führen. Die Lichtfreunde werden durch die Furcht und das Bewußtsein ihrer halben Befreiung — sie sind nämlich nur dadurch von dem alten System frei geworden, daß sie von ihm Nichts mehr wissen — Nichts wissen wollen und Nichts wissen können — an die Lebensart des Alten gekettet und diese Furcht und diese Lebensart tritt ihnen nun consequenterweise

in dem Zeugniß gegenüber, welches ihr Gegensatz von seinem Glauben ablegt.

Nachdem sich beide Secten durch die gegenseitige Demonstration ihrer Schwäche hinreichend gepeinigt und endlich angewidert haben, ist auch dieser Gegensatz bereits wieder zusammengefallen.

Und dennoch, obwohl es keine theologischen Partheien mehr, noch eine Theologie überhaupt mehr giebt, dennoch theilt ihr aus dem Werke eines Theologen, den Niemand mehr kennt, den kein Theologe beachtet hat, Auszüge mit?

Gerade, weil dieses Werk unbekannt geblieben ist, theilen wir diese Auszüge mit — dieses Bändchen soll eine Denktafel, ein Erinnerungsstein sein, für eine Schrift, die gerade deshalb unbekannt geblieben ist, weil sie die theologische Auffassung der heiligen Schrift dadurch zum Theil überschritten hatte, daß sie in einem heiligen Geschichtsbuche wirkliche Menschen suchte und das Vorgeben der heiligen Geschichtsschreibung, Menschen zu schildern, mit seinem eigenen Maasse maß.

Gerade, weil dieses Werk von den gläubigen Theologen gar nicht beachtet worden ist — Lücke erwähnt es in der Vorrede zu seinem Commentar, nachher existirt es für ihn nicht mehr, kein theologischer Commentator hat seine trefflichen Erörterungen beachtet und nur zur Entstehung der Brettschneiderschen Schrift über das vierte Evangelium scheint es mitgewirkt zu haben — weil also die Theologen eine Schuld noch abzahlen haben, sollen sie durch diese Blätter daran erinnert werden, daß der Zahlungstag da ist. Sie werden freilich nicht zahlen können, aber sie sollen auch nur bei dieser Gelegenheit, wo nur eine kleine, wenn auch alte Schuld von ihnen eingeklagt wird, noch einmal ihre Zahlungsunfähigkeit beweisen, nachdem sie ihren Banquerutt stillschweigend schon haben eingestehen müssen.

Die „Vorbereitung“ des Verfassers theilen wir vollständig mit, damit man mit ihrer Haltung, Klarheit und Gediegenheit die neuern lichtfreundlichen Broschüren vergleiche. Aus ihrem Unterschiede wird man sehen, daß, als Bogler jene Vorbereitung schrieb, die Literatur, die in diesen Broschüren bis zur letzten Erstorbenheit verfallen ist, noch geschichtliches Leben hatte und über geistige Kräfte zu gebieten hatte.

Boglers Schrift, die mit einer Widmung „an Jean Paul“ im Jahre 1801 und 1804 in zwei Bänden ohne Angabe des Verfassers

und des Verlagsortes erschienen ist, ist endlich sehr selten; sie scheint so gut wie gar kein Publikum gefunden zu haben, ein günstiger Zufall führte sie dem Herausgeber dieser Blätter erst im Herbst des Jahres 1843, nachdem er vorher auch in einigen öffentlichen Bibliotheken vergebens nach ihr gesucht hatte, in die Hände und B. Bauer scheint damals, als er seine Kritik der evangelischen Geschichte schrieb, auch nicht in ihrem Besitze gewesen zu sein, da er sonst nicht unterlassen hätte, auf einige Anklänge seiner Auffassung hinzuweisen.

Es folgt zunächst die „Vorbereitung“, die Bogler seiner Arbeit vorangeschickt hat, ganz, wie sie in seinem Werke vorliegt.

Der
**Evangelist Johannes und seine Ausleger vor dem
jüngsten Gericht.**

Vorbereitung.

Wir leben in einem Zeitalter, welches sich dadurch auszeichnet, daß der menschliche Geist, eingedenk seiner Freiheit und Würde, muthig der Wahrheit nachspüret, und alles öffentlich prüfet.

Dieses glückliche Ereigniß hat man ohne Zweifel der Philosophie zu danken, welche als die Wissenschaft aller Wissenschaften die ihr gebührende erste Stelle wieder eingenommen hat, und die nun in jedem Gebiete des menschlichen Wissens sich verbreitet. Vergebens beeifern sich die noch übrig gebliebenen Anhänger alter verführter Systeme, mit einem frommen Gewinsel, mit dem Stachel der Verleumdung, und mit ihren von der Gewalt entlehnten aber stumpf gewordenen Lanzen, jene Herrscherin von ihrem mit gutem Rechte wieder bestiegenen Throne zu verjagen, und sie aufs neue zur Sklavin zu machen, oder doch ihren mächtigen Einfluß zu beschränken, wo nicht gar zu hemmen. Die Philosophie behält den Sieg, und jemehr sie Widerstand findet, desto stärker äußert sich nur ihre Kraft, durch die sie unaufhaltsam neue Zeiten, Umänderungen und Verbesserungen zum Vorschein bringt.

Am wenigsten sind ihre großen Verdienste zu verkennen, welche sie sich in unsern Tagen um die christliche Religion, und besonders um die Schrift-Auslegung erworben hat. Sie hat die Dogmatik von ihrem

Roste gesäubert, ihr das buntschiedigte zusammengeflickte Gewand ausgezogen, welches sie sich zuerst in Asien und Afrika zusammengebettelt und zuweilen auch erpreßt hat — ihr ihre monströsen Auswüchse, die ihr den Spott aller denkenden Menschen zuzogen, großen Theils mit sanfter Hand weggeschnitten, und sie mit der Vernunft merklich wieder ausgeföhnt. Sie hat sich sogar an die Quelle der Dogmatik, an die Bibel gewagt, an jenes Buch aller Bücher, an jenen Götzen, vor dem Millionen mit verbundenen Augen die Kniee beugten, und dem Niemand den heiligen Schleier abnehmen durfte, wenn ihm das Licht seiner Augen, oder wohl gar seines Lebens lieb war. Sie hat dem Ursprung der Bibel nachgeforschet; sie hat mit Hülfe der Kritik ihren wahren Text so viel möglich wieder hergestellt, und durch den Beistand der Exegese — denn wenn die Philosophie ohne Gesellschaft der Philologie und Exegese in die Bibel sich begiebt, so blendet sie mehr als sie erleuchtet — eine Menge Stellen aufgehellet und besser erklärt. Dank den Männern, welche vom philosophischen Geiste beseelt, und von edlem Muth belebt, die Fadel in dunkle Gegenden getragen, den richtigen Sinn an vielen Orten so glücklich hervorgezogen, und die Folie des Mysteriösen, welche so häufig untergelegt war, ohne Bedenken weggenommen haben. Ihre Namen werden lange berühmt bleiben.

Allein so sehr man auch Ursache hat, dieser guten Wendung der Dinge seinen Beifall zu schenken, so darf man darüber doch auch nicht verkennen, daß noch viel zu thun übrig geblieben ist. Die Philosophie hat zwar Fortschritte gemacht, die der Dogmatik und der Schrifterklärung nützlich waren; aber sie ist auf halbem Wege stille gestanden — und sie hat ihr Werk nicht vollendet. Ich will sagen, man ist in Ansehung der Bibel-Erklärung noch nicht zu den ersten Prämissen hinauf gestiegen, und man hat den wahren Stein der Weisen, das eigentliche Prinzip, von welchem man allein ausgehen muß, entweder nicht gefunden, oder doch nicht genug, vielleicht aus Furcht, welche durch die Verhältnisse bewirkt wurde — in Anwendung gebracht. Daher ist es gekommen, daß unsere christliche Dogmenlehre, so sehr sie auch beschnitten und gereinigt worden ist, doch noch sehr große Flecken behalten und viele Lücken bekommen hat, die bis jetzt unausgefüllt geblieben sind. Aus dieser Ursache giebt es auch noch keinen Commentar, keine Uebersetzung, die einstimmig wären, und die auf dem Probierstein der Wahrheit in allen ihren Theilen beständen. Sie sind nichts weiter als ein Aggregat von wahren und falschen, von vernünftigen und unvernünftigen,

von gewissen und zweifelhaften Sagen, und der Unterschied liegt bloß in dem weniger oder mehr von diesen allen. Kurz, man hat uns nur ein gewisses Hellbunkel sehen lassen, das nicht befriedigt — man hat uns an die Grenze, aber nicht in das gelobte Land selbst gebracht. Will man den Beweis haben, wie weit man bis jetzt noch entfernt ist, die heiligen Urkunden der Christianer, nicht in einzelnen Stellen — sondern in ihrem ganzen Umfang richtig zu verstehen, so darf man nur die vorhandenen alten und neuen Uebersetzungen und Erklärungen unbefangen beurtheilen, sie mit einander vergleichen, und dem Prinzip auf dem sie beruhen nachforschen. Man wird dann finden — wenn man auch den neuesten Auslegern den Vorwurf nicht machen könnte, welcher den ältern Kirchlehrern gemacht worden ist: daß nämlich Unwissenheit und Schwäche des Kopfes und Herzens sie oft irre geführt — daß sie zum Theil die h. Schrift erklärt hätten, aus Vorliebe gegen gewisse Meinungen, die sie in derselben bestätigt zu finden wünschten, oder aus Begierde, den Inhalt der Bibel mit der Lieblingsphilosophie ihres Zeitalters zu vereinnbaren; — oder nicht nach den Regeln einer allgemeinen Auslegungskunst: nämlich historisch und grammatisch, sondern allegorisch; nach der von ihnen sogenannten Oekonomie; — oder aus Ruhmsucht, um von sich sagen zu lassen, daß sie die Göttersprüche tiefer ergründet, und ein großes neues Licht verbreitet hätten; — oder endlich aus sflavischer Nachbeterei und aus blinder Ehrfurcht gegen berühmte Namen; — man wird dann finden, sage ich — alle diese Vorwürfe von unsern neuesten Auslegern beseitigt — daß sie dennoch in dem wichtigsten Punkt eben so, wie die ältern, den einzigen wahren Weg nicht getroffen haben.

Traurige Erfahrung! Wir könnten schon längst am Ziele sein, da so viele Hindernisse aus dem Wege geräumt sind; — da uns so viele Hülfsmittel zu Diensten stehen; da alle Schätze der Philosophie, der Geschichte, der Hermeneutik, der Philologie und der ganzen Gelehrsamkeit uns zuströmen; — und wir irren noch umher — weil es uns eben so geht, wie denen, die vor lauter Wald die Bäume nicht sehen können.

Fragt man nach der Ursache: warum unsere ehrwürdigsten Theologen den Berg noch nicht ganz erstiegen haben, und noch keine völlig reine Atmosphäre einathmen; — warum unsere besten Schriftausleger eine gesunde Auslegung mit einer franken immer abwechseln lassen; warum sie nicht immer gleichen Gang halten, bald auf Krücken bald auf

Stelzen gehen, und oft die lächerlichsten Sprünge obendrein machen, — so nimmt man bald wahr, daß hieran nichts anderes Schuld ist: als das falsche Prinzip, von dem sie alle, ohne Ausnahme bis auf den heutigen Tag bei der Interpretation der Bibel ausgegangen sind. Und dieses ist:

Die Bibel ist Gottes Wort, ist Offenbarung — ist vom h. Geist eingegeben — oder auch — die Bibel enthält durchaus wahre Lehren und Geschichten, und ist eine truglose Quelle *).

Die ältern Ausleger sind sogar so weit gegangen, daß sie nicht allein den Inhalt der h. Schrift, sondern auch die Form derselben für göttlich hielten: — nämlich den Styl, die Construction, jedes Wort, jeden Punkt. Die heiligen Schriftsteller sind nach ihrer Meinung nichts weiter als Schreiber; keineswegs aber Verfasser. Sie sind vom h. Geiste getrieben gewesen, d. h. sie sind wie eine Orgelpfeife gewesen, durch die der Wind bläset, oder wie ein Griffel in fremder Hand. Nothwendig mußte nun auch eine so krasse Ausdehnung der Inspiration ungeheure Irrthümer herbeiführen, und Erklärungen zum Vorschein bringen, welche der Vernunft zum Spott gereichen; obschon sich hierbei auch nicht verkennen läßt, daß man ganz consequent verfuhr. Denn eine Offenbarung ist keine Offenbarung, wenn sie nicht auch sogar den Worten nach göttlichen Ursprungs ist. Die Worte constituiren den Sinn; die Construction entfernt das ungewisse und schwankende in der Bedeutung, oder führt es herbei; je nachdem sie richtig oder unrichtig ist. Ist die Wahl des Ausdrucks dem inspirirten Schriftsteller überlassen, so kann und Niemand Bürge sein, daß er in seiner Wahl sich nicht geirret, und daß er nicht Worte gebraucht habe, welche auf einen dunkeln oder falschen Begriff leiten.

Demungeachtet ist man in der Folge auf die Meinung gerathen, daß sich die Inspiration nicht auf die Worte, sondern bloß auf die Sachen erstreckt hätte. Luther selbst und die vornehmsten Theologen des 16. Jahrhunderts stritten gegen die wörtliche Eingebung und nannten die Behauptung derselben: jüdisch, rabbinisch und unsinnig. Sie fühlten, wie unanständig der Gottheit, wie widersprechend es der moralischen Natur des Menschen sei, wenn man sich Gott vorstelle, wie einen

*) Dieser Folgesatz ist doch noch immer stehen geblieben — wenn auch die Meinung von der Inspiration gefallen wäre.

Harfenspieler, und die Apostel, als ein muskallisches Instrument, das nur von einer fremden Hand bearbeitet, die bestimmte Melodie hören läßt. Dabei konnte ihnen bei aller ihrer unvollkommenen Sprachkenntniß nicht unbekannt sein, daß in den heil. Schriften eine Menge Sprachfehler und verworrener Constructionen wirklich vorhanden wären; welches sie um so mehr bestimmen mußte, den heiligen Geist nicht zu sehr zu compromittiren. Indem sie aber den Satz zu behaupten suchten, daß der heilige Geist nichts weiter gethan habe, als was ein Fürst thut, der seinem Secretair nicht die Worte selbst, sondern nur seine Meinung angiebt, und also diesem es überläßt, die Einkleidung und die Ausdrücke zu wählen; so gewannen sie damit nichts weiter, als daß sie, wie man zu sprechen pflegt, aus dem Regen in die Traufe kamen. Sie machten dadurch, ob sie gleich die Folge nicht einsehen konnten oder wollten, Gottes Wort zu Menschen Wort, und da sie die Infallibilität der Secretaire nicht anerkannten, so gaben sie aller Welt freies Spiel, an den Worten zu drehen, zu feilen und zu bessern, so lang und so viel man wollte.

Endlich öffnete man zwar hierüber die Augen — man sah ein, wie wenig damit geholfen wäre, wenn man bei diesem System verharren, und daß man nicht nur der Katholischen Parthei, sondern auch den Socinianern, Arminianern und allen andern dadurch den Sieg in die Hand gebe, welche den Schluß machten: wenn der heil. Geist bloß die Materie, und nicht auch die Form der h. Schrift eingegeben hat, so war es möglich, daß die Propheten und die Apostel in ihren Ausdrücken sich geirret haben; und es ist also nöthig, daß man der Schrift noch eine andere Auctorität an die Seite setze, — die Tradition — die Concilien — den Papst — die Vernunft —; allein was war das Resultat davon? — daß man wieder dahin zurückkehrte, wovon man ausgegangen war, d. h. man verließ nun wieder die Meinung Luthers und der ersten Reformatoren, und nahm aufs neue die Inspiration der Materie und Form zugleich an. Dieses geschah am Ende des 16. und im Anfang des 17. Jahrhunderts, und ist auch unter allen Hyperorthodoxen so geblieben bis jetzt.

Wohl ihnen! könnte man hier rufen: Auf diesem Polster läßt sich wenigstens gut schlafen — und überaus angenehm träumen. Und diese Träume sind:

- 1) Weil die ganze h. Schrift von Gott eingegeben ist, und nicht nur die Begriffe, sondern auch die Worte, die Ordnung, die

Einrichtung der Perioden, Reden und Sätze inspirirt worden sind, so ist auch die Schrift die einzige sichere und vollständige Glaubens- und Lebensregel. Sie enthält alles, was zur Seligkeit zu wissen nöthig ist, und nur sie kann entscheiden, was und wie viel zur Seligkeit erforderlich, und in Religionsfachen wahr, oder falsch ist. Ihr richterliches und regulatives Ansehen ist entschieden; denn Gott kann nichts falsches, oder mangelhaftes lehren — und alles, was in diesem Buche geschrieben ist, muß vollkommen, gut und wahr sein.

2) Aus diesem folgt: die Vernunft muß unter den Gehorsam des Glaubens gefangen genommen werden: d. i. man darf zwar die Schrift auslegen, und allensfalls auch die Aussprüche derselben gegen ihre Grundsätze halten, um sich von der Wahrheit der erstern zu überzeugen; aber nicht von den aus der Schrift abgeleiteten Sätzen etwas verwerfen, oder daran ändern, sondern man muß alles, was man nicht begreift, und mit seinen sonstigen Einsichten und Grundsätzen nicht vereinigen kann, gläubig annehmen. Ja, wenn auch die Vernunft der Offenbarung entgegen wäre, so dürfte sie doch ihre Stimme nicht erheben, weil die Vernunft auf dem Gebiete der Unvernunft nichts zu sagen hat.

Tertullian hat sogar geträumt, daß der Glaube der Vernunft nothwendig entgegen gesetzt werden müsse, und daß es Gott angenehm sei, wenn man selbst das Unglaubliche, das an sich Unmögliche und dem gesunden Menschenverstande widersprechliche, glaublich fände. Und wer mag in Abrede sein, daß Tertullian noch immer seine Nachbeter habe, so lange wir noch immer Schrifterklärungen bekommen, und Dogmen behaupten hören, welche der Vernunft ein Vergerniß sind?

Wenn aber in neuern Zeiten bessere Christausleger über diesen Punkt klüger denken und mit der Vernunft ein wenig ehrbarer umgehen, d. h. sie der Schrift nicht entgegen setzen, sondern unter sie setzen (subordiniren) und als Grundsatz annehmen, daß die Vernunft mit dem Evangel. übereinstimme, und daß der Mensch nur die Pflicht habe, die Uebereinstimmung der Vernunft mit dem Evangel. aufzusuchen, damit der Gehorsam den er diesem leistet, vernunftmäßig werde; so ist doch auch klar, daß eben so wenig mit diesem Moderantismus etwas gewonnen ist, weil bei demselben doch immer der Satz aufrecht erhalten wird: daß die Schrift unfehlbare Regel ist, und die Vernunft nichts

weiter als eine Magd derselben, die ihrer gnädigen Frau nicht die Fackel vor-, sondern die Schleppe nachträgt, und die nicht widerbellen, sondern zu allen ja sagen, und es gut heißen muß, was ihre Gebieterin zu sprechen beliebt. Die Vernunft subordiniren heißt im Grunde die Vernunft annulliren. Und wer eine Offenbarung glaubt, kann auch gar nicht anders zu Werke gehen. Eine Offenbarung glauben, heißt: für wahr halten, was Gott nicht durch die Vernunft, oder durch den Gebrauch der äußern Sinne, sondern auf eine andere — übernatürliche Art entdeckt. Nach dieser Definition ist von dem Glauben eines Christen in Religionsfachen nothwendig alles ausgeschlossen, was durch Vernunft erkannt werden kann. Und es ist schon fast zu viel eingeräumt, wenn man auch nur die Regel aufstellt: daß die Geheimnisse des Glaubens zwar nicht wider die Vernunft, doch über die Vernunft sind. Die Vernunft hat in diesem Falle eigentlich gar keine Stimme — weder gegen das wider, noch für das über.

Um indessen mit der Offenbarung nicht zu sehr ins Gebränge zu kommen, und sich einen Ausweg übrig zu lassen, haben ihre Vertheidiger nach und nach auch eine neue Distinction eingeführt — nämlich zwischen Inspiration und Revelation einen Unterschied gemacht. Da sie der Frage nicht auszuweichen hoffen konnten: wie Gott den heiligen Scribenten manche Sachen könne geoffenbaret haben, die ihnen schon bekannt waren, und wozu das nöthig gewesen sei? so gaben sie vor: Gott habe nur diejenigen Gedanken und Vorstellungen, welche die heiligen Geheimschreiber niederschrieben, in ihren Seelen auf eine unmittelbare Art hervorgebracht und geordnet, die ihrem Verstande ganz fremde waren, und vorher unmöglich darin enthalten sein konnten. Was aber die übrigen Dinge betrefft, die sie schon gewußt hätten, so habe sich der heilige Geist damit begnügt, bloß ihre Ideen zu leiten und zu bestimmen. Er habe es ihnen frei gelassen, selbst nachzudenken und zu überlegen, und er hätte weiter nichts gethan, als daß er ihnen mit seinem unmittelbaren Beistand nahe gewesen wäre, durch den er verhinderte, daß ihnen ihr Gedächtniß und ihr Vorstellungsvermögen keinen bösen Streich spielte, dagegen aber bewirkt, daß sie nur das behielten, verbesserten, und berichtigten, was sie schreiben sollten.

Aber bei allem Danke, den man dem sinnreichen Erfinder dieser Distinction, nach welcher zwar die ganze Bibel inspirirt aber nur ein Theil derselben revelirt ist, — und man sagt, der große Calixtus habe diese Spanische Wand aufgerichtet, welche hernach öfters

zu einer Spanischen Inquisition Gelegenheit gegeben hat — schuldig ist, bleibt man dennoch im Zweifel, ob damit der christlichen Kirche ein großer Dienst geschehen ist, und ob die heilige Schrift darum desto mehr Würde und Ansehen, ihre Ausleger aber ein besseres Spiel gewonnen haben. Was kann wohl daran gelegen sein, daß der heilige Geist einen Theil seines Geschäftes den heiligen Scribenten überlassen hat, da er doch nicht unterließ, seinen Einfluß auf ihre Freiheit zu beweisen, und ihren eigenen Vorstellungen die Unfehlbarkeit zu verleihen? Was für ein Vortheil für die Glaubens- und Sittenlehre, was für ein Nutzen für die bessere Interpretation wird dadurch erzielt, wenn man annimmt, daß in einigen Punkten der Geist Gottes bloß der Assistent gewesen sei? Bleibt darum nicht immer die Sache auf der nämlichen Stelle, und ist nun darum die ganze Bibel weniger Offenbarung, oder Gottes Wort? Die Distinction ist wohl da, aber das nämliche Resultat ist auch da. — Diejenigen, welche unter Revelation und Inspiration unterscheiden, sind keinen Schritt weiter als diejenigen, welche jedes Wort geoffenbaret sein lassen.

Auch sogar der sonst so verdienstvolle Semler, und alle seine Anhänger haben keine großen Thaten gethan, wenn sie noch einen andern Unterschied aufgebracht, und gesagt haben: man müsse distinguiren unter heiliger Schrift und Wort Gottes — daß zu jener viel, zu diesem nur wenig gehöre — daß zwar die heilige Schrift ein fehlerhaftes Machwerk der Menschen sein könne, das Wort Gottes aber, das zugleich darin sei — inspirirt von Gott sei, und daß überhaupt die Inspiration nur auf die Hauptsache einzuschränken wäre. — Bleibt denn auch bei dieser Semlerischen Hypothese die Bibel nicht eine unmittelbare Offenbarung, nämlich in der Hauptsache? So wie nur diese Hauptsache bestimmt angegeben wird, so muß sich auch die Vernunft gefangen geben, — und Semler widerspricht sich augenscheinlich selbst, wenn er unter der Hauptsache solche Wahrheiten versteht, welche die bloße Vernunft-Religion enthalten. Da hätte er wohl mit seiner Inspiration zu Hause bleiben dürfen, denn sie war in diesem Falle ein sehr überflüssiger, ja sogar widersinniger Akt. — Denn wie können einem denkenden Wesen die nämlichen Ideen genommen, und gleich darauf wieder gegeben werden? Sie müßten erstlich von der Gottheit aus dem Kopfe herausgehoben werden, denn sonst wären sie ja menschlich, vernünftig, — hierauf aber müßten sie doch wieder hineingeschoben werden, aber nicht mehr als menschliche, vernünftige,

sondern als göttliche, übervernünftige Ideen — weil sie ja doch inspirirt sein sollen. Wer fühlt nicht hier das ungereimte? Oder wer sieht nicht hier, daß im Grunde hierdurch die Inspiration ganz aufgehoben wird? Es geschah gewiß Semlern nicht unrecht, wenn ihn seine Gegner — ob sie schon Zwerge gegen ihn waren, und in ihrem Eifer gegen ihn Maß und Ziel überschritten, — mit dem Ehrennamen eines Naturalisten beschenkten. Er ließ es gar zu deutlich merken, da er unter seiner Hauptsache nur allgemeine moralische Wahrheiten verstanden wissen wollte, daß er kein eigentlicher Offenbarungsgläubiger sein konnte und wollte, und daß er bloß den Schild der Inspiration aushinge, um hinter ihm vor einem Landsturm sich sicher zu stellen. Hätte er eine andere Meinung gehabt und unter der Hauptsache — auch solche Dinge verstanden, die keine Vernunft entdecken, oder begreifen kann, so hätte er sich mit seiner sogenannten heiligen Schrift, die er vom Wort Gottes unterschied, in ein Labyrinth verwickelt, aus dem der Ausgang unmöglich war. Denn er hätte nun beweisen müssen, daß diese und jene Sätze nur zur heiligen Schrift gerechnet werden dürften, und keineswegs zum Wort Gottes — oder zur Hauptsache und den inspirirten Wahrheiten. Aber wo in aller Welt hätte er den Beweis hernehmen können? Er selbst hätte zuvor inspirirt sein müssen, wenn er hätte wagen wollen, die Schriftstellen in die angeblichen zwei Classen abzutheilen; denn sein Verstand konnte ihm ja unmöglich sagen, welche nicht göttlich sind, da ihm das Vernunftmäßige kein Kriterium sein durfte. Er mußte, wenn er sich keine Blöße geben wollte, alles, was er nur in der Bibel fand, für Gottes Wort halten, oder gar keine Inspiration annehmen.

Jedoch wir wollen den guten Semler mit seinem schön maskirten System im Frieden ruhen lassen — und uns lieber zu denen Heterodoxen wenden, welche mit der Vernunft einen öffentlichen Bund gemacht zu haben scheinen, nicht — um die Bibel vom Thron zu stoßen, sondern um ihr an der Vernunft selbst eine Stütze zu geben; oder vielmehr sie selbst mit auf den Thron zu erheben, und also eine gewisse Zweieinigkeit, wodurch die alte Dreieinigkeit am sichersten abgeschafft wird, — auf die Bahn zu bringen. Diese, welche die Vernunft nicht der Bibel subordiniren, sondern mit ihr coalisiren, gehen von diesem Grundsatz aus: Die Vernunft ist von Gott, und die h. Schrift ist auch von Gott; und daraus ziehen sie folgenden Schluß: Also müssen Vernunft und Schrift aufs genaueste mit einander übereinstimmen, und

wo dennoch irgend ein Widerspruch anzutreffen sein sollte, so kann dieser nur scheinbar sein, und muß durch eine der Vernunft gemäße Auslegung gehoben werden. Was waren aber die Folgen von diesem Coalitions-System, oder dieser Coordination der Vernunft? Da man eine solche Vereinigung bewirken wollte, so war man genöthigt, bald der Schrift Gewalt anzuthun, bald der Vernunft — und Träume für Wahrheit auszugeben. Nun mußte nothwendig eine sehr fehlerhafte und unsichere Auslegung an die Tages-Ordnung kommen, und man mußte erfahren, daß selbst Ausleger (man denke unter so vielen nur an Bahr dt) mit den besten Hülfsmitteln und Vorkenntnissen ausgestattet, den echten Sinn der Schrift verkannten, ob er gleich oft offen da lag; — bloß weil sie nichts annehmen wollten, was den Grundsätzen einer erleuchteten Vernunft entgegen ist, oder mit ihrer eigenen individuellen Ueberzeugung sich nicht vertrug. Nun konnte es nicht anders kommen, als daß selbst große Kritiker und Sprachforscher, je mehr sie dabei Philosophen waren, auch desto mehr an den heiligen Urkunden drehen und wenden — daß sie hinein und heraustragen, wegwerfen und hinzusehen, und verdächtig oder untergeschoben erklären mußten, was nicht sich zusammenschicken wollte. Ein weites Feld war nun dem menschlichen Wiß geöffnet, auf welchem er nach Gefallen hin und her springen konnte.

Es darf zwar auch nicht gelugnet werden, daß eben jener Grundsatz auch der Boden gewesen ist, auf dem einzelne gute und genießbare Früchte gewachsen sind. Wie viele Stellen in der Bibel gewannen dadurch bei der Vernunft wieder ein geltendes Ansehen, welches sie bloß durch den schlechten Dienst mancher unphilosophischen Ausleger, die alles buchstäblich verstehen zu müssen, die auf die Sprache der alten Welt, — auf das poetische und figürliche in den Redensarten, und auf den damaligen Volksglauben keine Rücksicht nehmen zu dürfen glaubten; weil nach ihrer Meinung die Vernunft vor der Offenbarung verstummen müsse, verloren hatten? Wie viele Geschichten wurden aufgehellet, und dem natürlichen Gange der Dinge näher gebracht, welche ehedem die orthodoxe Einfalt und die normale Unwissenheit, als wundervolle Begebenheiten angepriesen hatte? Wie manche dem gesunden Menschenverstand trozende Dogmen wurden durch diese Maxime aus den theologischen Systemen ausgestoßen? Aber nur Schade, daß auf eben diesem Boden auch Disteln gewachsen sind, und zwar von solcher Größe und Menge, daß die guten Früchte fast ganz erstickt worden sind. Nach dem angenommenen Prinzip konnte und durfte man nämlich keine Grenzlinie

ziehen, wo man mit der Vernunft wollte stehen bleiben; mithin mußte man auch da der Vernunft gemäß erklären, wo diese Erklärung eigentlich nicht statt fand, und den Ausdrücken der Schrift öfters einen Sinn unterschieben, den sie nach dem simplen Wortverstand und den Absichten ihrer Urheber nicht haben sollten. So bekamen wir ein ganz neues Evangelium, und unsere Ausleger bekümmerten sich wenig um den Fluch, der diejenigen treffen sollte, welche ein anderes Evangelium predigen, als da ist, wenn sie nur das Evangelium von dem Fluche der Unvernunft befreien konnten. Durch den Wind ihrer exegetischen Künste wurden besonders die Wunder, die in der Schrift erzählt werden, wie weggeblasen, und sie machten sich nicht das mindeste Bedenken, die Nachrichten von denselben so lange zu drehen, bis die natürliche Seite sichtbar ward. So wurden z. B. die Wunder Moses für bloße physikalische Experimente erklärt, welche Moses vorher in Aegypten gelernt hätte, und es ist noch nicht lange, so wurde in einer gewissen gelehrten Zeitung der Wunsch geäußert, daß eben der Verfasser, der jene herrliche Entdeckung gemacht hatte, auf eben die Weise die neutestamentlichen Wunder ganz offen und frei erklären möge, weil dadurch sein Bibelcommentar nicht nur neben Rosenmüller und dem Eregetischen Handbuch die ehrenvollste Stelle einnehmen, sondern auch vor ihnen die entschiedensten Vorzüge behaupten, und für Prediger, Schullehrer und Laien, die ihre Bibel mit Geschmack lesen und verstehen wollen, ein unentbehrliches Hülfsmittel sein würde. Wir wollen zum Spaß einige Erklärungen dieses Verfassers (Bibelcommentar zum Handgebrauch für Prediger, Schullehrer und Laien, von einer Gesellschaft von Gelehrten. Altenburg 1799) hier anführen:

„Der Knabe, welchen Elias erweckte, lag in Ohnmacht, welche er sich durch den Genuß grober und schlechter Speisen, die schlechte Säfte und scharfen Schleim erzeugen, zuzog; er bekam folglich die Racherie mit Verstopfungen der Eingeweide und des Unterleibes. Dadurch entstanden Convulsionen und Ohnmachten.“

„Die zwei Hauptleute, die mit ihren Soldaten vom Blitze erschlagen wurden, sind vielleicht von den Anhängern des Elias den Propheten Schülern getödtet worden, um das prophetische Ansehen ihres Lehrers zu retten, woraus nachher die Volkserzählung entstanden ist: der Blitz habe sie erschlagen.“

„Mit dem schwimmenden Eisen des Elisa ging es so zu: Elisa suchte mit einem zugespizten Holze im Wasser nach dem Eisen. Er

war so glücklich, gerade das Loch des Eisens zu treffen. Auf diese Art brachte er das Eisen zum Vorschein. Nun schien es zu schwimmen.“

„2. Kön. 13, 21. wo der Verfasser einmal nicht umhin kann, diese wundervolle Geschichte den Mönchslegenden gleich zu schätzen, sagt sein Recensent: Das Räthselhafte dieser Geschichte läßt sich ganz natürlich so auflösen: Indem der eilig herunter geworfene Körper die Gebeine des Elias berührte, und mit Hestigkeit auf die Leiche des Propheten fiel, ward jener wieder lebendig. Denn die Leiche war eilfertig begraben worden, und die starke Erschütterung hat schon oft Scheintodte geweckt; — wobei noch die Anmerkung steht: Recensent hat absichtlich diese auffallende Stellen ausgehoben, um die Leser von der Reichhaltigkeit dieses Commentars und von der rühmlichen Freimüthigkeit zu überzeugen, mit welcher der Verfasser die anstößigen Wunder-Geschichten der Bibel aufzuklären sucht.“

Aber ob denn das nicht vielmehr auffallende Stellen sind, aus denen erhellet, wie gewisse Ausleger mit der Bibel heroisch umzugehen wissen! Jener Recensent hatte auch gar nicht nöthig, die Verfasser jenes Commentars aufzumuntern, daß sie den Wundern des neuen Testaments gleichen Dienst erweisen möchten, denn dieses war von andern Exegeten schon überflüssig geschehen, wie uns z. B. das Exegetische Handbuch beweiset *).

Man könnte indeß diese Ausleger fragen: Warum sie denn den Wundern, welche die Evangelisten erzählen, nicht geneigt sind, da sie sich doch selbst die Lust machen, Wunder thun zu wollen? Der ganze Unterschied, der zwischen den Evangelisten und ihnen ist, ist der: daß jene natürliche Dinge in übervernünftige und sie, übervernünftige in natürliche verwandeln. Sie haben ja eben sowohl ihren magischen Stab, mit dem sie sogar die Geheimnisse des Evangeliums, die kindlich groß sind, in Naturlehren die kindlich klein sind, umkehren — und mit dem sie die ersten christlichen Lehrer nicht nur überhaupt zu Philosophen, sondern auch zu kritischen Philosophen machen. — Wünschen möchte man wohl, daß diese Metamorphosen auf besserem Grunde beruhen möchten, als die des Ovids — weil dann alle Bibelspötter mit den heiligen Urkunden der Christianer ausgesöhnt würden, und jeder, der noch einen Kopf hätte, diesen sein Herz schenken müßte. Allein da diese Ver-

*) Bei allem dem Tadel, der das Exeget. Handbuch in manchen Punkten trifft, will man dennoch seinen übrigen guten Werth nicht verkennen.

wandlungen nichts als Gaukeleien sind, so wird nur das verursacht, daß die Spötter sich vermehren. — Rechte Bibelerklärung muß ihrer Natur nach Darstellung des Sinnes eines Schriftstellers sein, und nicht Umformung desselben nach unseren philosophischen Einsichten. Man erweist dem Evangelium, so sehr man es auch glauben mag, keine Ehre, sondern eine Unehre, wenn man anstatt die Uebereinstimmung der Vernunft mit demselben zu beweisen, wie man ehemals den Versuch gemacht hat, nun die Sache umkehrt, und die Uebereinstimmung des Evangeliums mit der Vernunft zu erweisen sich Mühe gibt. Es läßt sich wirklich gar kein Mittelweg denken. Entweder man muß, wie die älteren Dogmatiker, dem Buchstaben folgen, und die Vernunft durchaus schweigen heißen, oder man muß, wenn sie beurtheilen soll, was Gottes würdig sei oder nicht, von aller Offenbarung abstrahiren. Mit der Orthodorie, sagt Lessing, war man Gott sei Dank ziemlich zu Rande, man hatte zwischen ihr und der Vernunft eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere daran zu hindern. Aber was thut man? Man reißt diese Scheidewand nieder, und macht uns, unter dem Vorwande uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen. Die alte orthodoxe Theologie streitet offenbar mit der gesunden Vernunft; die neuere aber möchte sie lieber bestechen.

Wenn aber das Coalitionsystem d. i. dasjenige, welches der Bibel gleiches Recht mit der Vernunft einräumt und beide einander coordinirt, nicht haltbar ist; so folgt daraus noch nicht, daß nun das sogenannte Akkommodations- oder Perfektibilitätsystem, zu welchem man in der allerneuesten Zeit überggesprungen ist, auf besserem Grunde beruhen müsse. Dieses unterscheidet sich dadurch, daß es die Bibel der Vernunft subordinirt, und jene nur als mittelbare Offenbarung gelten läßt. Mittelbare Offenbarung — welche eine kluge Distinktion! die nur mit einem mittelbaren göttlichen Verstand verglichen werden könnte — soll nichts mehr und nichts weniger sein als: „diejenige Veranstaltung Gottes im Zusammenhange der Dinge, „vermöge welcher er in den Gemüthern gewisser dazu vorzüglich geschickter Männer, durch welche er nach und nach die Welt zu einer „richtigern Erkenntniß und Verehrung seiner selbst, und zu einer höhern „Moralität führen wollte, reinere, bessere religiöse und moralische Begriffe entstehen ließ, als bisher unter ihren Zeitgenossen bekannt „waren, und ohne diese besondere wohlthätige Veranstaltung nicht wür-

„den gefunden worden sein; wobei aber Gott ihre natürlichen Fähigkeiten nicht erhöhte, auch nicht unmittelbar in ihnen wirkte, sondern die Einrichtung ihrer Gemüthsbeschaffenheit und den Zusammenhang der Dinge so harmonisch gut zusammenstimmt, daß gerade diese und keine andern Vorstellungen seinen Absichten gemäß davon resultirten; daher denn ihre Aussprüche, was den Inhalt betrifft, eben sowohl für göttlich zu halten wären, als wenn sie selbst, aus Unbekanntheit mit der Entstehungsart mancher ihrer Vorstellungen glaubten, unter dem unmittelbaren Einfluß der Gottheit gestanden zu haben.“

— Auf die Einwendung: Also auch nach diesem System — Göttersprüche! Also sind wir ja wieder beim alten! — antwortet man: — „Jesus und seine Apostel haben zwar göttliche Wahrheiten verkündigt, aber sie haben sich auch, da Gottes Offenbarungen genau den Fähigkeiten eines jeden Menschen zur Seite gehen, nach der Fassungskraft und der Schwachheit ihrer Zeitgenossen gerichtet, wie auch schon Chrysostomus und andere Kirchenväter erkannt haben; d. h. sie haben sich der allgemeinen Volkssprache, der angenommenen Ausdrücke, Gleichnisse, Anspielungen und Sprichwörter bedient, nicht nur bei natürlichen Dingen nach den Volksmeinungen, sondern auch bei religiösen Sachen sich nach den herrschenden falschen Vorstellungen ihrer Zeit gerichtet, — haben unrichtige Benennungen und ganze Redensarten, die sich auf Vorurtheile gründeten, gebraucht — haben sich bei übersinnlichen Dingen nach der Sinnlichkeit der Menschen und ihrer groben Fassungskraft akkomodirt, ja selbst fabelhafte Begriffe in Ansehung religiöser Gegenstände unberührt gelassen. Und damit haben sie nicht unrecht gethan. Genug, wenn Jesus und seine Apostel die Wahrheiten nicht schmälerten, welche auf die Tugend und Glückseligkeit der Menschen sichtbaren Einfluß hatten, oder sich nicht nach solchen Volksurtheilen bequemten, welche die Begriffe von Gottes unparteilicher Liebe, von der schuldigen Ehrfurcht gegen Gott, von der Gründung und Beschaffenheit der thätigen Gottesfurcht, natürlich schwächen und hemmen konnten. — Aber so weit erstreckte sich ihre Akkomodation nicht, und sie richteten sich in Absicht auf natürliche Sachen und in Betreff der Religion nur dann nach den verkehrten Volksbegriffen, wenn diese nicht mit dem Wesentlichen der Religion stritten.“ —

Sehr gut ausgedacht! könnte man erwiedern. Aber welches ist denn das Wesentliche der Religion? Vielleicht trägt wohl gar man-

ches diese Ueberschrift, was man für Akkomodation hält! und darf denn eine göttliche Offenbarung eine Quelle sein, die auch unreines Wasser hält, das erst Menschenhände purificiren müssen, wenn es brauchbar werden soll?

Das Akkomodations-System replicirt hierauf: „Ueber das Wesentliche der Religion kann Niemand, der nur einen gesunden Verstand hat, im Zweifel sein. Es besteht in denjenigen christlichen Lehren, welche uns schon die Betrachtung der Natur und das eigene Nachdenken der Vernunft geben kann. Und daß die Offenbarung keine ganz reine Quelle ist, ist nicht ihre Schuld, sondern die Schuld der Menschen; weil nemlich das Menschengeschlecht, seiner Natur und Bestimmung zu Folge, nur nach und nach zu hellern Einsichten und würdigeren Begriffen in Sachen der Religion gebracht werden kann, und eine göttliche Offenbarung dem Charakter des jedesmaligen Zeitalters genau angepaßt werden muß, um für das Volk, dem sie zunächst gegeben worden, verständlich und anwendbar zu sein. In dieser Ansicht läßt sich wohl denken, daß selbst durch den Mund göttlich beglaubter Lehrer theoretische Irrthümer ausgesprochen und verbreitet werden dürfen. Und wenn die christliche Religion, wie sie in den neutestamentlichen Urkunden enthalten ist, noch nicht die reinste, vollkommenste und beste ist, so kann sie ja doch durch menschliches Nachdenken erhöht, berichtet, d. h. verbessert werden. Das Verbesserungs-Princip, ist eben ihr Haupt-Princip, d. i. sie enthält die bestimmte Möglichkeit einer steten, dem Zweck ihres Urhebers und ihrer Bekenner gemäßen Fortbildung und Entwicklung. Nach eben diesem Princip, nach welchem sie keine absolute, sondern nur relative Vollkommenheit, nichts feststehendes und unabänderliches, sondern bloß etwas fortschreitendes, wachsendes, und einer unaufhörlichen Vollkommenheit fähiges, bedürftiges hat, — tritt auf unserer Seite das natürliche Recht ein — zu dieser Vervollkommnung nach unsern besten Kräften und Einsichten wirksam zu sein. Wir müssen an die Stelle Christi, der keine unabänderliche und unverbesserliche Religions-Theorie festsetzen, sondern nur dem menschlichen Verstand gleichsam den ersten Stoß geben wollte, und seiner Apostel treten, und das fortführen, was sie angefangen haben. Wir müssen die Wahrheiten, die Jesus zu seiner Zeit nicht frei predigen durfte, und welche er verschweigen mußte, weil sie seine Zuhörer damals nicht fassen konnten, vor aller Welt ans Tageslicht stellen; — das was er aus weiser Herablassung

„zur Schwäche seiner Zeitgenossen sagte, richtiger und besser sagen; — den Geist seiner Lehre fassen, und das auf die Seite schaffen, was nur Zeitbegriff ist; was nur die Eigenschaften des Temporellen und Lokalen hat; — und zwischen Lehre und Lehrart unterscheiden. Kurz wir müssen die wesentlichen Lehren behalten, und die ausserwesentlichen; — die jüdischen Vorstellungsarten, nebst so vielem historischen, was im Grunde nur auf falschen Ansichten, auf Sagen, Meinungen und sogar Fabeln beruht, aus der Offenbarung wie einen Schutt wegräumen; — das Licht scheiden von der Finsterniß; — und auch das Licht selbst — zu einer Sonne machen, die ihren Schein immer reiner und heller über die halbe Welt verbreitet.“

So spricht das Akkomodations-System. Aber was wird der verständige und unparteiliche Leser sprechen? Wird er nicht Stoff genug finden, auch über dieses System den Stab zu brechen? Man ist ohne Zweifel zu diesem System gekommen, weil man gewisse Einwürfe gegen die Offenbarung nicht beantworten konnte, und doch die Offenbarung selbst nicht aufgeben wollte — oder weil man durch Annahme desselben den Glauben an Offenbarung selbst untergraben wollte, den man nicht offenbar anzugreifen wagte, weil es Glaube der Kirche war.

In beiden Fällen aber hat man einen falschen Schritt gethan. Wollte man damit als mit einer verborgenen Mine das Offenbarungsgebäude in die Luft sprengen, so mußte man darum seinen Zweck verfehlen, weil die Mine entdeckt ward, und Gegenminen angelegt wurden, die das Unglück verhüteten. Wollte man aber aufrichtig und ehrlich sein und der Offenbarung zu Hülfe kommen, so hat man sich wieder nur eine vergebliche Mühe gemacht. Erst mit einer mittelbaren Offenbarung! — ist damit auch etwas geholfen? Gibt sie ein anderes Resultat, als die unmittelbare Offenbarung? Die unmittelbare ertheilt göttliche Belehrung — die mittelbare nicht weniger — nach dem eignen Bekenntniß der Anhänger dieses Systems; denn wenn sie nicht einräumen wollten, daß die Aussprüche der h. Schriftsteller, was den Inhalt betrifft, eben sowohl für göttlich zu halten sind, als wenn sie selbst unter dem unmittelbaren Einfluß der Gottheit gestanden wären, so würden sie mit dem Wort Offenbarung nur spielen, und sich selbst nur zu sehr widersprechen. Nun frage ich: Ist es am Ende nicht einerlei, ob Gott die heiligen Skribenten als seine Organe gebrauchte — ihre natürlichen Fähigkeiten in ihnen erhöhte und unmittelbar in ihren Seelen die Vorstellungen hervorbrachte — oder ob er durch eine außerordentliche ob-

schon natürliche Veranstaltung, im Zusammenhang der Dinge, in ihren Seelen reinere, bessere moralische Begriffe entstehen ließ? Gott bleibt bei beiden Systemen der Urheber. Eine Sache so veranstalten, daß sie erfolgen muß — und eine Sache selbst thun — das ist doch nicht weit von einander unterschieden. Beide Systemsanhänger bleiben immer Supernaturalisten, und sie erinnern uns an nichts weiter, als an das Systema causarum occasionalium und an das Systema harmoniae praestabilitae, welche man ehemals zur Erklärung eines gewissen Phänomens erfand.

Wenn man aber ein Supernaturalist ist, wie kann man auch zugleich ein Naturalist sein? Dieses sind die Anhänger des Akkomodationssystems, in so fern sie nur diejenigen Lehren in der Offenbarung als wesentlich anerkennen wollen, welche ganz vernünftig sind, und dasjenige als lokal und temporell verwerfen, was mit der Vernunft nicht vereinigt werden kann. Eine Offenbarung, die bloß vernünftige Wahrheiten enthalten soll, ist eben so viel als keine Offenbarung, ist eben so unerweislich und unnütz. — Gottes Offenbarungen, sagt man, müssen genau den Fähigkeiten der Menschen zur Seite gehen, und nach der Fassungskraft und den Schwachheiten der Menschen sich richten. — Aber diese Behauptung hat schon deswegen weder Grund noch Boden, weil in einer Offenbarung, die ihrem Wesen nach, übervernünftige Wahrheiten enthalten muß, die Fassungskraft der Menschen in keine Betrachtung kommt, und diesen nichts weiter übrig bleibt, als die gegebenen Belehrungen nach ihrem besten Gewissen zu brauchen, und es Gottes unerforschlichem Rathschluß anheimgestellt sein zu lassen, wozu er das gegeben habe, was man nicht begreifen kann, oder doch auf seinen Endzweck nicht zu ziehen weiß. Am allerwenigsten darf in einer Offenbarung auf die Schwachheiten der Menschen Rücksicht genommen werden, wenn unter diesen, verkehrte Volksbegriffe und grobe Vorurtheile verstanden werden. Wahrheit, die reine Wahrheit, nichts als Wahrheit, die sich weder schmiegt noch biegt, muß den Inhalt einer Offenbarung ausmachen. Sind das wohl auch Bequemungen zu den Schwachheiten der Menschen, wenn in dem neuen Testament, ich will des Alten gar nicht gedenken, gesagt wird: Der Mensch ist von Natur ein Kind des Zorns Gottes, Ephes. 2. — Wie durch einen Menschen die Sünde ist kommen in die Welt und der Tod durch die Sünde, also ist der Tod zu allen Menschen hindurch gedrungen, dieweil sie alle gesündigt haben, Röm. 5. — So erbarmt sich nun Gott, welches er

will, und verstocket, wen er will, Röm. 9. — So jemand sündigt, so haben wir einen Fürsprecher bei dem Vater, Jesum Christum, der gerecht ist. Und derselbige ist die Versöhnung für unsere Sünde, 1. Joh. 2. — Dieser, da er hat ein Opfer für die Sünde geopfert, das ewiglich gilt, sitzet er nun zur Rechten Gottes, Hebr. 10. Es ist ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nemlich der Mensch Christus Jesus, der sich selbst gegeben hat, für alle zur Erlösung, 1. Thim. 2. — Gott hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, 1. Cor. 5. — Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, reiniget uns von aller Sünde, 1. Joh. 1. Wir werden ohne Verdienst gerecht, ohne des Gesetzes Werk, allein durch den Glauben, Röm. 4. — Euer Widersacher, der Teufel, geht umher, wie ein brüllender Löwe und suchet, welchen er verschlinge, 1. Petr. 5. — Ich verschweige eine Menge anderer Stellen, in welchen nur bloß solche Vorstellungen enthalten sind, an denen die Vernunft sich ärgert, und die reine Moralität einen Stoß bekommt.

Zwar behaupten die Liebhaber des Akkomodations-Wesens, daß allen solchen Stellen ein besserer Sinn sich unterlegen lasse, und daß in dem Augenblick das Anstößige derselben verschwindet, in dem sie richtig erklärt werden. — Allein darüber sind ja die Akten noch nicht geschlossen, ob man ihnen einen bessern, d. i. neu philosophischen und rein moralischen Sinn unterschieben dürfe? Gegen diese Befugniß protestirt wenigstens der größte Theil der christlichen Kirche, welcher die buchstäbliche Bedeutung solcher Stellen in Schutz nimmt. Und ich denke, diese Protestation beruhet auf sehr gutem Grunde. Wer waren die Concipienten der Bücher neuen Testaments? Juden und keine Kantische Philosophen. Dieses zu wissen, ist genug. Aus dieser Ansicht läßt sich schon allein erkennen, daß die Worte der neutestamentischen Schriftsteller nicht nach den Vorstellungen der spätern Welt, oder nach den geläuterten Begriffen occidentalischer Philosophie und Theologie auszulegen, sondern durchaus in einem solchen Sinne zu nehmen sind, welchen damals Verfasser und Leser nach dem Sprachgebrauch, nach der Denkungsart, nach den Sitten und Gewohnheiten ihrer Zeitgenossen mit den gebräuchten Worten verbunden haben.

Es ist sogar noch eine große Frage, ob man sich auch dann eine rein moralische Auslegung, oder eine Deutung nach Kantischem Zuschnitt erlauben dürfe, gesetzt wenn man mit Kant darin einstimmig wäre, daß die heil. Schrift keine Offenbarung, weder unmittelbare noch mittel-

bare enthalte^{*)}. — Dieser große Denker, dessen tiefe Vernunft nothwendig die Gebrechen der positiven Lehre erkennen mußte, stellte freilich den Grundsatz fest: daß die Urkunden des Christenthums nicht nach dem wörtlichen, sondern nach dem moralischen Sinn gedeutet werden müssen, und daß dem Ausleger das Geschäft obliege, sich jeden Satz, ohne sich weiter um die Worterklärung (die er nur dann ungefränkt wissen will, wenn man gern erfahren möchte, was der Stifter der christlichen Religion und die ersten Verbreiter derselben, über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschen gedacht haben) zu bekümmern, nach den praktischen Regeln einer reinen Vernunft zu denken, und so vorzutragen, daß ein moralischer Sinn herauskomme, wäre er den Worten nach auch noch so gezwungen. Es ist auch wohl bekannt, daß daß die Naturalisten denselben fleißig in Anwendung bringen, weil sie meinen, daß, so lange der Staat die Hand auf die Offenbarung hält, symbolische Bücher existiren, und der Kirchenglaube prädominirt, nicht anders verfahren werden könne. Allein es bleibt doch auch wahr, daß man, um gute Absichten zu erreichen, oder der heiligen Hermandad nicht in die Hände zu fallen, zu keiner Täuschung, oder zu einem frommen Betrug die Zuflucht nehmen dürfe. Auf diese Art wird aus der Schrift ein traversirtes Gedicht gemacht, wird nur die Heuchelei befördert, der alte scholastische Sauerteig im kirchlichen System fortbehalten, und der letzte Betrug wird ärger als der erste. Ein liberaler Theolog hat nicht nöthig einen Sinn zu erkünsteln, er bedarf der Krücke einer moralischen Exegese nicht. Er sagt frei heraus, was die Verfasser der Bibel eigentlich gedacht haben, und dann eben so frei, wie er denkt. Ist ihm das letztere besonders in seinen öffentlichen Vorträgen nach den Landesgesetzen nicht erlaubt, und ist er vor dem Consistorialgeist, der die Bibliolatrie nicht ungestraft antasten läßt, erschrocken, so schweigt er, d. h. er berührt jene Stellen nicht, die nicht vernünftig erklärt werden können, weil ihm ja andere genug übrig bleiben, die eine rein moralische Deutung zulassen; und wenn er es nicht umgehen kann, sie zu berühren, so sagt er ihren wahren Inhalt, ohne ihn zu bewähren und zu vertheidigen, aber auch ohne

*) Sicherlich erkennt Kant die Urkunden des Christenthums nicht für Gottes Wort, oder für eine göttliche Offenbarung. Er bequemt sich nur nach dem Sprachgebrauch, und nennt das Offenbarung, was man gemeiniglich dafür hält, Es gibt nach ihm keine eigentliche Offenbarung von Gott und göttlichen Dingen, deren Inhalt die Vernunft nicht aus sich selbst schöpfen könnte, sondern erst durch Inspiration, oder durch außerordentliche Veranstaltung enthalten müßte.

die Gelegenheit vorbeizulassen, demselben eine seinen Zuhörern nuzbare Wendung zu geben. So bringt er nach und nach das Volk eben dahin, wohin es kommen soll; ohne ihm einen blauen Dunst vor die Augen zu machen, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen, und ohne ein Aergerniß zu geben.

Wenn aber nicht einmal die Naturalisten befugt sind, die h. Schrift zu affomodiren, wie viel weniger dürfen sich die Supranaturalisten diese Freiheit erlauben! ich meine diejenigen unter ihnen, die *laxae observationis* sind, d. h. welche eine mittelbare Offenbarung annehmen, zum Unterschied von denen, die *strictae observationis* sind, d. i. die an eine unmittelbare Offenbarung glauben.

Aus eben dem Grunde, aus welchem diese den Buchstaben der Bibel respektiren, müssen auch jene den Buchstaben gelten lassen. Da sie eine Offenbarung einmal annehmen, sei es auch im weitern Verstande, aber doch nicht in dem, wie sie alle kluge Leute haben können — und der Inhalt einer Offenbarung vorher nicht aus Vernunftgründen angegeben werden kann, so bleibt ihnen ebenfalls schlechterdings nichts weiter übrig, als den gesammten Inhalt der h. Schrift historisch richtig zu erforschen, und dann gläubig anzunehmen; d. h. sie sind verbunden, nicht nur das darin als vernünftig und göttlich gelten zu lassen, was davon mit der Vernunftreligion übereinstimmt, sondern auch das, was damit nicht übereinstimmt; weil ihnen dessen Wahrheit verbürgt wird durch ein höheres Kriterium als die Vernunft ist, und sie dürfen gar nicht von weitem daran gedenken, an der christlichen Religion etwas verbessern zu wollen.

Denn selbst nach Kantischen Grundsätzen liegt das Princip der Perfektibilität der Religion einzig in der Vernunft, nicht aber in der christlichen Lehre, wie sie in der Schrift gegeben ist. Daß sich natürliche Religion und Perfektibilität wohl zusammen schicken, ist auch leicht einzusehen; aber wie Offenbarung und Perfektibilität sich vereinigen lassen, wie göttliche Erklärungen durch menschliche Erklärungen berichtigt werden können, das bleibt ewig ein Geheimniß, welches alle Geheimnisse im Himmel und auf Erden übertrifft. Es kann von gar keiner positiven Religion gesagt werden, daß sie perfektibel sei. Denn was sollte das heißen? Nichts anders, als die ganze Form der positiven Religion aufheben und entfernen — und was wird dann von einer positiven Religion übrig bleiben, wenn alles temporale und lokale aus ihr hinweggenommen wird? Man vergißt, daß in einem gewissen

Sinne jede positive Religion temporall sein mußte, daß sie nehmlich ihrem Stoff und ihrer Form nach, nichts anders als das Resultat der damals herrschenden Zeitbegriffe sein, und sich nicht ein Haarbret von dem Grade der religiösen sittlichen Cultur entfernen konnte, zu welchem sie die Menge vorbereitet fand, und zu dem sie dieselbe führen wollte (wie ein sehr erleuchteter Recensent in der Erlanger Literatur-Zeitung gut bemerkt).

Tedoch es ist nicht nöthig, den Ungrund des Akkomodations- und Perfektibilitätsystems weitläufiger zu zeigen, da dieses schon von mehreren berühmten Gelehrten so kräftig bestritten worden ist. Ein System, das mit sich selbst so uneins ist, das Christum als einen unmittelbaren Gesandten Gottes aufstellt, und doch diesen Gesandten nur wenig wahres und gutes sprechen läßt, — welches annimmt, daß die ersten Lehrer des Christenthums reinere und bessere Begriffe gehabt hätten, als ihre Zeitgenossen, und doch auch behauptet, daß sie sich bei Anwendung dieser Begriffe nach den herrschenden Vorurtheilen und den verkehrten Vorstellungen dieser Zeitgenossen bequemt hätten, welches das Christenthum zur Universalreligion empor heben will, aber nicht in seiner ursprünglichen — sondern in seiner nach der jedesmaligen Weltlage veränderten und verbesserten Gestalt*), das die Urkunden des Christenthums nicht für Menschenwerk, sondern für göttlich hält, und doch diesen Urkunden durch Philosophie, Eregetik und Mystik alle Augenblicke Gewalt anthut — ein solches System muß wohl bei der leichtesten Berührung in sich selbst zusammenfallen.

Es gibt nur ein einziges System, welches auf der Probe besteht, und welches helles Licht in die christlichen Urkunden werfen kann — und dieses ist das System derer, welche den Begriff von einer Offenbarung ganz bei Seite legen, und den Grundsatz annehmen, daß das Neue Testament ein Buch sei, das von Menschen, welche fehlen und irren konnten, geschrieben worden ist, und daß die Gottheit zu den darin enthaltenen Lehren und Nachrichten, eben so wenig auf eine außerordentliche Art etwas beigetragen hat, als zu dem Inhalt aller andern Urkunden irgend einer positiven Religion in der Welt.

*) D. i. zu einem Chamäleon. Sonst war es gerade umgekehrt. Ueberall rief man: gebt uns das erste Christenthum wieder — in seiner ursprünglich reinen Gestalt; — und jetzt ruft man: nur nicht das erste Christenthum — denn das war noch nicht rein genug — noch nicht geschieden und gesäubert vom Judenthum.

Und dieses System außer Zweifel zu setzen, braucht man nicht sich darauf einzulassen, daß man die Unmöglichkeit einer Offenbarung a priori beweise; sondern man braucht sich nur auf das Faktum einzuschränken, und die neutestamentlichen Urkunden, in welchen eine Offenbarung enthalten sein soll, der historischen und philosophischen Prüfung zu unterwerfen. Auf diesem Weg allein wird und muß man finden, wenn man nur die Augen nicht ganz verschließen will, daß die Bücher des Neuen Testaments, und hauptsächlich die Evangelien gar keinen Anspruch auf einen göttlichen Ursprung, ja nicht einmal nur auf vollkommene Glaubwürdigkeit*) machen können, — und daß daher auch alle Ausleger, welche mit dem Vorurtheil von einer göttlichen Eingebung, oder besonderer göttlichen Assistenz, oder auch nur von einer durchgängigen Wahrheit des Inhalts an die Erklärung der h. Schrift sich begeben haben, in ihren Auslegungen nothwendig unglücklich sein mußten.

Einen Beleg zu dieser Behauptung soll die vorliegende Kritik des Evangeliums Johannes und seiner bisherigen Auslegung, ausmachen, welcher, wie ich denke, von Niemand wird verworfen werden, der von der Ueberzeugung belebt ist, daß die Bibel, so wie jedes andere Buch, der Kritik der Vernunft unterworfen sein, und daß unsere Philosophie über die Bibel und immer frei bleiben müsse. Das weitere in dieser Hinsicht enthält die folgende Einleitung.

Wir theilen nun einige der besten Stellen aus dem exegetischen und kritischen Theile des Boglerschen Werkes mit:

In der „Einleitung in das Evangelium Johannis“ welche auf die Vorbereitung folgt, bemerkt Bogler von den Geschichtserzählungen, „daß ihnen die Haltung fehlt,“ von den Gesprächen, daß sie auf den haltlosesten „Mißverständnissen“ beruhen, da „Jesus stets figürlich“

*) Wenn man auch von der sonderbaren Meinung: als habe Gott die Bibel diktiert, und unter seiner Leitung und Mitwirkung schreiben lassen, zurückgekommen wäre, welches aber gewiß noch nicht ganz geschehen ist; so sind doch einige Folgesätze nicht mit jenen Ideen gefallen. Man glaubt nehmlich noch allgemein, daß jene Bücher gleichzeitig den erzählten Begebenheiten von sehr einsichtsvollen Männern geschrieben seien, daher aller Argwohn eines Irrthums, Falschverstehens, Nichtprüfens sc. sie nicht treffen könne.

spreche und die Juden Alles eigentlich und buchstäblich nehmen, daß die Reden Jesu „fast alle polemisch-dogmatisch voll harter Ausdrücke und heftiger Vorwürfe seien und daß man aus den Antworten der Juden und der Jünger oft nicht anders abnehmen könne, als daß sie selbst den gemeinsten Menschenverstand müssen verloren haben. Der Verfasser, sagt er, macht sie absichtlich dumm und begabt sie mit einer unheilbaren Einfalt und Unwissenheit.“

Aus diesen und andern Gründen, deren Unzureichendheit hier nicht in Betracht kommt, nimmt Vogler an, daß das Evangelium in seiner gegenwärtigen Gestalt gegen das Jahr 120 abgefaßt sei, dabei meint er aber — worin sich schon die schwache Seite seiner Schrift, die Unreinheit seiner Kritik und seine Abhängigkeit von dem Buchstaben zeigt, — „da der Verfasser sich selbst auf ein Zeugniß des Apostels berufe — (ein Schluß des Evangeliums) — so sei nicht zu zweifeln, daß er sich eines schriftlichen Aufsatzes bediente, der entweder wirklich von dem Apostel Johannis herrührte, oder ihm doch von der Tradition zugeschrieben wurde.“

Es wäre unpassend und ein höchst unnöthiges Werk, wenn wir jetzt noch, nachdem Nium's Schicksal entschieden ist, die Schwächen und Unreinheiten der Voglerschen Kritik nach der Anleitung der Bauerschen Kritik beurtheilen oder corrigiren wollten.

Wir gehen sogleich zur Mittheilung der Auszüge über und beginnen mit einigen Bemerkungen Voglers über den Bericht vor dem Zusammentreffen Jesu mit der Samaritanerin.

E. 4 v. 5 erzählt der Evangelist, daß Jesus auf einer Reise durch Samarien bei Sichem anlangt und sich in der Nähe der Stadt am Jakobsbrunnen niederläßt.

Vogler sieht in diesem Zuge einen Beweis von der Absichtlichkeit, mit der der Evangelist in seiner Geschichtscomposition verfährt. Er sagt:

Warum setzte sich Jesus neben den Brunnen? Weil er müde von der Reise war. Aber ich denke, der Evangelist läßt ihn da lagern, damit das folgende Gespräch mit der Samariterin bessern Stoff bekam und Jesus in der Parallele mit Jakob gewinnen möchte. Auch sieht man daraus, daß die Jünger in die Stadt gingen, um Speise zu kaufen, Jesus sich hier nicht nieder setzte, um nur ein wenig auszuruhen. Warum aber der Evangelist gerade der sechsten Stunde gedenkt? Die Ausleger meinen, daß Jesus sich auch um der Stillung seines Durstes willen an diesen Brunnen begeben habe; denn gegen Mittag und wenn man zumal

lange Zeit gereiset ist, fühle man das Bedürfnis zu trinken. Ich meine aber vielmehr, daß der Evangelist diese Zeit anmerkte, um der Geschichte mit dem Wasserholen der Samariterin noch mehr Wahrscheinlichkeit zu geben.

Ferner der Evangelist erzählt v. 7: da kommt ein Weib von Samaria, Wasser zu schöpfen: dazu bemerkt Vogler: „dieses Weib, sagt Grotius, ist nach göttlicher Fügung hergekommen. — Ein Anderer hätte sagen können, nach dem Rath des Geschichtschreibers.“

Vogler entwickelt hierauf ziemlich glücklich die Mißverständnisse, durch welche sich das Gespräch Jesu mit der Samaritanerin hindurch bewegt. Da es uns aber nur darauf ankommt, die schlagendsten Entwicklungen seiner Schrift mitzutheilen, so greifen wir sogleich in das sechste Capitel des Evangeliums über und hören wir Voglers Bemerkungen zu der Stelle, wo Jesus v. 2—6 dem Volke, welches ihn am andern Tage nach der wunderbaren Speisung wieder aufsuchte, den Vorwurf machte, daß sie ihn nicht deshalb suchten, weil sie Zeichen gesehen haben, sondern von ihm gesättigt worden seien.

Der Evangelist, sagt hierüber Vogler, scheint kein gutes Gedächtniß gehabt zu haben, denn er sagt bald darauf wieder, v. 30, daß das Volk Mirakel gefordert habe: „da sprachen sie zu ihm: was thust Du für ein Zeichen, auf daß wir sehen und glauben Dir.“ Und im Anfang des Capitels hatte er ausdrücklich geäußert: daß ihm das Volk nachgezogen wäre, daß sie die Zeichen sahen, die er that. Was für ein Zeichen that er nun? Das Wunder der Speisung. Und was wirkte dies Mirakel? den Glauben an ihn als den Messias; und dieser Glaube war so enthusiastisch, daß sie ihn zu haschen suchten, um ihn zum Könige zu machen. Und eben diese Menschen, auf welche dies Mirakel einen so großen Eindruck gemacht hatte, die keine andern Gedanken, als an den Messias hatten, die hätten nun auf einmal binnen 24 Stunden — allen Glauben an die Mirakel, an den Messias und alle Hoffnung auf ihn aufgegeben und wären ihm über das Meer bloß deswegen nachgefolgt, um noch einmal eine Portion Brod und einen kleinen Fisch zur Mahlzeit zu bekommen!

Im Verlauf des Gesprächs, nachdem Jesus auf sich als den Messias hingewiesen, fragen ihn die Juden, was er für ein Zeichen thue (v. 30) damit sie dadurch zum Glauben gezwungen würden. Vogler sagt darüber:

Man hat Mühe zu begreifen, wie diese Sprache geführt werden

konnte. Hatte uns denn nicht der Evangelist berichtet, daß die Juden, durch die Zeichen die Jesus that, zu ihm hingezogen wurden, daß sie durch das Wunder der Speisung in Erstaunen gesetzt, ihn als den Messias nicht nur bekannt, sondern auch sogar vom Glauben an ihn gleichsam beseelt, Vorkehrungen getroffen haben, ihn zum König zu machen? und nun läßt der Evangelist eben diese Menschen wieder vom größten Unglauben eingenommen sein — und von Jesu ein Zeichen verlangen, als wenn sie nie eins gesehen hätten und Jesus ihnen ganz fremd und unbekannt wäre? Selbst etliche ältere Ausleger können nicht umhin, diese Bemerkungen zu machen und sie werfen daher die Frage auf: Und tam subita oblivio? Aber den neuern Auslegern war es vorbehalten, auf diese Sommerflecken ein Schminkeplasterchen zu legen. Im Greg. Handbuche heißt es: „Wahrscheinlich sagten dies Gelehrte in der Synagoge.“ — Man muß freilich eine solche Hypothese geltend zu machen suchen — wenn man den Geschichtschreiber nicht will taumeln lassen. Aber man wird ihm doch damit nicht ganz helfen können, nicht so, daß er völlig fest stehe. Er muß es sich gefallen lassen, wenn wir auch an ihn die Frage thun: Was thust Du für ein Zeichen, auf daß wir sehen und glauben Dir? Du giebst uns ja gar kein Zeichen, daß das Volk, welches Du bisher mit Jesu hast sprechen lassen, auf einmal verstummt sei und daß nur jetzt die Schriftgelehrten anfangen ihren Mund aufzuthun!

Weil wir nun dieses Zeichen nicht sehen — so wollen wir auch nicht glauben, daß die Schriftgelehrten — dir den Dienst gethan haben, deine Erzählung wahrscheinlicher zu machen.

Es folgt nun das Gespräch über das Brot des Lebens und das Mißverständniß der Juden, die auf der Stelle dieses Brot haben wollen.

Bogler sieht hierin zunächst eine Parallele zur Geschichte von der Samariterin.

Alle Ausleger stimmen darin überein, daß die Juden nur ein solches Brot verstanden hätten, welches dem Leibe stets das Leben erhält und den Tod auf immer abwendet; und sie können auch nicht läugnen, daß diese Bitte um Brot große Aehnlichkeit habe mit der Bitte des Samaritanischen Weibes um lebendiges Wasser. Joh. 4, 10. Wie dieses Weib gar nicht daran denkt, die Worte Jesu in einem höhern Sinn zu nehmen und nur bloß den Wunsch hegt, ein Wasser zu bekommen, das den Durst auf ewig löscht, so denken auch diese Juden nicht daran, daß Jesus ihnen eine Speise für die Seele geben wolle und sind nur

blos von dem Verlangen nach Engels- und Himmelsbrot — welches die Eigenschaft der Früchte hat, die der Baum des Lebens im Paradiese brachte — besetzt. Also ist diese Geschichte nur eine Variante von der des Samaritischen Weibes. Und das Urtheil, welches wir oben von jener gefällt haben, möchte auch bei dieser anwendbar sein.

Zum Schluß sagt er über das ganze Gespräch:

Auch möchte ich gern annehmen, blos um die Weisheit Jesu zu retten, daß er die Rede, zu Capernaum, so wie sie Johannes erzählt, gar nicht gehalten hätte. Sie ist in der That viel zu mystisch und dabei so ungereimt komponirt, daß man gar nicht einsehen kann, wie ein verständiger Mann ein so plattes und leeres Geschwätz, das zu den größten Mißverständnissen verleitet und bis auf den heutigen Tag so vielen Menschen die Köpfe verdreht und die Herzen verdorben hat (man denke nur an die Abendmahls-Streitigkeiten!) vorbringen könne. Man sieht auch hier, wie bei so vielen ähnlichen Erzählungen, den Evangelisten seine geheime Rolle spielen. Ueberall legt er es darauf an, daß der Lehrer und die Zuhörer einen doppelten Verstand haben. Der Lehrer muß immer reden, was kein Zuhörer versteht und der Zuhörer muß immer zuletzt über die Lehrer lachen, oder sich ärgern. Platon spricht in seinem Timäus von zwei unvernünftigen Seelen, deren die erstere ihren Sitz in der Brust, die andere im Magen hat. Man sollte glauben, daß der Evangelist keine andere Seelen gekannt und zur Schau habe stellen wollen. — Aber, rufen unsere starkgläubige Theologen; warum zweifelt ihr an dem, was uns der Evangelist gemeldet hat? Ist es nicht längst von uns bewiesen, daß er ein glaubwürdiger Schriftsteller ist? Gegen eine historisch erwiesene Sache gelten keine Zweifel, ob das auch so sein könne, oder wahrscheinlich sei! Wir antworten blos: Sonach müßte jede Legende geglaubt werden, wenn sie sich in alten Urkunden befindet, sie mag möglich sein oder nicht.

Im siebenten Kapitel, während des Lauberhüttenfestes disputirt Jesus mit dem Volke zu Jerusalem. Da sprachen etliche (v. 25. 26) ist das nicht der, den sie suchten zu tödten? Und siehe zu, er redet frei und sie sagen ihm Nichts. Erkennen unsere Oberen nun gewiß, daß er gewiß Christus sei? Dazu bemerkt Vogler:

Er redete nämlich frei heraus, daß er der Messias wäre — und doch untersagte man es ihm nicht von Obrigkeitwegen, und man ließ ihn frei und ungehindert lehren, sogar im Tempel, was er wollte. Darüber durften sich wohl die von Jerusalem wundern — und das um so

mehr, weil der hohe Rath schon längst den Entschluß gefaßt hatte, diesen lästigen Lehrer aus dem Wege zu räumen. Ganz ironisch fragen sie nun: Erkennen nun etwa unsere Obersten selbst, daß er wahrhaftig der Messias sei?

In der That; jeder unbefangene Leser muß darüber erstaunen, und wird sich gar nicht darenin finden können, wie nach es möglich war, daß bei dem außerordentlichen Haß der Priester und der Obersten des Volks gegen Jesum, bei dem glühenden Eifer derselben, den äußern Mosaischen Cult aufrecht zu erhalten, bei der hellen Wuth gegen falsche Propheten — und vornehmlich gegen falsche Messiasse, wie uns das die Evangelisten beschreiben; — Jesus dennoch einmal nach dem andern, vor ihren Augen — in der Hauptstadt und sogar im Tempel auftreten — von seinem Messiasreiche reden — den Sabbath entweihen — seine Jünger als Missionaire überallhin aussenden und alles im Lande aufregen durfte — ohne daß ihm nur ein Haar gekrümmt wird — ohne daß es weiter kommt, als zu einigen hinterlistigen Nachstellungen welche ebenfalls ohne die mindeste Wirkung sind.

Was soll man von diesen Priestern und Obersten denken? — die alle Ursache, alle Macht und Gewalt hatten — diesen angeblichen Messias ergreifen, und ihm ganz in dem Weg Rechtens den Prozeß machen zu lassen — und weiter nichts thun als daß sie sumsen ohne Stachel wie die Bremen. Hierher ihr Psychologen, Philosophen, Politiker — Regierungs- und Polizei-Direktoren — Staatsräthe und Inquisitoren, Gesetzgeber und Tribunen — erklärt, wenn ihr könnet, dieses Räthsel? Entweder ihr müßet die jüdische Landes-Regierung — annulliren, oder ihr müßet an der Geschichte dubitiren, — nämlich an dem Theile derselben, der mit so vielen Widersprüchen beladen ist. Aber unsere Theologen wissen ja den Knoten zu lösen! Es war ja die Furcht vor dem Volke, sagen sie, welche die Macht der Landes-Regierung hemmte. — Aber giebt es wohl eine eben so elende als abgedroschene Antwort? Das Volk war im Ganzen mehr gegen als für Jesum. Ueberall erzählen selbst die Evangelisten, — daß das Volk Jesum insultirte und oft selbst steinigen oder tödten wollte. Auch dieses siebente Kapitel des Johannis giebt mehrere Belege dazu, wie human dieses Volk gegen Jesum gesinnt war und handelte. Und hatte denn der hohe Rath das Volk auch gefürchtet, als er endlich Jesum gefangen nehmen, vor das Gericht stellen und hinrichten ließ? Wie wenig muß er nach dem Volke gefragt haben — da er den Messias — grade zur Zeit eines großen Festes — wo das

Volk beinahe in Masse versammelt war, grade da das Volk im größten Taumel war, über den nun erschienenen Messias — was ihr als König von Israel mit Erweisung aller möglichen Ehrenbezeugungen öffentlich ausruft — diesem allen ohngeachtet — in Fesseln legen und vor den Augen des Volks als einen Aufrührer und falschen Messias zum Kreuz führen läßt. Nur darüber ist zu erstaunen, daß der hohe Rath nicht um etliche Jahre früher sich seiner Gewalt gegen Jesum bedient hat und daß er sich bloß mit heimlichen Nachstellungen begnügt habe, welche man um so mehr in Zweifel ziehen möchte, wenn man bedenkt, daß der hohe Rath wohl nicht einen Meuchelmord im Schilde geführt haben könne, da ein Justizmord immer in seiner Macht blieb und er auch diesen endlich wirklich vollführte.

Es wurde den Pharisäern benunzirt — daß das Volk Jesum für den Messias erkläre. — Ich dünke die Pharisäer hätten das längst gewußt, daß ein Theil des Volks günstige Gesinnungen für Jesum hatte. Und wie oft hatte uns der Evangelist schon gemeldet — daß sie ihm nachtrachteten und so gar tödten wollten, 4, 1. 5, 18. 7, 19. 25, 30 — und zwar deswegen, weil er den Sabbath gebrochen und sich den Messias genannt hätte.

Die Pharisäer schickten, v. 32, Knechte gegen Jesum aus, daß sie ihn fingen, aber (v. 44) Niemand wagte es Hand an ihn zu legen.

Immer erzählt uns der Evangelist — daß Jesus in Gefahr gewesen wäre, in Verhaft genommen zu werden, und daß diese Gefahr jederzeit glücklich vorübergegangen wäre. — Er meldet aber nicht wie noch diese Gefahr abgewendet worden ist. Eben deswegen sollten auch die Ausleger schön schweigen. Aber sie können es nun einmal nicht lassen — in alles zu reden; und daher sagen einige: man hätte es nicht gewagt, Gewalt zu brauchen, — andere: es wäre Niemand im Stande gewesen, das Vorhaben auszuführen. Herrliche Auflösung! Es wäre wohl weder gewagt, noch unmöglich gewesen, — Jesum zu greifen. Man thut gewiß besser, wenn man staunet und schweigt.

V. 45. Die Knechte kamen zu den Hohenpriestern und Pharisäern und sprachen: warum habt ihr ihn nicht mitgebracht?

Die Knechte mußten wohl schon vor etlichen Tagen wenigstens ausgeschildt worden sein — um Jesum in Verhaft zu nehmen. — Aber was thun sie? — Sie hören Jesu andächtig zu — anstatt ihn zu fangen — sie bleiben bei ihm und kehren ohne ihn zu ihren Befehlshabern mit leeren Händen zurück. Das ist sonderbar. Würde das eine Polizei-

wache bei uns auch so machen? Und sieht es wohl den jüdischen Staats- und Religions-Inquisitoren ähnlich, daß sie eine so sanfte Sprache gegen ihre ungehorsamen Trabanten führen: Warum habt ihr ihn nicht gebracht?

B. 46. Die Knechte antworteten: Es hat nie ein Mensch also geredet, wie dieser Mensch.

Welch eine Antwort! Stolz meint: Die Gerichtsdiener hätten die große Anzahl von Anhängern, die den Nazarener umgaben, als Grund angeben können, warum sie seiner sich nicht bemächtigt hätten und dies wäre hinlänglich gewesen, um sie außer Verantwortung zu setzen; aber sie hätten Ehrlichkeit genug gehabt, ein Geständniß zu thun, das ihnen aller Wahrscheinlichkeit nach sehr übel genommen wurde. — Gott behüte uns vor solchen Gerichtsdienern, welche raisonniren, anstatt zu erequieren, welche ihre Ueberzeugung den Befehlen ihrer Obern entgegensetzen; welche ehrlich genug sind, ein Geständniß zu thun, das ihnen übel belohnt werden muß, wenn alles in der Ordnung gehen soll, aber auch ungehorsam genug, um ihre Schuldigkeit zu thun — von der sie durch nichts dispensirt werden können. —

Und eigentlich lag ja in dieser Ungehorsamsentschuldigung gar kein Sinn, den der hohe Rath hätte auffassen können. Kein Mensch soll also geredet haben, wie dieser Mensch! — Haben denn die Diener schon alle Menschen reden gehört. Vielleicht verstehen sie unter diesen Menschen — einen Religionslehrer — einen jüdischen Rabbi? — Aber da gilt auch von ihnen: Das Volk, das nichts vom Gesetz weiß, ist verflucht. — Vielleicht ist ihnen dieser Mensch wohl gar der Mensch — der Messias — und es ist wahrscheinlich, daß sie diese Idee ausdrücken wollten, weil sie ihn über alle Menschen, eigentlich über alle Rabbiner, und jeden Lehrer, die von Jeher waren und also auch über alle jede Propheten erhoben. Man ist beinahe gezwungen, anzunehmen, daß die Gerichtsdiener ihre Entschuldigung auf ihren Glauben an Jesum als den Messias gründen wollen. Die Antwort der Pharisäer macht es noch wahrscheinlicher 47. 48., wo ihnen ihr Glaube verwiesen wird. Hätten sie ihn für nichts weiter als einen vortrefflichen Lehrer gehalten, so hätte auch der mächtigste Eindruck seiner Reden auf ihr Herz sie doch nicht abhalten können, — die ihnen gegebenen Befehle zu befolgen.

Nur bleibt noch die Schwierigkeit, wie die Gerichtsdiener es wagen durften, ihren Befehlshabern zum Troß, ein solches Glaubensbekenntniß abzulegen. Wären sie halb närrisch gewesen, so hätten sie ihre Unter-

lassungsfünde nicht schlechter vertheidigen können; denn wie konnten sie erwarten, daß ihre Apologie für Jesum zugleich als Apologie für sie selbst bei den Todfeinden des Nazareners gelten werde. — Kurz diese Gerichtsdienner — weichen von der Sitte ihrer Brüder zu weit ab, als daß wir uns ihr Verhalten vernünftig erklären könnten. Wir wollen sie also den Pragmatischen Auslegern überlassen, welche sie greifen und peinigen werden — bis sie eine klügere Entschuldigung vorbringen.

B. 47. Da antworteten ihnen die Pharisäer: Seid ihr auch verführt?

Bahrdt übersetzt: Habt ihr euch auch schon zur neuen Sekte hinreißern lassen. Man übersetzt vielleicht besser und bestimmter: Seid ihr auch Anhänger des Galiläers, der sich fälschlich den Messias nennt? — Wohl indessen den Gerichtsdiennern, daß ihnen ihre Oberherren nur eine Predigt halten — anstatt sie einsperren zu lassen oder sie davon zu jagen. O die geduldigen und sanftmüthigen Pharisäer! Zeigt es sich denn hier, daß sie so erbitterte Feinde des Nazareners waren, da sie selbst ihre verführten Diener so glimpflich behandeln? Daß sie Schlangenbrut und Otterngezücht gewesen sind, da sie lieber gütlich fragen, als zuschlagen? Wie wir in die Diener uns nicht finden können, so können wir uns auch nicht in diese Pharisäer finden. Und wir müssen sie denn auch den Pragmatikern überlassen, welche an ihnen wenigstens ein schönes Sujet zu einem unnatürlichen Roman bekommen.

B. 48. Glaubet auch irgend ein Oberster und Pharisäer an ihn?

● Sondern

B. 49. Das Volk, das nichts vom Gesetz weiß ist verflucht.

Die Pharisäer lassen es dabei nicht bewenden — ihren Dienern eine kleine Gewissensfrage vorzulegen, sondern sie lassen sich auch so weit herunter, daß sie sie bekehren wollen. Und welches sind ihre Argumente, wodurch sie ihren Glauben an den Messias bestegen wollen? Diese: Nur der dumme Plebs glaubt an Jesum — aber nicht die Obrigkeit und die Geistlichkeit. Freilich waren dies auch keine geschweuten Argumente, aber sie waren doch besser als Mordinstrumente, welche die Pharisäer so gerne sollen geführt haben.

Aber vielleicht bringen die Pharisäer durch ihre Gegendemonstration die Vernunft dieser Diener wieder zu Verstande? Der Evangelist sagt uns hiervon nichts. — Nach seiner Gewohnheit — stets eine Disputation zu erzählen und nie den Ausgang derselben zu referiren, verfährt er auch hier. Er eröffnet aber dafür einen neuen Kampfplatz und er

läßt nach den Dienern den Nikodemus auftreten — damit er die nämliche Abspeisung wie jene bekäme.

Nikodemus nämlich ermahnt seine Collegen, den Angeklagten nicht unverhört zu richten, worauf sie ihm erwidern: Bist du auch ein Galiläer. Forsthe und siehe, aus Galiläa stehet kein Prophet auf.

Wahrlich die Pharisäer müssen alle nicht nur verblendet, sondern sogar vor den Kopf geschlagen gewesen sein, daß sie gerade diese und keine andere Antwort gaben. Nikodemus noch dazu ein Oberster der Pharisäer — wird wie eine Schulknabe ermahnt, in der Bibel oder in der Nationalhistorie sich besser zu informiren, wird wie ein armer Sünder belehrt, daß aus Galiläa nie ein Prophet aufgestanden wäre; obwohl auch die gemeinsten Pharisäer es gut wissen mußten, daß die Propheten Elias, Jonas, Nahum und vielleicht auch Elisa, Amos, Hosea — ursprünglich Galiläer waren, — wird endlich ein Sektirer und Ketzer gescholten, der sich von dem Galiläer Jesu habe verführen lassen. — Wer glauben kann, daß die Pharisäer ihren Collegen Nikodemus, der noch dazu einer von ihren Präsidenten war, so mitgespielt haben, wie die Kinder einander mitspielen; der muß einen starken Glauben haben — der muß die schöne Sitte des Evangelisten gar nicht kennen — nämlich stets, wie wir schon so oft nachgewiesen haben, — die Juden als Thiere sonder Vernunft auf- und zur Schau zu stellen und nie Frage und Antwort auf einander passend anzugeben.

Ueber den Streit, ob die Geschichte von der Ehebrecherin einen ursprünglichen Theil des vierten Evangeliums bilde oder nicht, bemerkt Vogler Folgendes:

Wir könnten uns die Mühe ersparen, über einen Theil dieses Kapitels, welcher nämlich die Geschichte enthält, die vom ersten bis zum eilften Vers erzählt, unsere Fackel zu schwingen, wenn wir annehmen müßten, daß diese ganze Geschichte nichts weiter als — eine Interpolation wäre. Unsere modernen Ausleger haben freilich viel wider sie einzuwenden — und sie erklären dieselbe für unächt aus äußern und innern Gründen. Sie soll nämlich in vielen Handschriften, in vielen Uebersetzungen und in den Schriften vieler Kirchenväter fehlen, und wo sie noch gefunden wird, soll der Text so voll verschiedener Lesarten sein, daß man wohl daraus dreierlei Text zusammenbringen könnte. Dann soll auch der Inhalt dieser Geschichte selbst so anstößig sein, daß man der Ehre des großen Propheten von Nazareth sehr zu nahe treten würde, wenn man sie für wahr und nicht

für eine Glosse oder als ein Einschlebsel aus einem andern historischen Buch anerkennen wollte.

Wir wollen glauben, daß es die modernen Ausleger gut meinen, wenn sie diese Geschichte — ungeschehen machen wollen. Ja wir hätten sogar Lust, sie selbst für ungeschehen zu halten. Nur möchten wir nicht gern einen andern Referenten als den Evangelisten zum Fabrikanten annehmen. Wir sind fest überzeugt, daß diese Historie aus eben der Feder gekommen ist, welche uns so viele andere ähnliche Sachen überliefert hat und wir zweifeln um so weniger an ihrer Aechtheit, da die äußern und innern Gründe der modernen Ausleger nichts weniger als ächt sind. Wenn sie behaupten, daß diese in vielen Handschriften ic. fehle, so setzen wir entgegen, daß sie auch in vielen Handschriften gefunden werde.

Wenn aber die äußern Gründe, welche unsere neuern Aristarchen gebrauchen, nicht hinreichend sind, dem Evangelisten sein Eigenthum zu rauben, so vermögen die innern Gründe die sie anführen, noch weniger einen solchen Raub zu bewirken. Erstlich protestiren die Ausleger aus der ältern orthodoxen Schule feierlichst gegen die Beschuldigung, daß der Inhalt dieser Geschichte anstößig sei. Anstatt dieselbe ärgerlich zu finden, finden sie sie erbaulich. „Die Weisheit und Frömmigkeit, sagt Bengel, welche Jesus in dieser Geschichte an den Tag gelegt hat, ist so groß, daß man sich wundern muß, daß dieser vorzügliche Theil der Evangelischen Geschichte heutzutage von mehreren für ungewiß gehalten wird. Die Abschreiber haben sie wohl auch für ächt gehalten, und sie wollten bloß verhindern, daß sie nicht öffentlich verlesen würde.“ Und Calvin schreibt: „Diese Geschichte ist durchgängig von der lateinischen Kirche angenommen worden und wird auch in den ältesten Handschriften angetroffen. Sie enthält nichts, was des Apostolischen Geistes unwürdig wäre und sie kann mit großem Nutzen gelesen werden. Eusebius sagt, daß sie in dem Evangelio der Hebräer befindlich gewesen wäre. Wie es aber sein mag, so war sie es werth, vom Untergange gerettet zu werden.“ Aber wir wollen annehmen, daß Bengel, Calvin und Consorten einen verborbenen Geschmack haben; und daß der Inhalt dieser Geschichte — gleich dem Inhalt einer Gespenstergeschichte sei, so folgt daraus nichts weniger, als daß sie unächt und eingeschoben ist, weil alsdann auch folgen müßte, daß so viele andere Geschichtserzählungen des Evangelisten, welche weder unserer Vernunft noch unserer Moral anpassen, ebenfalls nichts als fremde Glossen und Zusätze sein müßten.

Wie viele Haare würden wohl dem Evangelisten noch auf dem Kopfe bleiben, wenn man alle die, welche grau sind, für falsch halten wollte! Und wenn man noch dazu in Erwägung zieht, daß der Evangelist wohl nur die Maske des Apostels Johannes vor sich haben, eigentlich aber ein ehrlicher Judenchrist sein könnte (S. die Einleitung dieser Kritik 16—22.), so würde man es vielmehr bestreblich finden müssen, wenn er anders geschrieben hätte, als er wirklich geschrieben hat. Seine Erzählungen sind eben darum, weil sie so bizarr sind, und an das Unwahrscheinliche, ja sogar oft Abenteuerliche gränzen, ganz einpassend in ihre Welt — und stehen so wenig im Widerspruch mit dem Geiste und dem Charakter des Verfassers, daß sie vielmehr aufs beste mit demselben harmoniren.

Man würde auch gewiß nie eine oder die andere Stelle und ebenso die vorliegende — dem Evangelisten abgesprochen haben, wenn man nur über sich hätte gewinnen können, dem heiligen Johannes die Autorschaft abzusprechen. Aber da man einmal mit einer Menge einbalsamirter Mumien von Begriffen beladen war, die aus dem Vorurtheil, daß schlechterdings der Busenfreund Jesu das Evangelium geschrieben haben müsse und daß es daher nichts als göttliche Weisheit enthalten könne, bald als regulativ entstanden sind und mit der Zeit sich gleichsam versteinert, und auf die Gemüther, besonders der Ausleger, die Wirkung des Medusenhauptes gethan haben, sie nämlich der ruhigen Besinnung zu berauben, so konnte es freilich nach dem natürlichen Laufe der Dinge nicht anders kommen, als daß man die ersten elf Verse dieses Kapitels für unächt erklären mußte, weil man sie nicht von Vorwürfen zu retten wußte. Es ist auch höchst wahrscheinlich, daß selbst in älteren Zeiten sowohl viele Abschreiber als viele Kirchenväter diese Stelle ausgelassen oder verändert überliefert haben, aus eben der Ursache, warum sie unsere neuen Ausleger wegräumen wollen, nämlich weil ihnen der Inhalt anstößig war. Und wie es mit dieser Stelle ist, mag es auch mit vielen anderen von der Kritik angefochtenen Stellen sein. Der Inhalt hat geschreckt in alten und neuen Zeiten und auf Abschreiber und Ausleger mächtigen Einfluß gehabt. Daher Auslassungen, Varianten, Glossen!

Ueber die Verhandlungen, zu denen die Heilung des Blindgeborenen C. 9. Anlaß giebt, ist Bogler sehr ausführlich.

Die Bekannten des Gehelkten fragen ihn, wer ihm das Gesicht geschenkt habe, und kaum haben sie es von ihm erfahren, so bringt man ihn (V. 13.) zu den Pharisäern. Darüber bemerkt Bogler:

Wie gutmüthig dieser Mensch war! so gutmüthig wie jene Ehebrecherin, welche sich auch so geradezu vor das Synedrium führen ließ, von Leuten, die keine Gewalt über sie hatten. Sie führten ihn vor die Pharisäer — aber wohin? ins Synedrium? — in den Pallast des Hohenpriesters? in den Tempel? in die Synagoge? Da die Pharisäer bei diesem Evangelisten den hohen Rath bedeuten, weil dieser nämlich meist aus Pharisäern bestand (der Sadducäer wird in dem Ev. Johannes auch nicht ein einziges Mal erwähnt) so hat man Grund, hier unter der Pharisäern den hohen Rath zu verstehen. In welcher Absicht führten ihn aber seine Nachbarn vor das Synedrium? Der Evangelist meldet auch dieses nicht. Die Ausleger sind verschiedener Meinung.

Wenn man indessen die folgende Parenthese 14. Es war aber Sabbath 2c. — in Erwägung zieht, so läßt sich hier, was die Absicht der Transporteur betrifft, schwerlich sagen: non liquet; sondern man sieht daraus deutlich, daß man Jesum für einen Sabbathschänder gehalten, und als solchen bei dem Synedrium habe denunziren und in Strafe bringen wollen. Warum aber das Wunder, das an dem Blinden geschehen war, nicht über den Sabbath triumphirt hat, und wie das Volk den weiland Blinden, den es zum Theil sehr gut kannte, als Zeugen gegen den Wunderthäter aufzustellen nur auf den Gedanken gerathen konnte, das ist es quod non liquet. Die ganze Psychologie unserer psychologisch pragmatischen Ausleger muß an dieser Klippe scheitern.

Da fragten ihn B. 15. auch die Pharisäer abermal, wie er wäre sehend geworden, und er sprach zu ihnen: Koth legte er mir auf die Augen und ich wusch mich und bin nun sehend.

Es läßt sich doch voraussetzen, daß die Ueberlieferer des weiland Blinden erst den Pharisäern den ganzen Hergang der Sache referirt haben. Der Evangelist gedenkt aber davon kein Wort. Es wird nur gleich gefragt; wie der Blindgewesene sehend geworden? Und der Inquisit überläßt es seinen Inquisitoren, das Subjekt, welches ihn geheilt, zu errathen. Wer ist der er, der ihm geholfen hat? Aber sollte denn nicht vorher von Jesu die Rede gewesen sein? Wir müssen es nothwendig annehmen.

Unter den Pharisäern entsteht wegen der Beurtheilung des Faktums eine Meinungsverschiedenheit, B. 16.

Also nur etliche der Pharisäer zeigten sich gehässig gegen Jesum? Der andere Theil und also die Majorität ist für ihn. Wie geht das zu?

Wird nicht hier dem Geschichtschreiber sein Gedächtniß ein wenig ungetreu? Wenn die Majorität des Synedrums auf der Seite Jesu ist, zu was für glänzenden Erwartungen für Jesum berechtigt sie uns? Aber *decipimur specie recti*. — Dann, wie rechtlich verfährt die Opposition? — Auf die Eruirung des Faktums läßt sie sich gar nicht ein. Sie beruft sich nicht auf eine falsche Angabe, sondern sie giebt das wunderbare Faktum stillschweigend zu, und macht doch den Schluß: Der Mensch ist nicht von Gott? — Und warum? weil er den Sabbath nicht hält. Wahrlich diese jüdischen Juristen müssen ihr Jus schlecht studirt haben, und sie machen einen gar zu kurzen Prozeß. Doch sie besinnen sich wieder und wir werden bald sehen, wie klug sie ihren Fehler verbessern.

B. 17. Sie sprachen wieder zu dem Blinden: Was sagest du von ihm, daß er hat deine Augen aufgethan? Er aber sprach: Er ist ein Prophet.

Was die hochgelehrten Pharisäer nicht einmüthig entscheiden können, soll ein elender Bettler entscheiden! Sie drückten ihre Augen zu — und wollen, daß dieser für sie sehen möge. Oder wollen sie, daß er ein Glaubensbekenntniß ablege? Wahrlich, es hält schwer, sich in diese Pharisäer zu schicken. Sie handeln, als ob sie ein wenig närrisch wären. Dagegen zeigt sich der geheilte Straßenbettler in einem glänzenden Lichte. Er spricht kurz ab, daß sein Arzt ein Prophet, d. i. ein göttlicher Gesandter wäre, ohne nur die Prämissen anzugeben. „Wie weit steht nun, sagt hierbei ein älterer Ausleger, dieser Bettler über denen, welche von Jesu urtheilten: er wäre nicht von Gott. Und doch wurden diese für die allergelehrtesten und heiligsten Männer gehalten; jener aber war ein Mensch aus der Hefe des Volks, ein Bettler der schlechtesten Art, ein Haupt-Ibiot, ein Ignorant in Religionsfachen. So ist das was hoch ist unter den Menschen vor Gott ein Gräuel, Luc. 16, 15.“ Gewiß dieser Ausleger hat recht, daß der Straßenbettler gescheuter war als die Pharisäer. Aber er hätte auch wissen sollen, daß die Pharisäer dem Johannes ein Gräuel waren.

Man kann sich wohl auch einbilden, daß die Ausleger der Blöße der Pharisäer, die ein Reichsgutachten von einem armen Menschen, der das Gesetz nicht weiß und der also verflucht ist, 7, 49. einholen, einen Mantel umgeben werden. Aber es ist wirklich nur ein Bettlermantel. Sie behaupten, daß eigentlich die Pharisäer schlaue Füchse gewesen wären, die, damit die Zwietracht nicht weiter um sich greifen möchte,

listiger Weise den Disput unterbrechen und den Bettler eine Zwischenrolle wolle spielen lassen!!

B. 18. Die Juden glaubten nicht von ihm, daß er blind gewesen, und sehend worden wäre; bis daß sie riefen den Aeltern des, der sehend war worden.

Unter den Juden müssen doch wohl hier die Pharisäer verstanden werden. Aber wer bewundert nicht ihre Prozeßordnung. Den Anfang des Prozesses machen sie mit einer Frage — nicht über die Wahrheit des Faktums, sondern über das Quomodo desselben. 15. Dann debattiren sie über die Möglichkeit des Faktums und des Resultats davon. 17. Hierauf wird die Sentenz gefällt — nicht von ihnen, sondern von dem Inculpaten. Und diese Sentenz ist für sie präjudizirlich. 17. Nun soll erst die Untersuchung angehen, ob der Inculpat, über dessen Arzt man sich lange gestritten hatte, ein Patient wirklich gewesen wäre. Ohngeachtet eine Menge Zeugen schon ihr Zeugniß deponirt hatten und der geheilte selbst sein Bekenntniß abgelegt hatte, so sollen doch noch besonders seine Aeltern angehört werden.

B. 25. Er antwortete und sprach: Ist er ein Sünder, das weiß ich nicht; Eines weiß ich wohl, daß ich blind war und bin nun sehend.

Der weiland Blinde will sagen: Was ihr wisset, daß nämlich Jesus ein Sünder ist, das weiß ich nicht. Das weiß ich aber, daß er mich sehend gemacht hat. Calvin meint gar, der weiland Blinde habe mit jenen Worten: ist er ein Sünder, eine Ironie verbunden, und der Ton, mit der er sie gesprochen habe, hätte die Pharisäer recht verhöhnen sollen. So viel leuchtet immer hervor, daß der Inquisit sich gar nichts um seine Inquisitoren bekümmert, und daß er sie eher choquirt, als menagirt. Der fürchterliche hohe Rath ist ihm eine bloße Windsbraut, über die er sich lustig macht.

B. 26. Da sprachen sie wieder zu ihm: Was that er dir? Wie that er dir deine Augen auf?

Man muß lachen, man mag wollen oder nicht — über den schlauen hohen Rath, daß er sich nicht einmal will erzählen lassen, wie der Blinde von Jesu sehend gemacht worden wäre. Er hätte ohne Zweifel nicht nur die Ohren, sondern auch den ganzen Kopf verloren haben müssen, wenn er nach schon so oft gescheneher Geschichtserzählung und den heroischen Erklärungen des Geheilten doch noch einmal auf das Quomodo der Heilung zurückgekommen wäre, in der Hoffnung, daß

der Geheilte den modum der Heilung zum Nachtheil Jesu falsch darstellen würde. *Mire se torquent miseri* sagt Bengel; und wahrhaftig, sie wären recht miserable Menschen, diese jüdischen Rechtsgelehrten, gewesen, wenn sie sich so im Kreise herum gedrehet hätten. Im Greg. Handbuch heißt es: Wahrscheinlich wollten sie aus der Art der Heilung beweisen, daß er nicht wirklich und von Geburt blind gewesen.

V. 27. Er antwortete ihnen: Ich hab's euch jetzt gesagt, habt ihr's nicht gehört? Was wollet ihr's abermal hören. Wollt ihr auch seine Jünger werden?

Bravo! Bravo! Der Sinn ist: Ich hab's euch bereits oft genug gesagt, wie es zugegangen ist, daß ich sehend geworden bin; und nun soll ich es noch einmal sagen. Zu was Ende? Vielleicht wollet ihr nur deswegen so fleißige Erkundigungen von mir einziehen, weil ihr nach genugsamer Erforschung der Wahrheit Lust habt, auch Schüler von ihm zu werden! — Das hieß doch den Pharisäern recht lustig mitspielen. Ein gewisser neuerer Ausleger meint zwar, der weiland Blinde habe das nur aus Einfalt gesagt. Allein der Evangelist giebt Data genug an, daß er ein großes satyrisches Genie war; und die ältern Ausleger erkennen auch sein ironisches Talent an. Nur sind sie darüber uneins, ob seine Ironie von der feinen oder groben Art war. Bengel sagt hierbei: *Ironia Suavis et decens!!* Calvin, Bucer und andere sagen: *serere eos objurgat, ludens festive in deploratam coecorum doctorum amentiam.* Dabei rufen sie aus: Bewundernswürdige Freiheit, die sich dieser Mensch herausnimmt. Ein so verächtlicher, so obscurer, so wegen seiner Straßenbettelei fast geschändeter Mensch, provoziert ohne Furcht die ganze Clerisei und macht sich lachend zu einem Leiter der Wuth des ganzen Synedriums! — Ja das ist wirklich ein Wunder vor unsern Augen — die keine jüdischen Augen sind.

V. 28. Da fluchten sie ihm und sprachen: Du bist sein Jünger. Wir aber sind Moses Jünger.

Noch schöner! Das ganze hohe Collegium schimpft und schmäht. Luther läßt es gar fluchen. Es hätte den Grobian können einsperren lassen, ohne ein Wort an ihn zu verlieren. Aber es begnügt sich zu retorquieren und die Ironie mit der Invection zu bezahlen. Es giebt den Vorwurf zurück und rechtfertigt sich.

V. 34. Sie antworteten und sprachen zu ihm: Du bist ganz in Sünden geboren und lehrst uns? Und stießen ihn hinaus.

Nun zerreißt erst den Pharisäern der Faden der Geduld! Nun ärgert es sie erst, daß der Bettler im Lehrton so lange mit ihnen gesprochen und ihnen so manche bittere Pille zu verschlucken gegeben hat. Die Galle läuft ihnen über. Sie beschließen also die ganze Inquisition damit, daß sie dem inpertinenten Bettler seine angeborene Sündhaftigkeit und seine ungebührliche Anmaßung, dem ganzen hohen Collegium den Staat stechen zu wollen, mit Hefigkeit verweisen und ihn zur Thür hinaustransportiren.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Bibliothek
der
Deutschen Aufklärer
des achtzehnten Jahrhunderts.

Herausgegeben
von
Martin von Geismar.

V.

Doppel gegen Symbolzwang und Orthodoxie, Edelmann über Doppel. —
v. Knoblauch gegen den Glauben an Uebernatürliches. — Gründlicher Beweis
der Existenz und Wirkung des Teufels. — Andreas Niem über Aufklärung
und Gewissensfreiheit. — Ein Patriot gegen Aufklärung. — Lavater und
Semler als Poeten.

Nebst einer einleitenden
Geschichte des Lutherthums
im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert.

Leipzig: Otto Wigand.
Eigenthum der Vereins-Verlagsbuchhandlung.
1847.

1.

Geschichte des Lutherthums

im

sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert.

Erstes Capitel.

Die Sünde. Die Lehre. Die Moral. Der denkende Christ und das christliche Herz.
Ueberblick.

Während das Papstthum in Rom die Peterskirche baute, sich in Bewunderung und Nachahmung der classischen Poesie ergözte, und sich höchstens durch einen schön gemalten Kreuzestod Christi an das Dogma von der menschlichen Verwerflichkeit erinnern ließ, vermochte es für das Deutsche Volk keinen bessern Repräsentanten zu finden, als den Ablasskrämer Johannes Tegel. Die barocken Gasconnaden dieses Hanswurstes, die komischen, übertriebenen, übermüthigen Lügen dieser Carri- catur eines Apostels, das war allein die Art, wie der heilige Repräsen- tant des Herrn sich noch dem christlichen Pöbel verständlich machen konnte.

Wenn sie fleißig bezahlten, sagte Tegel zu den Annabergern, so würden alle Berge dort herum zu gebiegenem Silber werden. Er strengte sein Genie zu Erfindung von Sünden an, für die, auch erst künftig begangen, man jetzt schon von ihm Ablass erkaufen könne. Aber das Papstthum machte es den Leuten zu bequem, in ihnen regte sich das Bedürfniß, mit mehr Gesinnung Sünder zu sein. Und dies Be- dürfniß befriedigte die Reformation.

Konnte man sich um einen Schneeberger Groschen von einer Sünde loskaufen, so war die Sünde ja Nichts mehr werth; hatte nun aber nicht Christus um der Sünden der Menschen willen das Kreuz auf sich genommen? Waren nicht die Sünden der Preis, um den der Mensch die Wohlthaten des Sohnes Gottes erkaufte hatte? Verlor der Mensch

also nicht Christum, wenn er die Sünde verlor? O! die Sünde mußte rehabilitirt werden! Gerade das Bewußtsein, sündig zu sein, so unendlich sündig zu sein, daß ihn keine irdische Macht erretten könne, dieses Bewußtsein, welches seiner Seele die Kleider der Hochfahrt abriß und sie in den Roth schleifte, dieses Bewußtsein der Verderbtheit gab dem Christen zugleich das Gefühl der Erhabenheit: denn wegen seiner Sünde war Gott Mensch geworden. Sollte nun Christus deshalb gestorben sein, damit dem Menschen die Sündlosigkeit, d. h. damit ihm Christi Leiden, sein Kreuz, sein Todesschmerz für ein Paar Silberlinge verkauft ward?

O nein, es galt, diesem Teufel gegenüber recht innig das Bewußtsein der angeerbten Sünde wiederzuerobern, einer Sünde, die durch kein gutes Werk, nur durch den Glauben an den Erlöser, durch die glaubensvolle Aneignung Christi weggenommen werden konnte. Neben der Rehabilitation der Sünde mußte also eine Wiederherstellung des Glaubens, eine Wiedereroberung des reinen Dogmas stattfinden. —

Die christliche Religion war ein Erzeugniß des politischen Umschwunges, welcher im Römischen Reiche, längst schon vorbereitet, mit Einführung des Kaiserthums ans Licht trat. Hatte nämlich bisher die Kräftigkeit, der männliche Stolz, der Freiheitsinn der Aristokratie eine Alleinherrschaft unmöglich gemacht, so war das Hervortreten einer einzigen Persönlichkeit, eines üppigen Imperators der Beweis dafür, daß eine gleichartige unterthänige Pöbelmasse entstanden, daß die Aristokratie, ihren männlichen Eigenwillen verlierend, zum Pöbel herabgesunken, daß sie fähig geworden war, das Unterthanenbewußtsein in sich aufzunehmen.

Da entstand das Christenthum als eine Religion des gemeinen Mannes, es entstand eine Religion, die dem Charakter der Zeit angemessen war, gleich wie den aristokratischen Verhältnissen der alten Welt aristokratische Religionen entsprochen hatten: in der alten Welt herrschte kein kaiserlicher Gott, göttliche Adelsgeschlechter nahmen die olympischen Sige ein; die genialen Götter-Aristokraten erkannten ihren Zeus, ihren Jupiter nur als Ersten unter Gleichen an, und spielten ihm oft genug hinterm Rücken die köstlichsten Streiche, um ihm zu beweisen, daß sein Wille sie Nichts scheere.

Als nun die Devotion des Pöbels zur Herrschaft kam, als der Pöbel seinen nivellirenden Repräsentanten als Kaiser auf den Thron setzte, war die neue Religion alsbald gefunden. Die Lieferung derselben

übernahm das Pöbelvolk der alten Welt, die Israeliten, ein Volk, welches, so lange es denken konnte, das Knechtsbewußtsein gehabt, welches seiner eigenen Sage nach nie die Kraft besessen hatte, seine Gesetze, selbst nur die unbedeutendsten Lebensregeln, aus sich selbst zu erzeugen, sondern seinen Moses hatte auf den Berg senden müssen, um die Gesetze direct aus des Gottes Hand zu empfangen; ein Volk, welches nimmermehr den Muth gehabt hatte, sich lebensvoll auszudehnen, sich in der Welt umzusehen und zu bewähren; ein Volk, welches nie in Adelsgeschlechtern geblüht hatte, sondern stets das Spielwerk von Tyrannen und Priestern gewesen war; ein Volk, welches sich daher auch stets vor seinem einzigen Gott, der keine anderen Götter neben sich duldet, niedergeworfen hatte.

Dies Pöbelvolk also, dies Volk der Knechte und Verworfenen, lieferte die Elemente zu der Religion des Pöbels, der Knechte und Verworfenen. Dies Volk lieferte den einigen Gott, es lieferte den Anlaß zu der Lehre vom Sohne Gottes, der Knechtsgestalt angenommen hatte, der sich nicht anders als Mensch hatte bewähren können, als indem er das Leben eines unterthänigen und demüthigen Kreuzsträgers auf sich nahm, der sich nicht anders zu empören gewußt hatte, als indem er sich von den Behörden ans Kreuz schlagen ließ, und den Tod eines Plebejers starb, der keinen großen Gedanken hatte zu Tage fördern können, als den einer seichten Liebe und als den Gedanken von der Seligkeit der Geistesarmuth: — das war eine willkommene Pöbelreligion: eine Religion der Willenslosigkeit, der Welt- und Lebensverachtung, des Schnippchens, welches man hinter dem Rücken der Dränger durch die Hoffnung auf den Himmel schlug.

Aber es dauerte lange, es dauerte keine kürzere Zeit, als das ganze Mittelalter hindurch, bis die Lehre von der Willenslosigkeit triumphirte. Eine neue Aristokratie erobernder Völker unterwarf den Pöbel des Römischen Reiches: und wenn sie auch keine Bildung mitbrachte, wenn sie sich auch an den Ueberresten Römischer Bildung nährte, wenn sie auch unter diesen Ueberresten die christliche Religion in sich aufnehmen mußte, so ließ sich doch der natürliche Sinn des mittelalterlichen Adels nicht so schnell durch die Pöbelreligion unterwerfen: es gelang ihm, auf einige Zeit dem höchsten Gott die ständische Repräsentation der Heiligen an die Seite zu setzen, es gelang dem lebenslustigen Adel des Mittelalters, auch die Lehre ständisch zu machen: daß die Pfaffen die Besitzer, die Ausleger, die Betrachter des Dogma waren, das sagte seiner religiösen

Bequemlichkeit zu: nun brauchte er sich nicht viel um das Dogma zu kümmern.

Man nahm es mit dem Gekreuzigten nicht so genau: man begnügte sich mit dem Factum, daß er gestorben: man stellte zwar die Cruzifixe an die Landstraßen, man heftete sich ein Kreuz auf den Rittermantel, man that dem Messias den Ehrendienst, sein Grab zu erobern, man verstand sich wohl auch zu dem Dienste des Christophorus und nahm das heilige Kind auf den Rücken, aber erst nach der langen Abspannung, welche das fünfzehnte Jahrhundert charakterisirt, und in welcher die Herrlichkeit des Adels unterging, gelang es der Reformation im sechszehnten Jahrhundert, das Kreuz von den Landstraßen in die Brust, von dem Mantel in das Herz, das Kind von dem Rücken in den Busen zu verpflanzen: denn die Muskeln wurden schlaff und trugen die Last nicht mehr. Franciscus Assisius hatte alle Wunden, alle Nägelmaße Christi an seinem Körper, jetzt kam die Zeit, wo die Wunden vom Fleisch in den Geist verpflanzt wurden.

Das hat es zu bedeuten, wenn Luther behauptete, er wolle die Zeiten des Urchristenthums zurückrufen. Er rief Nichts zurück, er machte die christliche Lehre erst rein und klar.

Sie hatte bisher mit der Welt gekämpft, sie hatte demnach im Papst ihren Generalissimus, in den Pfaffen ihre Truppen gehabt. Wenn sie siegte, so war Heer und Feldherr überflüssig, der Papst stürzte.

Das Mittelalter war weit davon entfernt, unter den Laien sogenannte denkende Christen zu besitzen. Der Laie war noch nicht so mit dem Dogma verwickelt, um es nicht gern zu sehen, daß ihm auf den Concilien durch Stimmenmehrheit entschieden wurde, ob Christus Homousios oder Homusios war, und daß der unfehlbare Papst ihn über, die unbefleckte Empfängniß Mariä aufklärte. Die Grübeleien über das Dogma war das Privilegium weniger Auserwählten: das waren die Doctores irrefragabiles, die Angelici, die Aristotelicorum Aristotelicissimi, die Fundatissimi, die Solidi, die Solennen, Seraphischen, Subtilen, die Herren de penna forti, die Stupores mundi, welche über Alles Auskunft zu geben wußten, qui omne scibile discutiebant.

Nunmehr wollte Jeder ein Doctor fundatissimus sein, der über seinen Gott und über seines Gottes Sohn die triftigste Auskunft zu geben wisse. Die Reformation gab jedem Christen die Bibel in die Hand, sie machte den denkenden Geist des Bibellesers zum Richter, welche Sägung göttlich, welche Menschenwerk sei: sie dachte nicht daran,

den Menschen vom Dogma frei zu machen, sondern sie wollte ihn nunmehr dahin bringen, durch innerliche Arbeit ein Knecht des Dogmas zu sein, durch geistige Erringung sich dem Dogma anzueignen. —

Gleich dem Dogma war die Moral im Mittelalter ständisches Privilegium. Der Laie genoß der Welt, und die strenge Moral schlug in der Wüste, auf den Säulen, in den Klöstern ihren Sitz auf. Man freite, und bewunderte den Mönch, der sich geistig castrirte. Man ergözte sich seiner ritterlichen Schönheit, und überließ es dem Pfaffen, ein demüthiges und abgehärmtes Antlitz zur Schau zu tragen. Man schwang das Schwert, und ließ den Pfaff gegen seinen eigenen Körper die Geißel schwingen. Man sündigte, und beichtete und ließ sich absolviren: die Beichte vertrat die Stelle der moralischen Grundsätze: man handelte gewissenlos, denn der Beichtwater war das Gewissen außer dem Christen.

Aber die Vertreter der Moral emancipirten sich von ihr, die Privilegirten der christlichen Sittlichkeit verfielen in Unfläthereien. Die Pfaffen wurden freie Laien in der Moral, was half's, da mußten die Laien selber moralisch werden!

Papst Innocentius VIII. rühmte sich öffentlich seiner sechszehn Hurkinder. Wer kennt nicht die genialen Verbrechen Alexander's VI., seine Betrügereien, mit denen er Christum verkaufte, weil er ihn selber erhandelt.

Vendit Alexander claves, altaria, Christum,
Vendere jure potest, emerat ipse prius.

Der Autor des Buches de vita et honestate Clericorum fand die Worte des Hieronymus erfüllt: es ist keine Bestie auf der Welt so grausam, als ein böser Priester. Die Clerisey wäre aller Bosheit voll. Die heutige Clerisey, sagte derselbe Autor, ist ärger als jene Heuchler, welche, ob sie wohl die gottlosesten Leute sind, doch ihre Dinge verstopfen thun. O, wenn's nur noch so ginge, daß sie vor den Leuten gerecht schienen, damit diese sich nicht an ihnen ärgerten. Aber sie schämen sich noch viel weniger als die Laien, und rühmen sich noch ihrer Sünden. — Ein anderer Autor schrieb: Zu diesen greulichen Zeiten sehen wir solche Leute über die Kirche herrschen, die weder Wissen noch Gewissen haben, und als unvernünftige Thiere weder Gott noch Menschen scheuen. — Johann Gayler Kalfersberg nannte die schwarzbekleideten Mönche Teufel, und die weißen des Teufels Großmutter, die Franciscaner nannte er Galgenstricke. — Ein Abt, der eine Jungfrau zu Fall gebracht hatte,

und ihr nicht genug geben wollte, berief sich auf eine Regel, die er in seinem Orden hätte, daß ein Mönch in solchem Fall nicht mehr als zwanzig Gulden geben sollte.

Es war also klar, der Late mußte selber moralisch werden: er durfte sich nicht mehr damit begnügen, die dogmatischen und moralischen Grundsätze in den Fingern zu haben, mit denen er den Rosenkranz abpflückte, in den Füßen, welche auf Wallfahrten sich rührten, in dem Beichtvater, der von Sünden lossprach, in dem Groschen, der den Ablassschein löste; — nein, wie die Wunden Christi in den menschlichen Geist übergingen, so zog das Gewissen in den Sinn des Menschen ein, und legte ihm das Gesetz eines moralischen Wandels auf.

Der moralische Stand stürzte, die Beichtstühle verschwanden: das christliche Herz mit seinen Eingebungen, seinen inneren Stimmen, nahm jetzt die Stelle des Beichtvaters ein. —

Die reine Lehre und der denkende Christ, die Moral und das christliche Herz traten zwar im Anfang gemeinsam gegen das Papstthum auf. Als aber das Dogma Geltung erlangt hatte, zeigte sich die Feindschaft dieser vier Elemente.

Die Lehre ist das Element des Pöbels. Die Moral ist das Element des Gesinnungsvollen. Denken und Fühlen sind Besitz des Ichs.

Der Pöbel will ein allgemeines Gesetz, ein Dogma, in dem er sich ein Ganzes fühle: die Faulheit des Pöbels begünstigt die Stabilität, die Starrheit des Dogma, wie denn auch im Namen der allgemeinen Geltung des Dogma verlangt werden muß, daß der Einzelne so wenig wie möglich bei demselben eigene Gedanken habe, daß er sich mit den Worten begnüge.

Die Gesinnungsvollen erstreben eine Anwendung der Lehre; ja, sie machen die Praxis, die Bethätigung zur Hauptsache, und verlangen gar, daß sich das Dogma den Bedürfnissen der Zeit gemäß wandle, vervollkomme, sie verlangen den Fortschritt. Der Gesinnungsvolle ist zwar legal, er will Dogmen, aber er weiß stets an den bestehenden Dogmen zu mäkeln.

Er mäkelt auch an den Menschen, nicht des Unglaubens, sondern der Unsitte wegen. Er befindet sich in dem Irrthum, als ob das Dogma angewandt werden könnte, und dieser Irrthum drängt ihn stets zu dem tristen Ausruf: ach Gott, die Menschen sind noch immer nicht so weit, um die Lehre praktisch ins Leben einführen zu können. Mit

diesem Ausruf verlangen die Gesinnungsvollen etwas Unmögliches, sie verlangen, was nicht einmal die Lehre ernstlich verlangt. Die Lehre will nur anerkannt sein, sie hat vor Allem ein theoretisches Interesse, und nimmt nur ein solches in Anspruch. Daß sie angewandt werde, ist nur eine Scheinforderung. Eine Anwendung der Lehre fordern, heißt ja die Lehre zum Werkzeug machen, heißt den Willen zum Richter über sie machen. Das Wollen aber, wenn es wahr und echtes Wollen ist, hat eine stolze und herrische Natur: wo das Dogma als Gesetz herrscht, da verlangt es, daß sich der Wille des Einzelnen ihm gegenüber als sündig, als verbrecherisch fühle; das Dasein einer gesetzlich herrschenden Lehre ist nur ein Symptom für das Dasein des sündigen Bewußtseins, nur ein Zeichen, daß die Lehre im Leben nicht angewandt ist. Die strenge Lehre Luthers von der Rechtfertigung durch den Glauben setzte die sittliche Handlung zur vollständigen Unbedeutendheit herab.

Mußte nun also der Gesinnungsvolle, wenn er nach der Praxis der Lehre strebte, aus dem Pöbel heraustreten, und in eine gegen die Lehre kämpfende Stellung versetzt werden, mußte er schon das Dogma profaniren, so nährte die Reformation noch mehr in dem denkenden Christen die Schlange an ihrem Busen. Unterwirft sich auch das Denken zuerst der Lehre, so wird es doch bald erkennen, daß es eigene Gesetze sind, nach denen es agirt. Wo aber Gesetze sind, da streben sie nach anerkannter Herrschaft. Die Gesetze des Denkens werden also den Denkenden zwingen, gegen das Gesetz der Lehre aufzutreten. Und eben weil das Denken allgemeine Gesetze hat, so wird es propagandistisch sein, es wird sich nicht damit begnügen, den einzelnen Denker unabhängig zu machen, nein, es wird den Denker zwingen, mit der größten Intoleranz auch Anderen jene Unabhängigkeit plausibel zu machen.

Endlich das Herz ist das Eigenste, was der Mensch besitzt: es hat keine Gesetze, sondern Anregungen, Wallungen, Bedürfnisse, Eingebungen. Das christliche Herz ist der Feind des christlichen Dogma, des christlichen Denkens, der christlichen Moral. Ist es nicht genug, daß Christus in ihm wohnt, es inspirirt, mit lieblichen Ahnungen, mit schmerzlichen Bedürfnissen erfüllt? Was kümmert sich das christliche Herz um die abstracten Grundsätze der Moral? Der liebende Sohn Gottes, den es in sich verschlossen hält, leitet es ja. Wie können dem Herzen die kalten Gesetze des Denkens zusagen? Die Vernunft ist ein

kalt, berechnend Ding, sie vermag das Blut nicht schneller in den Adern umzutreiben: die Vernunft will begreifen, und ist daher den Entzückungen einer plötzlichen Ahnung, einer visionären Vernehmung unzugänglich: Die Vernunft unterwirft Dich ihren Gesetzen, und will von den regellosen Bedürfnissen des Herzens Nichts wissen. Durch das Herz jedoch bin ich einzig, und weil ich das bin, so fragt mein Herz nach der ganzen Welt Nichts, es kennt kein Gesetz und macht keine Proselyten: das Herz überwindet Welt, und Lehre, und Moral, und Vernunft.

Die vier Elemente der Reformation traten also bald nach Beginn derselben aus einander.

Die Lehre, das Allgemeine, d. h. das Böselhafte, inthronisirte sich als Bekenntnisschrift. Ihre Worte machte sie zur Hauptsache, und erkannte es geradezu an, daß sie nicht angewandt sein wolle; denn sie verkündete, daß nicht der aus Willen und Absicht hervorgehende Wandel, sondern der Glaube das Christliche, das Erlösende sei, womit sie nur aussprach, daß die große Masse wohl unterthänig einer Autorität sich beugen, aber nicht selbstständig handeln könne. Ja, ein heiliger Wandel war der Lehre verdächtig, er schien ihr zu verrathen, daß der Sittliche auf den vergänglichen Lebensstand, auf das menschlich-elende Handeln zu viel Werth lege, hinter einem unsträflichen Leben witterte sie Ketzerei.

Die christliche Böselherrschaft der neueren Zeit documentirte sich durch die Herrschaft des stabilen Bekenntnisses. Dies Bekenntniß fand seine Beamten: die Orthodoxen waren stets die Blüthe des Böfels, sie befriedigten das Bedürfniß der Masse, sie repräsentirten seine Scheu vor Auszeichnung, vor Gedanke und Gefühl, sie waren stets von roher Philisterhaftigkeit, von imperatorischer Intoleranz, von bornirter Pfiffigkeit, die sich um die Auslegung eines Wortes stritt.

Gegen die Oberherrschaft der hauptsächlichlichen Lehre vermochten sich die Bestrebungen der Moral, des Denkens und des Herzens nur als sectirerische zu erheben. Die Reformation erzeugte Ketzereien, die theils gegen das stabile Phlegma der Lehre in das Leben praktisch eingreifen, die Verhältnisse, die Einrichtungen verändern, ja umstoßen, theils der Vernunft eine Stimme geben, theils das innere Licht, die Offenbarungen des Herzens als allein berechtigt anerkennen wollten.

Die Geschichte der protestantischen Bekenntnisse wird nichts Anderes sein, als die Darlegung, wie jene vier Elemente mit einander kämpften.

Ich will hier nur den Abriss einer Periode aus der Kirchengeschichte geben; daß mit den dogmatischen Entwicklungen die politischen Hand in Hand gingen, dies zu zeigen gehört nicht in meinen Plan. Ein Jeder weiß, daß das Aufkommen der reinen christlichen Lehre mit der Untergrabung der mittelalterlichen Aristokratien zusammenfällt, und daß es den Beginn der modernen absoluten Herrschaften bezeichnet.

Zweites Capitel.

Die Freiheit des Christenmenschen nach Luther und Melanchthon. Carlstädts Erleuchtung und Opposition gegen das Bestehende. Luther, der Beamte des Dogmas. Andreas Bodenstein, unverhört und unüberwunden durch M. Luthern vertrieben. Der Doctor Theologia und Reber Andres. Die Bauern zuerst Theologen, dann meineidige Räuber. Die Wiedertäufer bei Melanchthon; ihr diesseit-jenseitiges Leben. Der wartende Glaube. Das lebendige Wort und der lebendige Tempel Gottes. Die Kindertaufe und die Wiedertaufe. Der Ernst der Religion. Der Mensch als Phrase. Der Sinn als Unsinn.

Ein Christenmensch, sagte Luther anno 1520 in seinem Büchlein von der Christlichen Freiheit, sei ein Herr aller Dinge und Niemandem unterworfen.

Der gemeine Mann wurde durch die Reformation emancipirt. Als der hochmüthige Eck in einer Streitschrift gegen Melanchthon schrieb: „er könne zwar gut Griechisch und Lateinisch, aber doch sei er nicht werth, daß ein Theologus mit ihm in der Theologia disputirte“, antwortete Melanchthon: „Daß er mich so dumm hält, als daß ich etwas aus der Theologia tractiren könnte, verdreust mich nicht: wenn er nur zuläßt, daß auch die gemeinen Christen etwas von gottseligen Fragen sich unterreden dürfen.“

Damals also war man weit entfernt, sich darüber zu streiten, ob die theologia ein habitus theoreticus oder practicus oder practico-theoreticus sei. Auf den Universitäten neigte sich die Schultheologie zum Fall. Schon 1518 schrieb Luther an G. Lange: „Unsere Theologie und der heil. Augustin gehen frisch fort und herrschen in unserer Universität. Man sieht einen großen Eckel vor der Schul-

theologie des Lombardi, es kann auch keiner Zuhörer hoffen, der nicht die Theologie, d. i. die Bibel und den Augustinum oder einen anderen ansehnlichen Kirchenlehrer profitiret.“

Und wie Luther sich auf das Recht seines Urtheils, welches durch das Studium der Bibel gebildet und in dem Verständniß derselben erfahren sei, berief, als er die Reformation begann, so wollte er überhaupt das Recht der einzelnen Seele anerkannt wissen. „Gott“, sagte er im ersten Theil der Kirchenpostille, „Gott hat nichts von Kirchen, sondern allein von der Seelen geboten, welche seine recht eigentliche Kirchen sind, davon Paulus 1. Cor. 3, sagt: Ihr seid Gottes Tempel der Kirche . . . Es wäre besser, daß man alle Kirchen und Stifte in der Welt auswurzelte und zu Pulver verbrennte, wäre auch weniger Sünde, ob's auch Jemand aus Frevel thäte, denn daß eine einige Seele in solchem Irrthum verführet wird“ (als ob man durch Capell- oder Altar- oder Messe-Stiften heilig würde).

Und wußte nicht Luther mit der Verantwortlichkeit seines eigenen Urtheils kräftig genug zu handeln? Verbrannte er nicht die päpstliche Bulle nebst dem canonischen Rechte? Verwarf er nicht zu Worms alle äußere Autorität, indem er sich nur auf vernünftige Widerlegung einlassen könne?

Aber bald sollte seine Intoleranz gegen die Praxis, die ihm zu weit zu gehen schien, offenbar werden. In seinem Kampf gegen Carlstadt, gegen Münzer und gegen die aufrührerischen Bauern sollte ein Vorbild für den Streit der Lehre mit der Moral aufgestellt werden, ein Vorbild auch des Streites des Dogmas mit dem erleuchteten und enthusiastischen Herzen.

Carlstadt wurde anfänglich von Luther hochgehalten, und als der „vornehmste Vertheidiger der reinen Theologie“ gepriesen: in der Widmung des Commentars über die Epistel an die Galater nannte Luther ihn seinen praeceptorem und majorem in Christo. Melanchthon wußte anfänglich zu sagen, daß Carlstadt ein redlicher Mann und von ungemeiner Gelehrsamkeit sei (vir bonus, rara doctrina et plane nonnihil extra vulgi aleam eruditus). Wie wurde nun dieser Mann zu einem „wilden Menschen, ohne Verstand, ohne Gelehrsamkeit, ja ohne sensu communi, und der kaum seine fünf Sinne brauchen können?“ denn nicht anders wußte ihn Melanchthon später zu beschreiben!

Als Luther auf seinem Bathmos, der Wartburg, saß, schien Carlstadt das Werk der Reform auf sich nehmen zu wollen. Er machte in

Elle praktisch, was Luther gegen das Gelübde der Keuschheit geschrieben hatte, er heirathete. Und was Luther gegen die Messe, gegen das Abendmahl in einer Gestalt geredet und gelehrt, dem konnte er nicht schnell genug die äußere Bewährung ertheilen. Auf sein Betreiben wurde in Wittenberg die Privatmesse abgeschafft, das Abendmahl unter beider Gestalt gehalten, die Ohrenbeichte, das Gebet an die Heiligen, der Unterschied der Speisen aufgehoben, die Gemeinde von dem Anblick der päpstlichen Bilder befreit. Das Alles vollbrachte Carlstadt mit des Churfürsten und drei seiner Rätthe Genehmigung und Vorwissen, er vollbrachte es mit des bürgerlichen Rathes Beihülfe, mit der Theologen Justus Jonas, Melanchthon und Ambsdorff und mit der Juristen Schurfus, Dolcius Billigung.

Hatte das also das Ansehen der Anarchie? War das Grund genug, daß Luther sein Asyl verließ? Daß er eine Woche hindurch gegen das neue Wesen in Wittenberg predigte? Daß er von der Kanzel herab erklärte: „wenn es nicht ein so böß Ding wäre um die Messe, wollte ich die wieder aufrichten!“ Daß er das Abendmahl unter beiderlei Gestalten eine „nichtswürdige Sache“ nennete? Was berechtigte Luther zu der Behauptung: „Wo bleibt die Ordnung? denn das Alles ist in einem Frevel geschehen, ohne alle Ordnung, mit Aergerniß des Nächsten?“

Indem wir die Antwort auf diese Fragen suchen, wird uns zugleich die Deutung der Erscheinung, daß Carlstadt kraftlos vor Luther zusammenfiel, entgegenkommen.

Carlstadt zerstörte nicht in dogmatischem Eifer, sondern aus Fanatismus gegen jedes Dogma: er holte sein Recht nicht aus einem Lehrsatze her, sondern aus den Eingebungen des Herzens, für welches jede Schranke zu enge, jede Institution eine Last, jede in der Gesellschaft sich festsetzende Schöpfung ein Zeugniß der Unfreiheit ist. Sein oberster Satz war der von der inneren Erleuchtung. Denn also heißt es in seiner Schrift „Glaubensspiegel, wie sich der Glaub' und Unglaub' gegen dem Licht und Finsterniß, gegen Wahrheit und Lügen, gegen Gott und Teufel halten:“

„Es ist ja ganz unmöglich, daß einer Gottes Freund oder Sohn werde ohne die inwendige und himmlische Offenbarung Gottes, als wenig das geschehen mag, daß einer äußerlich Gottes Wort annehme und für ein Wort des Bräutigams der Fröhlichkeit, des Trostes und ausgestreckten Lust hält, wenn sich Gott nicht zuvor mit seinem hellen und lichten angehenden Strahl offen-

bart, so viel, daß er hören kann, wer Gott ist, was er ist, was er will.“

Die geistige Freiheit, welche Carlstadt lehrte, diese Freiheit, welche nur die Erleuchtung des eigenen Herzens kannte, welche kein anderes Gesetz hatte, als den im Herzen wohnenden, redenden, sich offenbaren den Christus, macht fanatisch, denn sie vereinzelt den Inspirirten, sie setzt ihn der ganzen Welt gegenüber, sie tränkt ihn mit dem Egoismus der Absonderung und der zerstörerischen Weltverachtung.

„Ich bin,“ schrieb Carlstadt in seiner Abhandlung von beiden Gestalten der heiligen Mess, „ich bin Christi und soll taube und geschlossene Ohren haben zu allen Reden, Lehren und Buchstaben dieser Welt. Darum, daß ich mit Christo todt bin und der Welt Narr und Kreuz bin und wiederum, daß mir weltliche Lehr nicht allein todt, sondern auch ein Kreuz ist. Ich danke Gott seiner Gnaden, daß er mir aus Gnaden weltlich Gesetz herb und bitter gemacht hat.“

Und in seiner „Erklärung über Mathäus 18“ heißt es: „Des sollt ihr gewiß sein, wo ihr nicht verwandelt und umgekehrt werdet und alle fleischlichen Affecten ableget und alle Art, Eigenschaft und Einfältigkeit eines Kindes annehmet, so werdet ihr nicht Christen sein, Christus wird nicht regieren in euch, sein Reich auch nicht in euch sein.“

Der Egoismus der Erleuchtung konnte nur mystische Lehren über den Glauben austossen, aber nicht bis zur Glaubenslehre fortgehen: „der Glaube,“ liest man in Carlstadt's Glaubensspiegel, „hat hitzige große Lust zu dem ungeschaffenen Licht; das ewige Licht nimmt er an, er liebet's fest und belustiget sich daran, doch mit ausgestreckter Lust, und hat eine unsägliche Fröhlichkeit im Licht. Wiederum der Unglaube speit das ewige Licht aus und nimmt es nicht an, viel weniger hat er Liebe und Lust und Fröhlichkeit in dem ungeschaffenen ewigen Licht. Der Glaube klebet am Licht mit hitziger Begierde, geschwindem Willen und ausgegossenem Leben. Darum hasset der Glaube die Finsterniß und lebet nicht in Finsterniß, wiewohl er Finsterniß leiden muß, jedoch gehet er nicht in Finsterniß, d. i. er setzet weder Gedanken noch Willen in Finsterniß.“

Und so war es denn auch Carlstadt zuwider, in dem Abendmahl ein Sacrament, eine zwingende Glaubens-Institution zu sehen. Das Abendmahl war nach seiner Meinung eine Gedächtnißfeier zur herzlichsten Betrachtung des Todes Christi. Erklären, daß man hier den Leib

Christi zur Vergebung der Sünden esse, hiesse das nicht erklären, daß das Fleisch etwas nütze sei, und sollte denn nicht das Fleisch ein Raub des Todes sein? Den Christen aber zum Abendmahl zwingen, hiesse das nicht das Herz seines Privilegit, der echte Sitz Christi zu sein, berauben? „Ich weiß wohl,“ sagte daher Carlstadt in seinem Büchlein von beiden Gestalten der heiligen Mess, „daß du dein Lebtag ohne das Sacrament bleiben mögest und daß keiner darzu gezwungen ist, daß er das Sacrament eines oder oftmalß nehmen soll, wenn er sonst festiglich in der Zusage Christi stehet und verharret.“

Das erleuchtete Herz Carlstadt's erhob sich auch gegen allen Tand der Gelehrsamkeit, gegen alles Studiren, Facultäts-, Universitäts-, Doctor- und Prädicanten-Wesen. Sei doch damit zufrieden, ein Priester vor Gott zu sein. „Ein liebevoller Erkenner Christi (heißt es in Carlstadt's Schrift vom Priesterthum und Opfer Christi) ist in dem schon zufrieden und gerechtfertiget, daß er an Christum sieht und in Christo erkennt, daß Christus ein solcher hoher Gott, behägliches Priester und Opfer ist, daß er alle Sachen der Seinen vor Gott trägt. Darum hält er sich an Christum mit ernstlicher Annehmlichkeit und gehet durch Christum zum Vater. Christus ist mit seiner Liebe bereit, seine Güter dem freundlichen Erkener mitzutheilen und giebt auch seine priesterlichen Schätze, Zierung und Geschmuck milddiglich hin, und macht also alle Glaubige (so Christum annehmen, d. i. lieben und bekennen) zu Priestern: Daß sie vor Gottes Augen ohne Gefährden bestehen mögen als angenehme Söhne Gottes und Brüder des, der den höchsten Priester figuriret hat: Das ist, daß sie sagen, du hast uns zu Priestern gemacht, vor Gott fröhlich und unsträflich als du bist.“

Wie Carlstadt im Jahre 1522 als Decan zwei Doctoren machen mußte, enthielt er sich nicht, auf der Stelle gegen diesen Actum zu protestiren: er thue mit Wissen unrecht, daß er um zwei Gilden willen promovire, es erhelle ja aus Matth. XXIII. klar, daß Niemand solle Meister heißen.

Seiner Opposition aber gegen weltliche Einrichtung, Unterschied und Ungleichheit gab Carlstadt von vornherein dadurch den strengsten Ausdruck, daß er den bürgerlichen Bau an seiner schwächsten Stelle angriff, am Eigenthum, er gab anno 1522 die Schrift heraus: von Abthung der Bilder und daß kein Bettler unter Christen sein soll. —

Luthern erschien die Basis, auf der Carlstadt mit seinem Denken und Handeln stand, als „nichts würdig,“ und wie Luther im Teufel die

verkörperte Selbstsucht sah, so nannte er, was ich an Carlstadt als Egoismus bezeichnet habe, „Teufelsalfanzerei.“ Luther hatte kein herzliches, sondern ein theoretisches Interesse, ihm lag weniger an der Glaubensseligkeit des Einzelnen, als an dem allgemein herrschenden Dogma.

Carlstadt war ein Revolutionär, Luther ein Reformator: Carlstadt schwelgte in seinem einzigen Christus, Luther war ein Knecht der Lehre; Carlstadt war ein Stylit, Luther war ein Beamter der Masse; Carlstadt war ein Verkündiger des Todes, Luther wollte der Masse im Namen der die Herrschaft erstrebenden Lehre neue Glaubensformen, neue Glaubensinstitutionen geben; Carlstadt konnte sich nur auf sein Ich berufen, Luther konnte sich auf die Masse stützen; darum mußte sich Carlstadt zurückziehen, und Luther behauptete das Schlachtfeld.

Indem Carlstadt alles Licht und Feuer des Christenthums auf den Heerd seines Herzens concentrirte, alle Lehren des Christenthums in den visionären Stufen, die der Geist Gottes ihm vernehmen ließ, zusammenfaßte, war er ein Mittelpunkt ohne Peripherie, er konnte eben nur gegen die Einrichtungen des Papstthums fanatisch einstürmen, er konnte sie durch einen Ruck umzuwerfen hoffen, wie sein ganzes Glaubenswesen in rückweisen Offenbarungen Gottes seine ausgezeichneten Erlebnisse hatte: Luther aber theoretisirte; er wollte das Papstthum theoretisch überwinden, und das drückte er in seinen Predigten gegen Carlstadt so aus: „Ich habe allein Gottes Wort getrieben, gepredigt und geschrieben, das hat, wenn ich geschlafen habe, wenn ich Wittenbergisch Bier mit meinem Philippo oder Amsdorf getrunken habe, also viel gethan, daß das Papstthum also schwach worden ist, daß ihm noch nie kein Fürst noch Kaiser soviel abgebrochen hat. Ich habe Nichts gethan, das Wort hat es alles gehandelt und ausgerichtet.“ Und wie er nun in dem Worte, in der Lehre eine höhere Macht über ihm erkannte, eine Macht außer ihm, deren Werkzeug und Knecht er nur sei, so wollte er auch, daß diese Macht sich in neuen Institutionen neuen Ausdruck gebe, in Institutionen, denen sich die Menschheit dann wieder allgemein zu beugen hätte. Eine solche Institution war ihm das Sacrament des Abendmahls, bei welchem der unwürdige Christ des Erlösers Leib wirklich speise: darum nannte er Carlstadt's Abendmahl, welches weniger heiliges Sacrament als eine Bedürfnissache des Einzelnen sein sollte, ein nichtswürdig Ding.

Jetzt ist es auch klar, was Luther meinte, wenn er Carlstadt's Thun ein ordnungsloses, ein frevelhaftes, ein ärgerliches hieß: es war eben kein dogmatisches. Jetzt können wir auch erweisen, daß es nicht Neid noch Angst von Luther war, als er sich in einem Schreiben an Casp. Guttelius darüber beschwerte, daß Carlstadt „seine Auctorität unterdrücken wolle:“ er vermerkte es hier eben nur übel, daß Carlstadt sich gegen jede Auctorität, gegen jede Macht außer ihm auflehnte.

Carlstadt mußte sich vor Luther, das einzige Ich mußte sich vor der Macht der Lehre zurückziehen; er zog nach Orlamünde, wohin ihn die Bürger zum Pfarramte berufen hatten. Aber Luther sollte ihn auch hier die Wucht und Hitze eines Beamten des Dogmas fühlen lassen. Als nämlich Carlstadt mit ihm eine Conferenz über ihren Streit in Jena zu halten wünschte, fuhr Luther dorthin, predigte am 22. Aug. 1524 gegen die neue Lehre, und ließ sich hernach mit Carlstadt im Gasthof zum schwarzen Löwen in eine Disputation ein, bei welcher es hitzig herging. Luther nannte die Orlamünder irrige und schwärmerische Geister, er nannte Carlstadt einen Mann, der hoch herfahren und allein erhaben und gesehen sein wolle. Und da sich Carlstadt dazu erbot, Luthern öffentlich zu widerlegen, bestärkte ihn dieser, er solle es nur thun, und er wolle ihm einen Gulden dazu schenken: nehmt hin, rief er, und greift euch tapfer an, frisch auf mich: worauf Carlstadt den Gulden nahm und Luthern die Hand drauf gab, und sie auch ihr Abkommen mit Trunk und Bescheid bekräftigten. Die Orlamünder aber richteten ein Schreiben an Luther, worin sie ihm seine Heftigkeit und sein Schelten vorwarfen, so wie von ihrem Glauben Rechenschaft zu geben versprochen; den Brief überschrieben sie, „dem christlichen Lehrer Martino Luthero unserm Bruder in Christo.“ Doch diese Aufschrift gefiel Luthern gar übel: deutete sie doch auf große Hochfahrt, die dem Nächsten sein Unterschied und Ehr rauben wolle und respectwidrig war gegen die Auctorität der dogmenkundigen Facultäten: hatte doch auch Luther die Worte, welche Carlstadt bei jener Promotion als Decan gesprochen, als greuliche und gotteslästerliche (*sacrilegas voces*) verdammen müssen. Drum fuhr er die Orlamünder, als er am 24. August alsbald zu ihnen kam, so an: „Ihr habt mir einen Feindsbrief geschrieben, ihr gebt mir meinen Titel nicht, den mir doch etliche Fürsten und Herren, die meine Feinde sind, geben.“ Nun wollte ihm der Carlstadt in Orlamünde brüderlich entgegenkommen; lieber Herr Doctor, sagte er zu ihm, könnt ihr's leiden, so empfehe ich euch. Luther darauf: Nein, ich kann's

nicht leiden, Ihr seid mein Feind, und habe Euch einen Gulden drauf gegeben. Ja, als Carlstadt das Verlangen blicken ließ, er möchte wenigstens dem Gespräch Luthers mit dem Rath zuhören, rief dieser dem Knechte zu: Spann an, spann an; ich hab mit Carlstadt Nichts zu thun, will er nicht hinaus, so will ich fahren. Und da mußte Carlstadt weichen, aber Luther richtete Nichts mit dem Rathe von Orlamünde aus. — Doch er redete mit seinem Fürsten Johann Friedrichen, zeigte ihm Carlstadt's Frevel an, Carlstadt ward des Landes verwiesen, und was er zurückließ, war ein Schreiben an die von Orlamünde, darin er sich unterschrieb: „Andreas Bobenstein, unverhört und unüberwunden durch M. Luther vertrieben.“

Nach mancherlei Fahrten kehrte Carlstadt im folgenden Jahr in Sachsen zurück, und ließ sich zu Kemberg nieder, nicht aber, ohne zu versprechen, daß er weder predigen noch schreiben wollte. Und da war's denn recht ärgerlich, daß er seinen Doctortitel so wenig respectirte, sondern ein Klipkrämer wurde, gebrannten Wein, Pfefferkuchen, Spiegel, Kessel und dergleichen zu Kauf hatte, zu Zeiten Holz aus dem Walde holte, und gen Wittenberg zu Markte führte, auch wie andere natürliche Bauern sich kleidete, in einem groben Bauernrock einherging, umgürtet mit einer alten rostigen Wehr, in einer zerrissenen, löcherichten Scheiden, und mit einem groben Baurenfilz auf dem Haupt, wollte auch nicht anders genannt sein als Neber Andres, d. i. Nachbar Andreas. Da schrieb denn der Doctor Martinus Lutherus von ihm: „Was dünkt's Dich, ist's nicht eine feine neue geistliche Demuth, grauen Rock und Filzhut tragen, nicht wollen Doctor heißen, sondern Bruder Andres und lieber Nachbar, wie ein anderer Bauer, dem Richter zu Kemberg unterworfen sein und gehorchen, wie ein schlechter Bürger?“

Ja wohl, Luther wußte es recht, daß seine Vergangenheit, seine Ehren, seine Stellung aufgeben, und sich mit der Masse gleichstellen, kein Verschwinden in der Masse sei, sondern ein Sonderlingsbetragen und Herfürtragen; der Mann Gottes wußte es, daß die arme thörichte Masse ihre Herren und Professores haben müsse, welche Gesetz und Lehre weise erkennen und bedienen, Luther hatte Sinn für gesellschaftliche Einrichtungen und Gliederungen, in denen sich zu bewegen das allein bescheidene, wenigstens das den Anschauungen des Pöbels angemessene und also pöbelhafte Betragen ist, Luther erkannte das Vernünftige im Wirklichen und behagte sich nur, wenn er das Vernünftige zu Wirklichkeiten, z. B. die Lehre zu Bekenntnissen, den Glauben zu allerheiligsten Sacra-

menten umwandeln konnte, Luther wußte, was es hieß, Doctor sein. Und Carlstadt war ein armer Schwarmgeist, von dem wir aber einen recht rührenden Brief haben, den er aus Kemberg an Schwencfelden schrieb: „daß sich kein Mensch seiner erbarmte, er müßte alle das seine verkaufen, Betten, Kleider, Schlüssel und Kannen, und was er noch von Hausrath hätte. Das wüßten sie alle, und hätten doch kein Mitleiden mit ihm, sähen noch wohl dazu gerne, daß er und seine Kinder Hungers stürben.“ Und er beklagte sich, daß er aus Armuth seine hebräische Bibel verkaufen müssen.

Luther erblickte überall Unordnung, wo der Mensch sich nicht mit der Lehre begnügen, sondern aus eigener Kraft und praktischem Antriebe handeln wollte. Daher sein Brandbrief gegen die aufrührerischen Bauern.

Raufkerus erzählt in seinem *Chronicon generale* von einem Viehhirten in Franken, daß er angefangen habe im Jahre 1476 die Priester bei den Leuten verhaßt zu machen, hingegen selber ein unschuldig Leben geführt, das Leben der Edelleute und Pfaffen als gottlos ausgerufen, den Zoll für unzulässig, Erde und Wasser für gemein gehalten. Er habe auch solchen Zulauf erhalten, daß oft an Festtagen in die 3000 Leute aus fernen Orten zusammen gekommen, bei welchen er viel wider die Clerisey geredet, bis ihn der Bischof von Würzburg festmachen und lebendig verbrennen lassen.

Und das folgende Jahrhundert sah von Anfang an die Bauern sich regen: so errichtete das Landvolk um Speyer im Jahr 1502 den Bundschuh, und der arme Gung war anno 1514 ein rüstiger Anführer der Württembergischen Bauern, vor denen Herzog Ulrich entweichen mußte.

Dreißig Artikel, welche die Bauern im Jahre 1521 beschworen, waren ganz theologisch, und konnten Luthern nur gefallen: sie waren überdies den Bauern von einem Edelmann, Ulrich von Hutten, eingegeben, und man fand daher in ihnen Nichts von mißliebigen Haß gegen die gestrengen weltlichen adeligen Herren.

Die Bauern schwuren unter andern, „daß sie hinfort die Pfaffen, wie sie jetzt leben, nicht geistliche Väter, sondern fleischliche Buben nennen wollen; daß sie hinfort der Pfaffen Bann gleich achten wollen, als ob sie eine Gans anbliese; daß sie hinfort an keine Stiftung, Bruderschaft, Wallfahrt, Kirchenablaß oder dergleichen einen Pfennig geben

wollen; sie schwuren eine ewige Feindschaft den geistlichen Rechten, päpstlichen Bullen und Briefen und allen denen, die sie umföhren, ausgeben oder über ihnen halten und sie beschirmen; sie wollten sich fortan kein Gewissen drüber machen, ob sie genugsamlich verursacht einen Pfaffen oder Cleriker schlugen oder träten; sie schwuren, einem jeden Bettelmönch, der ihnen einen Käse abfordere, einen vierpfündigen Stein nachzuwerfen; in ihrer Behausung keinen Mönch zu lassen, und ob einer unversehener Sache darcin käme, ihn auszujagen und ihm mit Besen bis über die Thürschwelle nachzukehren, jeden Offizial oder Sendpfaff, der zu ihnen käme, mit Hundten auszuhezen, und von den Kindern mit Roth bewersfen zu lassen; keine Bildniß fortan mehr, sie seien von Stein, Holz, Gold, Silber oder wie gemacht, sondern allein Gott im Geist anzubeten und ihm zu dienen; ob ihrer einer einem geizigen, ungeistlichen Pfaffen Etwas nehmen oder entfremden möchte, das wollten sie so für Sünde achten, als hätten sie auf einen Würfel getreten.

Bald aber wurden die Bauern praktischer. Von einer gemeinen Bauersfrau bei Straßburg mußte Jemand die hochfährigen Worte vernehmen: „wir auf den Dörfern werden auch bald auf Pantoffeln gehen.“ Die Bauern setzten ihre zwölf Artikel auf. Sie nahmen das Recht in Anspruch, das Evangelium zu hören und einen Pfarrherrn zu wählen; sie wollten, daß der Zehnte dem Pfarr und armen Leuten angewiesen, das übrige zur Landesnoth behalten werde; weil Christus alle befreiet habe, verlangten sie, daß kein Leibeigener sei, versprachen aber der Obrigkeit in allen ziemlichen und christlichen Dingen Gehorsam; in den anderen Artikeln handelten sie von der Freiheit des Wildprets, Vögel, Fisch, Holz, der Wälder, von Diensten, Zinsen, Frohnen, Heimfall u. s. f.

Das Reich Christi ist zwar nicht von dieser Welt, und so wird auch seine Lehre verunreinigt, wenn sie auf die Sachen dieser Welt angewandt wird; so lange aber die Bauern beim Deduciren und Fordern blieben, so lange konnte Luther noch glauben, des baurischen Ungestüms theoretisch durch Vorstellung und Deduction Herr werden zu können. Er schrieb daher seine „Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauerschaft in Schwaben.“

Hier gab er für's Erste seine ernstliche Mißbilligung und Creiferung dawider zu erkennen, „daß die Evangelische Freiheit gemißbraucht werde, und daß etliche das arme unwissende Volk so weit verführten und dem Evangelio einen bösen Nachklang mach-

ten," er bezüchtigte die Bauern des Eigennutzes, weil sie den Pfarrherrn mit dem Zehnten erhalten wollten, der doch nicht ihre sei, er befahl die acht Artikel von der Freiheit des Wildprets u. s. w. nur in die Hände der Rechtsgelehrten, und sprach sein Gutachten dahin aus, „daß die Bauern hierbei den christlichen Namen möchten mit Frieden gelassen haben und vielmehr gehandelt, als die gerne menschlich und natürlich Recht haben wollen;" dann aber glaubte er, eben weil er sich nur in der Stellung eines belehrenden Predigers wußte, auch den Fürsten und Herren ihr Theil des Tabels geben zu können. „Wir mögen, schrieb er, Niemand auf Erden danken solches Unraths, denn euch Fürsten und Herren, sonderlich Pfaffen und Mönchen, die ihr noch heutiges Tages verstocket nicht aufhöret zu toben und zu wüthen gegen das heilige Evangelium; dazu im weltlichen Regiment nicht mehr thut, denn daß ihr schindet und schädet, euren Hochmuth und Pracht zu führen, bis daß es der arme gemeine Mann nicht länger kann noch mag ertragen. Das sollt ihr wissen, liebe Herren, Gott schafft's also, daß man nicht kann noch will, noch soll eure Wüthererei die Länge erdulden.“

Wie gesagt, Luther konnte sich eines solchen Tabels anfänglich darum erühnen, weil er vom Katheder herab reine Lehren der Weisheit zu verkündigen glaubte, weil er nur predigte und gleich jedem Prediger nach allen Seiten hin Denkfettel der Verwerfung austheilen mußte, weil er nur pathetisirte und phrasisirte. Der Prediger hat ewig den Untergang, das letzte Gericht im Munde, weil solche Phrasen erschütternd wirken; er würde aber höchlichst unzufrieden sein, wenn seine Drohung in Erfüllung ginge, wenn auch seine Kanzel bei den Tönen der wunderbar schallenden Posaune zusammenbräche. Die Erfüllung ist der Tod der Phrase, die Praxis ist der Tod des Predigers und die Emancipation des Katechisirten. Als daher die Bauern dem Unrecht, welches Luther selber auf Seiten der gestrengen Herren fand, ein Ende machen wollten, als die Lehre, die nicht von dieser Welt sein will, von ihnen irdisch gemacht wurde, da zog sich Luther empört zurück, da schrieb er wider die „aufrührerischen, meineidigen Räuber, Diebe und Mörder, welche von den Oberherren mit Feuer und Schwert zu verfolgen seien.“

Die Leidenschaft des Handelns hebt den Menschen über das Dogma heraus, das Rathos der sittlichen Handlung macht den Menschen selbständig, weil es die schöpferische Kraft des Entschlusses von

ihm fordert. In den Wirrnissen der Praxis, in welchen ich auf meiner Gliedmaßen Behendigkeit, auf meines Denkens Schärfe, auf meines Gemüthes Unererschrockenheit angewiesen bin, da reicht das allgemeine Dogma nicht hin. Der religiöse Praktiker hält sich daher stets für inspirirt: nun hat er die Lehre als unmittelbare Stimme Gottes in sich, nun wohnt der Muth als der leidhastige Christus, von dem sein Herz besessen ist, in ihm: jetzt bedarf es keines Reflectirens mehr, es bedarf nicht mehr der Frage: was sagt die Lehre dazu? Nein, jetzt kann die That mit der ihr nothwendigen Blikartigkeit erzeugt werden und wirken.

Die aufrührerischen Bauern waren inspirirt: ein Jeglicher von ihnen erklärte sich für die Wehr der göttlichen Gerechtigkeit.

Die Inspirationslehre, zu welcher Carlstadt den Ton angeschlagen, wurde von den Wiedertäufern ausgebildet. Das Gerücht von ihrer Existenz verbreitete sich schon anno 1521. Damals lebten in Zwickau Marcus Stübner, ein gelehrter Mann, und Nicolaus Storch (oder Türck), ein Tuchmacher; diese rühmten sich innerer Gesichte. Als der Rath auf Antrieb der Pfaffen sich ihrer Sache annahm, sie mit Berhörungen drängte, auch ihnen mit Ketten und Banden drohte, gingen jene Beiden nach Wittenberg, um sich und ihrer Lehre Richtigkeit dem Melanchthon darzustellen. Und Melanchthon schrieb von ihnen an den Churfürsten: „Ich habe große Ursachen, die mich bewegen, daß ich sie nicht verachten will: denn man siehet aus vielen Zeichen, daß in ihnen gewisse Geister sein mögen, von denen aber Niemand als Martinus urtheilen kann.“ Martinus jedoch saß damals auf seinem Wartburger Pathmos, und Melanchthon ertrug die Herren mit der Toleranz eines Gelehrten, der interessante Phänomene gern erforscht, und ihnen schon als Phänomenen ein Recht der Existenz einräumt.

Wunderlich kamen ihm die Leute freilich vor. Einstmals saß Marcus Stübner bei ihm an seinem Schreibtisch und schlief ein: wie er wieder aufwachte, fragte er Philippum, was er von Chrysostomo halte, und nachdem Philippus diesen gelobet, ob er zwar seine vielen Worte nicht billige, erzählte Stübner, er habe ihn jetzt eben im Fegeseuer in betrübter Gestalt gesehen. Worauf Philippus lachend aufstand und den Marcus sitzen ließ.

Melanchthon lachte, aber aus ihm lachte die Eitelkeit des denkenden Christen. Ist denn das Leben des Christen nicht überhaupt ein jenseitiges? Ist nicht dem Christen der Leib ein Scheinleib, ein unberechtigt Hinderniß? War es nun zu verlachen, daß Stübner's Geist die äußere Hülle auf Momente liegen ließ und im Jenseits schweifte? Stübner war hier in der That der Consequente, welcher aus der Lehre Ernst machte, die Phrase zur Praxis werden ließ, und wenigstens so oft es ging, ein jenseitig Leben führte.

Die Lehre von der Inspiration und von den Visionen ist die Vollendung der Lehre von der Verwerflichkeit des irdischen Menschen. Sowohl daß er zum Sitz eines höheren Wesens gemacht wird, als auch daß er das jenseitige Schauen nicht hindert, das beraubt ihn seiner Selbständigkeit.

Münzer, der die wiedertäuferische Lehre auffasste, verbreitete, popularisirte, Thomas Münzer predigte, Lutherus hätte zwar Etwas gethan in Entdeckung des Papstthums, aber er hätte den Grund noch nicht ganz gehoben, und behielt noch viel davon übrig, der Papst hätte die Gewissen zu enge eingeschränkt, Lutherus aber hätte Alles gar zu weit auf die Freiheit des Fleisches geführt, führe es auch nicht weiter auf den Geist und auf Gott: der Mensch müsse sein Fleisch kreuzigen und demüthigen, sich bisweilen von Allem entziehen und an Gott denken, der denn eben so wohl noch mit den Menschen durch Offenbarungen handle wie vor diesem. Und in seiner Schrift vom gedichteten Glauben (1524) sagte er: „Gleich so wenig wie der Acker ohne die Pflugschaar vermag, vermannigfaltigten Weizen zu tragen, gleich so wenig mag einer sagen, daß er ein Christ sei, so er durch sein Kreuz nicht vorhin empfindlich wird, Gottes Werk und Wort zu erwarten.“ Zu erwarten! Der Christ darf nur leiden, wie Gott mit ihm handelt und redet.

Alle Selbständigkeit muß nach der Inspirationslehre ausgegeben und zerknirscht werden; in derselben Schrift Münzers heißt es am Schluß: „Wann dem Gelehrten nach menschlicher Weise fürgetragen wird die ganze Schrift, so kann er sie doch nicht, sollt er auch von einander prassen; er muß erwarten, daß sie ihm eröffnet werde mit dem Schlüssel Davids, auf der Kelter, da er zerknirscht wird (Ps. XXXIX., Jes. XXII.) in aller seiner angenommenen Weise, daß er also armgeistig wird, daß er gar keinen Glauben bei ihm befindet, denn allein, daß er gern wollte recht glauben (Luc. IV., Jes. LXI.,

Luc. XVII., 2. Cor. IV.). Das ist dann der Glaube, der so klein wird, wie ein Senfkorn, da muß der Mensch sehen, wie er das Wort Gottes erdulde, daß er von Tag zu Tag zunehme in der Erkenntniß Gottes. Da wird der Mensch allein von Gott gar mit einander und von keiner Creatur gelehrt; was alle Creaturen wissen, ist ihm bittere Galle nach dem, daß es ist eine verkehrte Weise, für welche Gott alle seine Auserwählten behüte und errette nach dem, daß sie darein gefallen sein. Das gebe Christus, Amen!"

Die aufdringliche Bestimmtheit der heiligen Schrift, als einer äußerlichen Macht, mußte demnach den Wiedertäufern ein Greuel sein. „Was Bibel, Babel, Babel!“ war ein Ausruf Münzers. Gegen Melanchthon erklärte er sich dahin: „Der Mensch lebet nicht von Brot allein, sondern in jeglichem Wort, was von dem Mund Gottes gehet; sehet, aus dem Mund Gottes und nicht aus den Büchern gehet es. Das Zeugniß des wahren Wortes ist zwar aus den Büchern: doch wenn es nicht im Herzen entspringet, so ist es ein Menschenwort, das die listigen Schriftgelehrten verdammt, die einander das Wort stehlen (Jer. 23.). Der Herr hat nie zu ihnen geredet und sie brauchen doch seine Worte. O ihr Lieben, sehet zu, daß ihr weissaget, sonst wird eure Theologie keinen Heller gelten. Betrachtet euren Gott wie er nahe ist und nicht wie er ferne ist.“

Man müsse, lehrte daher Münzer, nicht allein die Bibel hören, sondern auch sonderbare Offenbarung Gottes, und zwar müsse man die Stimme Gottes selbst verlangen und hören, und das Werk Gottes in sich selbst empfinden, was für ein Pfund einem Jeden beigelegt sei. Man müsse die Offenbarungen von freien Stücken von Gott erbitten, wenn das Herz an Gott zweifelte und an seiner Sorge und Liebe gegen uns.

Thomas Münzer verwarf denjenigen Gott, mit dem er nicht gegenwärtig reden könne, wie Moses und Abraham. Gott offenbare auch noch seinen Willen durch Träume, welches denn ein gewiß Zeugniß wäre, daß man den heiligen Geist empfangen: der Geist bezeuge, daß man alle Bücher Alten und Neuen Testaments lassen und den Gedanken und Offenbarungen des Herzens folgen müsse.

Es ist hiernach natürlich, daß die Wiedertäufer mit der Armuth am Geiste vollständig Ernst machen wollten. Es dürfte Niemand, sagten sie, studiren, noch anderwoher Wissenschaft oder Erkenntniß haben, als von der Güte Gottes, welche keine menschliche Hülfe bedürfe. Es

ist ferner natürlich, daß sie in dem Abendmahl kein Sacrament erkannten, wo Leib und Blut Christi genossen werde: denn wie konnte die Bestimmtheit dieser Oblate, dieses Weines ihnen, die Christum vollständig schon in sich zu haben glaubten, ein herrschend heiligendes Ding sein? wie konnte diese rohe, körperliche Bestimmtheit ihnen, die ihren eigenen natürlichen Leib haßten, als etwas Wahrhaftes erscheinen? Es ist ferner natürlich, daß sie die kirchlichen Ceremonien, das Kirchgehen selber, die Sonntagsfeier, die Beichte u. s. w. verworfen, denn sie waren selber Kirche Gottes, in ihnen war täglich Sabbath, und sie beichteten dem Gott in ihnen: ja die Bestimmtheit der Sünde mußte für den Wiedertäufer gänzlich verschwinden, welcher seinen Körper in einen Sitz Christi umgeschaffen fühlte.

Da möchte es nun scheinen, als ob es ein Widerspruch sei, daß sie auf die Ceremonie der Taufe ein so großes Gewicht legten, um sogar hierdurch ihren Namen zu erhalten. Aber wenn sie auf der einen Seite als Gemeinde, die sich mit der übrigen Welt im Gegensatz fühlte, des gemeinsamen Symbols nicht entbehren konnten, wenn sie ferner als religiöse Gemeinde ein Zeichen ihres Bundes mit Gott haben mußten, so mußten sie auf der anderen Seite als Inspirirte, die nur eine thätige Wechselwirkung zwischen sich und Gott anerkannten, verlangen, daß die Handlung, durch welche sie ihren Bund mit Gott andeuteten, eine bewußte sei.

Es ist ein ungeheurer Unterschied zwischen der kirchlich-dogmatischen Taufe und der Wiedertaufe.

Die kirchliche Taufe ist ein so hochheiliges Sacrament, daß es, wenn es nur verrichtet wird, der Wirkung nicht entbehrt. Nach der Lehre der Katholischen Kirche sind die Folgen selbst derjenigen Taufe, welche an schlafenden oder ohnmächtigen Ungläubigen verrichtet wird, indelibel. Und indem nun eben alle hauptsächlichste Bedeutung, alle Kraft, aller Sinn auf Seiten des Sacramentes ist, der Mensch aber zur Nebensache heruntergedrückt wird, so ist die Einführung der Kindertaufe nur eine richtige Consequenz. Die Kindertaufe ist der Ausdruck für den christlichen Satz, daß der Mensch im Verhältniß zur Kirche unbewußt, willenlos, verstandlos, kindisch ist, sein muß und bleiben muß.

Bei der Wiedertaufe aber bin ich mitwirkend: wollten also die Wiedertäufer sie als die einzig richtige erkennen, setzten sie dem Sacrament den Willen des Menschen zur Seite, so war dies einer Aufhebung der Taufinstitution gleichzuachten. Freilich, muß man sagen, machten

die Wiedertäufer aus der Taufceremonie Ernst, sie machten aus der Taufe, als Phrase, eine Taufe, als Handlung: auch hier sehen wir wieder, daß die Handlung die Vernichtung der Phrase, der Ernst der Religion ein Feind derselben sei. — Indem sie jedoch eine Vollendung der Phrase ist, indem sie sich nicht bei den bloßen Bethörungen der Phrase begnügt, sondern ihren Sinn in den Willen, die Praxis und das Bewußtsein des Menschen einführen will, so vollendet sie wiederum die Unterwerfung des Menschen unter den Sinn der Phrase. Drehen wir die Sache nach dieser Seite, so finden wir ein dem eben ausgesprochenen ganz entgegengesetztes Resultat, so läßt die Kirche der Freiheit noch einen Spielraum, und erst der Wiedertäufer macht den Menschen ganz zum Knecht.

Dadurch nämlich, daß die Kirche die Kindertaufe einführt, daß sie den Menschen ohne sein Wissen und Willen in die Gemeinschaft Derer, welchen der Tod Christi die Vergebung der Sünde garantirt hat, hineinstößt, dadurch offenbart sie ein Mißtrauen gegen den Menschen. Die Kirchenlehre, welche zufrieden ist, wenn sie nur allgemein anerkannt ist, und welche dabei ihre allgemeine Anerkennung gesichert glaubt, wenn sie nur den Menschen in Bindeln durch einen Tropfen Wasser gleichsam hat beheren lassen, diese Kirchenlehre erklärt eben hiermit, daß sie schwerlich durch Bewußtsein und Willen des Menschen in das Leben einzuführen sei. Sie weiß, daß der Mensch ihr unendlich oft den Rücken dreht, und begnügt sich daher mit der Phrase, daß er eigentlich durch die Taufe ihr verbunden und verpflichtet sei; sie muß ihn den Sünden der Welt überlassen, muß es leiden, daß er sich in die Farben der Weltlust kleidet und tröstet sich damit, daß ihm ja eigentlich schon früher durch das Wasser der Taufe diese Farben abgewaschen seien. Genug, die Kirche muß sich selber Illusionen machen, und sie muß dem Menschen Täuschungen vorgaukeln, ja sie existirt nur als Illusion, als Phrase, als das Eigentlich, welches unerreichbar über dem Menschen schwebt. — Nun will der Wiedertäufer keinen bloß illusorischen Bund mit Gott schließen, er will eine vollendete Taufe, er will wirklich der sündlichen Welt Valet sagen, er will sich mit aller Zerknirschung und Selbstopferung der göttlichen Macht unterwerfen, er will das Eigentlich in sein Herz verpflanzen, er will sich mit aller inbrünstigen Behaglichkeit selber beheren: durch die Wiedertaufe schmiedet er sich mit eigener Hand die Ketten, welche der kirchlich getaufte sich nur hat wider Wissen umlegen lassen!

Von dem wiedergeborenen Menschen verlangten denn auch die Wiedertäufer eine wahrhafte Sittlichkeit, einen durch unsträflichen Wandel geführten Beweis, daß der reine Christus in das Herz eingezo- gen sei. Folgendes lesen wir in einer Schrift der Münsterischen Wieder- täufer „von Verborgenheit der Schrift des Reiches Christi und von dem Tage des Herrn:“ „Manche Menschen, sonderlich die Lutherischen, lassen sich dünken — aber sie betrügen sich selber, — nämlich sie haben die Wahrheit schon alle erlangt, so sie die Schrift wissen auszulegen, und halten, die Schrift sage wahr, sagen des Anti-Christ's Greuel, be- kennen auch, daß allein Christus der einige Mittler und Seligmacher sei, und fragen nach der Papisten Greuel nicht, sondern verachten sie; und dabei lassen sie es bleiben; was dann vor Lust und Trost in der Schrift der Wahrheit ist, nehmen sie sich an, obwohl ihr eigen Herz da- gegen spricht, und sie auch nicht einmal von Herzen denken den Weg der Gerechtigkeit zu wandeln, bedenken auch nicht, daß geschrieben steht, das Reich Gottes ist nicht in der Rede, sondern in der Tugend gelegen; doch sie machen ihnen selber weiß und andere Leute mit ihnen, daß, da sie in der Wahrheit seien, so sollen sie der Seligkeit nicht fehlen, ob ihnen schon ihr eigen Herz widerspricht; darinnen sie nicht schmecken noch füh- len, weil sie nach Gottes Willen nicht thun, sondern fahren schlecht da- her, und trösten sich mit eitelen Träumen des Glaubens und der tröstli- chen Zusage, die doch allein den aufrichtigen Gottesfürchtigen zuge- höret“ Und weiter unten: „es ist in der Schrift Nichts so nütze und nöthig, als dieselbe recht von einander schneiden und ein jedes Theil in seinen rechten Grad wissen zu setzen. Also muß man auch den Glau- ben in seinem rechten Grad erwägen, und ihn nicht zu hoch spannen, noch zu niedrig liegen lassen, demnach der Glaube ist der Grund und Anfang des christlichen Lebens, weil es erst von nöthen durchzukämpfen und zu Christo zu kommen. Derohalben der Glaube eigentlich in den Vorhof gehört, da der eherne Altar ist, da gilt es Schlachtens und Opfern, sich rechtfertig zu machen und zu reinigen und zwar durch und in dem Glauben, damit man sich Christo übergeben und von Her- zen vertraut hat, bis daß wir ganz neugeboren aus dem Vorhof in das Heilige kommen, in die Wahrheit . . . Die Liebe gehöret in das Allerheiligste und ist das schöne lustige Leben in Christo, darein das Herze fließet, und der Mensch ganz in Gott verschmolzen und theilhaftig der göttlichen Natur mit Gott ganz vereinigt wird . . . Dem- nach ist zu schließen, der rechte Glaube an Christum und desselben rechte

Erkenntniß ist, daß man sich alles Dinges begiebet, allein Christo übergibt, hält sich ihm gleichförmig und lebet nach seinem Willen: die also thun, die lieben und erkennen Christum recht, denn wer da spricht, er habe Christum erkannt, und hält seine Gebote nicht, derselbe ist ein Lügner, und es ist keine Wahrheit in ihm."

Man weiß, wohin die Sittlichkeitsforderung der Wiedertäufer führte: sie wollten ihr entweder mit Feuer und Schwert Gehör verschaffen, oder sie zogen sich aus der Gesellschaft zurück, und wurden eine kopfhängerische Secte. Beides hat denselben Sinn. Beides beweist, daß die religiöse Moral in ihrem Grunde unsittlich ist, und den Menschen nicht in eine innere, organische Beziehung zu der Gesellschaft setzen kann.

Die Wiedertäufer besaßen die muthige Praxis, die Lehren der Religion zu einer ernstern Vollendung zu führen, die zwar der Phrase feindlich ist, aber nur, indem sie den Menschen selber zu einer Phrase, zu einem Gefäß der Besessenheit macht. Wohl rissen die Wiedertäufer die Kirche nieder, indem sich jeder von ihnen zu einem Tempel Gottes erklärte; wohl tasteten sie die Heiligkeit der Taufe als Institution an; wohl gefährdete ihre Inspiration das äußerlich herrschende Dogma; wohl zogen sie durch ihre sittliche Praxis das Dogma in die Feuerprobe des Lebens hinein; wohl schienen sie durch ihre Lehre, daß Gott mit Jedem rede, Hochmuth zu predigen: aber der Wiedertäufer als Tempel Gottes war nun auch ganz und gar ein Knecht dessen, der in ihm wohnte; er machte den Erfolg der Taufe erst indelibel, indem er sich selber ihr verschrieb, und die Kirche im Herzen machte er gegen Feuer und Wasser, gegen Art und Hammer fest; seine Inspirationslehre, welche nur der unarticulirten Vision die Bedeutung der Wahrheit gab, sprach die Nichtsnußigkeit des articulirten und gedachten, vermittelten Wortes vollends aus; und so war auch seine Moral Nichts als die Durchführung des Satzes, daß der Mensch auf Erden ein Fremdling sei.

Die aufständigen Bauern unterlagen, weil ihr dumpfer, pöbelhafter Fanatismus im Namen eines gerechten, die Freiheit und Gleichheit liebenden Gottes unfähig war, einen organischen Kampf hervorzu- bringen und, bald verrauchend, die Niederlage hinter sich lassen mußte: die Niederlage der Wiedertäufer lehrte, daß es unmöglich ist, die Religion praktisch zu vollenden, daß der Sinn der Religion, wenn man ihm eine praktische Form geben wolle, zum Unsinn der Unmenschlichkeit,

Unweltlichkeit und Vereinzlung führe, daß die Religion also immer nur als Lehre, als unerreichbare, unanwendbare Lehre herrschen könne, als Illusion, als Lusterscheinung, als allgemeine Phrase.

Ich kann diese Auseinandersetzung, wonach die Wiedertäufer nichts Anderes waren als starke Köpfe, welche sich nicht scheuten, die religiösen Begriffe bis zu ihrer Wahrheit, d. h. bis zu ihrem Unsinn hinzuführen, nicht besser schließen, als mit einer Stelle aus Johann Denckers, eines Wiedertäufers, „Büchlein von der Liebe,“ worin er die Dialektik dieses religiösen Begriffes meisterhaft auseinanderlegt:

„Liebe ist eine geistliche Kraft, dadurch man vereinigt wird, oder begehret, vereinigt zu werden mit einem anderen. Wo die Liebe vollkommen ist, so stehet der Liebhaber nicht ab von dem Geliebten, sondern vergisset sein selbst, als ob er nicht mehr wäre, und gilt ihm aller Schaden Nichts, den er um des Geliebten willen leiden soll. Ja, der Liebhaber ist nicht zufrieden, was er anfähet, bis er die Liebe auf's Allerhöchste beweise in allen Gefährlichkeiten, und wo es möglich wäre (als es möglich ist), daß es dem Geliebten zu gut geschehen möchte, so gäbe sich der Liebhaber für das Geliebte willig und fröhlich in den Tod. Ja, so freventlich ist der Liebhaber (also zu reden), daß er dem Geliebten zu Gefallen sterben wollte, wo er schon wüßte, daß dem Geliebten kein Gutes daraus entstehen sollte. Und je minder das Geliebte des Liebhabers Liebe erkennet, so viel weher geschieht dem Liebhaber, und er mag doch die Liebe nicht lassen, sondern muß sie auf das Höchste beweisen, ob es schon Niemand nimmermehr erkennete. Item, wo die Liebe lauter ist und keine Person ansiehet, strecket sie sich aus, und begehret sich (sofern es ohne Spaltung beschehen mag) mit Jedermann zu vereinigen, denn sie mag von allen Geliebten nimmer genug gesättigt werden. Doch wo ihr schon alle Geliebte ganz und gar entgingen, daß sie sich nicht möchte mit ihnen ergößen, so ist sie doch an ihr selbst so grundlos von Reichthum, daran sie ewiglich genug gehabt hat, und noch genug hat und bis in Ewigkeit genug haben wird; darum sie sich aller Dinge gern begiebet, wie lieb sie ihr sein mögen, allein der Liebe nicht. Ja, wo es möglich wäre, begäbe sie sich auch der Liebe um der Liebe willen, und wollte selbst gern zu nichts werden und Nichts sein, daß ihre Geliebten das würden, das sie ist. Also fern hasset sich die Liebe selbst; denn sie begehret bloß andern nutz und gut zu sein, nicht ihr selbst. Und wo sie sich ihrer selbst nicht begeben wollte um der Geliebten willen,

so wäre sie nicht gut und hielte sich selbst nicht vor gut, darum daß sie eigenmüßig wäre. Diemeil sie sich aber umb der Geliebten willen so vollkommen dargiebt, das weiß und erkennt sie, daß es gut ist, darum kann und mag und soll sie sich selbst nicht hassen, sondern muß sich selbst lieb haben, doch nicht als sich selbst, sondern als gut!“

Münzers und der Münsterer Wiedertäufer Ende ist bekannt. Sie wurden hingewürgt, wie sie gewürgt hatten. Ich will hier nur noch von der Verfolgung gegen andere Wiedertäufer rein um der Lehre willen reden.

Im Jahre 1525 publicirte der Rath zu Zürich ein Edict, worin allen Wiedertäufern und denen, so sie auf- oder sonst Conventikel hielten, die Todesstrafe der Ersäufung angekündigt war. Auch ist daselbst anno 1527 der Wiedertäufer Felix Manzus öffentlich ersäuft worden; im folgenden Jahre Jacob Falk und Heinrich Regenau. Anno 1524 wurde Johann Koch und Leonhard Meister zu Augsburg hingerichtet. Anno 1527 ist zu Rotenburg am Neckar Michel Sattler von Rauffen nebst etlichen anderen Männern und Weibern verbrannt worden, welches sie alle, wie Sebastian Francke in seiner Reherchronik erzählt, fröhlich und beherzt sollen angenommen haben. In demselben Jahre wurde Georg Wagner in München verbrannt, ein Mann, der als fromm und unklagbar beschrieben wird. Der Fürst hatte die Liebe, selber zu ihm ins Gefängniß zu gehen, und ihm von seinem Bekenntniß abzureden, schickte auch sein Weib und Kind zu ihm, Wagner aber meinte, er könne um Weib und Kind willen Gott Nichts begeben. In demselben Jahre wurde Leonhard Kayser in Scherdingen verbrannt. Im folgenden Jahre wurden ihrer sechs zu Walssee, Balthasar Hubmeyer und seine Frau in Wien, ihrer achtzehn zu Salzburgen und etliche zwanzig zu Rotenburg getödtet. Bern richtete 1532 Noyaden für Wiedertäufer ein.

Ein Edict des Churfürsten Johannes zu Sachsen vom Jahre 1528 gebot, die Wiedertäufer, die sich einschleichen möchten, gefänglich einzuziehen, verbot Jedem, der nicht bestallter Prediger sei, zu predigen, zu taufen und andere dergleichen Amt, Gottesdienst belangend, zu üben, oder Conventikel zu halten: die Confiscation der wiedertäuferischen Schriften wurde anbefohlen, auch sollten die Behörden Aufsehen darüber haben, was bei religiösen Hausversammlungen gehandelt, geredet, getrieben und fürgenommen werde. — So weit hatte sich das Lutherthum consolidirt, daß fortan das Apostelwesen und der Privatgottes-

diensft nach der Weife des eigenen Gewiffens polizeilich verboten werden konnte. Wie jede legitim werdende Macht verläugnete es feinen Ursprung. Anno 1536 wurden zu Jena Heinrich Kraut, ein Schneider von Esgerfeld, Just Müller von Schönau und J. Prisker von Eutersdorf auf Melancthon's Andringen enthauptet. Also schrieb damals Philippus an den Landgrafen von Hessen, „man könnte und müßte die Wiedertäufer mit dem Schwert bezwingen.“ Die Augsburgische Confession verdammt die Wiedertäufer, und anno 1539 wurden sie in dem Frankfurter Vertrage von allem Reichsfrieden ausgeschlossen, damit die Protestirenden ihrentwegen nicht Ungelegenheiten haben möchten.

Wie gesagt, das Christenthum als Dogma verfolgte an den Wiedertäufern seine Consequenzen, zumal da es durch diese Consequenzen auch in den Augen der weltlichen Gesellschaft compromittirt wurde: hatten doch die Wiedertäufer durch ihre Lehre von der Gütergemeinschaft auch die Feindschaft der Religion gegen alle politische Bestimmtheit ans Licht gestellt.

Drittes Capitel.

Panis es et panis manebis. Gemüthlichkeit der Nördlinger Himmelsbürger. Das Liebesmahl und das Sacrament. Moralische Erhebung und dogmatische Verkünderung. Der gemeine Mann. Das gebildete Bewußtsein. Die Grobheit, Eigenthum der Orthodoxen. Die Intoleranz, Eigenthum der religiösen Meinung. Holz und Kreide disputiren. Der Schwamm kann es nicht. Anfertigung von Bekenntnissen. Die Wittenbergische Concordie. Die Intoleranz der Nachgiebigkeit. Letztes Zeugniß Luther's für die Wahrheit. Sein Tod in innerer Zersfallenheit. Ursachen der letzteren.

Als Luther im Jahre 1510 im Auftrage seines Convents zu Rom war, fand er unter den dortigen Pfaffen eine greuliche Aufklärung. Er, der mit deutscher Gesinnung, Gründlichkeit und Andacht einmal für seine Freunde die Messe hielt, wurde gewahr, daß die anderen Messpfaffen neben ihm unterdeß wohl mit sechs Messen fertig wurden: und sie riethen ihm Eile an mit den Worten: Passa, passa! Mach, mach, schick unsrer Frauen ihren Sohn bald wieder heim. Ja, er mußte hören, daß die Pfaffen statt der Consecration die Lästerung ausstießen: „Du bist Brod und bleibst Brod“, panis es et panis manebis!

Luther war, wie gesagt, ein gründlicher und gewissenhafter Mann, er mußte die Ehre des Abendmahls retten, aber auch die ganze Ehre, die ganze Bedeutung dieses Sacraments.

War daher Schwärmerei, wenn die Nördlinger glaubten, es könne die Art, wie sie den Gottesdienst feierten, diese Art, welche sie mit Salbung verkündeten, eine allgemeine, auch von Luther anerkannte werden: sie schrieben nämlich anno 1525: „Wir kommen zusammen und haben Gemeinschaft in dem Brod und Wein des Herrn, NB. nicht gezwungen,

sondern freiwillig; und erheben mit unermesslichem Lob und geistlichen Liedern die Herrlichkeit der Gnade Gottes des Vaters, die uns in Jesu Christo geschehen, der uns die Sünde vergeben und durch das Opfer des Gesalbten gereinigt, uns gemeinschaftlich zu Erben gemacht hat des himmlischen Reiches und zu seinen Bürgern. Also begehen wir das Gedächtniß Christi und hegen die Liebe, wie Himmelsbürgern zukommt, daß wir in einem Brod und Kelch mit dem Leib und Blut des Herrn Gemeinschaft haben, uns unter einander bekennen und erkennen, als einmüthige Erben des himmlischen Reiches. Wenn aber etliche nicht an dem Tisch mit communiciren und doch an den himmlischen Gütern, an der Gerechtigkeit Gottes und Liebe Gemeinschaft haben, die stoßen wir nicht aus der Gemeine aus, ob wir schon wünschen, daß alle Brüder in dem Herrn nach dem Worte Christi auch bei dem äußerlichen Abendmahl mit säßen.“

Ein solches tolerantes Verhalten, welches später in den Schweizerischen Reformirten seine Vertreter fand, ein Verhalten, bei welchem die Klarheit und Ausschließlichkeit des Dogmas der sittlichen Gesinnung und unangespannten religiösen Freudigkeit aufgeopfert wurde, mochte in jenen Jahren noch hingehen, wo der Beginn der Reformation von einer moralischen Erregtheit begleitet war, wo die Hurenhäuser, diese Kapellen des Teufels neben den Kirchen, ledig und verlassen wurden, wie in Augsburg nach den Predigten des Dr. Johann Speiser, in jenen Jahren, wo man in den Kirchen noch nicht die für den religiösen Erbauungsrausch privilegirten Orte erblickte, sondern es für anständig hielt, sich auf öffentlichen Plätzen, auf Feldern und Landstraßen am Worte Gottes zu begeistern, wo also die Kirchen noch nicht die polizeilich anerkannten Häuser waren, in denen der Wein Gottes allein echt geschenkt werde, noch nicht die Accisehäuser, in denen das Dogma erst gestempelt, gewogen, verzollt werden müsse, sondern wo noch allgemeine Schank- und Handelsfreiheit war, in jenen Jahren, wo ein apostolisches Geisteswehen durch Deutschland ging und ein Jeder das Recht zu haben glaubte, das Dogma in seiner Weise auszulegen: — aber die Toleranz mußte eben so schnell zurücktreten, als das sittliche Feuer erkaltete; die gemüthliche Freudigkeit mußte dem Ernste des Dogmas, die moralische Praxis der unduldsamen Meinung weichen.

Durch die Auslegung des Abendmahls als Liebesmahl, bei welchem man sich an Christi Tod für die Menschheit zu erinnern habe, wurde zwar das Bedürfniß des Gemüthlichen, sich mit allen Sinnen

und Gedanken seine Abhängigkeit von dem Erlöser zu gegenwärtigen, befriedigt, aber die Selbständigkeit als heiliges Sacrament ward dem Abendmahl genommen, der Mensch wurde emancipirt. Denn nun war der sich erinnernde, sich in der Erinnerung erbauende Mensch die Hauptsache; nicht Christi Gegenwart beim Liebesmahle, sondern die anerkennende Gesinnung des Menschen machte es zu dem, was es war. Christus war hier von der Schwäche oder Stärke des menschlichen Gedächtnisses abhängig.

Die religiöse Abhängigkeit des Menschen kann nur dann als äußerlich vollständig hervortreten, wenn dem Menschen auch bei dem Abendmahl das Göttliche als ein Höheres, Fremdes entgegentritt, die Verwerflichkeit des Menschen vor Gott kann nur dann sichtbar sein, wenn ihm auch da, wo er das Göttliche genießt, dieses als ein selbständiges, wirklich-körperliches Wesen eingegeben wird. Die Kirche verlangt diese Sichtbarkeit, diese äußerliche Vollständigkeit. Und Luther, der gründliche Freund des kirchlichen Dogmas, stellte die kirchliche Heiligkeit des Sacraments, die sichtbare Abhängigkeit und Verwerflichkeit des Menschen wieder her.

Der orthodoxe Luther vertrat auch hier wieder den gemeinen Mann. Es heißt dem gemeinen Manne viel zumuthen, wenn man von ihm verlangt, er solle durch selbständige Gedankenarbeit, durch eigene Erinnerung der Oblate, welche ihm der Pfarr darreicht, erst ihre Bedeutung geben, er solle beim Anschauen dieser Oblate nun, rückdenkend an den Kreuzestod seines Erlösers, sich sagen: „dies bedeutet Christi Leib.“ Nein, der gemeine Mann müßte von seiner Geisteskraft einen großen Begriff haben, wenn er ihr die Fähigkeit zutrauen sollte, eine tiefe Bedeutung in eine Oblate zu legen. Den gemeinen Mann zum Schöpfer dieser Bedeutung machen, war nichts Anderes, als ihm die Gegenwart Christi beim Abendmahl ganz rauben. Der gemeine Mann will seinen Gott haben: heißt denn das nicht ganz dasselbe als: der gemeine Mann hält von seiner eigenen Geisteskraft Nichts. „Niemand“, so schrieb Erasmus bei dem angehenden Streite vom Nachtmahl an Henricum Stromerum, „Niemand wills leiden, daß man lehre, es sei im Abendmahl nicht der wahre Leib des Herrn; die gemeinen Leute eifern, daß man ihnen ihren Gott nehmen will.“

Indem der gemeine Mann sich ein gegenseitig wechselwirkendes Verhältniß zwischen ihm und dem Gotte nicht denken konnte, war ihm der Gedanke einer Beherung klarer. An dem Brode, welches nur Etwas

bedeutet, ja welches nur dann diese Bedeutung hat, wenn ich sie ihm gebe, kann ich mir nicht den Tod essen, ich kann mit ihm spielen, es ist in meiner Gewalt; das Brod aber, welches wirklich der Leib Christi ist, bringt mir den ewigen Tod, wenn ich es mit unbußfertigen Herzen in mich aufnehme: durch dies Brod bin ich behert, es hat mich in seiner Gewalt.

Der gemeine Mann, dem sich die allgemeine Macht in sinnlicher, täppischer Weise manifestiren muß, bedarf eines eisernen Bandes, um ihn an die Gemeinde zu knüpfen: die roh sinnliche Auffassung des Abendmahlsacramentes, wie sie durch Luther vertreten wurde, diese Auffassung, die keine Deutung, kein der individuellen Verschiedenheit sich schmiegendes Drehen und Wenden zuließ, war daher ganz im Sinne der Gemeinen im Geiste, die zu Luther's Zeit die Mehrzahl der christlichen Gemeinde bildeten und immer bilden werden.

Gegen die Anschauung des Gemeinen, in Folge deren sich das Abendmahl als heiliges Sacrament consolidirte, konnte sowohl das inspirirte Herz, welches seinen Erlöser nur innerlich genießen will, als auch das gebildete Bewußtsein opponiren, welches sich an der Rohheit des Dogmas stößt. Beide Opponenten sind dem Dogma gefährlich. Gegen beide mußte Luther kämpfen. Gegen den ersteren in Carlstadt und den Wiedertäufern. Gegen den anderen in den Schweizerischen Reformirten.

Luther führte den Streit von 1526 an, wo er seine Schrift „Daß diese Worte Christi (das ist mein Leib) noch feststehen, wider die Schwarmgeister“ mit ungeheurer Feurigkeit, dabei mit Plebejer-Grobheit, wie es einem Streiter für den gemeinen Mann zukommt: haben doch überhaupt nur die Orthodoxen, weil sie die Vertheidiger des pöbelhaften, d. h. des durch das Gewicht der Masse herrschenden Christenthums waren, sich von jeher der Sprache des Pöbels bedient, und mit kannibalischer Wohlthätigkeit die Sprache sogar um Schimpfworte bereichert. Die Schweizer dagegen, als gebildete Leute, gaben sich Mühe, zarter zu sein, begütigend aufzutreten, mit Lindigkeit und Sanftmuth Vorstellungen zu machen: sie hatten keine Masse hinter sich, die sie durch furorem hätten repräsentiren müssen; außerdem war ja ihre ganze Erklärung der Einsetzungsworte eine matte Vermittelung zwischen den Anforderungen des gebildeten Bewußtseins und den Ansprüchen des Dogmas. Aber wenn diese Mattigkeit des gebildeten Bewußtseins ein troziges, kloyiges Auf-

treten verhinderte, so stand sie eben so gut einer zwingenden Einigung im Wege. Der Streit versprach lange Dauer.

Einige Christen betrübten sich über Luther's Unduldsamkeit. Sie wußten nicht, was sie wollten. Es ist das böse Gewissen, das Mißtrauen der religiösen Meinung, welches sie zur Intoleranz zwingt. Die Intoleranz ist das böse Wesen der Religion, wodurch sie ihre eigene Schwäche offenbart.

Der Unterschied zwischen der persönlichen, d. h. vernünftigen Meinung und der religiösen Meinung ist der Unterschied zwischen Duldsamkeit und Unduldsamkeit. Bei der vernünftigen Meinung ist es die Person, welche über die Meinung herrscht, welche daher auch ihre Meinung nicht für unfehlbar ausgiebt, weil sie recht gut weiß, daß sie selber der Entwicklung unterworfen ist, und daß sie nie aufhören wird, zu lernen, an sich zu bilden, und in ihrer Ansicht Schwächen zu entdecken. Die vernünftige Meinung wird daher nie unduldsam sein, denn ihr einziges Maß ist ja nur die Person, in der sie wohnt, sie kann immer nur Einer Person, immer nur den Anlagen, dem Denkvermögen, der Entwicklungsstufe Einer Person angemessen sein.

Anderß die religiöse Meinung; sie herrscht über die Person, sie will unabänderlich sein, sie will sich nicht nach den Personen, sondern die Personen sollen sich nach ihr modeln; die Personen sollen ihr Werkzeug sein. Wenn sie sich daher mit den Personen, mit den persönlichen Meinungen in einen Streit einläßt, so ist es nicht, um zu überzeugen, oder um zu lernen, sondern um darniederzuschlagen, sie ist intolerant.

Eben darum kann sich das Dogma aber auch nicht an das Persönliche im Menschen, an seinen Sinn, seine Vernunft wenden; denn thäte es dies, so würde es bald sehen müssen, daß die Person es sich vernunftgerecht zu machen sucht, es würde an seiner Allgemeinheit verlieren, und die Religion würde statt einer Königin eine Hausmagd werden.

Und weil die religiöse Meinung nicht mit der Vernunft gemessen werden will, weil sie also auch nicht die Frage, ob sie vernünftig sei oder nicht, darf aufwerfen lassen, weil sie sich als heiliges Mysterium über den Menscheninn erhebt, darum ist sie unsinnig. Das Unsinnige macht unsinnig. Das Dogma macht seinen Diener toll, das heißt wiederum: intolerant.

Synonyme sind also: ein religiöses Dogma haben, eine unsinnige Meinung haben, unsinnig sein, toll sein und — intolerant sein.

Luther erklärte bei Gelegenheit des Nachtmahlstreites: „da wäre kein Rath noch Mittel mehr, eine Parthey müßte des Satans Diener seyn.“

Und bei der Marburger Disputation wußte sich Luther nicht besser zu waffnen, als indem er die Worte „Dies ist mein Leib“ vor sich auf den Tisch schrieb. So hatte er seinen Herrn stets im Auge, so war er aber auch unwiderlegbar: denn nun war er es nicht mehr, welcher disputirte, sondern ein Stück Holz, auf welches ein Paar Kreidestriche gemacht waren: Luther war so viel werth wie der bemalte Tisch und der bemalte Tisch so viel wie Luther. Luther hätte sich die Reise nach Marburg ersparen können, er brauchte nur den Tisch zu schicken, und höchstens noch neben die Worte eine Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger zu malen.

Die einzig mögliche Art der Widerlegung (nämlich durch einen Schwamm, den man über die Worte führte) konnte Zwingli nicht anwenden: — denn auch Zwingli war immer noch von den Worten abhängig, er suchte nur einen Compromiß mit ihnen abzuschließen, welcher den Einzelnen nicht ganz gegen das Dogma verschwinden, sondern ihm Raum lasse, sich auch durch eigene That dem Herrn dahinzugeben, und seine gebildete Meinung zu hegen.

Durch die unnachgiebige Hitze des Abendmahlstreites zeigte es sich, daß das Lutherthum nahe daran sei, sich durch Aussprechung eines Bekenntnisses abzuschließen: die Augsburger Confession wurde am 25. Juni des Jahres 1530 vor dem Kaiser und des Reiches Fürsten vorgetragen. Wie sehr es den Lutheranern Ernst damit war, sich dem reinen und ewigen Worte Gottes unterthan zu machen, konnten die Augsburger sogar auf den Ärmeln der Churfürstlich Sächsischen Livreebedienten lesen, denn hier prangten die Buchstaben V. D. M. I. A., Verbum domini manet in aeternum, oder wie geistreiche, aufgeklärte Papisten es deuteten: verbum domini manet in aermel.

Und nun ging die Anfertigung von Bekenntnissen schnell von Statuten: auf die Confession folgte nach wenigen Tagen die Apologie, dann 1536 die Wittenberger Concordie, und 1537 die Schmalkaldischen Artikel, von Luther aufgesetzt.

Durch die Wittenbergische Concordie hatte man einen Versuch gemacht, die Reformirten und die Lutherischen unter Eine Confession zu bringen. Die Reformirten nämlich, da sie in ihrer Meinung matter waren, sahen es ungern, ja konnten es kaum begreifen, daß sich Luther so hartnäckig von ihnen sondere. Sie thaten den ersten Schritt zur Vermittelung. Bucerus, Capito, Lycosthenes, Wolfgangus Musculus, Martinus Frechus kamen nach Eisenach, dann nach Wittenberg, um Luthero ihre Vorschläge zu machen. Aber dieser kannte seine Leute: er wußte, daß sie sich jeden Ausdruck gefallen lassen würden mit dem heimlichen Vorbehalt, sich dabei zu denken, was sie wollten: und seitdem sie sich unterstanden hatten, bei einem Dogma Bedürfnisse der Bildung zu haben, traute ihnen Luther nicht mehr. Waren sie einmal nicht mit der festen Ueberzeugung: Dies ist Christi Leib, zufrieden gewesen, so gab es keine Garantie mehr, daß sie nicht wieder von Neuem gegen die Tyrannei des Wortes rebelliren würden. Kurz und gut, es kam jetzt nicht mehr auf die Worte an, durch deren beiderseitige Annchmung man sich einigen könne, nein, man war im Glaubensprincip verschieden. Mochte Luther immerhin sein Mißtrauen durch die Bethuerung aussprechen, er wolle ein für alle Mal keine figürlichen Redensarten mehr, das reine, unerschütterliche, niet- und nagelfeste Wort war einmal von der einen Partei erschüttert, und konnte sich nun nicht mehr dafür hüten, wenigstens für die eine Partei nur figürlich, nur ein Gewand zu sein.

Die Reformirten ließen sich nicht so schnell abweisen. Bucerus erklärte in seinem und der Schweizerischen Namen, das Brod sei der wahre Leib Christi, und der Wein sei wahrhaftig das Blut Christi und werde wahrhaftig dargereicht, und nicht nur mit dem Herzen, sondern auch mit dem Munde genommen, von den Würdigen zur Seligkeit, von den Unwürdigen zum Gerichte. Und man ruhete nicht eher, als bis Melanchthon eine Formel aufsezte, die man am 26. Mai 1536 allerseits unterschrieb. Alle dankten Gott mit aufgehobenen Händen, Bucerus aber und Capito waren so gerührt, daß sie helle Thränen weinten.

Woher aber diese großen Anstrengungen Derer, die im Knechtsdienste für das Dogma schlaffer waren, in die Lutherische Gesellschaft aufgenommen zu werden? Ihre fast aufdringliche Nachgiebigkeit war nur eine Art, wie sich bei ihnen die Intoleranz offenbarte. Es giebt keine religiöse Meinung, die nicht der Masse bedürfte. Kann sie sich

nun nicht mit Gewalt durchsetzen, so schleicht sie sich unter dem Scheine der Nachgiebigkeit ein. So opfert sie zwar Etwas von ihrem eigenen Wesen, aber nur, weil sie das geopfert Capital später mit reichlichen Zinsen wiederzuerlangen hofft.

Luther traute nie, es war ihm ein unheimliches Gefühl, die Feinde im eigenen Lager zu haben, und mit ihnen freundlich thun zu müssen. Und so brach er denn von Neuem los, „damit, wenn es mit ihm zur Grube gehe, sein Zeugniß gegen die Schwarmgeister und Seelfresser feststehe.“ Er edirte im Jahre 1544 zu Wittenberg das „Kurze Bekenntniß vom Heiligen Sacrament.“ Die Wunde brach wieder auf, die Spaltung wurde unheilbar. Luther starb bald darauf.

Er starb unzufrieden. Er selbst wußte für die Unlust, die ihn in den letzten Jahren seines Lebens quälte, keinen anderen Grund, als den, daß die Leute nach der Reformation noch ebenso hart, unempfindlich, geil, zänkisch, trunksüchtig seien, wie zuvor. Aber die Ursache seiner inneren Zerfallenheit lag tiefer.

Die Ursache war kurz und gut die, daß er eine Religion hatte machen wollen, und doch nicht mit einer fertigen göttlichen Weisheit vom Himmel oder wenigstens, um sie zu holen, auf den Sinai gestiegen war, oder seine Weisheit endlich, wie die Propheten, durch himmlische Gesichte erworben hatte.

Nein, er hatte sich seine Religion sauer erarbeitet: die Pein langer Nächte, die Qual schrecklicher Tage war darüber hingegangen, die Sonne der Gelehrsamkeit hatte sie gezeitigt, und die Thränen bei dem Gefühl der Unzulänglichkeit hatten sie befruchtet. Seine Religion war Menschenwerk.

Und diese Religion mußte lauter Luthers finden, wenn sie nicht mißlingen sollte, lauter Luthers mit diesem hochherzigen Wissensdrange und mit diesem Slavensinn für das Dogma, Luthers mit dieser üppigen Kampfeskraft und mit diesem Bedürfniß nach Ruhe, Luthers mit dieser Einsicht und mit dieser geistigen Enthaltksamkeit.

Seine Religion war Menschenwerk, darum konnte sie nur als solches, d. h. kämpfend, auftreten. Sie konnte nicht das Papstthum durch ein Wort der Offenbarung umstürzen, konnte auch nicht ihre Wehrheit durch Wunderthaten oder confuse Orakelsprüche bethätigen. Sie mußte deduciren, widerlegen, disputiren. Sie mußte hübsch klar und verständlich daherkommen. Der Messias konnte es wagen, so zu reden,

daß seine Jünger nicht aus ihm klug wurden: Luther mußte die Dunkelheit vermeiden, sonst hatte er die Lächer gegen sich.

Seine Religion war Menschenwerk. Darum trat sie nicht bloß kämpfend auf, sondern sie war Nichts weiter als eine kämpfende. Nur im Kampfe bewährt sich das Menschliche, nur in der Spannung behält es seine Kraft. Das war eine Religion, für welche ein tausendjähriges Reich, eine Offenbarung Johannis unmöglich war.

Sie war das Werk eines Doctoris theologiae, der seine sichtbaren Blößen hatte, der geboren wurde und starb. Sie konnte daher von jedem Doctor theologiae, und dann auch von solchen, die es nicht waren, beurtheilt, verbessert, verworfen werden. „Nachdem die Päpstliche Religion ausgetrieben“, sagte Spangenberg, „sehen die Menschen an, Nichts mehr zu glauben, und weil sie sehen, daß sie von den Banden des Papstthums erlöst, wollen sie auch von dem Evangelio und den Geboten Gottes frei und los seyn, und daß hinfüro dasjenige recht und billig seyn solle, welches ihr eigen Hirn und Guldünken vorbildet.“

Ja, dieses Menschenwerk konnte eben nirgends weiter sein, als bei einzelnen Menschen. Einem einzelnen Hirn entsprossen paßte es nur für einzelne Hirne. Luther hat dies selber in seiner Weise gestanden. „Wir sollen uns nicht wundern“, schrieb er, „ob ihrer viel das Evangelium lästern, es ist noch wunder, wenn du nur zween siehest, die Christen sind.“

So lange dieses Menschenwerk sich als solches bethätigte, so lange es kämpfte, konnte es einen Menschen befriedigen. Luther fühlte sich so wohl, als er gegen das Papstthum seine vernichtenden Schriften schleuderte. Aber nun sollte dieses Menschenwerk Religion werden, es sollte sich consolidiren, sollte die Fahnen erheben, hinter die sich seine Anhänger schaaren möchten, sollte die Zeichen finden, welche in diese Fahnen zu malen seien, sollte ein feststehendes Lager bauen; und da konnte es die Materialien zu diesen Fahnen, diesen Symbolen, diesem Bau nirgends weiter finden, als in den Ruinen des umgestürzten Papstthums. Statt der Unfehlbarkeit des Papstes hatte man die Unfehlbarkeit des Wortes, quod manet in aeternum, die Unfehlbarkeit des Bekenntnisses, die Tyrannei des „Das ist mein Leib.“ Dieses Papstthum machte Luthern selber müßig und faul: er merkte es. „Ich bekenne“, schreibt er, „für mich selbst und ohne Zweifel andere auch müssen bekennen, daß mir's mangelt an solchem Fleiß und Ernst, den ich

jetzt viel mehr denn zuvor haben soll, und viel nachlässiger bin denn zuvor unter dem Papstthum.“ Daß er, der rüstige Mann, eine Religion stiften wollte, durch die er selbst verknöchern mußte, das war die erste tiefere Ursache seiner Unlust.

Und dann, indem dieses Menschenwerk sich verknöcherte, mußte es seine eigene kämpfende Vergangenheit und die Mächte, die es hier zu Hilfe gerufen, desavouiren. Es war kämpfend hervorgetreten, und mußte den Kampf gegen sich selber frevelhaft finden, es war überzeugend hervorgetreten, und mußte es von sich weisen, wiederum überzeugt zu werden: das Denken, die sittliche Kraft, die plötzliche muthige Eingebung, mit denen es gegen das Papstthum zu Felde gezogen war, durfte es nicht als Waffen gegen sich selber anerkennen. Bei dieser Verknöcherung fühlte Luther sein bestes Mark schwinden, seine schönste, seine menschliche Geltung geopfert werden, und das war der zweite Grund seiner Zerfallenheit.

Jedoch, trotz dieser Opfer, trotz aller Entmarkung konnte das Lutherthum seinen menschlichen Ursprung nicht verläugnen. Es gelang ihm nicht, die Bekenner unter einen Hut zu bringen, es stieß stets auf Widerspruch, und mußte sich daran erinnern lassen, daß es nicht vom Himmel herabgefallen sei. Luther selbst sah sich von den verschiedensten Meinungen umringt. Da war Melanchthon, der nur aus Respect seine wahre Meinung zurückhielt, der längst im Stillen den Reformirten geneigt war, der das Extreme scheute, und der nur auf Luthers Tod zu warten schien, um das heilige „Dies ist mein Leib“ milder zu deuten. Da war Amsdorf, der von den Werken Nichts wissen wollte, da war Agricola Islebius, der das Gesetz verwarf, da war Flacius, der für die Erbsünde stritt, da waren Major und Bugenhagen Pommeranus, die Gemäßigten. Gab es denn nicht eine Augsburgerische Confession? Und doch gab es kein Band, welches die Herren Theologen einigte, das ging Alles seinem Kopfe nach. Und Luther mit seinem fertigen Glauben mußte sich unter ihnen wie eine Mumie fühlen. Er hatte die reine Lehre gewollt, er hatte sie vielleicht auch, aber wer hatte sie mit ihm? Das waren ja lauter grübelnde Köpfe, die an der Lehre meißeln wollten, und wenn es so fortging, so kam die reine Lehre, welche über alle Welt herrschen soll, nie zu Stande; und wenn sie zu Stande kam, so war's Flickwerk, an welches jeder Schneider doch wieder einen neuen Lappen setzen wollte.

Das alte feste Band war unwiderruflich zerrissen, das Lutherthum hat den Bindeschlüssel in den Koth geworfen.

Wochte nun, wie Matthesius erzählt, „des alten Herrn Luthers Seele von Tag zu Tag gequälet werden“, der Lauf der Reformation war nicht aufzuhalten. Es war ein Anfang damit gemacht, die Religion als Menschenwerk zu demaskiren. Man achtete nicht die Warnung Luthers: „Es gilt gewiß uns Teutschen sonderlich im Spiel, das der Teufel im Sinn hat, weil er das Wort Gottes bei uns findet, welches er nicht leiden kann. Und wo wir's nicht besser werden ehren, sondern so fortfahren mit Verachten und Undankbarkeit, so wirds heißen: Du hast die Zeit deiner Heimsuchung nicht erkannt. Alsdann ist's geschehen und hat der Teufel schon gewonnen. Denn so wir das Wort verachten, so verachtet es uns wieder, und scheidet sich von uns, wie wir uns von ihm scheiden. . . Viel ein ärgeres wird vorhanden seyn, wenn nun das Evangelium weggenommen wird, da einer dies, der andere das lehret.“

Viertes Capitel.

Wer sich zu keiner Secte hält, hat die Wahrheit. Sebastian Francke ein armer Fleischraggen, dessen Ruhm allein in Gott ist. Die Unparteilichkeit. Des Menschen Herz ist ein todtter Buchstabe, der durch den Finger Gottes lebendig gemacht werden muß. Sebastian Francke wandert durch allen Noth hindurch und erstickt in dem eigenen. Caspar Schwendfeld von Ossing. Der Glaube des Wiedergeborenen und der historische Glaube. Schwendfeld wartet des heiligen Geistes. Kein Symbolum! Keine Ceremonien! Geistliche Genießung des Leibes Christi. Tauf's genug von Menschen! Der h. Geist ist ein Geist der Freiheit. Der geistliche Stand ist allein da, wo die Kraft des Geistes ist. Keine äußerliche Gemeinde! Die Liebe. Keine Secte! Schwendfeld's Verjagung aus Schlessien, Verfolgungen in Oberdeutschland. Gottgefällige Confiscation seiner Schriften. Der Teufel hat seine Schriften ausgespien. Stenckfeld. Der Revolutionär.

Daß man vielleicht am Besten fahre, wenn man sich zu keiner Secte halte, — auf diese Weise wurde schon zu Luthers Lebzeiten die Frage nach der besten Confession gelöst. Sebastian Francke führte sogar durch seine Reherchronik, die er bis ins Jahr 1543 continuirt hat, den Beweis für jenen Satz. Er wollte nämlich eine „unparteiische“ Rehergeschichte schreiben, und da durfte er schon nirgends die Wahrheit finden.

„Es ist mir eine Wahrheit,“ schrieb er in der Vorrede zur Chronik, „und liebe sie, Gott Lob, wer sie sag, auch in Keyern, und bitte Gott für den übrigen Irthümern, daß er sie zudecke, verzeihe oder entdecke. Und bin des Irrens und Fehlgreifens in allen Menschen gewohnt, daß ich keinen Menschen auf dem Erdboden darum hasse, sondern mich selbst, mein Elend und Condition in ihnen beweine, erkenne, sehe Es soll unser Herz um keines äußern Dinges wegen (darum sich jetzt so viel zanken) von Niemandem, der sonst nach Gott und der Frömmigkeit

eiffert, geschieden seyn, es sey Jüdisch oder Griechisch, Papistisch und Lutherisch, Zwinglisch oder Täuferisch, obgleich noch Viele an äußeren Ceremonien hangen, andere und andere Sitten brauchen, sollen wir allewege eingedenk seyn, was uns noch fehle.“

Weil sich nun Francke zu keiner Secte halten wollte, geschah es ihm, daß er zu allerlei Secten gerechnet wurde. Er sagt in seiner Schrift „Das verbütschierte mit sieben Siegeln verschlossene Buch, das recht niemand aufthun und lesen oder verstehen kann denn allein das Lamm und die mit dem Lamm bezeichnet dem Lamm angehören“ (1539) —: „Es gehet mir auch mit etlichen also, darum daß ich die Schrift nicht alle Wege an allen Orten wie sie verstehe, sondern meine Gaben der Gemeine Gottes zu gut, nit für Artikel des Glaubens, sondern zu prüfen und zu urteilen fürlege, so verruft der mich für einen Sonderling, der für einen Sectirer, der für einen Legkopf und Wiedertäufer, dieser noch ärger; so doch meinem Genio gar zuwider ist, und mich bisher von Gottes Gnaden so unparteiisch gegen Jedermann gehalten habe, ja ein solch Mißfallen ob allen Secten und Absonderungen, daß ich auch noch unter dem Papstthum, Türken, allen Secten, Völkern und Nationen meine Brüder und Glieder des Leibes Christi zu seyn achte. Diese Zeugniß haben mich gelehrt, Jedermann zu tragen, sofern er auch mich duldet und frei läßet, und nicht will, wie ich auch ihn nicht, gefangen nehmen, als sey ich sein Knecht und auf seinen Namen getauft, ja als sey ich ihm und glaub in ihm. Der muß freilich auch ein Thor seyn, der mich armen Fleischpaxen vor einen Götzen will halten und mir etwas zu Dienst ohne Zeugniß seines Herzens glauben oder annehmen. Unser Ruhm soll in Gott seyn und auf keinen Menschen stehen. Paulus will nicht leiden, daß sich Jemand nach ihm Paulisch nenne: was wollen wir armen Erdwürmer und Fleischklöber also höchlich begehren, daß ich nach ihm Papistisch, Zwinglisch, Lutherisch oder Täuferisch genennet werde, weil ich sammt ihnen auf Christum getauft, Christo nach ein Christ und nicht Benedictisch oder Türkisch werde genannt. Ich halte aber mit Petro für meine Brüder, Fleisch und Blut Alle, die Oberzählten alle, ja unter allen Völkern die Gott suchen, ob sie gleich noch bis zur Zeit ihrer Ausführung und Erleuchtung in Irrthum schweben.“

„Ich danke Niemand,“ sagt er anderswo, „ja halte ihn selbst für einen Thoren, der mir etwas zu Liebe glaubt oder annimmt, daß ihn die Salbung in seinem Herzen nicht vergewissert, so gar will ich einen

freien Leser und Urtheller und Niemanden im Verstande, wie mir andere begehren zu thun, gebunden haben. Also hab ich mich so unparteiisch gegen Jedermann gehalten, daß ich mich in besondern Secten nie hab eingelassen, daß ich sonst Niemanden Christen geacht, sondern eitel Höllebrände, die es nit durchaus mit uns halten, bin auch wiederum von keiner getrennt und geschieden, wohl wissend, daß die Gemeine Gottes nicht Fingerzeigung ist.“

Den Gehorsam gegen die Schrift machte sich Francke so zurecht, daß er in ihr zwischen Geist und Buchstaben schied und ein erleuchtetes Herz verlangte, um in ihr Beides zu sondern. „Das sag ich der Schrift zu höchster Ehre und halt und glaube festiglich, daß sie nach Gottes Sinn verstanden und im heiligen Geist ausgelegt wahrhaftig sey Gottes Wort, das auch, ehe der Welt Grund war gelegt, in Gott dem Vater von Ewigkeit war Die Schrift aber hat, wie der Mensch und alle Dinge, einen Geist und Buchstaben, einen Geist und eine Form Die Schrift ist dem Erleuchteten ein Gott, Gottes Wort, Geist und Leben wahrhaftig, wie er sie im heiligen Geist, der in ihm wohnet, versteht. Unser Herz ist auch ein todter Buchstab, und finstere Latern, wo es nicht mit dem Finger Gottes überschrieben und lebendig gemacht wird.“

Luther schrieb noch kurz vor seinem Tode und kurz nach Francke's Tode gegen Francke, zugleich erklärend, er hätte eigentlich wider diesen „bösen Menschen“ Nichts schreiben wollen, weil er ihn zu hoch verachte; Francke wäre ein Lästernaul, des Teufels eigen und liebstes Maul gewesen; so viel er dem Geruch seiner Nase nachspüren und urtheilen könne, sey Francke ein Enthusiast oder Geisterer, dem nichts gefalle als Geist, Geist, Geist, der vom Wort, Sacrament und Predigtamt nichts halte, sondern ein Gebet nach dem Geist verlange. In Bezug auf die Reyerchronik erklärte Luther, Francke sey durch allen Koth hindurchgewandert und in seinem eigenen ersticket.

Daß übrigens Francke sehr geistreich mit der Schrift umzugehen wußte, bewies er durch seine „Paradoxa oder 280 Wunderreden und Räthsel aus H. Schrift“ — ein Definitionenspiel mit göttlichen Dingen: die Theologen aber verdachten ihm, daß er ihnen ins Handwerk pfsuche, da er doch nicht ihre gelehrten und approbirten, mit dem Universitätsstempel versehenen Ausdrücke zu seinen Spielen brauchte. —

In ein System hat Caspar Schwendfeld von Ossing den Neutralismus gebracht.

Dieser Mann, aus altem adligen Geschlecht im Herzogthum Liegnitz geboren, hatte, nachdem er zwei Jahre zu Köln studirt, eine Zeit lang bei unterschiedlichen Fürsten, sonderlich bei Herzog Carl zu Münsterberg, den Hofmann gespielt. Aber Gott rührte ihm sein Herz, daß er nicht allein zum Erkenntniß seiner selbst und vornehmlich Gottes und seines Sohnes, sondern auch des allgemeinen Verderbens in der Christenheit gelangte und sich mit großem Ernst nach etwas Besserem umsah. Und anfänglich glaubte er in Luthers Worten und Werken den rechten Born der Gottseligkeit zu finden, sah jedoch bald, daß Lutherus zwar die Irrthümer des Papstthums bestrafte, daß aber die Besserung des Lebens bei den Meisten nicht so folgte, wie es das Wort Gottes erfordere. Die Schuld mußte am Glauben liegen.

„Da ist nicht Glaube,“ sagte Schwendfeld, „wo nicht ein verändert Gemüthe, ein erneuert gereinigt Herz, Muth und Sinn ist; ja wo der Herr Christus nicht im Herzen wohnet, wo nicht Friede im Gewissen, innerliche Freude und Gottesgerechtigkeit, da ist noch kein Glaube. Wo nicht viel guter Früchte ausbrechen, da kann kein guter Baum seyn. Drum sollen wir kürzlich merken, daß zu gleicher Weise, wie man in göttlichen Sachen von zweierlei Wort unterschiedlich redet, nemlich vom innerlichen Wort des Geistes und vom äußerlichen Wort des Buchstabens, also redet man auch von zweierlei Glauben, der sich aus solchem zweierlei Wort unterschiedlich gebietet. Denn aus dem innerlichen Wort des Geistes kommt ein geistlicher innerlicher lebendiger Glaube, dadurch wir in Christo allein mit Gott handeln, im Herzen seine göttliche Gnade und Barmherzigkeit erkennen und annehmen, und aus dem äußerlichen Wort des Buchstabens kommt auch ein äußerlicher buchstabischer historischer Glaube von Gott und Christo und von allen Werken und äußerlichen Geschichten, wie die verkündiget und in H. Schrift geschrieben stehen.

„Der äußerliche historische Glaube in göttlichen Sachen ist das, so der Mensch den Buchstaben der H. Schrift liest oder das äußerliche Wort der Predigt höret, oft an der Person des Predigers hanget, und sich dasselbige allein durch seinen Fleiß und Uebung, Wiß und Kräfte einbildet, daraus er von Gott und Christo einen Verstand oder Erkenntniß schöpfer, ein Gewissen machet, glaubet also äußerlich, daß die H. Schrift wahr und solcher sein eingebildeter Verstand recht sey, fasset's ins Gedächtniß, gewinnet Lust und Liebe dazu und hastet daran, welches denn Alles ein natürlicher Mensch ohne den Geist Gottes auch durch

das Licht der Vernunft oder Kräfte der Natur eben als wohl hierbei, als in anderen menschlichen Händeln thun kann, ja auch sofern, daß er sich etliche Promission nach dem Buchstaben kann einbilden, damit er sich kann trösten, ein Zeitlang darauf verlassen, auf Gottes Barmherzigkeit hoffen, trauen und wagen. So er aber nicht erneuert, noch frömmmer im Herzen wird, so er in der Liebe Gottes und Absterbung sein selbst nicht täglich zunimmt, so er das Wort der Gnaden nicht im Herzen fühlet und demselben im Gehorsam nachlebet, sondern stets kalt im alten Wesen und fleischlichen Begierden bleibet, ist's gewiß, ob er auch die Bibel auswendig wüßte, ob er alle promissiones hätte in sich gefasset, ja mit Engelzungen von Gott reden oder predigen könnte und alle Tage des heil. Sacraments gebrauchte, daß er doch noch für Gott keinen rechten Glauben noch Gewissen hat und Nichts mehr denn ein gemaltes Bild, ein tönend Erz oder klingende Schelle ist.

„Dieses natürlichen Vernunftglaubens Art und Eigenschaft ist es, daß er Gott, Christum und das ewige Leben in Creaturen und äußerlichen leiblichen Dingen, in Zeit und Stätte dieses Wesens hie und da suchet, er kann nun Gott und Christum außer diesem irdischen Wesen, außer Zeit und leiblicher Stelle, im Geist und in der Wahrheit nicht erreichen.

„Auf solche historische Weise glauben wir heute indgesammt, daß wir arme Sünder sind, daß wir von Natur nichts Gutes thun können, daß die Maledeyung und Handschrift des Satans in unser Herz eingeschrieben, das glauben wir, nämlich wie wir's aus den Buchstaben gehöret, gefasset und gelernet haben; wir fühlen aber dabei nicht unsere tödliche Krankheit, den ernstestn Zorn Gottes und solche eingeschriebene Maledeyung wesentlich im Herzen, darum wollen wir auch den Arzt der Seelen, den einigen Versöhner und Heiland Jesum Christum im Ernst nicht suchen noch lieben. Ob wir nun auch gleich Etwas unsers bösen Gewissens zu fühlen anheben, dadurch wir möchten Hilfe und Rath bei Christo zu holen bewegt werden, so reißt uns der böse Geist (das wir forthin wenig wahrnehmen) solches bald wieder aus, betreugt uns mit dem Buchstaben, damit er auch Christum selbst etwan wollte betrügen, und bildet uns dagegen für einen gedichteten Wahnglauben von der Barmherzigkeit Gottes, von seiner gnädigen Zusag und Verheißung, als daß uns Christus erlöst und Alles ausgerichtet habe, nur daß wir an ihn also fest und stark glauben, im alten Wesen bleiben und daneben auch der Welt und unserem Fleisch zu Gefallen im Saufe leben.

„Der rechte wahre Glaube ist eine himmlische Gabe und göttliche Kraft von oben herab, dadurch wir verwandelt, neugeboren, erleuchtet und zur Seligkeit bewahret werden, es ist der Glaube ein geistlicher Verstand, Erkenntniß und Empfängniß der göttlichen ewigen Wahrheit (althie bei einem Jeglichen Auserwählten nach dem Maasß der Gabe Christi), darinnen für Gott stehet das ganze Leben des Gerechten. Von solchem geistlichen Glauben und sonst von keinem anderen redet der Herr Christus: daß alle Dinge möglich seynd dem, der da glaubet. Und wie der Glaube in der Ordnung der geistlichen, unsichtigen, himmlischen Dinge stehet und göttlicher Natur ist, so ist alle seine Art und Eigenschaft auch geistlich, von den Elementen dieser Welt ordentlich unterschieden, deßhalben kann er sich auf kein äußerlich, leiblich Ding richten, daran haften oder sich darauf verlassen, viel weniger will er die Seligkeit und das Leben darin suchen (wie der historische Vernunft-Glaube zu thun pflegt), sondern es muß sein Object, Anblick oder Gegenwurf, wie man's nenen soll, d. i. dasjenige, was er wahrhaftig ergreifen, daran er wesentlich haften soll, auch seiner Art göttlich und geistlich seyn. Der Anblick und Gegenwurf des Glaubens ist allein Gott und dasjenige, damit er bei Gott handelt, ist der Herr Jesus Christus, das ewige allmächtige Wort des Vaters nun im Himmel, da müssen wir durch den Geist des Glaubens Alles bei Gott suchen, holen und empfangen, was uns zur Seligkeit nöthig seyn will.“

So wartete denn nun Schwendfeld des heiligen Geistes und des Christus in ihm und hielt den für einen Gotteslästerer, der das äußerliche Wort der Schrift für ein Mittel der Seligkeit hielt. „Denn das Evangelium sey nach Paulo eine Kraft zur Seligkeit allen Glaubenden. Nun sey aber Christus nach Pauli Ausspruch eben dieselbe Kraft Gottes, die da selig und gerecht macht, wiedergebirt und Alles in Allen, sowohl Lehrern als Zuhörern wirket, wie es die heilige Schrift beweise. Drum sey das lebendige wesentliche Evangelium nichts Anderes, als das Wort des Lebens und Glaubens, durch den Finger Gottes, von Gott selbst in die Tafeln des Herzens geschrieben.“

Wie es Christus allein war, der sich Schwendfelden im Herzen offenbarte, so war es auch nur Christus, und wieder Christus, den zu lehren er sich berufen fühlte. „Nachdem mich mein Herr Jesus Christus,“ sagte er, „von der Finsterniß zu seinem wahren Licht berufen, ja vom Tod der Sünden zum Leben gebracht und sich mir armen Unwür-

bigem seliglich zu erkennen gegeben hat, so achte ich mich schuldig zu seyn, dazu mich auch der Geist des Herrn treibt und ermahnet, daß ich seine Tugend, Gnad und Wohlthat, Liebe und Barmherzigkeit, so viel mir immer möglich, solle preisen, daß ich auch von seiner Glorie zeugen und ihn nach seinen beiden Ständen, nämlich nach seiner Erniedrigung und Kreuzamt und darauf nach seiner Erhöhung und Herrlichkeit Jedermann soll helfen bekannt machen und zum regierenden Gnadenkönig Jesu Christo, der mir geholfen, selbst soll weisen und von ihm schreiben, singen und sagen.“

Und außer Christo wollte Schwendfeld von keinem Symbolum Etwas wissen. „Wir wollen,“ heißt es bei ihm, „die Augsburgerische Confession in denen Punkten, da sie mit den prophetischen und apostolischen Schriften stimmt, keinesweges verwerfen. Daß wir sie aber sollen für's Evangelium Christi halten oder darein schwören, da wolle uns Gott vor behüten. Halten denn die Lutherischen der heiligen Väter Augustini, Hieronymi, Hilarii, Cyrilli etc. Schriften und Satzungen für Menschenlehren, und weisen uns davon auf die Heil. Schrift, wie könnten wir mit der Augsburgerischen Confession, die Melanchthon gemacht, anders thun?“

Eben so wenig wollte aber auch er Jemandem Lehren ausdrängen. „Wir wissen uns aber keiner hohen Apostolischen Sendung noch des Apostolischen Reichthums zu rühmen, so wenig wir wollen für Apostel gehalten werden. Denn wir haben noch nicht die Fülle des heiligen Geistes nach dem Spiegel des Apostolats zu solchem Ampt empfangen, bleiben in der Niedrigkeit und schreiben uns Nichts zu, denn das wir von Christo zeugen, zu Christo Jedermann einladen, Christum mit seinen überschwenglichen Wohlthaten predigen und, so viel an uns ist, arbeiten, daß Christus wahrhaftig erkannt werde.“

Der innerlichen Erleuchtung, dem geistigen Gottesdienste Schwendfelds mußte alle Kirche, aller Gottesdienst, alle Ceremonie und Sacramente überflüssig, ja schädlich erscheinen. „Unser verböstes Fleisch braucht oft viel Gleisnerei, bekleidet sich mit einem äußerlichen Schein und Gottesdienst, damit es seine Art und Natur desto freier üben möge, auf daß man seine Tücke nicht soll merken und es vor heilig und fromm soll gehalten werden, pleht und flickt sich wie ein Bettlersmantel mit mancherlei Ceremonien und äußerlichen Dingen, daß sich's nur dem gekreuzigten Christo nicht dürfte untergeben, dadurch es denn getödtet

würde und käme zu einem neuen und gottseligen Leben. O wie mancher edle Mensch bleibet in diesem äußerlichen Gottesdienste stecken.“

Das Sacrament des heiligen Abendmahls wollte er innerlich gefeiert wissen, Christi Fleisch sey das Seelenbrod, das man geistlich essen müsse.

„Zum Ersten glaube und halte ich,“ heißt es in Buch I. des zweiten Theils der „Christlichen orthodoxen Bücher und Schriften des edlen, theuren, von Gott hoch begnadeten und gottseligen Mannes Caspar Schwencfelds vom Haus Dsing“ — „zum Ersten glaube und halte ich, daß das Nachtmahl des Herrn nach seinem Wesen vor Gott ein geistlicher göttlicher Handel des Reiches Christi ist, daß es ein himmlisch freudenreiches Mahl, Essen und Trinken ist, welches innerlich im Geiste des Glaubens geschieht, dadurch wir Gemeinschaft mit Gott haben, in welchem Mahl unser lieber Herr Christus die christglaubige Seele mit seinem heiligen Leib, Fleisch und Blut verborgener, heimlicher, aber doch empfindlicher Weise speiset, tränket, erquicket und nähret zum ewigen Leben“

„Zum Andern glaube und halte ich, daß Christus Jesus der Sohn Gottes als der himmlische Hohepriester seines Nachtmahls Tischgäste im heiligen Geiste auch selbst einlade ins Heiligthum Gottes, da er sie selbst mit seinem Leib und Blut aus seinem lebendigen Wort speiset, ihren innerlichen Menschen erquicket und einen Einfluß seiner Gnade zur Mehrung aller Frömmigkeit, zum Gewächse in Gott und zur beständigen Versicherung der ewigen Seligkeit giebt, ja ihnen sich selbst gnädiglich mittheilet, davon auch der Herr Joh. VI. lehret, sowohl als er daselbst solche geistliche Speise und Nahrung zu suchen, sich drum zu bemühen und bekümmern treulich hat ermahnet, da er spricht: wirkt Speise, die da nicht verdirbt, sondern die da bleibet ins ewige Leben, welche euch des Menschen Sohn geben wird, denn diesen hat Gott der Vater besiegelt; da man bald kann merken, daß kein Anderer, denn der Sohn des Menschen Christus selbst, die Speise des ewigen Lebens auszutheilen von Gott dem Vater Gewalt und Macht empfangen habe und er allein sey dazu bestellet und besiegelt. Der das Nachtmahl des Herrn recht hält, isset das Brod Gottes und Gott im Brode, er ergreift allewege mit und in dem Brode das Leben und Wesen des Brodes, er isset von dem, in welchem die ganze Fülle der Gottheit wohnet, zu Erhaltung der Seelen, zur Stärke des Gewissens und zur Erquickung des Herzens im geist-

lichen Reichthum Gottes. Welche nun nicht ein geistlich Urtheil haben, verstehen allda durchs Brod das sacramentliche Brod, als ob man solche Güter im selbigen Brod finden möchte, ob sie wohl sehen, daß sie Niemand draus hat empfangen.

„Zum Dritten folgt nun aus diesem, daß solche himmlische Gabe und Göttliche Speisung und Sättigung der Seelen nicht Jedermann widerfährt noch gemein ist, so wenig als der wahre Glaube Jedermanns Ding ist, 2. Tim. III., sondern allein den auserwählten Kindern Gottes wird's gegeben, den bußfertigen, gottergebenen Menschen, welche den Teufel mit seinen Anfechtungen in der Gnade Gottes überwinden und die Sünde in ihnen nicht lassen herrschen, sondern täglich widerstreiten. Solche speiset der Herr im Geheimniß des Glaubens empfindlich und wahrhaftig mit seinem lebendigen Himmelsbrod

„Zum Vierten so ist nun um solcher gnädigen Wohlthat Christi willen dieselbige zu bedenken, ihm drum zu danken, Lob zu sagen, auch das Brod des Herrn zu brechen oder das sichtbarliche Sacrament des Nachtmahls zur Dankagung und zum Wiedergedächtniß des Herrn vom Herrn Jesu Christo vor seinem Abschied eingesezt worden, auf daß die Christglaubigen, die also seines Leibes und Blutes innerlich in ihrer Seelen ins Herrn Nachtmahl theilhaftig werden, den Tod des Herrn (wie Paulus klärlich auslegt) dabei sollen verkündigen und dem Herrn seiner Erlösung vom ewigen Tode, seiner Speisung, Lebendigmachung und aller Wohlthat mit vollem Herzen und Mund Lob, Ehr' und Dank sagen

.

„Zum Sechsten ist nun auch die Gegenwartigkeit des Herrn Christi in seinem Nachtmahl wohl zu unterscheiden, also daß der Herr, wenn seine Einsezung und Wiedergedächtniß nach seinem Willen wird gehalten, wahrhaftig im Heiligen Geiste zugegen sei, nicht aber auswendig auf dem Altar, nicht bei dem sacramentlichen Brod, sondern im Geheimniß des Glaubens ist er durch den heiligen Geist mit seiner Speisung, Einwohnung und Lebendigmachung gegenwärtig allen gläubigen Herzen

„Zum Siebenten will ich nun auch von den Worten der Speise und Trankes des Leibes und Blutes Christi Rechenschaft geben, da halte und glaube ich, daß die Worte, wenn der Herr spricht: Das ist mein Leib, Gottes lebendige Worte seynd und deshalb geistlich gerichtet und göttlich sollen verstanden werden, und mögen gar nicht mit dem Hoc est,

oder Das ist, auß sichtbarliche Brod gedeutet werden: wie denn der Herr Christus viel ein höher kräftiger Brod, nämlich ein himmlisch, lebendig machendes Brod und eine geistliche Speisung der Seelen damit hat gemeinet."

Da nun Schwencfeld das Abendmahl nirgends seiner Meinung gemäß eingerichtet fand, auch nicht finden konnte, da man schwerlich eine sichtbarliche Gemeinde von Geist-Christen bilden kann, so ging er gar nicht zum Abendmahl: er bekannte, er gehe deswegen nicht zum Abendmahl äußerlich, weil die Gelehrten noch selbst unter einander uneins wären, einander darum verkehrten und verdamnten: müste er sich also fürsorgen, daß er mit Hinzugehen ihm selbst das Gericht nit esse: er gebrauche sich hierinnen seiner christlichen Freiheit, wie es denn Paulus selbst in der Freiheit beschrieben.

Auch die Taufe wollte er als eine geistige erkannt wissen. Von den Wiedertäufern schrieb er: „Es fehlet den armen Gesellen an Christo und seinem wahren Erkenntniß und Geist. Und gleichwie die Lutheraner die Leute auf ihr Nachtmahl treiben, so treiben die Wiedertäufer die Gewissen auf ihr äußerliche Taufe. Also daß das Neuserliche bei dem Geheimniß Gottes auch überall den Vortritt, und der Buchstabe das Regiment hat.“

„Die Cristliche Taufe,“ bekennete er, „ist nicht anstatt der Beschneidung der Fleischkinder gegeben, sondern sie gehört den Kindern des neuen Testaments, iis, qui ex Deo nati sunt, Joh. I. Der Glaube muß vorne gehen: so du glaubest, mag's wohl sein, sprach Philippus. Und der Herr befiehet seinen Aposteln, daß sie am Ersten sollten das Evangelium predigen, sie sollen alle Völker zu Schülern machen oder aufnehmen, und alsdann taufen, welches die rechte Ordnung Christi ist, Matth. 28.

„Nachdem aber die Ordnung Christi verkehrt worden, stehet die Taufe im Mißbrauch. Wiewohl auch die Natur lehret, daß auch ein Kind zuvor müsse geboren werden, ehe es wird getauft und gewaschen. Daraus bald abzunehmen, daß die geistliche Wiedergeburt durch das Evangelium, welches eine Kraft Gottes ist, mit der Kindertaufe wahrhaftig ist untergegangen, aber erdichteter Weise ans Taufwasser gehent worden. . . . Der Taufe halber soll eure Uebung und Bitte zu Gott seyn, daß ihr innerlich in eurem Herzen, Seel' und Gewissen recht getauft und mit dem theuren Blut Jesu Christi, das für unsere Sünde vergossen, besprenget und gereiniget werdet: daß ihr im Ueberguß des himm-

lichen Wassers der Gnaden Christi durch sein heilig Wort neu geboren werdet, daß Euer Herz immer mehr und mehr verändert das betrachte, was droben ist, und Ihr in der Liebe Gottes und des Nächsten zunehmet, und daß Ihr den heil. Geist empfalet, welches auch die wahre Taufe des Herrn Christi ist: die äußerliche ist das Zeichen. Wir wollen uns um den Grund und um das umsehen, darauf die äußerliche Taufe welsset, welches wir Alles beim Herrn Jesu mögen finden. Wenn wir den im Glauben recht ergreifen, und mit dem Schmuck der Liebe zu uns ins Herz ziehen, so haben wir Taufe, Nachtmahl und Alles, denn in ihm ist die Fülle. Recht getauft werden von Gott gelanget ins Herz, und ist von Sünden abgewaschen und wiedergeboren seyn, fromm, heilig und ein Christ seyn, ein fröhlich, rein, gut Gewissen und den Heil. Geist haben, welches allein dem himmlischen Hohenpriester Jesu Christo zu geben stehet. Er wird Euch taufen im Heil. Geist.“

Wie Schwencfeld aus seiner Deduction vom Abendmahl folgerte, daß er gar nicht zum Abendmahl zu gehen habe, wie er durch solche Folgerung bewies, daß er nur aus Nachgiebigkeit einen Schatten von äußerlichem Abendmahl habe stehen lassen, so folgerte er aus seiner Exposition über die Taufe nicht etwa, daß er nun noch einmal zu taufen sey: nein, er erklärte gerade heraus, daß er, was das Neuserliche belange, damit, in der Kindheit getauft zu seyn, „Taufß genug von Menschen habe, und keine andere äußerliche Taufe bedürfe, auch ums Wasser keinen Zank noch Kummer haben wolle.“ Das war sein Unterschied von den Reformirten und Wiedertäufern, daß, während diese, im Abendmahl und in der Taufe auch nur Einrichtungen zum Gedächtniß und zum Zeichen sehend, doch fanatisch an diesen Einrichtungen festhielten, er in der That mit der christlich-geistlichen Beschaffenheit zufrieden war, und das Zeichen für überflüssig erklärte. Er offenbarte erst durch seine Praxis die Consequenz der Ansichten der Reformirten und Wiedertäufer über jene beiden Sacramente, d. h. für ihn bestanden sie äußerlich gar nicht mehr; dafür war er ihnen innerlich ganz als Knecht dahingegeben: wenn er ein rechter Christ seyn wollte, mußte er in jedem Augenblick das Nachtmahl des Herrn feiern, und in jedem Moment getauft werden.

Ein solcher Mann konnte keinen abgesonderten Predigerstand anerkennen, für ihn vielmehr war jeder schlichte, vom Worte des Herrn im Geiste speisende Christ geistlichen Standes.

„Der geistliche Stand ist ein solcher Stand, den der Herr Jesus Christus durch den Heil. Geist, nachdem er ihn von dem Himmel über

alles Fleisch ausgegossen, mit allen Menschen, so an ihn glauben, zur wahren Geistlichkeit und Gerechtigkeit, die für Gott gilt, ausgerichtet und eingesetzt hat, wie er ihn auch im H. Geist regiert, erhält, führt und oberster Herr dieses Standes ist, da kein Jude noch Grieche, kein Knecht noch Freier, kein Mann noch Weib, sondern Ein Leib in Jesu Christo ist; da weder Beschneidung noch Vorhaut Etwas gilt, sondern eine neue Creatur und der Glaube, der durch die Liebe thätig ist . . .

„Dieweil aber der H. Geist (der Geist des Herrn Jesu Christi) ein Geist der Freiheit ist, und wo der Geist des Herrn, spricht Paulus, ist, da ist Freiheit, deßhalben er auch einen ungezwungenen freien Stand, Wesen und Ordnung (wir meinen nicht die Freiheit des Fleisches, sondern die Freiheit des Geistes und Gewissens) mit einem freien selbstwilligen Volk und Gottesdienste muß handhaben, führen und aufrichten, einen solchen Stand, der des Gewissens halben allein auf Christum, Gottes Wort gegründet, und damit weder an Gesetz, Zwang, Ceremonien oder Menschenregel ist gebunden, so folgt unwidersprechlich, daß der Klöster, Ordenspersonen, Mönch- und Priester-Stand, wie es heut damit stehet, darinnen man die Gewissen mit Menschengesetzen verstrickt und gefangen hält, darcin man auch vertrauet, und auf Ceremonien außer dem Wort Gottes, und ohne Zeugniß der H. Schrift sich verpflichtet, oder gute Tage darin suchet, nicht vom H. Geist, noch vom Geist der Freiheit wird regiert, viel minder von ihnen herkommen ist, noch kein wahrer Geistlicher Stand für Gott seyn kann, wie er auch keineswegs der geistliche Leib Christi mag genennet werden . . .

„So folget weiter, daß solcher Stand keinesweges mit Menschen-gesetzen kann ausgerichtet, erhalten, gebessert und menschlicher Weise reformirt werden; im Christenthum und geistlichen Stande, da nicht der Buchstabe, sondern der Geist das Fürnehmste ist, muß das Evangelium frei verkündigt und das Herz innerlich durch den H. Geist erneuert und begeistert werden

„Es ist dieser Stand die wahre geistliche Erbauung des Leibes Christi, da man einträchtig in der Liebe einherwandelt, da ein Glied für's andere sorgt, eins mit dem andern leidet, eins sich mit dem andern freuet, und in summa da keine Spaltung, sondern wahre göttliche Einigkeit, Glauben, Liebe und Hoffnung ist . . .

„Kürzlich, wo Zwang, Gesetz und Menschenlehre ist, wo im Neuen Testament ein äußerlich Treiben und Gedrängniß beim Gottesdienst ist, wo auch ein Vertrauen auf Ceremonien oder menschliche Werke ist, da

kann der H. Geist, der Geist der Freiheit Gottes nicht regieren noch wirken, denn solches wider sein Amt, Natur, Art und Eigenschaft ist. Hinwiederum wo der H. Geist ist, wirkt und regiert, da darf man kein Gesetz, das die Gewissen verstrickt, der H. Geist kann's nicht leiden, sondern es ist da eine freie Liebe, die innerlich die Herzen treibt zum freien ungezwungenen Dienst Gottes: und die der Geist Gottes treibt oder leitet, die sind Kinder Gottes und Glieder des geistlichen Standes, sie seynd das auserwählte Geschlecht, das königliche Priesterthum, das heilige Volk, ein Volk des Eigenthums, das von ihm selbst eifrig ist zu allen guten Werken

„Der geistliche Stand ist allein da, wo die Kraft des Geistes ist, wo Christus regieret, lehret und präsidiert, wie gedachter Stand auch allein an der geistlichen Kraft, am Geiste Christi und seinen Früchten, das ist, durch ein wahres geistliches Leben recht erkannt wird.“

Diesem nach wandte sich Schwencsfeld gegen das Lutherische Ministerium. „Sie erheben sich,“ schrieb er, „selbst bis in den Himmel hinauf, geben sich selbst für Mittler aus, das die hohen Apostel nicht gethan haben. Und was die H. Schrift von den hohen Aposteln Christi sagt, das ziehen sie auf die Lutherischen Superintendenten, Pastoren und Licentiaten und wollen ihre Mittel mit der Apostelgeschichte vertheidigen, da seynd so viel bei der Predigt Petri selig worden. Wo sind aber heute ihrer 3000—5000, denen es also durchs Herz gangen und Buße thun. — — Sie suchen Christum nicht von Herzen, noch bitten sie um sein seligmachend Erkenntniß, das im H. Geist ist. Etliche dürfen's wohl für Kegerci halten, sind vermaßen in ihrem Gewissen und Schulkünsten auch von wegen des Buchstabens der Schrift, den sie haben, aufgeblasen, daß sie bedünkt, es möge ihnen Nichts mehr mangeln.“

Schwencsfelds Streben war also nicht auf Ansammlung einer äußerlichen Gemeinde, sondern auf ein christlich Leben gerichtet. „Die Euren,“ so schrieb er an einen Lutherischen, „haben wenig darauf getrachtet, wie sie in verlichener Gnade dem Herrn Christo aus allerlei Menschen eine Kirche versammeln möchten, die nach seinem Geist geartet und seine H. Gespons wäre. Ja, die ganze Welt, wo sie käme, nähmet Ihr zu Eurem Nachtmahl, nur daß sie sich zu Eurer Lehre und Sacrament bekennete und der Hause groß würde. Dadurch Ihr Euch wohl selbst eine Kirche mit der Obrigkeit Gewalt und Befehl möget versammeln. Wie es aber vor Gott um die christliche Kirche stünde, solltet

Ihr billig, und was die Prophetische und Apostolische Schriften davon sagen, mehr bedenken.“

Ein Leben in der Liebe, das war die Frucht, welche der Schwendfeld'sche Glaubensbaum zu erzeugen trachtete. „Welcher die Trunkenheit der Liebe Christi versucht, der wird in einem jeden guten Werk fröhlich, er hat Schmerzen und empfindet derer nicht, er arbeitet und wird nicht müde, er wird verspottet, und achtet es nicht, ohne die Liebe ist der Reiche arm und mit der Liebe ist der Arme reich.

„So der Mensch mit dem Schild und Waffen der Liebe ist verwahret, so stehet er fest im Streite der Anfechtungen, unüberwindlich und festlich, und fürchtet sich nicht, wenn schon die ganze Schaar der Teufel wider ihn streitet. Denn der Herr Christus stehet dem Menschen, der Liebe hat, als ein guter Helfer und starker Beschirmer treulich bei, denn er ist die Liebe selbst, und wer in seiner Liebe ist, der stehet auch bei ihm, wie geschrieben steht, der Herr beschirmt Alle, die ihn lieb haben, und alle Sünder (d. i. höllische Teufel und vergiftete Leute), die verderbet er.

„Die Liebe bringet Gott in unser Herz; wer aber Gott in seiner Consciens hat, der mag nicht arm seyn, dieweil er alles Gut ist. Bei allen guten Werken mag sich der Mensch entschuldigen; beim Fasten, daß er einen blöden Kopf hat; beim Almosengeben, daß er arm sey; aber bei der Uebung der Liebe mag er keine Entschuldigung haben.

„Das Hochzeitkleid ist die Liebe, die alle andere Tugenden übertriffe, dies Kleid wird aus kostbaren Faden, das ist, o Christe, aus Deinen Gutthaten, so Du dem Menschen verliehen, gewebt und von Dir meisterlich gemacht und gezieret, welches durch Deinen Rock bezeichnet, der weder zerrissen noch zertrennet ward; und welche die zertrennen, die werden für schnöder gehalten, denn die Kriegesknechte, die den Herrn gekreuzigt, und seinen Rock nicht zertheilset haben

„Wiewohl der Gebote zwei sind: Gott und den Nächsten liebe, so ist es doch Eine Liebe; denn es ist sonst keine andere Liebe; denn es geschähe sonst nicht um Gottes willen.“

In dieser umfassenden Liebe hielt sich Schwendfeld zu keiner Secte. „Daß ich mich,“ erklärte er, „jezt keiner Partei oder Secte untergebe, wie man's heist, weder den Papisten, Lutheranern, Zwinglianern noch Täufern, mit meinem Gewissen, hat viel Ursachen, und bringt mir solches nicht wenig Verfolgung und Haß von ihnen allen zu. Ich bitte aber den Herrn, er wolle mich bei ihm behalten, und was gut, recht

und Gott wohlgefällig ist, nicht lassen verachten. Doch sehe ich bei der einen Partei viel mehr Gutes, als bei der andern, mehr Gottseligkeit und Exempel dieses gekreuzigten Christi, das kann ich nicht verneinen. Aber in summa ich halte mich noch ganz meiner Freiheit, die mir ohne äußerlich Ding vom Sohn Gottes erworben ist, hoffe, ich sey ihm dergestalt als meinem Erlöser nicht ungeschicklich, welchem ich also still stehe, laß ihn durch sein Gnadenwerk an mir poliren, mich lehren und führen zu seinem himmlischen Reiche, um welches ich, so viel möglich, mich bekümmere, wie auch um das Erkenntniß Gottes des Vaters und seines Sohnes Jesu Christi, darinnen das ewige Leben besteht, darin ich befinde ein geistlich Urtheil, daß ich alle Lehren, ja auch die Geister prüfen möge, welches mir denn in dieser letzten gefährlichen Zeit fast von Nöthen seyn will.“

Ferner erklärte er: „Der Absonderung halben nehme ich kein Hehl und achte es für gewiß, daß einem Christen fast nöthig sey, daß er kein Unreines anrühret, wie geschrieben steht, und daß er nicht am Joch ziehe mit den Ungläubigen, noch mit den Werken der Finsterniß Gemeinschaft habe. Und kürzlich daß er ausgehe mit seinem Herzen von dieser bösen argen Welt, damit er sein Herz immer weiter dahin richte, da sein Schatz ist Jesus Christus, über sich ins himmlische Wesen.“

„Wer Solches mit Ernst fürnimmt und dem nachkommt, der wird wahrlich Kreuz genug haben, ob er schon auch nimmermehr äußerlich getauft würde. Er wird gewißlich sein Theil in der Gemeinschaft des Leidens Christi wohl davon bringen, dieß und kein anders.“

„Ich frage, obs nicht besser sey, daß ich mich in solcher mannigfaltiger Spaltung der christlichen Freiheit gebrauche, die mir mein Herr Christus mit seinem Blut hat erworben, und als viel ich in der Gnade Christi vermocht, den Gottesfürchtigen bei allen unterschiedenen Gemeinden unparteiisch dienen möchte: als, so ich mich zu einer Partei thäte und andere damit verdächtig machte. Wie denn Viel zu unserer Zeit sind, die auf ihre versammelte Kirche sehen, und der allgemeinen, jetzt zerstreuten Kirche, wenig wahrnehmen. Ich geschweige, daß sie alle Andere, so nicht ihrer Partei seyn, Sectar heißen, sie beschreien, verdammen, verfolgen und Jedermann verhaßt machen, unter welchen doch auch Gott die Seinen ohne Zweifel hat.“

Schwenckfeld versuchte im Anfang, als er über seine isolirte Stellung noch nicht im Klaren war, sich mit Luther zu einigen, sich durch Luther belehren zu lassen; er hatte im Jahre 1525 Freitags nach Andrea eine

Audienz bei ihm in Wittenberg, da er denn über die Bedeutung des Abendmahls handelte. Beide schieden ohne Resultat, aber in Frieden. Bald jedoch wurde Schwendfeld das Ziel der heftigsten Angriffe und Verfolgungen: er sey der allergrößte Erzeßer und so unverschämt und frevelhaft, daß während Andere nur Ein Dogma zu verfälschen suchten, er die ganze Summa der christlichen Lehre anfalle.

Man begnügte sich nicht damit, seine Bücher zu confisciren, sondern da durch seinen Einfluß im Herzogthum Schlesien die Taufe und das Abendmahl in Verfall zu kommen drohten, denuncierte man ihn beim König Ferdinand, welcher den Herzog Friedrich zwang, Schwendfelden aus Schlesien zu verbannen, anno 1527. Fortan hatte Schwendfeld keine bleibende Stätte, er pilgerte meistens in Oberdeutschland. Die Prädicanten, deren Handwerk er schwierig, ja überflüssig zu machen suchte, ließen ihm keine Ruhe; so beklagte er sich einmal, als er in Württemberg war, es sey ein hochbeschwerlich Mandat an die Voigte im Lande über ihn ausgegangen, ihn, wo man ihn in fürstlicher Obrigkeit und Schirm betreten könnte, gefänglich einzuziehen; wo man auch erfahren, daß er von Einem vom Adel angehalten und eingeschleift würde, Solches bald Seiner Fürstlichen Gnaden zu schreiben.

Ein Adliger, der Schwendfelden beherbergte, wurde auf Kaiserlichen Spruch bestraft. Ihr wisset, bemerkte Schwendfeld hierbei, wie mir alle das böse Geschrei allein von den bösen Lutherischen Prädicanten aus lauter Neid und Haß herkommt, wie sie denn an allen Orten wider mich conspiriret haben.

Melanchthon bat alle Fürsten und Herren, daß sie durch ihre Autorität solche Pest der Kirchen, welche die Lehre und das Ministerium in Verachtung brächte, unterdrückten, und die Fortpflanzung der Lehre und die Erhaltung des öffentlichen Ministerii beförderten, wie ihnen befohlen wäre. — Ein Reformirter erklärte: Wenn man Niemand zum wahren Glauben zwingen darf, so haben diese Neulinge, was sie wollen; können sie nicht hinter diesem Schilde die ganze Welt endlich inficiren?

Schendfelds Schriften wurden mit solchem Eifer confiscirt, daß sie schon im sechszehnten Jahrhundert äußerst rar waren, und selbst von Theologen, die sie widerlegen wollten, nicht aufgetrieben werden konnten. „Weil ich“, klagte Schwendfeld, „nicht Alles, was sie fürnehmen, gut heiße, treiben sie solch Zetergeschrei, und habens mit ihren praejudiciis dahin gebracht, daß mir alle Verantwortung, auch der Druck ver-

sperrt, benommen und verflöret worden, daß ich nicht ohne große Gefahr mich der unwahrhaften Zulegungen kann verantworten. Sie, meine Widersacher, die Prädicanten wissen auch wohl, wenn meine Lehre und Bücher auf dem Markt frei öffentlich feil zu haben vergönnet würden, daß ihr falsch Fürgeben und meine Unschuld und die große Unbilligkeit, so mir von ihnen begegnet, bald würde erkannt und ich entschuldiget werden, und viel ehrliche Gemüther beherzigen und sich meiner erbarmen. Wo ist's aber je erhöret worden, daß meinen Widersachern nur freie Zunge, mich und zuvorab meine reine unverfälschte Lehre, die doch nicht mein, sondern des Herrn Christi und seines Geistes ist, auf allen Kanzeln zu schmähen, dawider zu schreiben und ihre Bücher auf allen Märkten feil zu haben vergönnet: dagegen aber mir abgeschlagen und versperrt wird, mich zu verantworten mündlich oder schriftlich, welches doch wider alle geistliche und weltliche Rechte ist und zum höchsten cavirt, daß Niemand unverhört, Niemand verkürzt oder ohne genugsam Ausführn verdammt und gestrafet werden soll."

Brentius dagegen schrieb, es wäre zu wünschen, daß der Mann sich vom Bücherichreiben enthielte und die Kirche in Ruhe ließe. Und ein Schlesiſcher Prediger dankte seiner Obrigkeit: Da etwa E. W. vermerket hat, daß der Schwärmer Schriften bei etliche allhier gestreuet sind, alsbald hat dies E. W. aus christlichem Eifer bewegt, daß eine Inquisition angestellt und fürgenommen und solche Schriften und unreine Bücher hinweggenommen und an sichern Ort sind gebracht worden. Zu solchem hochheiligen Werk und Gott angenehmen Dienst hab ich mit dieser meiner öffentlichen Schrift eine selige Glückwünschung thun wollen. Und seynd nun gebenedeyt von Gott E. W. und alle andere Obrigkeiten, die so mit Fleiß und Ernst durch solche Haussuchung und andre Mittel Fleiß und Achtung darauf geben, daß Reinigkeit der göttlichen Lehre und Sacramente möge erhalten werden. Dagegen aber sollen hiermit nicht gebenedeyt seyn Alle, die solch heilig nothwendig Werk lästern oder schmähen wollen.

Lutherus benahm sich also gegen Schwendfeld. Er fing bald nach dem Gespräch von 1525 Schwendfelden zu verdammen an, wie er es mit den Schweizern that. Und als dieser ihn bat: wollet das Bekenntniß meines Glaubens zuvor lesen und gründlich erwägen und alsdann darauf urtheilen, und worin ihr achtet, daß ich irre, mich freundlich ermahnen, auch mich eines Bessern, wie etwa Andern mehr geschehen, mit der Heiligen Schrift Zeugniß zuvor unterrichten und nicht also un-

schicklich und unerfahrner Sachen mit Disputiren und Euren Schriften wider alle christliche Liebe mich beschweren, daran würde Gott ohne Zweifel guten Gefallen haben: da erklärte Luther, seine Ermahnungen würden doch verloren seyn, er habe mit dem Lästermaul Schwencckfeld Nichts zu hören noch zu antworten.

Der Mann Gottes Lutherus glaubte Schwencckfelden am Besten zu widerlegen, wenn er ihm den Schimpfnamen Stenckfeld gab.

Noch im Jahre 1543 schickte Schwencckfeld Luthero ein Büchlein und Schreiben zu, Luther aber antwortete dem Boten: Mein Bote, lieber Mensch, Du solt Deinem Herrn Caspar Schwencckfelden zur Antwort sagen, daß ich von Dir den Brief und die Büchlein empfangen habe. Und wollte Gott, er hörte auf. Denn er hat zuvor in der Schlesiens ein Feuer angezündet wider das Heilige Sacrament, welches noch nicht gelöscht und auf ihm ewiglich brennen wird. Ueberdies fährt er zu mit seinen Gutycheern und Creatürlichkeit, machet die Kirche irre, so ihm doch Gott nicht befohlen noch gesandt hat. Und der unsinnige Narr, vom Teufel besessen, verstehet Nichts, weiß nicht, was er billet. Will er aber nicht aufhören, so lasse er mich mit seinen Büchlein, die der Teufel ausgespeiet und geschmeißt, ungeheyet, und habe ihm das mein letztes Urtheil und Antwort: Der Herr schelte Dich, Du Satan, und Dein Geist, der Dich berufen hat, und Dein Lauf, darin Du lauffest, und alle die Deines Theiles sind, die Sacramentirer und Gutycheer, seyn mit Dir und mit Euren Gotteslästerungen verdammt, wie geschrieben stehet: sie liesen, und ich sandte sie nicht, sie redeten, und ich habe ihnen Nichts befohlen!

Die Theologen machten in solchem Verdammen und Geschimpfe gelehrig Chorus, aus Stenckfeld machten sie Schmeißfeld und Standckfeld, und sie ließen es an Nichts fehlen, um Schwencckfelds Namen stinkend zu machen vor dem Volke. Seine Bücher nannten sie teuflische Furien, ihn selbst einen solchen, welcher dem Teufel, seinem Herrn, der ihn gesandt, Raum und Platz mache. Er sey ein unsinniger Teufel, über welchen die Hölle ihren Rachen aufgesperret und ihn vollgespeiet habe aller seiner Grundsuppen von Gift und Gallen, davon er auch so voll und toll worden, daß er taumele und nicht wisse, was er geifre. Und Beza konnte es rühmen, es sey keine Gemeine, die ihn nicht als einen Greuel und Scheusal verfluche und vermalebeye. Auf dem Schmalkaldischen Convent wurde auf Schwencckfelds Lehre feierlich der Lutherische Bann gelegt.

Am 10. December 1562 starb Schwendfeld. Kurz vor seiner Todesstunde vernahm er eine Stimme, die ihm zurief: Auf auf in den Himmel. Auch war er aus Gottes Gnade vergewissert, daß sein Name eingeschrieben sey in das Buch des Lebens.

Swendfeld war der vollendete religiöse Revolutionär, der Typus eines Revolutionärs.

Es giebt keine Einrichtung in der menschlichen Gesellschaft, die nicht in dem Menschen ihren Grund und Ursprung hätte.

Die Kirche entspringt aus der Religion, d. h. aus dem Gefühl der Geistesarmuth des Einzelnen, welcher den allgemeinen Geistesreichthum nur in seinem Gotte anschauen kann: der Staat entspringt aus dem Gehorsam, d. h. aus dem Gefühl der Unselbständigkeit des Einzelnen, welcher die allgemeine Macht und Makellosigkeit nur über sich in der Regierung und in dem Gesetzbuche anschauen kann. Nicht die Kirche macht die Religion, nicht der Staat macht den Gehorsam, sondern die Religion schafft eine Kirche, und der Gehorsam erzeugt einen Staat.

Nun bin ich ein Revolutionär, wenn ich die Institutionen auf ihren wahren Ursprung, in das menschliche Gemüth zurückführen und zum Eigenthum des Einzelnen machen will, wenn ich es ausspreche, daß es nur der Einzelne ist, in, für und durch welchen die Institutionen zu wirken haben. Der Revolutionär greift nicht den Grund an, auf welchem die Institutionen stehen, nicht den Boden, aus welchem sie erwachsen.

Der religiöse Revolutionär erkennt es vielmehr an, daß die Religion etwas Heiliges sei, er wendet sich nicht gegen das Gefühl der Geistesarmuth, aber er will jeden Einzelnen in den Besitz der Religion bringen.

Der politische Revolutionär erkennt es an, daß der Mensch gesellschaftlichen Sinnes, von staatlicher Treue sein müsse, aber er will den Einzelnen in den Besitz der Staatsidee, in den Besitz des Gesetzes bringen.

Nun fallen vor dem Einzelnen, welcher Eigenthümer der Religion, und dessen Herz der Sitz Gottes ist, alle Dogmen: er hat sie in sich.

Und vor dem Einzelnen, welcher ein Proprietär der Staatsidee ist, fällt die äußerliche Regierung, fällt das Gesetz: er hat es in sich. Ist der Einzelne Gesetz, so fällt der Staat, ist der Einzelne Religion, so fällt die Kirche.

Der religiöse Revolutionär offenbart also das Geheimniß der Kirche, daß nämlich ihre wahre Existenz das Chaos der Dogmenlosigkeit ist.

Und der politische Revolutionär demaskirt den Staat, daß seine wahre Existenz die Anarchie ist.

Ist nämlich die Religion ein Erzeugniß der Geistesarmuth, entspringt sie aus der Angst des Einzelnen, welcher sich leer, nichtig, erkenntnißlos fühlt, wie kann aus haltlosen Einzelnen eine gehaltvolle Gemeinschaft entstehen?

Und ist der Staat ein Erzeugniß des Abhängigkeitsgefühls, entspringt er aus der Noth des Einzelnen, welcher sich unmächtig, roh, verbrecherisch fühlt, wie kann aus rohen Einzelnen eine geistreiche Gesellschaft erwachsen?

Die Herrlichkeit der Kirche ist daher eine plumpe Lüge und die Kraft des Staates eine Comödie. Die Kirche ist eine Societät, welche der Armuth ihrer Kinder mit Dogmen und Sacramenten abhilft, und der Staat ist eine Verbindung, welche der Hilflosigkeit der Gehorsamen, Treuen durch Polizei, Strafgesetze und Gefängnisse abhilft. Durch die Aufstellung von Dogmen, d. h. von Meinungen, die ewig, unumstößlich, heilig herrschen sollen, beweist die Kirche Nichts weiter, als daß sie die in Formeln gebrachte Denkfähigkeit ist. Und durch die Aufstellung von Gesetzen, welche auf den ewig regsamen Geist, auf die unendliche Verschiedenheit gesellschaftlicher Ereignisse, deren keines dem andern gleicht, passen sollen, beweist der Staat, daß er nur die organisirte Anarchie ist.

Die Kirche und der Staat müssen sich vor Demaskirung hüten, sie müssen sich gegen ihre Revolutionärs richten, und doch müssen sie, wie bei allen ihren Bethätigungen, so auch in ihrem Kampfe mit den Revolutionärs ihre Lüge zur Schau legen. Das ist ihr Fluch.

Womit will denn der Staat den Revolutionär widerlegen? Durch Gewalt! Die Herrlichkeit, die durch Gott instituirt zu sein behauptet, hat keine geistreichere Waffe als die Gewalt. Und womit will die Kirche die Wallungen und Bedürfnisse des religiösen Herzens befriedigen? Durch Formeln, durch Sacramente, durch ein Stück Brod und einen Schluck Wein, durch den Chorrock und durch das Pässchen. Womit will sie die göttlichen Inspirationen widerlegen? Durch Verfluchung. Der Fluch ist die letzte Waffe der Liebe.

Indem nun der religiöse Revolutionär von der Religion das Kirchliche abstreift und den Einzelnen zur Kirche macht, so beweist er zwar der Kirche die Schattenhaftigkeit ihrer Formeln: und indem der politische Revolutionär das Staatliche vom Gesetlichkeitsinn abstreift und

den Einzelnen zum Staate macht, beweist er zwar dem Staate, daß seine Institutionen Schemen sind, in denen kein Blut pulst: aber beide Revolutionärs richten doch Nichts aus.

Die religiöse Freiheit des Revolutionärs besteht darin, so sehr Knecht der Religion zu sein, daß er nicht mehr der äußerlichen Dogmen und Sacramente bedarf, um überall göttlich zu leben und zu sterben.

Die politische Freiheit besteht darin, so sehr Knecht der Staatsidee, d. h. der Abhängigkeit und Gesezlichkeit zu sein, daß ich gar nicht mehr der äußerlich zwingenden Geseze bedarf, um in Allem, was ich denke und handle, politisch und gesezlich zu denken und zu handeln.

Die religiöse Freiheit vollendet also die religiöse Knechtschaft, und die politische Freiheit ist nichts Anderes als eine Vollendung der staatlichen Slaverei.

Kirchliche Dogmen überheben mich der religiösen Seelenarbeit, Sacramente gestatten es mir, zuweilen weltlich-unabhängig zu sein, ja meine eigenen Gedanken zu haben, wenn ich nur zu Zeiten wieder kirchlich bin und das Vaterunser bete: sie befreien mich auf Augenblicke von der Kirche. Das Abendmahl z. B., in welchem ich ab und zu den Leib Christi speise, stellt mich zwar als einen recht mechanten Menschen hin, der an sich so nichtswürdig ist, daß ihm nur fremdes Wesen, fremdes Blut einigen Werth geben kann; aber es macht mich doch zufrieden, daß ich nun den Leib des Erlösers in mir habe, und ich gehe nun für einige Zeit wieder ruhig meinen Geschäften nach. Kenne ich aber nur ein geistiges Abendmahl, speise ich den Leib Christi mit Zähnen, die nicht stumpf werden, mit geistigen, nehme ich ihn in einen Wagen auf, der nie überfüllt wird, in den geistigen, dann komme ich nie mehr von dem fremden Blute los, ich bin ein ewiger Knecht desselben, und es predigt mir meine Nichtsnutzigkeit, wo ich gehe und stehe.

Staatliche Einrichtungen machen mir meine politische Existenz bequem, eine gute Regierung sorgt vielleicht dafür, daß ich in meinen vier Pfählen, mit meiner Frau ein recht lustiger Philister sein kann, sie nimmt mir einen Theil meiner politischen Verantwortlichkeit ab, macht mich also ab und zu frei, wenn ich nicht vielleicht gerade das Unglück habe, ein hausbesizender Stadtverordnetencandidat zu sein, oder wenn ich nicht Steuern zahle. Der Revolutionär verwirft diese Freiheit: da soll ich auch in meinen vier Pfählen Staatsbürger sein, soll auch beim Kinderzeugen daran denken, daß ich Staatsbürger mache, und all mein Hab und Gut des Staates sein.

Beide Revolutionärs, wie gesagt, richten nun und nimmer was Rechtes aus.

Ist nämlich die Religion Nichts weiter als der Ausdruck des Mißtrauens des Einzelnen in seine Geisteskraft, und ist die staatliche Idee Nichts weiter als der Ausdruck des Mißtrauens kindischer, kurzschichtiger Tölpel in ihre eigenen Handlungen und in ihre Fähigkeit, männlich zu handeln, — bedeuten also beide die Angst des Einzelnen über sich als Einzelnen, so wird der Einzelne sich eben nimmermehr mit diesem bloßen Gefühl begnügen: die allgemeine Macht der Kirche und des Staates wird ihm allein genügen, und zwar diese allgemeinen Mächte mit ihren Dogmen, Gesetzen und Beamten. Läßt der religiöse Revolutionär die Geistesarmuth des Menschen stehen, so wird er diese Armuth nie verhindern können, sich bei den Prädicanten Rath zu erholen: und läßt der politische Revolutionär den Knechtsinn stehen, so wird der Knecht stets im Kragen des Gensdarmen ein Venerabile haben. Der Geistesarme und der Knecht bedürfen der heiligen Röcke.

Revolutionärs und Institutionen drehen sich mit ewigen, resultatlosen Kämpfen im Kreise: die Lösung der Frage liegt außer ihnen.

Wo der bescheidene, d. h. der pöbelhafte Einzelne ist, da wächst gleich neben ihm eine Allgemeinheit aus dem Boden. Schon Adam hatte einen Gensdarmen im Leibe, sonst hätte er sich nicht aus dem Paradiese jagen lassen. Dann hätte er sich aber auch Nichts verbleiten lassen. —

Schwendfeld also war ein vollendeter Revolutionär. Vor seinem inspirirten Gemüthe schwanden alle Dogmen: ihm erschien Nichts als wahr, was nicht Gott selber in dem Herzen des Einzelnen gewirkt habe. Sein Herz bedurfte so wenig der Formeln, daß es ihm nicht einmal mit dem Schatten eines Sacramentes Ernst war.

Es giebt halbe Revolutionärs, und mit ihnen läßt sich noch streiten. Es giebt z. B. manchen politischen Revolutionär, der nur die echte Regierung, die echte Theilung der Gewalten construirt: dieser läßt mit sich handeln, es kann ihm ja bewiesen werden, daß die bestehende Regierung die echte ist, oder man kann ihm im Nothfalle Concessionen machen, er läßt doch wenigstens eine Art höherer Regierung stehen, obgleich er sich zum Richter darüber aufwirft — und es giebt auch ganze politische Revolutionärs, wie Marat, die Alles verdächtigen, die an Nichts hängen: mit denen ist Nichts anzufangen, als daß man sie niedersteche. So giebt es auch halbe religiöse Revolutionärs, welche Nichts weiter

als die echte Form des Sacramentes, den echten Inhalt der Lehre herstellen wollen, und sich nur, bis dieses geschehen ist, ein Urtheil anmaßen, z. B. die Reformirten: auch mit diesen läßt sich ein Wort sprechen, sie stehen noch mit den Kirchlichen auf dem gemeinsamen Boden der Formel: man gewinnt sie wieder oder man macht ihnen eine Concession.

Aber es giebt auch ganze religiöse Revolutionärs, wie Schwendfeld: zu ihnen hat man keinen Anknüpfungspunkt, kein Benehmen, als man verjage sie und verfluche sie.

Daß nun die echte Form des kirchlichen Lebens die Vereinzelnung ist, in der man nur verflucht werden kann, die Vereinsamung, in der man für die ganze Welt taube Ohren haben muß, wie Carlstadt — daß ferner die echte Form der politischen Bewährung das unerträgliche Betragen ist, in dem man nur niedergestochen werden kann, wie Marat: dies beweist, daß Religion und Politik, so sehr sie mit ihren Schöpfungen des Staates und der Kirche prahlen, vollkommen antisocial sind; und wiederum, daß Kirche und Staat, die sich ihres Geistes, ihrer vorzüglichen Gesellschaftlichkeit rühmen, ihre Revolutionärs nicht anders widerlegen können, als dadurch, daß sie sie von sich ausstoßen, durch Verdammung und Verbrennung, durch Gefangensetzung und Hinrichtung, dies beweist ebenfalls ihr böses Gewissen wegen ihres unsocialen Wesens: sie dürfen es nicht leiden, daß die Revolutionärs ihre wahre Existenz enthüllen, und indem sie es nicht leiden wollen, verrathen sie sich. An ihren Waffen sollt ihr sie erkennen: sie strafen aber durch Verbannung aus ihrer Gesellschaft, und beweisen damit die Impotenz ihrer Societät.

Fünftes Capitel.

Die Lava erstarrt, das Dogma wird zum Kleide, an dem die Theologen hängen. Melancthon, der theologische Handwerksmann. Der glättende, gegen die Extreme intolerante Vermittler. Aristoteles giebt Licht. Ueber den Locus de cruce toleranda läßt sich wohl reden, aber quis erit finis praesentium calamitatum? Das Interim. Die Dogmatiker gegen die Philippisten. Die guten Werke sind an der Seeligkeit schädlich. Flacius, das Factotum wird in Jena auf Händen getragen. Das Wormser Colloquium durch die Jenenser zur Unmöglichkeit gemacht. Die Herzogliche Confutation und die Isten. Flacius gegen Strigelius auf dem Colloquium zu Weimar. Strigelius muß bei Herzoglicher Ungnade seine philosophischen Epifündigkeiten lassen. Substänzer und Accidenzer. Otfander. Die Gelehrsamkeit und das gelehrte Dogma.

Mit wie compactem Wesen auch Luther an der Lehre festhielt, so war doch sein dogmatisches Wirken dem gewaltigen Zuge eines Lavaströmes vergleichbar, der von dem Feuer Luthers in Fluß und Gluth erhalten wurde. Mochte Luther ein kirchlich-intoleranter Dogmatiker sein, so war er doch stets mit Herz und Sinn bei der Lehre. Nach seinem Tode aber erstarrte die Lava, und die Theologen wurden zu Steinmengen, welche kunstgerecht an dem rohen Stoff des Glaubenssystems hämmerten, welche den steinigen Stoff in seine einzelnen Theile zermetzelten und sich die Stücke an den Kopf warfen.

Das Muster eines theologischen Handwerksmannes war Melancthon. Ihm wurde das Dogma nie Gemüthsache, sondern nur Gegenstand einer kunstgerechten Bearbeitung.

Der gelehrte Theolog ist von einer kleinlichen Intoleranz. Das feurige Extrem, welches den Menschen beherrscht, ist ihm verhaßt, das

elfrige Gemüth ist ihm ein Räthsel: darum kann er sich zwar zum Fanatismus nicht erheben: darum ist er aber auch gegen die sich offen hingebenden Extreme unduldsam. So tobte Melanchthon gegen die Wiedertäufer, als sie nicht mehr bloß in seinem Hause Gesichte hatten, und betrieb die Hinrichtung einiger derselben; so verwarf er Schwendfeld, so war er aber auch in seinem Innersten ein Gegner Luthers.

Nur daß ihm Luther genug Respect einflößte, um sich nicht offen gegen diesen auszusprechen. Melanchthons Meinung über das Abendmahl neigte sich auf die Seite der Schweizerischen Vermittler, Luthers herzerknirschte Demuth vor der göttlichen Gnade war diesem Professorherzen eine Unbegreiflichkeit: so lange aber Luther lebte, wandte Melanchthon nur seine Docentenkalt Sinnigkeit dazu an, um die Härten, die durch Luthers Affect entstanden, zu verdecken; er „schlich ihm, den er seinen liebsten Vater nannte, immer nach, um wieder gut zu machen, was jener verwirrte,“ so sagt Erasmus.

Fühlte nun Melanchthon den Druck Luthers, so war auch Luther durch Melanchthons Gemüthlosigkeit nicht unbeengt. Besonders in seinen letzten Lebensjahren lastete Philippi Indifferenz, welche sich über den Zwiespalt der Lutherischen und der Schweizer durch die Feststellung einer Formel hinwegsetzen konnte, die nicht durch die innere Verschiedenheit beider Parteyen in Pein und Wuth versetzt werden konnte, schwer auf Martino. Und die Angst trieb diesen, daß er noch kurz vor seinem Tode ein Manifest gegen die Schweizerischen Schwarmgeister und Seelfresser erließ.

Nach Luthers Tode athmete die Professoren-Seele in Melanchthon frei auf. Nun konnte dieser Praeceptor Germaniae, dieser König und Muster aller Gelehrten, dies Auge der Wittenberger Universität sein regnum literarium, wie es Johannes Hagiuss nannte, errichten. Melanchthon erst war es, der die Umschaffung der Religion, dieser Sache des Gemüths, zur Theologie, zur Sache einer Universitätsfacultät vollendete, und die Religion mit dem prahlerischen Mantel der gelehrten Formel, des lateinischen Kunstausdruckes bekleidete. Er war der Vater der protestantischen Theologenzunft.

Jetzt begannen jene Streitigkeiten, die sich nicht mehr auf die Basis des Glaubens bezogen, sondern bei denen es sich nur um die Auslegung einer Lehre nach den Worten dieser oder jener Schule handelte. Jetzt konnte man sich mit Wonne in den Fragen ergehen, ob die Substantia physica der Gläubigen mit der Substantia der ganzen Trinität und der

menschlichen Natur Christi auch außer dem Sacrament wahrhaftig, realiter, jedoch impermixtibiliter, illocaliter, incircumscriptive, per consubstantiationem oder per transsubstantiationem oder per essentiae divinae approximationem, personaliter oder wie sonst vereinigt werde.

Melanchthon kam von seiner Behauptung, daß auch der gemeine Mann in Glaubenssachen mitzureden habe, bald ab: Diejenigen, meinte er, seien unverschämt, welche sich für Ausleger der christlichen Lehre ausgeben, und doch keine liberalem eruditionem dazu bringen wollen, da die letztere doch nicht allein eine Zierde der christlichen Kirche sei, sondern auch der Lehre selbst erst Licht gebe. Er hielt es für ein groß Interesse des gemeinen Wesens, daß der Aristoteles in den Schulen erhalten würde und bei den Studenten bliebe, weil ohne diesen Autorem nicht allein die reine Philosophie, sondern auch die rechte Art zu lehren oder zu lernen, nicht könnte beibehalten werden.

Die Loci communes Melanchthons wurden von seinen Handwerksgefelln für eine Schrift ausgegeben, deren stetige Lesung und Wiederholung zu einem Urtheil von allen Stücken der christlichen Lehre und zur wahren Erkenntniß und Anrufung Gottes nützlicher seien, als alle Schriften der Menschen.

Solch eine schulgerechte Erfassung des Glaubens konnte nicht zum Kreuztragen begeistern: der gelehrte Professor duckt sich, wenn ein weltlicher Sturm über seine Lehre dahinfährt. Als Wittenberg im Schmalkaldischen Kriege eingenommen wurde, flüchtete Melanchthon nach Magdeburg und weiter nach Braunschweig; er legte auch bei dem Kaiserlichen Premier-Minister, Bischof von Arras, für die zurückgebliebenen Professoren eine Fürbitte ein, sich (der Wahrheit zuwider) verschwörend, „daß ihrer keiner Niemals einigen Rath oder Anleitung zum Krieg gethan hätte.“ An Johann Oberbergern, des Kaisers Secretär, schrieb er, er gestünde zwar, daß er in Wittenberg gewesen, habe aber kein Gewehr getragen, und eine solche Lehre der Jugend vorgelegt, welche bei allen Veränderungen der Republik dienen könnte; deswegen er meinte, Vergebung zu haben, weil er viel vor und in dem Krieg ausgestanden.

Für den Glauben, der ihm doch kein energischeres Interesse einflößte, als daß er ihn gern vom Katheder herab lateinisch definiren mochte, zu leiden, war Philippo unerträglich. Domino Praeceptor, sagte Doctor Ghilian, der ihn in Braunschweig besuchte, zu ihm, wir haben bisher oft gehört in Theologia den locum *de cruce toleranda*,

und sind nur theoretici gewesen, aber jeßund wills uns unser Herrgott auch lernen practiciren. — Ja, antwortete Melanchthon, es läßt sich wohl davon reden, sed quis erit tandem finis praesentium calamitatum? — Der Professor Durdich wollte alsogleich ein Ende sehen!

Das vorläufige Ende war aber das Interim, und Melanchthon war auch vorläufig damit zufrieden.

Johannes Agricola, Hofprediger zu Berlin, Julius Pflug, Bischof zu Raumburg, und Michael Sidonius, Suffraganeus zu Mainz, setzten die Religionsordnung, die bis zu einem allgemeinen Concilium gelten sollte, auf. Zwar fand dieselbe bei den Theologen Brentius, Flacius, Wigandus, Coelestinus, Gallus heftigen Widerstand, der gefangene Churfürst Johann Friedrich, der Markgraf Johannes von Brandenburg, Herzog Wolfgang zu Zweibrücken protestirten dagegen, dennoch wurde sie an vielen Orten Deutschlands mit Gewalt durchgeführt. In Schwaben und am Rhein wurden über vierhundert widerspenstige Prädicanten abgesetzt, Brentius mußte mit Weib und Kind aus Schwäbisch Hall sich retiriren, Wolfgang Musculus flüchtete aus Augsburg nach der Schweiz, Osiander aus Nürnberg nach Breslau, Flacius aus Wittenberg nach Magdeburg. Der neue Fürst Moriz nämlich, von Melanchthon dazu beredet, ließ durch die Theologen Major, Paulus Eberus, Pseffinger und Justus Menius das Interim für Sachsen zurechtstutzen: man nannte ihre Stipulation das Leipziger Interim. Hier war die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben fahren gelassen, die katholischen Ceremonien zum größten Theil als Adiaphora zugestanden, man versprach die Anerkennung der Päpstlichen und Bischöflichen Gewalt, sofern sie zur Erbauung und nicht zur Zerstörung der Kirche benutzt werde. Dem Mann Gottes Osiander, welcher Philippo wegen so sträflicher Nachgiebigkeit und Achselträgerei Vorwürfe machte, schrieb der Professor, welcher froh war, Kopf, Amt und Leben davonzutragen: er und die Seinigen suchten nur fürnehmlich otium und tranquillitatem.

In dieser Ruhe wurden sie denn auch von den Eiferern ihrer Junft gelassen, so lange des Kaisers Macht drohte. Als aber Moriz von Sachsen die Auctorität des Reichsoberhauptes gebrochen, als der Passauer Vertrag dem reinen Lutherischen Glauben wieder Raum gegeben, da mußte sich die Professorische Mause in argen Hader verwandelt sehen. Nun fuhren Amsdorf, Flacius, Wigandus gegen die Interimisten, gegen die Adiaphoristen, gegen die Synergisten, welche die heilige Erbsünde

und die heilige Gnade nicht stehen lassen, sondern dem Werk des Menschen auch einen Antheil zu Erringung der Seligkeit zugestehen wollten, mit ihren Angriffen heraus. Die reinen Dogmatiker, die noch ein Fünkchen Lutherischen Eifers in sich spürten, wollten sich nicht so schnell durch die gelehrte Gleichgiltigkeit gefangen nehmen lassen. Es begann für's Erste ein Kampf gegen die Melanchthon'sche Professorenglätte, ein Kampf aber, der von vornherein nur — gelehrt geführt wurde, in welchem also die Gegner Philippi gleich zeigten, daß sie von seiner Schulfüchserci inficirt seien.

Durch Major war der Satz, daß die guten Werke zur Seligkeit nöthig seien, in das Leipziger Interim gekommen, und in einer Schrift „über die Befebrung Pauli“, die er im Jahre 1552 herausgab, hielt er an demselben fest. Amsdorf, der ihn schon einmal wegen dieser Abweichung von Luthers Rechtfertigungslehre angegriffen, zögerte nicht, von Neuem loszudonnern. Der Satz, in dem sich seine ganze Polemik concentrirte, war: „die guten Werke sind an der Seligkeit schädlich und verderblich.“ Das war nun einmal wieder ein extremes Behaupten, welches den Sowohl-als-auch-Menschen Schrecken einflößte: „die Nachkommen, schrieb Melanchthon, würden sich verwundern, daß das Sæculum so gar rasend gewesen wäre, weil diese große Unsinnigkeit und grausame Lüge doch ihren Beifall darin gefunden hätte.“

Im Interim war ferner die Lehre Luthers von der absoluten Gnadenwahl verlassen und die Lehre aufgestellt, daß der menschliche Wille nächst der göttlichen Gnade zur Besserung mitwirke. Nach einem vorläufigen Streit Amsdorfs gegen Pfeffinger, der sich in einer anno 1555 zu Leipzig gehaltenen Disputation zu diesem Synergismus bekannt hatte, übernahm Glacius die Advocatur für den Absolutismus der göttlichen Gnade.

Glacius, aus Albona in Illyrien gebürtig, kam im Jahre 1539 nach Basel und genoss dort den Unterricht des Simon Grynaus. Dann ging er nach Tübingen. Es zog ihn aber nach Wittenberg, und hier, wo er im Jahre 1541 erschien, entschied sich auch seine Geistesrichtung. Er hatte eine lange Zeit hindurch über die Säge von der Sünde, von der Gnadenwahl und vom Zorn Gottes so große innere Angst und Anfechtungen zu bestehen, daß öffentlich auf den Kanzeln für ihn gebetet wurde. Als sich sein Gemüth in etwas beruhigt hatte, wurde er Magister, und 1544 Professor linguæ hebraicæ. Bei den Unglücksfällen des Schmalkaldischen Krieges flüchtete er nach Braunschweig, wo er unter großem

Zulauf zu doctren fortfuhr. Nach Wittenberg zurückgekehrt, vertrieb ihn das Interim von Neuem, und er begab sich mit seinem Bruder in der Erbsünde, Nicolaus Gallus, nach Magdeburg. Hier lebte er von Correcturen, eröffnete aber auch gegen die Interimisten, „die das Papstthum wieder einführen wollten,“ einen Schärmüßelkrieg, in welchem er in Abschließung kleiner Tractate unermüßlich war.

Als nun die Universität Wittenberg, durch Melanchthon geleitet, immer mehr ein Sitz der Lauheit, des heimlichen Calvinismus zu werden drohte, war Flacius gar eifrig in Antreibung der Söhne des gestürzten Churfürsten Johann Friedrich, daß sie in Jena zum Schutz des echten Lutherthums eine Universität errichteten. Flacius übernahm anno 1557 die Einrichtung und Direction derselben, und der Hof war über den Besitz dieses Factotums so erfreut, daß Flacius ganz und gar auf Händen getragen wurde.

Die Jenenser hatten bald Gelegenheit, ihren Eifer zu zeigen. Es war nämlich auf dem Regensburger Reichstage ausgemacht worden, daß anno 1557 zu gänzlicher Ausmahlung des Streites zwischen Papisten und Protestanten ein Hauptcolloquium zu Worms gehalten werden sollte. Hier erschienen außer Melanchthon und Anderen auch die fünf Jenenser Theologen, und man hatte kaum von der Geschäftsordnung für das Colloquium zu disputiren angefangen, als auch schon die Jenenser sich nicht mehr halten konnten, und gegen die Interimisten und Adiaphoristen losbrachen, verlangend, daß vor Allem diese verdammt würden. Die Wittenberger widersehten sich, und kurz, die Lutherischen hatten sich bald so in einander verbissen, daß das ganze Colloquium in die Luft ging. Die Jenenser räumten mit einer Protestation das Feld, die Papisten aber ergriffen mit Freuden die Gelegenheit, um zu behaupten, daß sich mit einer innerlich so gespaltenen, über ihre Lehre selbst so unklaren Secte nicht disputiren lasse.

Mehr hatte Flacius nicht gewollt. Nun regte er in Jena die weltliche Herrschaft wider die Melanchthonischen auf: das Uebel sei so weit kommen, daß man die Extrema erwarten müsse, wo es nicht die Obrigkeit mit Ernst und ein Prediger mit Eifer heile. Flacius wußte es zu betreiben, daß unter seiner Herzoge eigenem Namen eine Confutation der sectirerischen Irrthümer, besonders des Synergismus, erschien. Von den Kanzeln hörte man von nun an Nichts mehr, als ein Gedonnere gegen die Synergisten, Adiaphoristen, Interimisten, Schwendfeldisten, Majoristen, also daß diejenigen Prediger für die besten gehalten wurden,

welche frei viele solche Isten an den Fingern herzählen konnten. Jeden Sonntag mußte ein Stück der Herzoglichen Confutation nach der Predigt abgelesen werden.

So im guten Zuge mußte es Flacius erleben, daß seine Universität nur eine kurze Spanne Zeit den Ruhm der unbefleckten Lutherschaft bewahrte. Er mußte an seinem Colleggen Victorinus Strigelius Spuren synergistischer Anschauungsweise entdecken. Er schlägt Lärm, die Herrschaft selber wird besorgt, im Anfang gewaltthätig gegen Strigelius verfahren, wünscht sie doch bald, daß sich der Flecken noch in Güte abwaschen lasse, sie veranstaltet ein Colloquium zu Weimar. Zu diesem Ehrengericht erscheinen Gelehrte und Studiosen von allen Orten, Räte, Superintendenten und Pastoren; die Herzoge führen in Person den Vorsitz.

Der Kampf beginnt, Flacius schwingt seine gewichtige Waffe der Erbsünde: die menschliche Natur sei nach der Schrift durch Adams Fall ganz verderbet, ergo könnte sie Nichts wirken oder mitwirken, wie Strigelius ihr zumuthen wolle.

Dieser will dagegen durchführen, der Mensch sei nicht so ganz verderbet, daß auch sein freier Wille, von welchem des Menschen Wirken dependire, mit verderbet sei.

Flacius: der Mensch sei durch die Erbsünde in seiner ganzen Substanz verdorben, also auch der Wille.

Die Blöße, welche sich Flacius durch das Wort Substanz gegeben, sucht Strigelius zu benutzen. Ob Flacius läugne, daß die Erbsünde ein Accidens sei oder ob er sie für eine Substanz des Menschen erkläre? So will Strigelius den Kampf aus der Manier der festen theologischen biblischen Stöße zu der Manier der flüchtigen philosophischen Stöße hinleiten.

Flacius aber merkt die Finte: man dürfe hier nicht aus der Philosophie von der substantia und accidente lange disputiren, da jene in Religionsachen keinen Platz hätte. Es komme hier auf das Wort Gottes an.

Und die Herzöge beauftragen den Kanzler, zu erklären: Ihre Fürstlichen Durchl. ließen Victorino anbefehlen, daß er seine sophismata, argutias und philosophische Spitzfindigkeiten auslassen und nur allein aus Gottes Wort nach dem vorgeschriebenen Proceß disputiren solle.

Flacius blieb Sieger, und sein Auftreten wurde immer hitziger: die Philosophie müsse ganz aus der Theologie verbannt werden, Wittenberg

mit seinen Aristotelischen Phrasen sei ein sinkender Klotz des Teufels, es sei weniger Sünde, daß das Kind im Mutterleibe getödtet, als daß es nach Wittenberg auf die Hochschule geschickt werde; es sei besser, seine Kinder ins Hurenhaus als nach Wittenberg gehen zu lassen: so verkündeten seine Anhänger; die Bauern aber stritten sich in den Schenkeln, ob sie Substänzer oder Accidenzer wären.

Aber durch die Berufung auf die Obrigkeit hatte sich Flacius einen Richter gesetzt, den er nicht lange anerkennen konnte. Als er nun auch gegen diese zu feck wurde, bekam Strigelius wieder die Oberhand. Im Jahre 1562 erlangte dieser bei Hofe so weit Gehör, daß Flacius nebst dreißig Predigern abgesetzt und vertrieben wurde. Die Hauptbeschuldigung in der Relation der Fürstl. Commissarien, welche der Flacianer Vertreibung veranlaßte, war, daß sie bei der reinen Aufsetzung göttlichen Wortes nach der Lehre Lutheri, darauf sie vornehmlich bestellt und angenommen worden, nicht bestanden, sondern die Sache, die Gottes gewesen, ihnen zu eigen gemacht, sich gerottet, einen Papstthum und Zwang des Bannes mit Verstoßung von Tauf und Sacrament, nach ihrem Gefallen, wen sie gewollt, wider die christliche Lehre einführen wollen, damit die Obrigkeit und Predigtstuhl um ihre Autorität und Gewalt zu bringen, dadurch hinfürter nicht Gottes Ehre, sondern ihr eigen Nutz, Ruhm und Gewalt gesucht worden wäre. —

So sehr Melanchthon angefeindet wurde, er war doch der Vater dieser gelehrten wortklauberischen Theologie. Nur von Königsberg her, wo der aus Nürnberg gejagte Hofemann's Osiander Ruhe und Stellung gefunden hatte, geschah ein Angriff gegen ihn, der tiefer ging. Osiander lernte von Schwencfeld sich auf das innere Wort berufen, gegen welches die äußerliche Lehre ein machtloser, ungöttlicher Schall sei. „Der zu Wittenberg gemachte Doctor,“ schrieb er, „ist ein armer gefangener Mann, mit Eidespflichten in seinem Gewissen verstrickt und verwirrt und auf Philipp's Lehre geschworen, hat sich den Knöbel lassen ins Maul binden, daß er in wichtigen Sachen des Glaubens nicht reden wollte, er hab's denn zuvor mit den Aeltesten, so die Confession festhalten, berathschlaget, und mit denselben muß er bei seinem Eid bleiben in der Einhelligkeit der Augsburgischen Confession, wenn schon die heilige Schrift ein Andres sagt, oder muß sich eidbrüchig schelten lassen. Ist also ein heimlicher Bundsgenosse einer solchen Conspiration, die mehr auf Menschen, denn auf Gottes Wort steht und derhalben der Christenheit nicht wenig schädlich ist.“

Melanchthon, wo er rathen konnte, rieth, man sollte Keinem zu-lassen, daß er ostandrisch lehre oder öffentlich einen Vergleich seiner Lehre proponire; wer aber auf Erinnerung die Kirche zu verwirren fortfahre, oder Osiandrum defendire, den solle man vom Amt absetzen.

Melanchthon starb anno 1560. Er hinterließ seinen Anhängern die Herrschaft über Ehursachsen, aber eine precäre Herrschaft.

Der gelehrte Theolog behauptet zwar eine gewisse Superiorität über das Dogma, aber nur die Superiorität des Gärtners über seine Gewächse. Sie zieht die Schlingpflanzen des Gemüths an Stangen empor, beschneidet die wilden Sträucher zu kunstgerechter Gestalt, stutzt die Bäume, setzt die Herzensblumen in Beete, begießt sie mit dem Wasser philosophischer Definitionen, bescheint sie mit den Strahlen der Logik.

Und so ist der Gärtner, mag er noch so hochmüthig sein Handwerk für die Hauptsache halten, immer von seinen Gewächsen abhängig. Und nun gar, wenn er es mit Pflanzen zu thun hat, die gern in der Heimlichkeit eines Herzenswinkels wachsen, und er will sie dem vertrocknenden Sonnenlicht seiner Philosophie aussetzen; oder mit Cedern, die gern herrisch in den Himmel wachsen, und er will ihre Spitze abkuppen; — dann ist er der Gefahr ausgesetzt, daß ein fanatischer Naturfreund erscheine, behaupte, hier sei der Bock zum Gärtner gesetzt, und ihn verjage.

Der neue Aufdringling wird dann vielleicht in seiner Manier wild wirthschaften, wird vielleicht aus seinen Gewächsen Ruthen schneiden wollen, mit denen er unverschämte Layen aus dem Heiligthum seines Gartens peitscht; er wird sich unangenehm machen, und vielleicht die Sehnsucht nach dem stillen Kunstgärtner wiedererwecken, zumal wenn sich zeigt, daß er auch nur ein Kunstgärtner sei, aber ein pöbelhafter.

Den Philippisten war das extreme, aufdringliche Dogma zuwider, sie suchten dem Menschen eine Mitwirkung in Sachen der Religion und der göttlichen Gnade zuzuertheilen. Sie wollten seinen guten Werken, seinem freien Willen, seinem bedenkenden Geiste ein Recht einräumen, sie milderten daher die Lehre von der Erbsünde, von der Prädestination, von der Gegenwart des Leibes Christi im heiligen Sacrament des Abendmahls. Sie stimmten in letzterer Hinsicht den Calvinisten bei. Sie verwarfen ferner den Fanatismus des Dogmas, eben weil dieses bei ihnen nicht mehr Sache des Gemüthes war.

Und doch beruhte ihre ganze theologische Herrschaft auf dem Dogma. Indem sie daher mit dem Dogma gelehrter, v. h. mattherziger Weise spielten, kam es nur darauf an, daß ein Kräftigerer ihnen gegenüber

den Complex der Lehre in ihrer vollen Starrheit zusammennahm, und sie mußten weichen.

Die Jenenser Theologen hatten nur einzelne Dogmen ihrer consequenten Form nach gegen sie vertreten, ihre Angriffe blieben machtlos; anders war's, wenn die ganze Summe der Dogmen in Gefahr erklärt wurde und gegen sie ins Feld rückte. Die Waffe, welche man wider sie brauchen konnte, hatten sie selber geschliffen: die Dogmenwägerei. Es war hier keine Frage, wer siegen mußte, Derjenige, welcher die Dogmen beschneidete, oder Der, welcher sie nach ihrem vollen Werthe auf den Markt brachte.

Hierzu kam eine zweite Gefahr. Die Lehre hat ihre Stütze in der Pöbelmasse. Wer sich daher das Dogma in gebildeter Weise auslegt, sondert sich schon von der Masse ab, er wird nie populär sein können. Seine Auslegung ist seine Privatsache, ist seine Heimlichkeit. Die Philippisten waren Calvinisten, aber im Geheimen durften sie es nur sein, sie hießen ja auch Cryptocalvinisten. Sie lebten in einem lutherischen Lande, und mußten öffentlich das Lutherische Bekenntniß vor sich hertragen.

Der lutherische Pöbel aber will das Dogma in der ganzen Vollständigkeit des theologischen Unsinn: nur dann schaut er sein plebejisches Wesen in einer unverfälschten Formel an. Sieger mußte über die Philippisten sein, wer dies Bedürfniß befriedigte.

Ob nicht freilich, wenn das Dogma sich gegen den Philippismus gewehrt hat, seine Anhänger sich auch nur als Wortklauber, als Philippistische Schulfüchse bewähren, ob sie nicht auch unter dem Vorgeben, sie brächten die ganze Religionswaare auf den Markt, nur ein gelehrtes Machwerk erzeugen, ob sie nicht auch bloße Kunstgärtnerei treiben werden, so daß gerade sie, welche den Philippismus niederschlagen wollen, ihm zu einem allgemeinen Siege verhelfen, dies wird sich bei der Darstellung der Reaction, welche gegen Melancthon's Richtung versucht wurde, zeigen.

Sechstes Capitel.

Der Cryptocalvinismus muß aus der Hülle. Dr. Jacob Andrea, die Königin von Dänemark, die Herzogin von Württemberg und die Churfürstin von Sachsen. Der Proceß gegen die Wittenberger. Augustus Hercules besetzt die Lernaïsche Hydra des Calvinismus. Andrea giebt der Lutherischen Kirche ihren Eckstein. Die Augsburgische Confession paßt an beide Beine. Der Convent zu Lichtenburg. Inbrünstige Gewissenhaftigkeit des Churfürsten. Der Convent zu Loregau und die Triumviren von Kloster Bergen. Die Formula concordiae. Freie Unterschriften durch Zwang. Andrea als Subscribentensammler. Der allgemeine Glaube als Unglaube der Einzelnen und als Besitz einer Gilde. Formula concordiae = formula discordiae. Die Räuberbande des Aristoteles. Wie man des heiligen Geiſt obenhin und untenhin, in summa und in fundamento betrügt. Das symbolische Buch ein Schattenkönig.

Wittenberg, da der Lehrstuhl Lutheri gestanden, drohte durch die vermittelnden Gelehrten, denen das Dogma in seiner Starrheit unerträglich war, calvinisch zu werden. Um sich den Schein der politischen und theologischen Orthodorie zu bewahren, brachten es die Wittenbergischen Theologen dahin, daß der Churfürst nach Melanchthon's Tode das corpus doctrinae desselben zum Kirchengesetze erhob. Lange wußten sie den Glauben des Churfürsten an ihre Rechtgläubigkeit sich zu erhalten, wenn sie auch die Ohren desselben nicht gegen Verkehrungen verstopfen konnten.

Im Jahre 1563 gab er ihnen auf, ihr Bekenntniß über das Abendmahl zu declariren, und es schadete ihnen Nichts, daß in der Schrift, die Paulus Eberus mit ihrer Billigung aufsehte, in der „pia et in verbo Dei fundata assertio, declaratio et confessio de sacratissima

coena Domini nostri,“ behauptet wurde, der Gottlose bekäme Nichts im Abendmahl als bloßes Brod und Wein.

Dann als ihnen ein Buch Brentii, der die Lehre von der Abgegenwart des Leibes Christi zum Württembergischen Kirchengesetz erhoben hatte, vorgelegt wurde, sprachen sie von dem unnützen Streit wider die Calvinisten.

Sie machten noch mehr Umschwelze. In einem Katechismus, den sie anno 1571 herausgaben, suchten sie die Frage, ob Brod und Wein wahrhaftiger Leib und Blut Christi seien, durch umschreibende Redensarten von Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi, von Stärkung des Glaubens, daß durch Christi Blut die Sünden abgewaschen seien, von Inwohnung und innerer Regierung Christi, von guten Vorsätzen, im Dunkel zu lassen. Ja, sie wußten den Churfürst August, der durch vormundschaftliche Regierung die Sächsischen Herzogthümer auf einige Zeit in seine Gewalt bekam, dahin zu bringen, daß er die Jenenser Wisgandus und Heshusius, welche gegen sie schrieben, verjagte.

Auf einem Convent zu Dresden im Jahre 1571 bewahrten sie immer noch den Schein der Orthodorie, indem sie vom Abendmahl so wohlgesetzte Artikel zurecht brachten, daß Lutheraner und Calvinisten sie mit gutem Gewissen unterschreiben konnten.

Endlich im Jahre 1574 wagten sie einen Schlag, der auf sie selbst zurückfiel. Sie edirten anonym zu Leipzig eine Erregese vom Abendmahl, in welcher sie ihren Calvinismus (denn stets muß das schlaff werdende Lutherthum als Calvinismus erscheinen) zum öffentlichen Geheimniß machten.

So viele Connerionen sie bei Hofe hatten — Beucerus, Melancthon's Eidam, ein Mediciner, war bei dem Churfürsten sehr angesehen, der Geheimerath und Kanzler Dr. Crakau protegirte sie — so wurden jetzt dem Churfürsten die Augen geöffnet.

Schon längst hatte der Tübinger Jacob Andreor, der nach dem Ruhme eines Wiederherstellers des reinen Lutherthums strebte, wider sie intrigirt. Sie müssen aus der Hülle, hatte er 1572 nach Dresden geschrieben, und können sich nicht länger verbergen: die Zeit wird's geben, wie es ablaufen wird. Er hatte sich auch hinter die Königin von Dänemark gesteckt, daß sie die Herzogin von Württemberg anregen sollte, bei der Sächsischen Churfürstin Anna die Ausrodung des Gistpilzes Beucerus zu betreiben. Und er hatte es dieser Churfürstin wohl hinter-

bringen lassen, daß Peucerus in einem Brief an den Hofprediger Schüze etwas vom Weiberregiment geschrieben.

Jetzt also setzte Churfürst August ein Inquisitionstribunal über die heimlichen Calvinisten ein, und wies ihm Torgau als Sitz an. Hierher wurden die Wittenberger D. Caspar Kreuziger, D. Heinrich Müller, D. Friedrich Wiebebram, D. Christoph Bezelius citirt und aufgefordert, ihre und Melancthon's Meinung vom Abendmahl zu verwerfen, und die Sacramentliche Gegenwart des Leibes Christi anzuerkennen. Obgleich sie nicht offen mit ihrem Bekenntniß herausgingen, sich nur auf die Dresdnischen Artikel und auf das Corpus doctrinae Philppicum berufend, im Uebrigen aber die Unterschrift der ihnen vorgelegten Artikel verweigern, so wurden sie zuerst in Torgau ins Gefängniß gesetzt, dann aber nach Leipzig transportirt, und hier auf dem Schloß in Arrest gehalten.

Audere Verhaftungen folgten. Der Hofprediger D. Schüze wurde abgesetzt, und ihm lebenslänglicher Hausarrest judicirt, der Geheimde- rath und Canzler D. Cracovius wurde zu Leipzig incarcerirt, Stöffel- lius, Superintendent in Pirna nach der Festung Senftenberg geschafft, Peucerus wurde zuerst in Wittenberg verhaftet, dann in Dresden vom Consistorio verhört, und endlich ihm im Leipziger Schloß eine Stätte angewiesen, der Leibmedicus Johann Hermann wurde abgesetzt.

Mit den Wittenbergischen Professoren machte man den kürzesten und mildesten Proceß. Nach nicht langer Haft in Leipzig verstanden sie sich dazu, die Torgauischen Artikel und einen Revers zu unterschrei- ben, und wurden nach Wittenberg entlassen, wo sie bald ein Absetzungs- und Verbannungs-Decret ertheilte. Gleiches Schicksal hatten noch der Professor Logices Wolfgang Crellius, der Professor Juris Joachim Eger und der Professor Physicae Hieronymus Schaller.

Cracovius ist in einem elenden Loch unter Kälte, Gestank und Hunger umgekommen, Stöffelius ist auf Senftenberg gestorben, Peuce- rus und Schüze erlebten das Ende ihrer Haft.

Der Glanzpunkt eines Feuerwerkes, welches um jene Zeit bei An- wesenheit des Kaisers in Dresden abgebrannt wurde, war eine Säule mit der Inschrift: „Wie der Hercules die Lernäische Schlange, ein viel- köpfiges Ungeheuer, mit Feuer überwunden und sterben gelehrt, also wird Augustus, Churfürst von Sachsen, der treffliche Held, die Calvi-

nische Secte, die heimlich in diese Lande eingeschlichen und betrügllich unterhalten war, mit Gottes Hülfe unterdrucken und überwinden.“

Jetzt schien es dem D. Andrea in Tübingen an der Zeit, sein längst bedrohtes Begründungswerk der Lutherischen Kirche ins Leben zu führen. In diesem Mann steckte ein kleiner Papst, aber ein protestantischer, der das allein gültige und echte Glaubensbuch fabriciren will, und dann bei Fürsten und Herren herumkriecht, um sich des weltlichen Armes zu versichern. Ging's nach ihm, so sollten alle bisherigen Lutherischen Dogmensammlungen ergänzt, definiert und zu einem Systeme vereinigt werden, an dem man hinsfort nicht mehr rühren noch deuten könne. Die Augsburgerische Confession sey ein Kothurnus, ein Stiefel, der an beide Beine und vielen Leisten gemacht sey. Nun sey eine Formula aufzustellen, welche alle echten Lutherischen Dogmen vereinigend, aber auch mit unumstößlichen, infalliblen Ausdrücken umkleidend, die Gewissen so sehr befriedige, daß sie die concordiam aller Lutheraner herstelle.

Auf des D. Andrea's Inspiration riethen die Theologen Coelestinus, Georg Lysthenius, Martinus Mirus dem Churfürsten, der mit ihnen über die endliche, gottgefällige Abstellung der calvinistischen Händel zu Rathe ging, einen Convent zu veranstalten, auf welchem berathen würde, wie die Lutherische Lehre wieder auf festen Fuß gesetzt werden könnte.

Am 15. Februar kamen Mirus, Lysthenius nebst noch zehn andern Sächsischen Theologen zu Lichtenburg zusammen, wußten aber nur so viel herauszubringen, daß das Corpus doctrinae Philippicum abgeschafft, übrigens einigen unverdächtigen Theologen, wie z. B. dem D. Jacob Andrea, aufgegeben würde, eine Declaration, welche man den Unterthanen zur Billigung vorlegen könnte, zu verfertigen: übrigens sollte fortan den Theologen verwehrt seyn, ohne höheren Consens Schriften zu publiciren.

Die Württembergische Regierung beauftragte zwei Theologen mit Abfassung eines Gutachtens über die Wittenberger Theologie; welches, nachdem es zu Maulbrunn von etlichen Theologen corrigirt und purificirt worden, dem Churfürsten Augusto vorgelegt, von diesem aber zur schuldigen Rundgebung der inbrünstigsten Gewissenhaftigkeit wiederum an D. Andrea geschickt wurde, der dann ein neues Responsum verfaßte, wonach die Maulbrunnische nebst einer andern den Niedersächsischen und Schwäbischen Kirchen gemeinsamen formula concordiae zur Basis der Verhandlungen gemacht werden sollte.

Dies geschah denn auf dem Convent zu Torgau, auf welchem außer den zwölf Sächsischen Theologen noch sechs ausländische, Andrea oben an, erschienen.

Hier wurde für's Erste durch feierliche Erklärung der Calvinisten ein für alle Mal die Hoffnung auf Vereinigung genommen, sodann durch D. Andrea eine Verschmelzung der obigen beiden Schriften vorgenommen und beschlossen, diese Arbeit an die Protestantischen Reichsstände zur Begutachtung zu schicken.

Zur Durchsicht der einlaufenden Censuren constituirte sich 1577 auf Kloster Bergen ein Rath von drei Theologen: Andrea, Selneccerus, Chemnitius. Die Triumviri konnten sich natürlich nicht darauf einlassen, es allen Censuren, davon die eine Dies, die andere Jenes, keine aber Nichts auszufehen hatte, genug zu thun. Es war hinreichend, wenn sie hier und da ein Wort einrückten, ein anderes herauschnitten. Kam es doch auch bei diesem Buche weniger auf den Inhalt an, als darauf, daß es da war; denn Meinungen, die sich in Einer einzigen Meinung vereinigen wollen, dürfen nicht verlangen, daß die allgemeine Meinung in allen Stücken ihrer Privatliebhabelei recht sey, solche Meinungen kommen ja von vornherein mit der knechtischen Absicht herbei, sich der Einen unpersönlichen Meinung zu unterwerfen.

Die Triumviri wurden bald fertig, nannten nun ihr Machwerk *formula concordiae*, schoben dasselbe der Weisheit des Churfürsten, dem die Invention allein zu verdanken sey, in die Schuhe, versorgten sich also gleich weißlich mit der weltlichen Autorität. Die formula, in Gemeinschaft mit den anderen symbolischen Schriften, die kirchengeseplich seyn sollten, den alten öcumenischen Symbolen, der ursprünglichen Augsbургischen Confession und Apologie, den Schmalkaldischen Artikeln und Luthers Katechismen, bildete das Concordien-Buch, welches, außer von Churfürst Augustus, von den Churfürsten Ludwig von der Pfalz und Johann Georg von Brandenburg, ferner von zweiundzwanzig Fürsten, eben so viel Grafen, vier Freiherren, fünfunddreißig Reichsstädten und acht Tausend Theologen, Pfarrherren und Schulmeistern angenommen wurde.

D. Andrea hat zwar versichert: daß Niemand zur Unterschrift gezwungen, noch wegen Verweigerung derselben abgesetzt und vertrieben worden, wüßte er so gewiß und wahrhaftig, als er wüßte, daß ihn der Sohn Gottes mit seinem Blut erlöset habe: aber in der That sind viele

Theologen mit Gewalt in die Concordie hineingestoßen oder durch die Ablehnung der Formel aus ihrem Amte vertrieben worden.

Churfürst August z. B. legte das Buch den Collegien in seinem Gebiete vor, und als er auf Schwierigkeiten stieß, ernannte er Commissarien, welche von den Prädicanten fordern sollten, daß sie entweder das Buch unterschrieben, oder die Ursachen ihrer Weigerung anzeigten. Die sich aber weigerten, wurden unverzüglich aus den Collegien ausgestoßen. Zum Ueberflus reisten D. Andrea und D. Selneccer im Lande umher, lasen den Priestern und Schulmeistern die Artikel der Concordienformel vor, bethuernd, „der Churfürst habe sich nun ein für alle Mal erklärt, er wolle keine andre widrige Meinung und Lehre in seiner Kirche zulassen, wolle auch, daß künftig gleich bei Antretung des Amtes die Concordienformel unterschrieben werde.“ Das systematische Verfahren im Subscribentensammeln verstand D. Andrea; er forderte zuerst die zur Unterschrift auf, welche nach seinem Wissen das Buch gut hießen, dann die, von denen es bekannt war, daß sie sich durch das Beispiel der Ersteren leiten ließen, und die Uebrigbleibenden schlug man mit der großen Zahl der vorhandenen Unterschriften. In anderen Ländern ging's ähnlich, bald mit Ueberredung, bald mit Drohung.

Und das war nun die Organisation des sogenannten Gewissenszwanges in der Lutherischen Kirche; fortan war es Gesetz, die Bekenntnisse unterschreiben zu lassen.

Was war aber dieser Gewissenszwang anders, als der Beweis, daß das Volk aufgehört hatte, ein eigenes Gewissen zu haben? Besaßen die Einzelnen nicht das lebendige Wort (und wie konnten sie es haben, da dieses Wort der unpersönliche Unsinn ist?), so mußte die Druckerschwärze ihrem Glauben zu Hülfe kommen, der Buchbinder ihn bestätigen, die Regierung ihn erzwingen: nur durch ein unpersönliches zwingendes Symbolum konnte der Glaube als Glaube der Masse hingestellt werden; der allgemeine Glaube ist der Unglaube der Einzelnen. Und insofern trägt das Werk des D. Andrea den Humor in sich. Er will den allgemeinen Glauben zusammenfassen, aber indem er ihn zusammenfaßt, ist dieser nicht allgemein-geisterfüllender Glaube mehr, sondern der Besitz einer Prädicantenkaste und Professorengilde. Das faule Volk braucht Pfaffen, und wenn es sie hat, läßt es den Herzensglauben fahren, und ist damit zufrieden, daß die Pfaffen den Glauben haben.

Daher war auch die Schöpfung Andrea's, so sehr er das reine unverfälschte Gewächs des Glaubens hatte hinstellen wollen, doch nur das Werk eines Kunstgärtners. Andrea machte sich zwar über die philosophischen Ausdrücke in der Theologie lustig, er verglich z. B. das Concretum einer Bratwurst und das Abstractum der Pelle, nannte auch diese beiden Worte *inventa diaboli*, das hindert aber nicht, daß die Conc. F. nur aus Schulausdrücken zusammengesetzt war. Das Concordienwerk war in der instinctiven Furcht des Lutherischen Glaubens vor der glättenden Weichlichkeit des Gelehrten, vor seiner vermittelnden Indifferenz unternommen worden; es hatte den glatten verben Plebejerglauben gegen die professorische Scholastik retten sollen, und was brachte Andrea heraus? Ein Werk für Schulsüchse, eine in Melanchthonischem Geiste empfangene Schöpfung, die daher zu Streitigkeiten Anknüpfungspunkte genug bot.

So sollen die Symbole Werkzeuge der Eintracht sein, und säen Nichts als Zwietracht. Sie geben sich für Inspiration des Heil. Geistes aus, und die Comödie der theologischen Uneinigkeiten entwickelt die köstliche Wahrheit, daß der Heilige Geist sich nach den verschiedenen gustibus der Stimmführer und Landesherren verschieden ausspricht; sie wollen die Gewissen beruhigen und befestigen, und bilden Heuchler.

Die Confession entwickelte sich sehr bald als Confusion und die *formula concordiae* als *formula discordiae*. Zuerst fielen die Verfasser der Formel einander in die Haare, und schon verglich man sie mit jener Räuberbande des Aristoteles, von der zuerst vier gegen vier, dann zwei gegen zwei, endlich einer gegen einen sich aufreiben.

Dann kamen der Widerspruch und die Revocationen der Fürsten. Die Landgrafen von Hessen weigerten sich von vornherein zu unterschreiben, Landgraf Wilhelm besonders wußte Andrea, der ihn persönlich anging, zu schlagen. Als nämlich der beredte Jacobus behaupten wollte, Niemand könne die Augsburgerische Confession annehmen, der das Concordienbuch verwerfe, antwortete der Landgraf: Das wär der Teufel, Pfaff Jäckel, wo stehet in der Augsburgerischen Confession, daß dies Buch derselben Auslegung sey?

Die Braunschweig-Lüneburgischen Fürsten unterschrieben zwar im Anfang, ließen aber später durch ihre Theologen Heshufius und Hofmannus ihren Beitritt zurückziehen.

Die gesammten Holsteinschen Herzoge haben sich nie zur Unterschrift verstanden. Der König von Dänemark verbrannte das Concordienbuch.

Widerlegungen und Gegenschriften gaben die Anhaltischen, Magdeburgischen, Pfälzischen, Holländischen, Schweizerischen Theologen heraus.

Endlich fand der Heilige Geist, welcher das Concordienbuch eingegeben, in Theologen, welche ihren Beitritt widerriefen, oder in solchen, die ihn im Stillen verwünschten, höchst undienstfertige Diener.

Professor Julius Bogma revocirte durch einen Notarius, Pierius, Professor in Wittenberg erklärte hernach, er habe nicht simpliciter unterschrieben, rief auch Musculum und Cornerum zu Zeugen dazu an, bekennete endlich, er habe seinen Namen wieder ausgelöscht, weil er mit seiner Unterschrift eine große Sünde begangen, wofür er Gott und alle Christen, die hierdurch geärgert seyn möchten, um Verzeihung bitte.

Wie groß war die Zahl Derer, welche durch eine reservatio mentalis den Heil. Geist zu betrügen gedachten! Da legte der Eine seine Unterschrift so aus, er hätte sie in *o* gemein hin gethan, der Andere oben hin oder in *summa*, der Dritte unten hin oder in *fundamento*. Jene meinten, sie hätten *gedingsweise*, Jene, sie hätten mit Ausnahme der Streitpunkte, Diese, sie hätten mit Vorbehalt einer besseren Erkenntniß, Diese, sie hätten wie *Katechumenen* unterschrieben. Etliche machten sich und Anderen weiß, sie hätten nur der Vorrede, Etliche, nur diesem und jenem Paragraphen ihre Billigung ertheilt. Wieder Andere bedienten sich der Zweideutigkeit: wie ich diese vorgeschriebenen Artikel billige, so unterschreibe ich sie auch. Viele sagten, sie hätten nicht *critice*, sondern *categoriale* unterschrieben und Alles in seinem Werth bleiben lassen. Endlich hatten Einige zur Augsburgerischen Confession ihren Namen mit den Worten gesetzt: wenn sie *orthodoxe* verstanden würde.

Und mit solchen hinterhältigen Unterschriften mußten sich die Symbole begnügen, sie mußten sich wohl hüten, den Subscribenten nach seinen Gedanken zu fragen. Und weil sie das mußten, weil sie mit der allgemeinen Anerkennung zufrieden waren, weil sie gegen das wirklich Rege, gegen die Meinung des Einzelnen, gleichgiltig sich verhielten, so bewiesen sie, daß sie nur ein Schatten-Königreich führen.

Aber das Königreich von blutdürstigen Schatten, die ewig nach einem Fürsten von Ithaka verlangten, welcher ihnen Ochsen und anderes Viehzeug schlachte.

So sehr das symbolische Buch, als das System von Dogmen, welches nunmehr für ewige Zeiten festgestellt seyn soll, nach dem Ruhm jener besten Regierung streben muß, von der man gar nicht spricht — denn schon das Sprechen ist eine Entwicklung unfertiger Gedanken, der Satz der Ring einer Kette, an welcher unaufhörlich geschmiedet wird, das menschliche Sprechen paßt daher nicht auf ein System vollendeter Dogmen — so kann sich das Symbol doch nicht enthalten, dem menschlichen Geiste sich immer und immer in Erinnerung zu bringen.

Der Selbstlosigkeit der Einzelnen entsprungen, aus der Gedankenarmuth derselben hervorgegangen, muß es stets auf dem Hirn des Menschen wuchern, alle Wurzeln zu Gedanken ausreißen, alle Keime, die sich etwa aus dem dürrn Marterholze des Gläubigen hervorarbeiten möchten, ausschneiden: muß die Füße des Geistes, auf denen der Mensch eine zu weite Reise machen könnte, verkrüppeln, und es mit Reib sehen, wenn sich sein Sinn mit Gedankenreichtum füllt.

Da es jedoch ein Schattenkönig ist, ein unpersönlicher Herrscher, dem lieben Gotte gleich, der auch das Geschöpf nur im Allgemeinen regiert und den Grassalm seiner Spitze muß nachwachsen lassen, so kann es auch nie eine vollständige Dirigirung der Einzelnen übernehmen: es muß den Menschen in seinen Privatmeinungen seiner Nase lang gehen lassen, zufrieden, wenn er es nur stehen läßt und keinen Anspruch darauf macht, daß sein menschlich Denken, Lernen und Thun auf das Symbol von Einfluß sey.

So ist denn das Reich der symbolischen Bücher, welche das einzig Lebendige, den ringenden Gedanken, den lernenden Geist, die frische That für nichtig erklären, die Vollendung der Religion nach der Seite der Gemeinschaft hin. Wie die Religion ein höchstes Wesen lehrt, vor dem alles sich Entwickelnde, gerade weil es sich entwickelt, für Staub und Asche erklärt wird, — so muß auch das Wort, welches die Aubeutung dieses Wesens lehrt, seine Wahrheit enthält, an dem Haß desselben gegen alles Leben, an der Infallibilität des — Todes Theil nehmen.

Das erzeugende Element der Religion ist der Einzelne, der kindische, unbehülliche, geistesarme Einzelne, der vor dem feurigen Pulsiren seines Blutes erschrickt, dem der Schall seines Wortes Angst macht, der vor der Kraft des Entschlusses zittert, der sich

als Schatten fühlende Einzelne, der nur dann sich mit erhobenem Haupte zu präsentiren wagt, wenn er mit Augen, welche das Lebendige nicht begreifen, anbetend in den Himmel starrt. Die Allgemeinheit der Symbole ist nur eine Form, in welcher sich die knechtische Gemüthsweise des Einzelnen offenbart: ein Recht, welches der Ausdruck der Rechtslosigkeit des Einzelnen ist: eine Macht, welche in der Machtlosigkeit des Einzelnen ihren Grund hat: kurz ein von einem Schatten erzeugter Schemen.

Siebentes Capitel.

Dr. Jacob, ziehet immer hin und kommt nicht wieder! Der theure Theologe. Peuserus soll durch Stank und Unflath sterben, und das Consistorium beräth, ob die Churfürstliche Gnade an seinem Körper ein Beispiel statuiren solle. Ein neuer Churfürst bringt ein neues Religionswesen. Der Fleischer und der Exorcismus. Trommelnde Füße, Steine und Erdlöcher als Mittel der Widerlegung und als Beweise reinen Glaubens. Churfürst Christian stirbt an Gift. Rein-Lutherische Visitation durch das ganze Land. Der Galgen, daran Weinhaus gehängt werden soll. Der Leichnam eines Muscanten und die trommelnden Hochzeitbauern. Nicolaus Crell wird verhaftet und nach zehnjährigem Proceß in Gile hingerichtet. Die Obrigkeit trägt ihr Schwert nicht umsonst. Wer hat das rechte Maß? Die Uniform.

D. Andrea mit seiner Symbol-Agitation und mit den Quälereien in ihrem Gefolge wurde dem Churfürsten August selber zur Last. Kurz vorher noch von der befruchtenden Sonne der Hofgunst beschienen, mit neunhundert Goldgülden und einem goldigen Becher beschenkt, ein gefürchteter Mann, vor dem sich in ganz Sachsen männiglich bücken und schmiegen mußte, erhielt er am zweiten Weihnachtsfeiertage des Jahres 1580 den Befehl, Sachsen augenblicklich zu räumen und nur in Gottes Namen seinen Kanzlerstuhl in Tübingen wieder einzunehmen. Dessen hatte er sich also auf einem Stuz nicht versehen, verlangte auch eine Audienz beim Fürsten, wo ihm aber nur der Bescheid wurde: „Dr. Jacob, ziehet immer hin und kommt nicht wieder, ihr werdet denn erfordert.“ Und so machte er sich im Stillen davon, und von seinem exodus aus Israel nicht so lautes Geschrei, wie von seinem glorreichen adventus.

Der Churfürst meinte, dieser „gottlose verlogene Pfaffe“ habe ihn im Reformationswerk zu Ungebührlichem verleitet, auch erachtete er ihn für einen so theuren Mann Gottes, daß er erklärte, er wollte vier Tonnen Goldes drum geben, daß dieser Betrüger nicht ins Land kommen wäre.

Das Werk der neuen Glaubens-Einigheit und Festigkeit stand also auf schwachen Füßen. Die Laune eines Fürsten, gar ein Regierungswechsel konnte es erschüttern. So befreite schon der Tod der durchlauchtigen Anna im Jahre 1585 Peucerum aus dem Gefängniß.

Er hatte viele Qualen ausgestanden; man wollte ihm sogar heimliche Praktiken und Conspiration Schuld thun, wollte ihm als einem Hochverräther ans Leben. Aus einem seiner Briefe an den Hofprediger Schüze, worin er gemeint, die Wahrheit, welche in Frankreich und Niederland so viel Blutstürzungen nicht dämpfen können, würde auch noch in Sachsen triumphiren, gehe ja deutlich genug hervor, daß er gegen das Lutherische Regiment intrigirt habe. Er mußte ein Bekenntniß aufsetzen, und auch dies deutete man gegen ihn. Bald von den Theologen belagert, die seine Seele vermittelst Artikel, von seiner Hand zu unterschreiben, retten wollten, bald von fürstlichen Commissarien mit der Tortur, mit Hinrichtung, mit einem Gefängniß, darin er vor Stank und Unflath sterben sollte, bedroht, schleppte er ein elendes Leben dahin. Dinte und Papier wurden ihm verweigert, manchmal sogar die Entziehung der Bibel als Torturmittel gebraucht; alle Pflege wurde ihm entzogen und, da ihn eine Krankheit anfiel, er weder mit Arznei, noch mit gesunder und hinreichender Kost bedacht. Die fünf letzten Jahre seiner Haft lag er in fortwährender Schwachheit des Leibes, durch stetiges Brechen und Lariren ganz ausgezehrt. Und schon erörterte man im Consistorium die Frage, wie man diesen Leib, welcher der Sitz eines so argen Teufels sey, der Erde übergeben solle, schon ging das Gutachten des Consistorii dahin, „es wäre wohl nicht Unrecht, daß die Churfürstliche Gnade andern zum Abscheu ein sonderlich Exempel an Peucero, als dem fürnehmsten Capitän und Rädelshführer, der so großen, unüberbringlichen Schaden in der Kirche gethan, statuirte, aber, weil solches etwa bei den Widersachern den Papisten gegen rechtgläubige Christen gerathen möchte, sey des Consistorii unterthänigst Bedenken, die Churfürstliche Gnade lasse ihn allein damit bedräuen, daß sein Körper auf den Schindanger geworfen werden solle, befehle aber, daß er im Fall seines Todes sine ceremoniis auf den Kirchhof getragen werde“:

da starb die Churfürstin, und bald darauf ward Peucerus seiner Haft entlassen; dieser Tod bewirkte bei Augusto mehr, als die frühere Fürsprache des Landgrafen Wilhelm von Hessen und des Kaisers Maximilian, welche Beide Peuceri medicinische Wissenschaft zu ihres Leibes Gesundheit hatten anwenden wollen.

Die Philippisten hatten trotz der Concordienformel das Spiel noch nicht verloren gegeben; sie hatten sich des Churprinzen Christian bemächtigt, D. Crellius, Christoph Kolreuter und andere heimliche Calvinisten umgaben diesen. Der Tod August's im Jahre 1586 belohnte ihre heimlichen Bemühungen, Crellius stieg bald zu den höchsten Würden, und leitete den jungen Fürsten zu einer Reaction gegen das Andred'sche Lutherthum: es seyen nur einige wenige Theologen gewesen, die mit Zusammenslickung des Concordienbuches seinen Herrn Vater hintergeschlichen hätten, es hätten sich etliche Theologen mit einer Summe Geldes zur Unterschreibung des Buches erkaufen lassen: durch Einführung desselben sey Heuchelei, Neid und Zwiëtracht in Sachsen gepflanzt, welchem Zustande nunmehr ein gottseliger Fürst ein Ende machen müsse.

So wurde denn im Anfang des Jahres 1588 durch das ganze Land der Churfürstliche Befehl abgelesen, daß die Prediger alles unzeitige Verdammnen, Schelten und Schmähen überall, besonders auf den Kanzeln einstellen sollten.

Diese Reaction gegen die Intoleranz geschah nicht ohne Verfolgungen. Doctor Martinus Mirus, Hofprediger und eifriger Lutheraner, wurde auf die Beschuldigung, daß er gegen den Churfürsten unziemliche Reden geführt, auf die Feste Königstein gesetzt; Dr. Selnecker, welcher bei der Verfertigung und Verbreitung des Concordienbuches thätige Hand angelegt, wurde von seiner Professur in Leipzig removirt, der Diaconus zu St. Thomas in Leipzig, Peter Hefß, wurde abgesetzt.

Den meisten Zwang hatte die Bemühung der Churfürstlichen Rätthe, den Exorcismus bei der Taufe abzuschaffen, im Gefolge. Es konnte und sollte nicht anders gehen, als dadurch, daß die Prediger wieder einmal ihre Unterschrift hergaben zu einem Revers wider den Exorcismus: wer nicht unterschrieb, sollte seines Amtes entsetzt werden. Damals entstand das Sprüchwort: Schreibet, daß ihr bei der Pfarre bleibt. Die Meisten unterschrieben auch, gegen die Widerstrebenden wurde die Absetzung unnachlässig vollzogen. So wurde der Eisenburger

Superintendent Casper Starke, so die zwei Prediger in Gräfenhainichen, so zwei Diaconi in Wittenberg verwiesen.

Zu diesen Gewaltthätigkeiten gesellten sich Revolten des Volkes, welches sich seinen Exorcismus nicht wollte nehmen lassen. Zu Dresden trug ein Prediger sein Kind eigenhändig in die Kirche, und verschwor sich gegen den Prediger, er würde ihm den Kopf vor den Taufstein legen, wofern er nicht bei dem Exorcismus bliebe. Als Magister Wolfgang Held in Zwickau die Religion der Liebe predigen wollte, widerlegten ihn die klopfenden und stampfenden Gliedmaßen der Gemeinde so nachdrücklich, daß er in seiner Rede innehalten mußte: ja, er wäre nicht mit heiler Haut aus Kirche und Stadt gekommen, wenn sich nicht der wohlweise Rath ins Mittel gelegt und ihm einen Burgemeister rechts, einen links zur Begleitung mitgegeben hätte. Zu Eilenburg wurde Magister Matthäus Kempf, als er eines Sonntags aus der Kirche ging, vom Pöbel mit Steinen und Erdenklößen empfangen und so lange gejagt, bis er für todt unter einem Gesträuche liegen blieb. Zu Wittenberg stürmten die Studenten das Haus des D. Pierius zu verschiedenen Malen.

Solche Händel wären freilich vorübergegangen, weil sich das Volk endlich in Alles schickt — aber nun starb Churfürst Christian am 25. September 1591, — an Gift, wie er selbst kurz vor seinem Ende dafür hielt. Und die Churfürstliche Wittve Sophia bewies sich nach dem Wunsche der Lutherischen als eine fromme Esther, die Hamanns Anschläge Widerstand thue. Noch ehe des Churfürsten Leiche unter dem Grabstein war, wurde der Kanzler Cresslius verhaftet: am 3. November wurde der Exorcismus feierlich in alle seine Rechte wieder eingesetzt. Herzog Friedrich Wilhelm aus der Ernestinischen Linie, welcher bei der Minderjährigkeit der Prinzen Administrator der Chur Sachsen wurde, berief alsbald die Doctoren Selnecker, Mirus, Mylius und andere Männer des Lutherischen Gottes nach Dresden, um zu berathen, wie allem ferneren Einbruch der falschen Lehre gesteuert werden möchte, und die heimlichen Calvinisten aus Kirchen, Schulen, Regiment und Gerichten ohne Ansehen der Person ausgemustert würden.

So ward denn eine Visitation durch das ganze Land verfügt, bei welcher vier Artikel vom Abendmahl, von der Person Christi, der Taufe und der Gnadenwahl, welche hinsfort auch in die Kirchengesetze aufzunehmen seyen, den Predigern zur Unterschrift vorgelegt wurden. O, was sah man — so meldet Wolfgangus Mamphrasius — was sah man für

eine Bestürzung auf Selten der Sacramentirer, nunmehr fühlten sie die Peitsche der Furien, und das Herz fiel ihnen in die Fußsohlen, wer sollte diese göttlichen Wohlthaten mit Worten aussprechen können.

Ei, diese Wohlthaten lassen sich beschreiben, es waren Verhaftungen, Absejungen, Vertreibungen und Mord.

Professor Picrius wurde auf das Schloß zu Wittenberg gesetzt und nach einem Jahre des Landes verwiesen. Die Dresdnischen Prediger Salmuth und Steinbach führte man nach der Festung Stolpen ab. Christoph Gundermann, der besonders die Abschaffung des Exorcismus betrieb, war aus Leipzig nach Gala geflohen, man holte ihn aber und führte ihn auf das Schloß zu Leipzig, seine Frau erhenkte sich an einem Bratenwenderstrick. In Leipzig verfahren die Visitatoren überhaupt sehr streng, man zählte hier allein vierzehn Juristen, denen das Practiciren gelegt wurde. Auch machten sich die Studenten und Bürger auf, belagerten den Calvinisten Adolph Weinhaus, warfen ihm die Fenster ein, und errichteten auf dem Markt einen Galgen mit der Inschrift: Hieran soll Weinhaus gehenkt werden. Die Bürger übergaben dem Rath ein Verzeichniß der Calvinisten, in deren Ausschaffung der Rath willigen mußte.

Was damals zu Dresden mit eines Cryptocalvinisten Leichnam geschehen, erzählt ein altes Buch folgendermaßen: „Als zu Dresden ein Churfürstlicher Musicant gestorben, hat des Verstorbenen Schwäher nach dreitägigem stetigem Bitten kaum so viel erlangen können, daß er den albereit stinkenden Leichnam gegen Abend durch die dazu ums Geld gemietheten Diener für das Thor bei den Galgen tragen und daselbst hat zur Erden bestatten dürfen; und haben dennoch gottlose Leute auf den todten Leichnam gewartet, die Träger für dem Thor mit Steinen und Roth abgetrieben, daß sie die Leiche haben stehen lassen und davon laufen müssen. Den todten Körper haben sie aus dem Sarc gerissen, die Hunde daran gehehet, etliche Stücke davon gerissen und gehauen, den Kopf mit einem großen Stein zerschmettert, also daß den andern Tag der Schwäher dieselben mit Schüpfen oder Schaufeln wiederum zu Hauf suchen und ins Grab tragen müssen. Es sind auch noch unsinnige, volle Hochzeit-Bauern von Strelen herbeigekommen, welche die Trommeln dazu geschlagen; und den todten Calvinischen Körper an einem Strick in die Elbe geschleift hätten, wenn sie nicht durch das Thorschließen oder vielmehr wie die Sodomiter mit Blindheit geschlagen daran wären verhindert worden.“

Dem Kanzler Crell wurde ein weltläufiger Proceß an den Hals gehängt: er habe seiner Ehre, Treu und Pflicht gegen den Churfürsten und das Land vergeßend sich in die Religionsfachen gemenget, wodurch Unheil und Tumult in Sachsen entstanden; er habe den Churfürsten und die Landschaft in einander gepflochten, daß es leicht Unglück und Mißtrauen verursachen können, weil er gerathen, man solle dem Adel, der doch damit beliehen, die Jagden einziehen; er habe eine schädliche Correspondenz mit dem Könige in Frankreich zu der Römischen Kaiserlichen Majestät Präjudiz für sich ohne der anderen Rätthe Wissen eingerichtet.

Der Hauptgrund der Verfolgung gegen ihn mochte aber wohl sein, daß er Gottes Augapfel und Propheten, die heiligen Lutherischen Eiferer, angetastet.

Der Proceß dauerte zehn Jahre mit großer Beschwerung Crells, den man aller Defension, alles Trostes, Rathes, Beistandes beraubte, und zu dem man weder Schriften, noch Menschen gelangen ließ. Crell gestand Nichts. Endlich wurden die Acten an die Böhmisches Appellations-Kammer in Prag gesandt, welche dahin erkannte, „daß Angeklagter Nic. Crell mit seinen vielfältigen bösen wider seine Pflicht sürgenommenen, daheim und mit fremder Herrschaft und derselben Abgefertigten gebrauchten Practicen, allerhand arglistigen schädlichen Fürnehmen, so zu Recht genugsam auf ihn dargethan und erwiesen, dadurch er wider den ausgerichteten Landfrieden zu Turbirung gemeinen Vaterlands Ruhe und Einigkeit gehandelt, sein Leib und Leben verwirkt und also andern zum Abscheu mit dem Schwert gerechtfertigt werden sollte.“

Dieses Urtheil, vom Administrator bestätigt, wurde Crells am 22. September 1601 publicirt. „Ich hätte mich“, schrieb er an demselben Tage an den Herzog, „eher Himmelfallens denn eines solchen Urtheils auf den geführten Proceß und Beweis versehen, sintemal ich mich vor Gottes Angesicht dergleichen böser Practiken und Fürnehmen unschuldig weiß, auch gewiß bin, daß nicht allein kein Mensch auf dieser Welt einige böse Practiken und Fürnehmen mit Bestande wahr sagen könne, sondern daß auch in dem geführten Beweis, wenn derselbige mit unpartheiischen Augen angesehen, mehr für als wider mich dargethan: und hätte ich hierüber gerad das Gegentheil alles des, so ich vermeintlich beschuldiget, wenn man mich nur gebühlich gehört (wie Rechtens und vom Kaiserl. Kammergericht vorlängst befohlen und sonder Zweifel auch erkannt), beständiglich darthun und ausführen wollen. So ist auch

unverneinlich und offenbar, daß vermöge des klaren Buchstabens des aufgerichteten Landfriedens Niemandem Lebensstrafe zuerkannt werden kann, er habe denn gemeldete Thaten geübt, deren ich aber nie beschuldiget, viel weniger überwiesen. Es bezeugen auch die ergangenen Acta klärlich, daß dasjenige, so erkannt, dergestalt wie es gesprochen, nie geklagt, geschweige so, wie zu Recht genugsam, erwiesen. . . Wann dann dem also, Ew. Fürstl. Gnaden auch gnädigst unverborgen, wie ich, sonderlich des wider mich vorigen Processen zuwider angestellten Inquisition-Processen halben, daß derselbe ganz unrechtmäßiger und ungebührlicher Weise, dazu mit Abstrickung meiner gebührlchen Defension wider mich geführt, jederzeit eingewandt, aber damit nie gehört werden können, und nur ein so geschwind Urtheil wider mich, welches, wie jezo kürzlich erzählet, auch künftig, so es vonnöthen, noch ferner dargethan werden soll, wider Recht, meine mir vor Gottes Angesicht bewußte beweisliche Unschuld und alle Billigkeit verstößt, gefällt ist, — so thu ich auf solch Urtheil hiermit gebührlche Läuterung einwenden, mit unterthänigster Bitt, E. F. G. wolle gnädigst Verschaffung thun, daß mir das gesprochene Belernungs-Urtheil, wie Rechtens und gebräuchlich ist, in originali fürgelegt, mir auch von allen ergangenen Acten, sonderlich aber von dem geführten Beweis glaubwürdige Abschrift unverlängt überreicht, sowohl auch meinem Weibe und meinen Freunden und Rechtsgelehrten, wie Rechtens und am Kaiserl. Kammergericht vorlängst befohlen, alsbald ein unverhinderter freier Zutritt zu mir zu Bedenkung, Einwendung und Darthung meiner Unschuld gnädigst verstattet und dann zur prosecution solcher Läuterung ein gebührlcher Termin ernannt und angesetzt werden möge.“

Crell versah sich so wenig, daß man zu seiner Abthung gar große Eile haben werde, daß er auch unterthänigst flehete, „man möchte ihn wegen seiner stäten Schwachheit und schweren Noth, so er auf Königsstein habe, wieder in sein Haus gen Dresden gnädigst ziehen lassen, alda er denn bis zum endlichen Austrag der Sachen unverwandten stäten Fuß zu halten, auch sich derwegen zu reversiren unterthänigst erbötig sey.“

Aber man hatte Eile. Appellation, welche seine Freunde in Speyer einlegen wollten, die Läuterung, welche Crell selber bei dem Administrator eingewendet, erklärte man für unzulässig: Crell habe ja binnen zehn Jahren Zeit genug zur Verantwortung gehabt. Man bestellte ihm einen Reichswater, ließ ihn am 5. October nach Dresden transportiren, und gestattete ihm hier noch drei Tage, um sich zum Tode zu bereiten, wäh-

rend welcher er denn von drei Pfaffen noch weiblich angegangen wurde, sich zum einzig wahren Lutherthum zu bekennen. Am letzten Tage, am 9. October, peinigten sie ihn von Morgens fünf bis zehn Uhr, er aber wußte ihnen von Nichts als seiner Unschuld und dieser unerhörten Procebur zu sagen.

Immer noch glaubte er, daß der junge Churfürst, der eben in diesen Tagen seine Regierung angetreten, ihn begnaden würde; der aber war Tags vorher von der gestrengen Frau Mutter nach Hayn geschickt worden, damit er sich nicht einfallen lasse, Crell's Appellation zu lesen. Ja selbst als um 11 Uhr des 9. Octobers die Richter und Schöppen auf dem Rathhause der Förmlichkeit wegen das hochpeinliche Halsgericht hielten, führte Crell einen Redekampf mit dem Landschafts-Fiscal und den Richtern. Er berief sich auf seine Unschuld, auch auf seiner Freunde Appellation und seine eingewandte Läuterung, meinte auch, daß der Churfürst seine Läuterung und Appellation niemalsen vor Augen bekommen habe. Aber nachdem man ihm in Kürze bedeutet, daß diese Schriften allerdings dem Churfürsten vorgelegt und von ihm verworfen seyen, daß man ihm nur sein Urtheil vorzutragen habe, wurde das Gericht in Eile aufgehoben, die Bänke umgestoßen, Crellius aber, auf einem Stuhl sitzend und in einen Schlaspelz gekleidet, nach dem Richtplatze getragen.

Als sein Haupt gefallen, nahm es der Scharfrichter auf, beschaute es, und sagte: „Crell, wie gefiel Dir der Calvinische Streich? O, es stecken in diesem Kopf viel verwirrte Calvinische Sachen. Es seynd ihrer noch mehr unter dem Haufen, ich denke, sie sollen Theils auch noch in meine Fäuste gerathen.“ Den Körper haben die Henkersknechte hingerrissen und geschleift, und das neugierige Volk, welches sich hinzudrängte, trat ihn mit Füßen. Die Churfürstin Mutter sah der Execution zu, meinend, sie wolle dem Manne sein Recht thun, welcher ihren seligen Herrn so angeführet hätte.

Auf seinem Grabstein stehen die Worte: „Die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst.“

Nein, sie hat es nie umsonst getragen; und oft genug ist dieses Schwert als Sinnbild hoher obrigkeitlicher Angst und Menschenquälerei geschwungen worden.

Das waren nun also die Früchte der heiligen Lehre, die schon dadurch, daß sie auf Furcht und Gewalt, Absezungen und Versprechungen ihr Reich errichtete, bewies, wie sehr sie sich nur auf die menschliche

Schwäche gründe. Bei allen ihren Procebduren führt sie die Sache vor dem richtigen Forum, dem der Angst.

Der Mensch gilt nie mehr, als er will und zu behaupten weiß. Bekennt er seine Verwerflichkeit, die Rechtlosigkeit seiner Vernunft, die Schändlichkeit seines Willens, die angeborene Bosheit seines Gemüthes, bringt er dies Bekenntniß der eigenen Unzulänglichkeit und Geistesblindheit in ein System und nennt dies System Religion, Dogma, Symbol, so wird er auch nicht mehr Geltung in Anspruch nehmen können, als dies System behauptet. Die Menschen werden sich unter einander verachten, werden es für gering halten, sich zu verfolgen, sich die Existenz zu nehmen, denn was liegt an einem elenden Wurm, wenn das allgemeine System, das System der Glendigkeit, nur stehen bleibt.

Giebt es kein Maß für die Einzelnen, als die oberste Formel, wonach sie Alle schwach sind, so kann nichts Anderes daraus entstehen, als daß die Schwäche des einen Menschen der Schwäche des anderen mißtrauet. In der religiösen Gemeinde verachtet Jeder den Anderen hinterm Rücken, mißtrauen sich die „Brüder“ und stehen zu aller Zeit auf dem Sprunge, sich zu verkehren, zu peinigen, zu vernichten.

Es ist, als ob sich die Verwerflichkeit des Einen in dem Anderen haßte, als ob der Unsinn des Einen sich in dem Unsinn des Anderen tödten wollte.

Die Religion ist Selbstverachtung, Selbstquälerei des Menschen, der sich in seiner Haut nicht häuslich einrichten kann. Die gegenseitige inquisitorische Quälerei ist nur eine andere Art der Selbstquälerei. Ein Hause von Menschen, deren Jeder mit sich Nichts anzufangen weiß, als daß er sich zerknirscht in den Staub wirft und sich höchstens von einem fabelhaften Wesen ausgerichtet glaubt, wird auch in Gesellschaft Nichts anfangen können, als daß man sich gegenseitig in den Staub wirft. Denn man ist nie zufrieden, selber im Staube zu liegen, man schießt dabei auf den Nachbar, ob er sein Antlitz tief genug zur Erde beugt. Was für ein unerträglicher Mensch ist aber auch ein Ehrenmann in einer Gesellschaft von Schurken! Ein Gerader in einer Gesellschaft von Buckligen. Die Religiösen haben Alle einen kleinen Verlust auf dem Rücken, der sie niederbeugt, sie haben aber immer noch aufrechte Gestalt genug, um nachzusehen, ob der Verlust des Anderen nicht zu klein sei.

Ist nur eine oberste Formel, ein allgemeines an Alle zu legendes Maß, die Garantie der Eintracht, der Gesellschaftlichkeit, so muß diese Eintracht in jedem Augenblick zur Zwietracht und Verfolgung werden.

Hab ich das Maß? Hast Du das Maß? Hat er das Maß? Haben wir das Maß? Habt ihr das Maß? Haben sie das Maß? So wird man's unter einander schreien hören.

Menschen, die ihre Bedeutung erst von oben erhalten, können nie in ein inniges Verhältniß treten, erstens weil der an sich leere Geistesfedel des Einen dem des Anderen weder Etwas zubringen, noch aus ihm empfangen kann, und dann, weil sie fortwährend nur damit beschäftigt sind, die Uniform zu mustern, in welche der Eine und der Andere durch die allgemeine Macht gesteckt sind.

Die allgemeine Glaubensformel ist also nichts Bindendes, sondern Vereinzeldes — gleich der politischen Staatseinrichtung.

Nichts ist isolirender als die Staatsuniform, in welche sich die Menschen durch ihre Regierungen stecken lassen, oder vielmehr zu deren Bestätigung sie die Regierungen einrichten. Der Sinn der Uniform ist, daß Alle gleiche Nullen sind. Nur bei Verschiedenheiten, bei Gegensätzen, wie zwischen Mann und Weib, ist ein inniges Verhältniß möglich, nur einer in sich abgerundeten Persönlichkeit ist es möglich, sich sinnvoll, ohne Angst hinzugeben: nur solche Persönlichkeiten bedürfen einander, um sich mittheilend zu empfangen und um empfangend sich mitzutheilen. Uniformmenschen bedürfen höchstens der anderen, um sich bewundern zu lassen. Persönlichkeiten befruchten einander, zwischen einzelnen Uniformmenschen besteht nur eine geile Prostitution, bei der man sich verachtet, bezahlt, bespeit und mit Füßen tritt.

Achtes Capitel.

Die Praxis der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben. „Der Mensch ist ein wahrer Schandtitel und Lästername.“ „Die Welt muß ein Papstthum haben und sollte sie es stehlen.“ Die Autorität der Kirche und so viele und große Diener Gottes. Polycarpus Lehser kennt Alberti's Complimentirbuch noch nicht. Jeder will im Laden seilstecken. Stumme Diener: das weiß der Herr Superintendent besser: den Autorem hab ich nicht. Wie er sich räuspert und spuckt. Der Doctortitel ein Zeichen kindlicher Demuth; den Leuten ist damit gedient. Er hat keinen gradum academicum. Ein Dichter, der durch das Gramen gefallen, nennt den Magister ein „dummes Vieh.“ Ovid auf der Kanzel. Die Werkzeuge eines höheren Geistes. Das „Gramen“ und der heilige Respect. Der Speck. „Wie kann man vom Saufen predigen, wenn man nicht selber säuft.“ Volkerprediger und armer Leute Kind. Eine einzige Distinctiuncula. Tausend Gulden für eine Dedication. Hofsfahrt in der Diöcese. Rara avis. Die Gewohnheit.

Je mehr sich das Dogma vollendete, desto bestimmtere Gestalt nahm auch das Lutherische Leben an. Die Lehre erhielt wiederum, wie im Papstthum ihre Janitscharen, denen das Volk die Abmachung der Geschäfte mit dem lieben Herrgott überließ, indem es ihnen zur Aufrechterhaltung der allgemeinen Pöbelhaftigkeit hilfreiche Hand bot.

In dem Satze von der Rechtfertigung durch den Glauben allein, welcher die Unrechnung des Verdienstes Christi zur Folge habe, lag das Geheimniß des theologischen Lebens; er lehrte die Kunst, aus dem Menschenleben eine Caricatur zu machen: denn dieser Satz ist das Eingeständniß, daß der Mensch sich durch des eigenen Charakters Tüchtigkeit im Leben nicht einrichten könne.

Ein dogmatischer Eifer, welcher den Glauben, der da selig macht, so rein wie möglich zu erhalten strebt, und eine Erschlaffung, die durch

die Ueberzeugung, daß die Wahrheit durch die verpflichtende Obrigkeit und durch die Druckerschwärze für immer gesichert sey, hervorgebracht werden muß; ein Prahlen mit den höchsten Geheimnissen und ein Versinken in Buchstabenplärrerei; ein Hochmuth, der sich im Besitz der Himmelschlüssel wähnt, und eine Kriecherei, die sich wegzuwerten nicht scheu ist, weil sie sich von vorn herein in den Roth der dogmatischen Abhängigkeit gebettet hat; eine Tugend, die nicht zu brillant werden darf, da sie sich sonst Etwas auf sich einbilden könnte, und ein Laster, dessen Schatten durch das Licht des Glaubens und durch das Verdienst Christi verwischt zu werden hofft; eine Brutalität, die in das unverständene Leben hineintrast, und eine Aengstlichkeit, welche jegliche Selbstständigkeit eines Entschlusses fürchtet, das waren die Phänomene, in welchen sich jene Lehre bei den Pfaffen sichtbar machte. Die ganze Lutherische Gemeinde aber spielte eine Variation auf das Thema, welches Sebastian Francke in dem achtundsechzigsten seiner Paradoxa gar kräftig aufgesetzt hatte: „Der Mensch ist ein wahrer Schandtitel und Lästername.“ Und noch ein anderes Thema von demselben Verfasser variirte sie: „Die Welt soll und muß ein Papstthum haben, und sollte sie es stehlen.“

Die erste Geige spielten die Theologen. „Ihr höret, verkündeten sie, in der Predigt das Urtheil der ganzen Kirche, deren Autorität als eurer Mutter, die für eure Seligkeit sorget, ihr von Herzen hoch halten sollet und ihrem Urtheil als einer vom Himmel schallenden Stimme gehorchen. Bei allen actis solennibus behauptete der Stand der Theologen den Vortritt, auch zeichnete er sich durch seine sonderliche Kleidung aus. Welcher fromme Candidat hätte sich wohl nicht das Haar lang wachsen lassen? So wurde die Herrlichkeit und oberste Autorität des sanctissimi Ministerii gewahrt.“

Die Clique von Geheimnißkrämern wahrte nun die reine Lehre, und zwar nicht bloß durch das Ansehen des Buchstabens, sondern auch durch das der Person. Wollte ein Unberufener den Mund aufthun, oder verkannte gar ein Theologe seinen Beruf so weit, daß er eine sonderliche Meinung haben wollte, so hieß es: „Es gebühret sich, alles Dasjenige vor verdächtig zu halten, was von der gemeinen Meinung so vieler und großer Diener Gottes abweicht, oder wenn ja das Gewissen noch wanket, so muß man sich erstlich lehren lassen, ehe man lehret.“

„Nur zwei Dinge,“ schrieb Victorinus Strigelius an den Herzog

von Württemberg, „seyen zu dem besten Zustand der Kirche erforderlich, die Reinigkeit der Lehre und die Eintracht der Lehrer.“

Die Uebereinstimmung in der Lehre war die Regel für den Umgang. D. Polycarpus Leyser kündigte seinem Collegem, Samuel Huberus, den Umgang auf, weil er in dem Dogma von der Gnadenwahl mit ihm nicht Einer Meinung war.

Die Lehre der hochachtbaren Majorität hatte ihre Polizei und ihre Kläffer. Da spionirte man, ob nicht dieser oder jener de imputatione falsch denke, d. h. eine eigene Erklärung suche, da disputirte man, und schrieb und schlug mit Fäusten darein, und schrieb dickleibige Bände.

Freilich hatte diese Lehre auch ihre Ehrgeizigen, welche ihr erst die rechte Begründung zu bringen meinten, durch irgend eine neuersonnene Wendung oder Herbeischleppung eines neuen Citates. Schon Luther klagte, daß ein Jeder im Laden feil stehen wolle, nicht um Christum oder sein Geheimniß zu offenbaren, sondern um sein eigen Geheimniß und schöne Gedanken, die er über Christi Geheimniß habe, nicht umsonst gehabt zu haben. — Ja, ein anderer Theologe, der doch selber eine Menge Commentarios edirte, Schneccer meinte gar, daß viele Bücherschreiben sey ganz gewiß des Teufels Werk, welcher die wenigen guten Bücher durch die vielen schlechten, da Jeder nur aus Ehrgeiz und Muthwillen disputiren wollte, in Vergessenheit zu bringen vorhabe.

Mochte immerhin, wie Peucerus bedauerte, die edle Druckerei zu Zankbüchern gemißbraucht werden; mochte man, wie Cuno im „Spiegel der Stände“ sagte, bei Niemandem Etwas dulden, ohne was man selbst erdacht und auf die Bahn gebracht, mochte man Alles vernichten, hoch herreden, für das, was man redete, die Geltung, als ob es vom Himmel geredet sei, verlangen, Niemandes Einrede oder Erinnerung leiden, sondern, sobald solche geschehen, schreien, verbächtigen, verkehren: das war Alles nicht des Teufels, sondern der Kirche Werk, es geschah Alles in der Knechtschaft der Lehre und zum größeren Ruhme des Dogmas.

Nun hatte die Majorität nicht blos ihre Kläffer, sondern auch ihre stummen Diener, die aber ihre Wucht noch mehr sicherten als die schreienden. Osiander erzählt, es habe Theologen gegeben, welche den Eid auf die Symbole ablegten, ohne sie gelesen zu haben, „viele Studiosen, ja die Prediger selber hätten kein Exemplar der Formula concordiae gehabt.“ Ein Pfarrer erwiederte dem Superintendenten, welcher ihm bei der Visitation Fragen aus der Theologie vorlegte: „es wäre nicht nöthig,

dem Herrn Superintendenten zu antworten, wüßte er's doch besser, als man's ihm sagen könnte.“ Ein Anderer, den Melanchthon fragte, ob er seine Bauern auch den Decalogum lehrete, meinte, „er hätte diesen Autorem nit.“ D. Hieronymus Schurff, der über die letztere Geschichte sehr ungehalten war, hatte dessen gar nicht Ursach; denn bewies nicht gerade die Unwissenheit dieser Diener des Wortes, daß das Dogma sehr fest stehe? War diese Unwissenheit, dieses naive Vertrauen der Armen an Geist, daß das Dogma auch ohne ihre Erkenntniß sich forthelfen werde, nicht die schönste Blüthe, die kunstvollste Consequenz des Dogmas selber, welches ja den reinen Glauben in Anspruch nimmt, und ohne das Zuthun des menschlichen Geistes, ja trotz der vollständigen Verstocktheit des menschlichen Geistes entstanden zu sein und herrschen zu müssen behauptet? Das Dogma nicht kennen und es doch anerkennen, ist das nicht die theologischste Theologie, der äußerste Grad der menschlichen Unterwürfigkeit unter die Lehre?

Aber das war die Sünde dieser Mustertheologen: sie hatten gegen die heilige Universität gefehlt.

Es sollte Niemand zu einem kirchlichen Amte gelassen werden, der nicht auf einer Hochschule seinen Cursum durchgemacht. Hier lehrte Melanchthon, die Logik des Aristoteles auf die christliche Dogmatik anwenden, hier lehrte Flacius, wie verderbt der Geist des Menschen durch die Erbsünde sey, hier lehrte Heshusius, wie man im Namen Gottes die Feinde des heiligen Sacraments vernichten könne.

Die Universitäten trugen Nichts dazu bei, um die Theologen kundiger oder im Denken geschickter zu machen. Denn ganz abgesehen davon, daß viele junge Menschen, wenn sie auf der Schule nur etwas Latein gelernt hatten, geschwind auf die Universitäten eilten, dort ein oder zwei Jahr zubrachten, um zum Antritt einer Pfarre nur ein Universitätszeugniß mitzubringen, so lernten die Theologen hier nur auf die Worte des Meisters schwören. Camerarius erzählt im Leben Melanchthon's ein Beispiel theologischer Aneignung der Eigenthümlichkeiten des Lehrers: Melanchthon stieß ein wenig mit der Zunge an, folglich lispeelten alle seine Studenten, er zog im Gehen die Schultern ein, die Studenten thaten's auch, er focht im Reden mit den Händen, zog die Augenbrauen, das verstanden die Theologen ihm meisterlich nachzumachen. Den Gesetzen der Universität, in denen es hieß: „man sollte nicht etwan in einer Academia Platonis, sondern in der Kirche Gottes seyn, darin Gott der Vater und sein Sohn zugegen wäre und der Heilige Geist in

viel junge Herzen ausgegossen werde“ — diesen Gesetzen kam man hiermit weidlich nach, denn der Heilige Geist erfordert Demuth und Kindlichkeit.

Kindliche Demuth war es auch nur, wenn man mit so großer Ehrbegier nach dem Doctor- und Magistertitel strebte: denn wenn der Affe einen bunten Rock fordert, so bestätigt er nur, daß er sich in seinem Affenthum wohl fühle: mag er nun immerhin auf seinen Rock stolz sein, sein Rock ist doch ein Beweis der Bescheidenheit seines Geistes, welcher nur durch Erringung von Stand und Titel Geltung zu gewinnen glaubt.

Luther hatte zwar eine Ahnung gegen das Doctorwesen. „Wir behalten,“ sagte er, „in den hohen Schulen die Gradus, daß man etliche zu Magistern und Doctoren macht. Wiewohl solches an ihm schlecht und gering Ding ist: aber man muß damit den Leuten in der Noth dienen.“ In seiner Affaire mit Carlstadt und den Orlamündern hat man gesehen, wie ihm selber mit seinem Doctortitel gedienet war. Auch jenem Pastor zu St. Catharinen in Zwickau wäre damit gedient gewesen, dem der Archidiaconus die Oberstelle disputirlich machte, weil er mit keinem gradu academico begabt sei.

Und das war gewiß auch nur so einer, der das Examen nicht hatte machen können, und der nun mit Reib auf den Doctorhut blickte, jener Dichter, welcher sang:

*Per casus omnes est bestia stulta magister,
Inflat quem nudi larva Magisterii.*

Zimmerhin! Die Magister verließen als recht geschickte Prediger die Universität, die verstanden es mal, den Leuten deutlich zu machen, was der christliche Glaube bedeute: da citirten sie, wie Flacius erzählt, den Aristoteles, schrien die ungläubigen Layen griechisch, hebräisch und lateinisch an, und Einer citirte einmal, als er über die Ehe predigte, mehr als zwanzig Verse aus Ovid's ars amandi — so erzählt's wenigstens Scurius dem Wigandus nach. Und das wollte dem alten guten Hieronymus Weller, Superintendenten zu Freiberg, gar übel bedünken, sagend: „Solche Theologen bleiben eitel unnütze Speculisten, die nirgends zu dienen: sie sehen die Heilige Schrift nur obenhin an, wie, als man sagt, die Kuh ein neues Thor, sie lesen's ohne Verstand, die Kraft aber ober den Kern derselben, d. i. rechtschaffene Lehre und Trost kennen sie nicht, wissen's auch nicht zu finden noch daraus zu klaben.“ Was wollte denn der gute Mann! Jene Priester bewiesen dem Volke,

daß das Dogma, diese Hauptsache, hoch über seinem Haupte throne, und daß man nur mit dem Staunen der Verständnißlosigkeit zu ihm aufblicken dürfe. Noch mehr aber waren echte Theologen Jene, welche allsonntäglich aus Luther's Postill ein Stück ablasen: sie waren ein Muster von Selbstverläugnung, und das Volk sah an ihnen deutlich, daß sie nur das Werkzeug eines höheren Geistes seyen. Und Luther hatte beinahe schon ihre Sache geführt, wenn er sagte: „Ach, wenn ein Prediger Christum einfältig aus dem Katechismo predigen kann, so ist er ein seliger Prediger, man hat nicht allein güldene und silberne Geschirr in Mosi's Tabernakel, sondern auch kupferne und eiserne, doch dienen sie alle dem ewigen Sohne Gottes.“ Nun ja, jene einfältigen waren eben kupferne Hausnäpfe zum Gebrauch des Herrn. Auch erprobten sie insofern die Seligkeit, als sie nicht unter eitel Gelehrsamkeit und Denkarbeit zu keuchen hatten: sein Joch ist sanft und seine Last ist leicht. „Verflucht,“ hat Luther gleichfalls gesagt, „verflucht und vermaledeyet sind alle Prediger, die in der Kirchen nach hohen, schweren und subtilen Dingen trachten und dieselbe dem Volk vorbringen und davon predigen, suchen ihre Ehre und Ruhm, wollen einen oder zweien Ehrgeizigen zu Gefallen thun.“

Außer dem sonntäglichen Gottesdienst hielten die meisten Prediger auch noch des Jahrs viermal vierzehn Tage hindurch „Examen,“ worin sie die echten Mitglieder der Gemeinde, die Kinder, zu sich kommen ließen, und ihnen aus Luther's Katechismus beibrachten, was der Mensch von Gott und Welt zu halten habe, wenn er so recht hinter Beides kommen wolle. Da ließen sie nachsprechen, hersagen: ich glaube an Gott des Vater und die „Was ist das“ und „Geheiligt werde Dein Name.“ Und da meinte auch zwar ein Weller, das sey äußerliches Werk: aber, zu geschweigen, daß man durch das Einbläuen einen heiligen Respect vor den Glaubensartikeln mit ihrem Was ist das bekam, so kamen die Prediger hier nur dem Willen der Obrigkeit nach, indem es z. B. in des Churfürsten August Generalartikeln von 1556 heißt: „es soll Lutheri Catechismus stetig auf Eine Form und Weise tractirt und das junge Volk zu ausdrücklichem Nachsprechen desselben gewöhnet, befraget, examinirt und verhört werden.“

Wenn man die Klage eines Selnecker liest, daß die Theologen seiner Zeit eine Theoria ohne Praxi gehabt hätten, wenn man dagegen liest, daß sie hoffährtig, zanksüchtig, geil, trunken, wollüstig, geizig, kriechend gewesen seyen, — so findet man, wie Unrecht Jener hatte:

denn war nicht ihr Leben der Commentar zu der Lehre, daß der Mensch durch und durch sündig sey, und höchstens durch Zurechnung fremden Verdienstes gerechtfertigt werden könne?

Auf der Universität Wittenberg war es höchstens die Umgebung des Philippus, welche den feinen Ton des Lispelns, Schultereinziehens dem wüsten Leben vorzog: denn wie Philippus in die Dogmatik Anstand brachte, so war ihm eine geschliffene Lebensart nicht fremd, das andere Völkchen aber zeichnete sich durch die drei edlen Künste saufen, huren und raufen aus; durch ein regelloses Leben bewiesen sie, daß ihre Dogmatik den Leib verachte und das Leben nicht zu einem schönen Ganzen gestalten könne. Die Unkunde über den Werth des Menschenlebens artete hier in Unflätherei aus, wie sie anderwärts in Ascetik ausarten kann: vor moralischer Angst rannten sie in die Gelüste der Welt, wie eine Lämmerheerde in den brennenden Stall. Der Speck, ein Busch bei Wittenberg, war wegen der zarten Abenteuer, welche man dort hatte, und wegen der Duelle, die in ihm heruntergepaukt wurden, besuchter als das Collegium, und Luther sah sich einmal genöthigt, in einem Anschlage den „Speckhuren“ und „Speckstudenten“ anzukündigen, der Churfürst werde den Busch visitiren lassen, weil dort noch immerzu dem Satan geopfert werde.

Die Pfarrer wußten schon mehr Ordnung in ihren Lebenswandel zu bringen. „Der neue Gehorsam,“ meinte jener Pfarrer bei Wittenberg im Jahre 1559, „ist nicht nothwendig, weil ja Paulus gesagt hat 1. Cor. 7, 6, solches sag ich euch nicht aus Gebote.“ Nun konnte man mit Grund liederlich seyn.

„Sie predigen,“ schrieb Selneccer, „nach Geld und nach gutem Leben, und sprechen: kommt her, laßt uns guten Wein holen, guter Dinge seyn und einen Rausch beibringen, Esaias 56. Wie leider heutiges Tages fast überall der Brauch ist und die Erfahrung bezeuget. Der meiste Theil der Wächter sind blind. Sie gehen dahin, wie eine blinde Kuh, wo sie ihre Herzenslust hintreibt; zur Hurerei, wie man an Papisten hat gesehen, zur Füllerei und gutem Schlampamb, wie man an unsern Herrlein erfähret. Denn in den Sünden, die sie am meisten sollten strafen, Ehebruch, Sauferei und andern Lastern stecken sie bis über die Ohren... Bei ihren Zusammenkünften gehet es mit Fressen und Saufen so lange, bis sie nicht allein roth und farblos werden, sondern auch die Sprache verlieren, und lassen daher, was ihnen einfällt, entschuldigen, klagen, weinen, schelten, disputiren und sind

Narren, wo sie am klügsten sind.“ Selnecker erzählt auch von folgender Entschuldigung eines Pfarrers: „Was sagt man viel, als sollten die Prediger nicht saufen? Was kann ein Prediger vom Sausen predigen, wenn er nicht selber säuft.“

Ein anderer Autor wußte vom Geiz, Wucher und zusammengescharten Reichthümern der Lutherischen Pfaffen zu erzählen: wieder einer strafte das Schmiegen und Biegen derer „Polsterprediger, welche mit großen Herren nach Gefallen reden, die Sünden mit scheinbaren Glossen beklaffen und die Laster so undeutlich und insgemein hin berühren, daß Jedermann denke, es gelte etwa ihm nicht, sondern den Antipodibus.“

Eine äußerliche Ursache zu diesen Zuständen war, daß meistens nur armer Leute Kind sich dem Studium der Theologie widmete: „Weise mir einen Edelmann,“ schrieb Wolfgangus Musculus, „einen nahmhaftigen und Etwas habenden Bürger, der seinen Sohn zu solchem Studio halte. Sie müssen Alle entweder Juristen oder Kaufleute werden, und wäre vielen von Herzen leid, wenn sich irgend ihrer Kinder eins zu dem bettelischen Amte begeben sollte.“

Da froch man denn vor den Patronen, welche eine Pfarre zu vergeben hatten, ließ sich mit ihnen auf handeln ein, übernahm noch die Information ihrer Kinder, oder verpflichtete sich, ihnen die Rechnungen zu führen. Bei den Bauern aber im Krüge entschädigte man sich für den Zwang, den man sich dem gnädigen Herrn gegenüber auferlegte. — Nichts Herrlicheres aber, als wenn man eine fette Pfründe eroberte oder sich gute Sporteln und Accidenzien machen konnte.

Wo es auf Sporteln ankam, da waren die Pfarrer die treuesten Vertreter der Kirchlichkeit. Luther selber meinte, die Beichte würde wohl nicht so viel Anhänger finden, wenn der Beichtpfennig nicht wäre. Von Jacob Schenck, Domprediger zu Freiberg, erzählt Andreas Moller in der Beschreibung Freibergs, er habe das Abendmahl in den anderen Kirchen nicht wollen halten lassen, um den Genuß des Beichtgroschens allein zu haben.

Daß die Theologen hier aber auch ihren Aristoteles zu Erfindung von Distinctionen recht gut zu gebrauchen wußten, hat der geistreiche Valentin Andrea in folgende Parabel gebracht. „Das Evangelium hatte einst etliche Candidaten angenommen, deren zwar täglich eine

große Anzahl sich angab, weil sie alle hoffeten, frei zu leben. Bald hernach fing es an, ihnen vorzulegen, was es von ihnen forderte. Nämlich 1) sie sollten arm werden, Matth. 19.... 2) Sich selbst verläugnen, Luc. 9, 23.... 3) Böses mit Gutem vergelten, Matth. 4, 44.... 4) Keusch leben, Matth. 19, 12.... 5) Vollkommen freigebig seyn, Luc. 6, 30.... 6) Die Zunge schweigen, Matth. 12, 36.... 7) Die Gelegenheit zu sündigen meiden, Matth. 8, 12.... 8) Nicht heucheln, Matth. 7, 21.... 9) Thun, was sie lehrten, Matth. 24.... 10) Nicht sorgen, Matth. 7, 31.... Dieses und dergleichen schien Einigen allzuhart und zu halten unmöglich, und Einer unter ihnen fragte einen alten Sophisten, was er thun sollte. Dem Jener mit Lachen antwortete: Was quälst Du Dich lange, Du einfältiger Tropf, die Sache ist gut und kann mit einer einzigen Distinctiuncula gehoben werden. Etliche Gebote sind evangelisch, als Zehenden nehmen, Haus versorgen, Wein trinken; etliche sind nur Rathschläge, dergleichen die oben gedachten sind, die weder geboten noch verboten sind. Da siehe Du nun, was da zu thun und Vortheilhaftes sey. Als dieses bekannt worden, hat es allen Evangelischen Gehorsam aufgehoben und eine greuliche Menge falsch-evangelischer Heuchler gemacht.“

Auch das Bücherschreiben wurde zu Speculationen benutzt: eine Dedication an irgend einen großen Herrn brachte immer eine reichliche Gratification, besonders im Anfang, als der Pfiff noch nicht so bekannt war. Melanchthon versprach Luthern, wenn er seine Uebersetzung des Aesopus zu Stande bringe, so wollte er ihm einen großen Herrn verschaffen, der tausend Gulden für die Dedication gebe. Später wurden's die großen Herren überdrüssig: denn Chyträus und Reineccius, die Beide von der Dänischen Majestät Nichts bekamen für eine Dedication, mußten, wie der Erstere klagt, hinsühro sich selbst und den Musen eins singen. Dem Berliner Probst Georgius Coelestinus wurde vorgeworfen, er habe fremde Bücher, ja alte Bibeln mit neuen Titeln, mit seinem Namen und Dedicationen versehen, um sie gleich an alle mögliche Fürsten und freie Reichsstädte zu versenden; ja er sey so unverschämt gewesen, daß, als ihm einst der Straßburger Rath zu wenig schickte, er das Geld mit Protest zurücksandte.

Dies hinderte aber Alles nicht, daß die Theologen bei den Layen ein groß Ansehen in Anspruch nahmen. „Die meisten Pastores und

Superintendenten,“ schrieb Ehyträus, „erheben sich in den Reichen ihrer Diöcesen nicht weniger, ja sind noch viel mehr eigensinnig, hochmüthig, zornig und wunderbarlich, als die Herren in ihrer Herrschaft.“

Sank das Amt eines Seelsorgers, je mehr sich das Dogma vollendete, desto mehr zu einer äußerlichen Dienstverrichtung herab, so war auch der Antheil, den die Gemeinden an der Kirche nahmen, ein mechanischer. Ganz davon abgesehen, daß der Fanatismus, mit welchem der gemeine Mann, wie jener Fleischer in Dresden, an den kirchlichen Gebräuchen festhielt, nur das Zeichen einer Brutalität war, die Etwas, in dessen Besitz sie ist, sich nicht will nehmen lassen, das Zeichen einer Tölpelhaftigkeit, welche sich in irgend einem Gebiete ausblasen möchte, so machte das Volk im Uebrigen die Gebräuche mit, um sie mitzumachen und um sich mit dem lieben Gott äußerlich gut zu stehen. Man schickte das Kind zur Taufe, und ergözte sich hierbei vor Allem an den Bathengeschenken und an dem Kindelbier, man ging in die Predigt und hörte am Liebsten einen recht gewöhnlichen Discurs, der Einem die Gewohnheit des Kirchgehens nicht verleide, man hatte seine bestimmten Zeitabschnitte, innerhalb deren man einmal zum Abendmahl ging, und jener seltene Vogel von einem Prediger, welcher erklärte, ein gebratener Apfel sey nützer als das Sacrament, sprach gerade die richtige Bedeutung einer solchen Communion aus.

Und doch war diese Lebensart von ungeheurer Bedeutung. Nichts beweist mehr die Versunkenheit und die geistige Nichtsnutzigkeit eines Volkes, als wenn es Gebräuche aus reiner Gewohnheit, mit einer in Phlegma fanatischen Ausdauer mitmacht. Derjenige, der mit Sinn und Verstand sich einer Ceremonie hingiebt, fühlt sich doch noch in seiner geistigen Erregtheit frei, weil selbsthandelnd, fühlt einen Inhalt in sich, weil er sich die Bedeutung der Ceremonie zu erarbeiten strebt; der kirchliche Gewohnheitsmensch aber ist gänzlich entgeistert, geknechtet, entnervt — in ihm feiert die kirchliche Religion ihre Vollendung.

Gegen diese Betrachtung mag es uns von minderer Wichtigkeit erscheinen, wenn man, was den sonstigen Sittenzustand angeht, das Lutherthum ein „neues Babel und Sobom nannte, welches von dreifachem Feuer lichterloh brenne, nemlich vom Feuer der Sünden,

die gen Himmel schreien und mit ihren Flammenspitzen gleichsam die Wolken stürzten und vom Feuer des Zorns und der Strafe Gottes," oder wenn Andreas Musculus schrieb: „Ärger, böshastiger, mit mehreren und größeren Sünden ist kaum von Anfang der Welt irgend ein Volk beladen gewesen als jezunder in Deutschland." Sünde und Verbrechen sind Privatsache, sie wuchten nicht verpflichtend auf dem einzelnen Mitgliede einer Gesellschaft, aber die religiöse Gewohnheit ist markausaugend, weil verpflichtend.

Neuntes Capitel.

Die Töbten reiten schnell. Valentin Weigel ist ein närrischer Mensch, denn er will kein Accidens nehmen. Es muß eine übernatürliche und leidentliche Erkenntniß gesetzt werden, Gott ist das Principium aller Erkenntniß. Wer im Lichte wandelt, bei dem klopf Gottes Wort an. Mit Christo sterben und leben. Geistliche Taufe und geistiges Abendmahl in Christo. Stephanus Prätorius, ein Autor mit sonderer brünstiger Andacht, feurigem Glauben und Liebe Christi. Johannes Angelius Werdenhagen, Paul Raim und Johann Arndt. Weigel sagt: „Durch den Glauben fällt der Mensch von sich selber ab.“ Die Sabbathstille im Geiste. Plöbliche Erkenntniß. Der Geist promovirt einen Bauern in einer Stunde zum Doctor. Die Theologie auf hohen Schulen. Hinter den Ofen gebannt! Weigel wünscht: „o möchte ich doch ein Kloß sein nur eine halbe Stunde.“ Das non plus ultra der Selbstopferung. Wenn ich mir nur kein Gewissen daraus mache. Der Indifferentismus. Die Mördergruben. Erkenntniß der Natur und Geschichte. Der Autor fühlt sich zu einer süßlichen Handlung bewegen.

Das Papstthum hatte Jahrhunderte gebraucht, um seinen Inhalt zu entwickeln und seine Blüthe zu erreichen: das Lutherthum wuchs in vierzig Jahren zu seiner höchsten Höhe, die Concordienformel stand auf seinem Gipfel. Das päpstliche Christenthum hatte dem Menschen noch einen Theil seiner Selbstbewahrung gelassen, die lebensfrohe und ehrenhafte Ritterlichkeit, die romantische Liebe, die Kunst hatten innerhalb seiner leben können; — was dem Papstthum nicht gelungen war, vollendete das Lutherthum, es unterwarf den ganzen Menschen der religiösen Knechtschaft, nur der gläubige, der Dogmen=Mensch galt ihm als eine Existenz, es wollte dem Menschen Ehre, Liebe, Lust und Entschluß herausmergeln: war doch der Absolutismus die politische Form der Reformation. Indem es aber die ganze Arbeit des Menschen in Sachen der

Religion in Anspruch nahm, machte es auch erst eine Arbeit möglich, durch welche sich der Mensch innerlich von der Religion befreien konnte. Erst der vollendete Slave, erst der Slave, der Ketten trägt, weiß, was Knechtschaft heißt, und faßt den Entschluß, sich der Ketten zu entledigen.

Der Lutherische Slave glaubte, die natürlichen Thätigkeiten seinem Kettenleben accommodiren zu können. Durch den Versuch, das Gemüth im Lutherthum wiederzufinden (Weigel, Arndt), die Geheimnisse der Natur und Geschichte mit Lutherischem Schlüssel aufzuthun (Boehme, Rosenkreuzer), das Denken im Lutherthum zu bewähren (Deisten, Aufklärer) — durch alle diese Versuche hindurch, welche mehr und mehr die Ketten der Religion vermorschten, wurde der Mensch kräftig gemacht, daß er diese Ketten endlich zerbrechen konnte.

Valentinus Weigelius, von 1567 bis zu seinem Tode am 10. Juni 1588 Pfarrer zu Tschopau im Meißenschen, war ein stiller Mann, von dem man während seines Lebens über seine Pfarre hinaus kaum Etwas wußte: seine Pfarrkinder aber wunderten sich nur über diese Eigenheit, daß er von ihnen kein Accidenz annehmen wollte, so daß es seine Frau hinter seinem Rücken unten im Hause den Leuten abnehmen mußte. Er ging höchst ungern in Gesellschaft, und es war ihm eine Pein, wenn er nur auf Augenblicke den Hochzeits- und Kindtaufschaus bewohnen sollte. Daheim aber setzte er viele Schriften auf, in deren Geheimniß er er nur seinen Cantor Weickert einweihete. Dieser nahm sich Abschriften, und erst an die zwanzig Jahre nach Weigels Tode ließ er sie drucken. Wofür er den Lohn der Absetzung und Verjagung erndtete. Folgendes ist ihr Inhalt.

„Es sind aufgestanden die buchstäbischen Theologen und Rabbinen, Lehrer und Prediger, die da den Geist gedämpft haben, daß sie Christum Lügen gestraft, als citire er die Propheten nicht recht; da er sagt Joh. 6: es stehet geschrieben in den Propheten, sie werden alle von Gott gelehret seyn, wer es nun höret vom Vater und lernet es, der kommt zu mir, so verstehen sie diese Rede von der zukünftigen Welt, wollen es sparen ad aeternam academiam, vermeinen, es würden im Himmel hohe Schulen seyn, da man sie obenansetzen, wie allhier für Professores und Rabbinos halten wird, in summa sie bestätigen, man solle

Gottes Wort nicht von Gott lernen oder hören, sondern von ihnen als Göttern oder an Gottes statt vor den Menschen erhoben; heben auf die Salbung von allen Menschen: Daß aber Christus sammt den Propheten von dieser Zeit reden und nicht von jener Welt, ist klar und offenbar. Denn erstlich ist gewiß, daß man aus der Biblia den Verstand nicht nehme oder lese, sie ist auch darum nicht geschrieben, sondern für diese, so den Verstand vorhin in ihnen selber haben, die Widersprecher zu überzeugen. Zum andern ist auch wahr, daß kein natürlicher Mensch (wie an ihnen offenbar) den Verstand aus ihm selber haben kann. Zum dritten muß nothwendig zugelassen und gesezet werden eine übernatürliche und leidentliche Erkenntniß in der Wahrheit, da der Mensch schweigen und stillstehen muß, da der Verstand durch's Beten muß erlangt werden: Beten aber heißt im Geist und in der Wahrheit auf Gott warten, vom Vater hören, vom H. Geist lernen, wie die übernatürliche Erkenntniß erfordert. Kann man's nicht lernen aus natürlichen Kräften, auch nicht aus den Buchstaben der Schriften, wohl an, so muß man zurück einkehren, und den Ursprung suchen, daraus die Schrift geflossen ist, nämlich vom Geist müssen wir es hören und lernen. Es ist die größte Verführung, so man das innere Zeugniß des H. Geistes verläugnet: man sticht Einem sein Auge aus und will denselben überreden, daß er mit anderer Leute Augen sehen soll.

„Ist doch überall das Geistliche das Erste und das Leibliche das Zweite; also ist der Buchstabe kommen aus dem Inwendigen Geist, der Mensch ist vor allen Büchern, des Menschen Seele aber ist aus Gott. Daher ist Gott das Principium aller Erkenntniß im Menschen, und alle Erkenntniß göttlicher Dinge wird nicht aus den Büchern genommen, sondern aus dem Menschen fließt sie in den Buchstaben.“

Weigel meinte also, daß man vom Heil. Geist inwendig gelehrt werden müsse, und daß nur das innere göttliche Wort ein Zeugniß der Wahrheit sey. Und zwar sey es möglich, dieses innere Wort zu verstehen, weil uns Gott durch Uebertragung das Licht eingeboren habe. „Es ist das angeborene Licht in einem jeden, daraus alle Erkenntniß fließet, und ist in uns allen; wer in diesem Licht wandelt, der fehlt nicht, er geht auf dem engen schmalen Wege zum Leben, wer aber dawider handelt und das Licht nicht haben will, sondern folget der Menschenlehr, der wandelt den breiten Weg zur Verdammniß, denn er muß glauben, was andere sagen. Eben dieses Licht, das in uns ist, lehret auch das Gesez und die Propheten, wer diesem angeborenen Licht folget,

der bleibt im Gesetz Gottes und in dem, was die Propheten lehren. Nun besuche diesen schmalen Weg in Dir.“

Zu diesem innerlichen Licht kommt Gottes Wort. „Der ausgesandte Knecht, Gottes Wort, der kommt zu Allen, überhüpft Keinen, er rufet und klopft immer an für der Thür und wartet, bis wir aufthun, er wollte zu uns eingehen und das Nachtmahl mit uns essen.“

Sonach muß denn der Mensch das Christenthum auch gänzlich in sich durchleben. „Ein trefflicher Irrsal ist es bei den falschen Christen, daß sie einen anderen lassen das Gesetz thun, leiden, sterben und sie wollen ohne Buße sich behelfen mit der zugerechneten Gerechtigkeit oder imputativa justitia. Nein in der Wahrheit, es hilft Dich Nichts von außen an, spring hoch oder nieder, das Leben Christi in Dir muß es thun, Christus, der in uns wohnt, nicht der außer uns bleibet. Nun bringet der wahre Glaube, der da ist das Leben Christi in uns, mit sich ohne alle Widerrede das Mitgetauftwerden, das Mit-Leiden, das Mitgekreuzigetwerden, das Mitsterben, Mitbegrabenwerden und Mitauferstehen, die wesentliche Vereinigung muß es thun, daß wir ihn geistlich und leiblich in uns haben . . .“

„Alle Dinge müssen in Jesum Christum, in das Kreuz gefasset werden, sonst wird Christus nur halb erkannt und geprediget . . .“

„An dem Tod ist Alles gelegen, ohne Tod möget ihr Christum nicht haben. Wer den Tod nicht kennet, der kennet auch Christum nicht, wer nicht den gekreuzigten Christum in-ihm hat, der hat auch sein Leben nicht in ihm. Wer aber den Tod in ihm hat, der bleibet in Gott, aus welchem er geboren ist, der bleibet auch in Christo und wandelt, gleich wie er gewandelt hat. Werden wir hier auf Erden nicht mit Christo leiden und sterben, so mögen wir über seinem Tisch im Himmel auch nicht essen und erben.“

Die Sacramente müssen innerlich werden. „Denn taufe einen Ungläubigen und reiche einem Unbußfertigen den Leib und das Blut Christi, und siehe, was es wirke. Nämlich es wirkt Nichts, es wirkt auch nicht den Glauben. Nichts Aeußerliches kann die Wiedergeburt wirken, es muß stracks von oben herab aus dem Geiste fließen. Der wahre Glaube ist die Wiedergeburt, der Glaube nimmt die Sünde hin, und nicht die Beichte vor dem Priester, der Glaube ist ein Werk Gottes im Menschen, darum wirkt er alle Dinge zur Seligkeit nothwendig, daraus folgt, daß alle Die den seligmachenden Glauben nicht haben, die da Vergebung der Sünde durch Beichten, Absolviren, Sacramentneh-

men erlangen und holen wollen. Wäre das Werk Gottes so groß in ihnen als ein Senfkorn, sie würden weder Glauben noch Seligkeit aus dem Sacrament holen. Ihr Glaube ist ein Menschenwerk, ohne Kraft, ohne Wirkung, ohne Verneuerung, ohne Befehrung, darum gedenken sie den Glauben oder Vergebung der Sünden zu holen bei Denen, die es selber nicht haben, die Christus verflucht hat.

„Hätten sie den Glauben, so dürften sie ihn nicht holen, wäre ihr Glaube ein Werk Gottes, so dürften sie nicht mit dem Sacrament gestärket werden, er wäre selber stark, bieweil sie aber keinen Glauben haben, so wollen sie ihn holen, und finden Nichts: und weil ihr Glaube ein Menschenwerk ist, so wollen sie ihn stärken mit den Sacramenten“

„Christus fasset Alles in dem einigen Glauben und spricht: Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig, wer aber nicht glaubet, der wird verdammt; und ist das seine Meinung, am Glauben ist Alles gelegen, und wer da glaubet, der läffet sich taufen und soll getauft werden auf meinen Tod, auf mein Sterben, daß er verwillige, mit zu sterben und mein Kreuz zu tragen, und wer nicht an mich glaubet oder verwilligen will in meinen Tod, der ist verdammt, ob er gleich getauft würde: ja, es ist wohl mehr, daß wir Alle durch einen Geist getauft sind, und gehet auf den inwendigen Menschen. Nichts Aeußerliches machet den Christen, sondern nur die neue Creatur . . .“

„Und die Seele muß das Abendmahl feiern; die äußerliche Genießung des Leibes Christi bei dem heiligen Sacramente kann höchstens zur Gedächtniß, zur Anregung sein, daß wir Christi himmlischen Leib innerlich genießen. Das äußerlich Brod und Wein, das wir genießen, giebt uns eine Gemeinschaft mit Christi irdischem Leibe, darin er gekreuzigt ist, und darin wir durch Genießung des Nachtmahls mit gekreuzigt werden: aber wir genießen auch den himmlischen Leib Jesu Christi, dadurch unsere Seele gespeiset wird mit dem Worte, und also zu einem neuen Leibe wiedergeboren, daß sie in den Himmel eingehen und Gott von Angesicht zu Angesicht schauen könne.“ —

Gleichzeitig mit Weigel lebte Stephanus Prätorius, dessen Schriften aber auch erst im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts bekannter wurden. Sie waren, wie Johann Arndt rühmte, aus sonderer brünstiger Andacht und freudigem Glauben und Liebe Christi geschrieben: denn in ihnen sei der höchste evangelische Schatz und überschwengliche Reichthum der Gnade Gottes in Christo Jesu ganz tröstlich abgemahlet

und für Augen gestellt. Seine Abhandlungen „von der Majestät und Herrlichkeit derer Christen“, „vom wahren Glauben und seiner Kraft, das ist: von der Christen Seligkeit“, „von der Kraft des Blutes Jesu Christi“, „von der Menschwerdung Jesu Christi“, „Morgentöthe Evangelischer Weisheit“, „Danksagung für das bittere Leiden Jesu Christi“, „von der fröhlichen Auferstehung Jesu Christi“, „Herzliches Verlangen nach der Offenbarung des Reiches Gottes“, „Antwort, daß die Christen ihres Heils Brief und Siegel haben“, „Himmliche Violon“, — verkündeten alle ein gemüthlich-innerliches Christenthum und die Gewißheit der Seligkeit.

Mit dem Beginn des siebenzehnten Jahrhunderts waren es besonders Johannes Angelius Werdenhagen, Paul Raim und Johann Arndt, die diese Saite anschlugen. Der Erste edirte ein Buch vom wahren Christenthum (*Verus Christianismus, fundamenta religionis nostrae continens*), die „offene Herzenspforte zu dem wahren Reich Christi“ und „die Kunst recht zu beten, wie ein Jeder Alles bei Gott, warum man bittet, erlange und gewisse Erhörung unzweifelhaftig erhalte.“

Paul Raim, Zolleinnehmer in Liegnitz, schrieb den „Hellerleuchtenden Herzenspiegel, worinnen vermittelt einer dreifachen Vorstellung kürzlich, klarlich, gründlich, also daß es auch der unwissendste Mensch sehen, fassen und merken kann I. das Erkänntniß, II. die Uebung, III. das Geheimniß der wahren Gottseligkeit, d. i. die ganze That, Kraft und Herzenstheologia oder das innerliche, rechtschaffene, gottgefällige Christenthum, sonderlich der völlige Proceß von des Menschen Fall bis zur endlichen Wiedervereinigung mit Gott, als dem Endzweck aller Lehre, mit zur Sache hochdienlichen Kupferfiguren, deutlichen Worten, klaren Schriftzeugnissen und geistreichen Liedern bewiesen und demonstret wird, sammt einem kurzgefaßten, doch vollständigen Gebetbüchlein oder Andachtspiegel, Alles nach der tiefen Grund- und Kraftlehre des hoherleuchteten Johannis Tauleri gefasset und eingerichtet.“

Er sagt darin: „Gott, der da will, daß allen Menschen möge geholfen werden, und sie zur Erkenntniß der Wahrheit gebracht werden, hat deswegen einem Jeden, der in diese Welt kommen, ein gewisses Maas seines ewigen unerschaffenen Lichtes, Wortes und Geistes mitgetheilt. Dieses Licht ist das Wort der Wahrheit, das in uns gepflanzt und mächtig ist, unsere Seelen selig zu machen, nach welchem wir auch weder in die Höhe noch in die Tiefe, weder rechts noch links laufen oder fahren dürfen, sondern es ist näher, als wir uns selber sind, nämlich in

dem Verborgenen unseres Herzens und in dem Innersten unserer Seelen. Es ist der Geist der Gnaden und der Kindschaft, mit welchem versiegelt sind Alle, die diesem Wort und Licht glauben und in Aufrichtigkeit Gehorsam leisten: Summa, es ist selbst der Weg, die Wahrheit, das Leben, der helle Morgenstern, ja die Sonne der Gerechtigkeit, oder mit einem Wort Christus, in welchem auch die Fülle der Gottheit wohnt, der da war, der da ist, der da kommt, hochgelobet sammt dem Vater und H. Geist in Ewigkeit Amen.“ —

Wer aber dem gemüthlichen Christenthum den populären Ausdruck gab, indem er den Weigelianismus von gelehrten Grübeleien (davon wir sogleich sprechen werden) befreite, und nur auf dem Einen Sage stehen blieb, daß Christus in uns regieren müsse, das war Johann Arndt in seinem „wahren Christenthum“, in seinem „Lehr- und Trostbüchlein“ und in der „süßen anmuthigen Lehre von der Vereinigung Christi mit den Gläubigen.“ —

Valentin Weigel war ein Revolutionär, wie Schwendfeld. Er schien zwar den menschlichen Geist selbständig zu machen, er sprach zwar von dem angeborenen Lichte, und meinte, „der Mensch könne im Buchstaben nur sich selber finden,“ er könne Nichts aus demselben heraus-, sondern nur sein eigenes inneres Wort in denselben hineinlesen, sein Wahlspruch war: „Erkenne Dich selbst“, und er betitelte mehrere seiner Schriften mit diesem Wahlspruch, indem er meinte, daß der Mensch in sich Alles finde, Gott und die Welt; — aber er machte die menschliche Seele nur deshalb so selbständig, um sie von dem höchsten göttlichen Wesen desto abhängiger zu machen, er segte sie so rein, damit sie der Sitz Christi sey, er machte sie zu einer inhaltslosen Fähigkeit, damit sie Gott gänzlich in Beschlag nehmen könne; er verinnerlichte sich, um desto mehr außer sich kommen zu können.

„Durch den Glauben fällt der Mensch von sich selber ab:“ mit diesem Ausspruch, den wir in dem zweiten Theile der „Kirchen- oder Hauspostill“ Weigels finden, erklärte er, daß der gläubige Mensch bei allem eingeborenen Lichte ein sich selbst fremder Mensch werde.

So kann denn auch der Mensch seinem Gotte nicht selbsthandelnd entgegenkommen, er muß warten, daß dieser die Wohnung in ihm aufschlage. Es muß im menschlichen Geiste Sabbathstille und Sabbathfaulheit seyn, wenn das göttliche Wort anklopft. Der Mensch muß sterben, wenn der Gott leben soll.

„Wer alle äußere Sinne sammt der Imagination kann still halten und sich hineinkehren in den inwendigen Grund der Seele, in stiller Gelassenheit auf Gott warten in ihm selber und in ein Vergessen kommen seiner selber und aller Dinge, der wird in seinem Verstand von Gott erleuchtet; das heißt von Gott lernen, vom Vater hören, dem Zug des Vaters Raum geben, solches mag ein Jeder in ihm selbst erfahren.“ Die Erkenntniß der Wahrheit wird in derselben Schrift eine „leidentliche“ genannt.

Es bedarf also einer vollständigen Isolirung, eines Verlassens der Welt; „es muß Alles in eine Stille kommen, soll ich das göttliche Einsprechen hören oder vernehmen: das ist, soll ich erleuchtet oder gläubig gemacht werden, so muß ich in mein Kämmerlein gehen und auf einen Winkel kriechen, in einer Stille auf Gott warten.“

Wie nun Gott zu dem Menschen spricht, nachdem er alles „hinderliche Speculiren und Phantasiren seiner Gedanken“ aufgegeben, so ist auch die Erkenntniß eine plötzliche: „gleichwie äußere sichtbare Dinge mit den Augen gesehen werden in einem Augenblick, also auch mit dem inneren Auge werden die unsichtbaren geistlichen Dinge gesehen mit einem Augenblick.“

Diese Erkenntniß wird nicht gelernt, alle Entwicklung der eigenen Arbeit ist hier ausgeschlossen. „Wer dem Geist viel kann zuhören, der kann auch viel erfahren, in einer Stunde promovirt dieser einen Bauren zu einem Doctor, Sprachen lehret dieser Geist, verkläret Christum und giebt zu erkennen die Ursach seiner Menschwerdung, seines Todes, seiner Höllenfahrt und Himmelfahrt, und von allen Artikeln lehret er den Menschen ohne Irrthum.“

„Warum ist die Theologia aller hohen Schulen schwer, mannigfaltig und langweilig? Darum: sie bedarf Mühe, Arbeit, Sorge. Welcher gedenket Theologiae Licentiatum, Doctor, Meister zu werden, oder ein Prediger, bedarf viel Arbeit, Mühe und Sorge, daß er solches lerne hin und wieder in ihren Synagogen, in den Academiis etc. Niemand wird sagen, daß es bald zugehe in einem Jahre. Er muß bekennen, es koste viel Wachens, Sorge, Arbeit, Mühe und Bekümmerniß. Daß deme aber nothwendig also sey, bezeuget die andere Ursach, difficultas discendi, daß man muß viel Künste zuvorher lernen, als Grammaticam, Dialecticam, Rhetoricam, denn da wird nicht Petrus vom Fischneze, noch Andreas, noch Johannes dazu genommen, sondern gute

Logici müssen es seyn, die da pro et contra disputiren, die da eloquentiam comparirt haben, die da einen guten Stylum latinum haben. Die dritte Ursach ist, daß man nicht allein die Künste darzu bringen muß, trimas et quadrimas, die sieben freien Künste, sondern man muß auch Linguarum cognitionem darzu bringen, Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Chaldäisch, Syrisch. Wahrlich sehr viel Schweißes muß man lassen, viel Wachens, viel Geldes. Man achtet der Künsten und Sprachen so nothwendig zur Theologia, daß man saget, es sey unmöglich, ein guter Theologus zu seyn ohne solche Mittel: ja Künste und Sprachen seyen die organa, dadurch man die H. Schrift recht könne lernen, lesen, lehren, predigen, ὁρροροουσῖν, recte secare verbum. Aber der H. Geist kennet solche Rabbinos nicht, ist auch noch nie bei ihnen gewesen, wie denn ihr Leben und Schriften genugsam bezeugen. Man ordiniret, vociret keinen zum Ministerio, er habe denn Theologiam humanam oder fälsam gelernt in den Synagogen. Man ordiniret keinen in Teutschen Landen, er habe denn in Academiis gestudiret. Ich sage, man hätte mich warlich an diesem Ort zum Predigtamt nicht kommen lassen, noch mir vergönnet, eine Predigt zu thun, wenn ich nicht hätte in den hohen Schulen gestudiret, wenn ich nicht wäre ein Magister gewesen der sieben freien Künste, wenn ich nicht hätte Sprachen gelernt: denn ich war selber in solcher Meinung, daß keiner tüchtig wäre, der Kirchen zu dienen sine linguis et artibus. . . . "

„Will Jemand die Wahrheit lernen, darf er nicht auf hohe Schulen gehen, sie sind Feinde der Wahrheit und Christi. Und weil die hohen Schulen Platz haben, mag keine Erkenntniß Christi in die Welt kommen, sie lassen es nicht zu, es ist stracks wider sie, darum sagen sie, von Gott lernen in der Wüsten sey Schwärmerei, Enthufasterei, Schwendfeldisch. Es hatte zwar Paulus seine Kunst auf der Synagoge gelernt, aber er mußte sie ganz ausspeyen, sollte er ein Apostel werden und Christum predigen. . . . “ „Die Welt glaubet und weiß doch in der Wahrheit nicht, was sie glaubet, eines dem andern zu gefallen, die Unterthanen ihrem Fürsten, die Fürsten ihren Gelehrten, die Gelehrten ihren Büchern, Commenten, Postillen, ihren vorgenommenen Lehrern, reden vom Glauben wie der Blinde von der Farbe, seynd alle blind, ein Blinder führt den andern. . . . “

„Wie kommen wir aber dazu, oder was können wir dazu helfen, daß wir durch Christum hörend und sehend gemacht werden? So viel als der taube und stumme Mensch gethan hat zu seiner leiblichen Ge-

sundheit, eben so viel thun wir auch zu unserer Befehung, Erleuchtung oder Rechtfertigung, das ist, Nichts.“

Den Menschen, den Weigel aus der Gesellschaft hinter den Ofen verbannte, machte er zu einem Punkt, der somit auch auf die Welt, auf die Materie des Umfangs, der Wechselwirkung keinen Einfluß üben kann: den Menschen, der keine eigenen Gedanken haben darf, machte er zu einem — Klob.

„O möchte ich doch (ruft er in der Postille aus), o möchte ich doch ein Klob seyn oder so viel wirken als ein Klob, nur eine halbe Stunde, ich wüßte so viel als ein Apostel.“

Weigels Lehre hatte also an und für sich selbst nichts Aufklärendes: der Revolutionär ist vom Aufklärer weit unterschieden. Weigel war das non plus ultra aller Selbstopferung, aller religiösen Welt-, Fleisch-, Sinnes-, Entwicklungs- und Selbstverachtung, während der Aufklärer sich auf sich selbst zu stellen und mit eigener Arbeit über einen Gegenstand nachzudenken sucht. Aber Weigels Schwendfeldianismus war ein Schwendfeldianismus nach Schwendfeld: während Schwendfeld noch mit Luther über den Grund des Glaubens gestritten, während er gegen den Dogmatiker bei noch unfertiger Dogmatik aufgetreten, entstanden Weigels Schriften, als das Lutherische Bekenntniß sich crystallisirt hatte. Ihre Feindschaft gegen die Symbole mußte daher deutlicher hervortreten.

Freilich Weigeln selber waren die äußeren Verhältnisse so sehr ein verächtlicher Land, er fühlte sich so sehr frei durch sein punctuelles Ich^{*)}, er war mit seiner für sich gehaltenen Klugheit so selig, daß er die Concordienformel unterschrieb, und dabei seine Gedanken behielt. Waren doch diese Gedanken nur seine eigenen^{**}), daß er auch nicht wußte, wie er das hätte möglich machen können, für seine Gedanken zu leiden. „Der Glaube,“ sagt er, „ist nicht Jedermanns Ding, wäre Christus erkannt bei allen Ständen, so würde er auch sein Regiment und Herrschaft in euch und in ihnen haben, und ihr Alle würdet seine Sprache vernehmen und gerne leiden können. Ich habe mich zwar auch unterschrieben etliche Mal aus beweglichen Ursachen, aber keinen Eid hab ich auf Menschenbücher damit gethan, sondern ich habe mich mit solcher

*) Durch seine „Einzigkeit“, wie Jener sagen würde.

***) Die Gedanken eines „Individuums“, wie Jener Andere sagen würde.

Verschreibung versprochen, auf den Schriften der Propheten und Apostel zu bleiben und davon nimmermehr zu weichen, fände ich auch Etwas darneben in den Schriften der Lehrer, das der apostolischen Lehre gemäß wäre, so wollte ich's auch annehmen. Aber daß ich sollte in die Bücher der Menschen schwören, das sey ferne. Es soll kein Lehrer so viel bei mir gelten, daß ich auf ihn sterben wollte, wie sich denn etliche so hart hängen an den Papst, an den Luther, an den Philippum, an den Zwinglium, an den Schwendfeld, an den Osiandrum, an den Mahomet und andre Menschen, daß sie sich auch darüber verjagen und tödten lassen. . . " Wenn er sich nur kein Gewissen daraus machte, so war mit seiner Unterschreibung, die in den Augen der Anderen eine Verpflichtung war, Nichts geschehen. . . „mache mir also gar kein Gewissen aus diesem Unterschreiben.“ Wenn Etwas die Isolirung Weigels beweist, so sind es diese Worte, denn hiernach redet er nicht die Sprache der anderen Menschen, nennt Unterschrift keine Unterschrift, und legt seiner That nicht die conventionelle, sondern eine Bedeutung bei, die er allein kennt.

Diesem Vermeiden jeglichen Heraustretens, jeglicher Einwirkung und somit jeglichen Kampfes vermöge des Unterschiedes des äußeren und des eigentlichen Menschen gab Weigel an einem anderen Orte folgenden Ausdruck. „So du wärest an einem Ort, da man müste zur Beicht gehen, so laß den äußeren Menschen beichten und hinknieen für dem Priester, die Sünde zu bekennen, und behüte den innern, daß derselbe nicht beichte, das ist, daß er nicht gedenke, der innere Mensch verdiene Etwas oder erlange die Absolution vom Priester, sondern daß der innere Mensch Gott beichte und bekenne, und keinem Priester; laß den äußeren Menschen das Joch tragen, mache keinen Krieg darüber, denn Du weißt wohl, daß der Priester nicht möge Sünde vergeben, und daß solches Beichten ein Menschengebichte sey und wider Christum. Item es würde Dir geboten, die Fahnen zu tragen und mit dem Kreuz zu gehen, so laß das geschehen nach dem äußeren Menschen, allein siehe, daß Dein innerer Mensch nicht verhenget werde, daß er die Fahnen trage, Etwas zu verdienen, oder einen Gottes-Dienst damit zu vollbringen, sondern laß Dir es ein Kreuz und Joch seyn, ja eine Versuchung des Teufels, der Dich also angreift, daß er sehe, ob Du wollest ungeduldig werden und einen Krieg anfahen, oder ob Du wollest mit dem inneren Menschen auch die Fahnen tragen. Item bist Du in der Zahl der Priester und wirst gewahr, daß Dein Stand falsch und ungöttlich ist, laß

den äußeren Menschen einen Priester seyn, laß ihn das Joch oder das Kreuz tragen, klage Du es Gott, und hüte Dich ja, daß Du nach dem innern Menschen kein Priester seyst "

Aber das hieß den religiösen Verhältnissen die Gesinnung, die ihnen erst Leben giebt, entziehen und sie langsam durch Gleichgültigkeit absterben lassen. Ich achte, meinte Weigel im Stillen und sprach ein Anhänger in seinem Sinne zu Hamburg offen aus, ich achte keinen Prediger so würdig, daß ich ihm einen Hund vertrauen wollte, geschweige denn meine Seele: Im Uebrigen ließ er sie sich durch ihre eigene Thorheit verzehren.

„Der gottlos Hauf der Geistlichen
Regiert über den Weltlichen,
Es kömmt kein christlich Werk aus ihm,
Sie seynd in All'n ganz wider ihn,
Ja, sie seynd Gottes ärgste Feinde.
Kein Schand, kein Laster und kein Sünd
Ist, die man nicht an ihnen findt;
Im g'ringsten sie nicht treffen ein
Ins Leben Christi, wie kanns seyn,
Daß Gut's daraus sollt folgen.“

Was daraus folgte, war der Indifferentismus, die Gleichgültigkeit gegen die Religionen, die Bekenntnisse. In Form des Strebens, durch das Fallenlassen bestimmter Glaubenspunkte die Einigkeit herzustellen, mußte sich der Wegellianismus, wenn er Mehrere, eine Gesellschaft in Besitz nehmen wollte, offenbaren. Die Gleichgültigkeit gegen die religiöse Institution, gegen das Symbol, dieses scheinbar Accidentelle, Aeußerliche an Weigels Lehre, das war das Bleibende, das Fortwirkende an derselben.

Weigel unterschied zwischen der „Maurenkirche“ und dem inneren Tempel. „Die Bauleute, so da mit Drecke mauren, beschreiben wohl die Kirche, nämlich sie sey eine sichtbare Versammlung der Menschen, die da Gottes Wort lauter und rein haben, da man von Christo predigt, singt, da man die Schriften der Propheten und Apostel lieset, da man den rechten Brauch der Sacramente hält, da man taufet, da man zur Beichte gehet, da man die Absolution verkündiget. Aber damit solche Bauleute den Eckstein Jesum Christum, Gott und Mensch in beiden Ständen nicht recht kennen, ihn verwerfen, so beschreiben sie nur die Menschenkirche, die auf selbsterwählten Eckstein gegründet ist, da alle Ungläubige lebendige Steine seyn “ „Wenn wir hinausgehen aus

der heiligen Kirche Gottes in die Laurentkirche, d. i., so wir Glieder werden der Menschenkirche, hängen uns an die Auctoritäten der Prediger, so handeln wir bald als *membra falsae ecclesiae* . . . Im neuen Bunde sind anstatt des rechten innern Tempels große Mauer-Kirchen worden, steinerne Tempel, daran die großen Verführungen und Betrug der Seelen geschehen sollen, wie denn jetzt für Augen, daß nicht in großen Städten, als zu Rom, St. Jacob, sondern auch in andern Städten Teutsches Landes Tempel seyn, darinnen Nichts als die Lehre vom Antichrist fürgehalten und geübet wird, unter dem Namen Christi, da eitel Lügen geprediget wird anstatt der Wahrheit, da Beides die Lehre und das Leben der Wohlgelehrten wider Christum ist. Ja, sie könnten nicht leiden, daß bei ihnen ein gründlicher reiner Lehrer austritt, darum seynd es eitel Mördergruben. Wer Augen hat zu sehen, der sehe und mache sich in der Zeit von ihnen, daß er nicht von ihren Lehren anhängig, mit ihnen in den feurigen Pfuhl geworfen werde.“

Hieraus folgt, daß nirgends die rechte Kirche ist: „Es will eine jede Secte die reine Kirche seyn. Der Papst schwöret einen Eid, er sey die recht Katholische Kirche Gottes. Der Luther desgleichen schwöret auch einen Eid, er sey die rechte Kirche. Der Zwingli'sche Hause will es auch seyn. Und der Türke will so wenig des Teufels seyn, als der Papst, Luther und Andere . . . Die heilige katholische Kirche ist weder zu Rom, noch zu Wittenberg.“

Aehnliches lesen wir in Angelii Werdenhagens offener Herzenspforte: „Was menschliches Sinnes ist, muß in sich zerfallen, denn es ist nicht des Geistes Sinn, auch ist's nicht der Sinn Christi, Paulisch, Kephisch oder Apollisch seyn, sondern göttlich seyn, das ist Beides des Geistes Christi und auch seiner Apostel Sinn, von welchem die Apostel zeugen und sagen, wir haben Christi Sinn. Was ist nun solches für ein Sinn? Kindlich zu reden ist es einträchtig seyn in der Liebe, eines Sinnes im Erkenntnis und eines Geistes in Christo. Was ist nun unser Glaube und Meinung von diesem Sinn. Dieser nämlich, daß wir Alle werden Christen werden, es sey Heid oder Türk oder Jud, es sey ein menschlicher Sinn wie er wolle, so sollen wir Alle zu Gott bekehret eine Heerde und ein Hirt werden. So müssen alle diese aberglaubische, abgöttische und altadamitische Namen abgeschafft, vergessen und ausgerottet werden, auf daß allein der Name des Herrn erkannt, genennet und bekennet werde von allem Munde, Zungen und Herzen der Menschen; . . . darum straft nun Gott eine Sect durch die ander

und mit der andern also, daß sie untereinander selbst nicht wissen, was sie thun und kennen den Rathschlag des Herrn nicht... Ein großer Mißverstand ist es von einer Secte, daß sie meinet, die andere sey für Gott ein Greuel, so doch der Herr viel auserwählte Rüstzeuge aus ihnen berufen wird; daß sie arbeiten am Tempel des Herrn."

Und Paul Kaim beklagt in seinem hellerleuchtenden Herzensspiegel, daß die Menschen „nach der allenthalben empor-schwebenden Erb-Religions-üblichen Lehrart vom inneren Licht wenig Nachricht haben und die Perle, den Aderschatz und das Reich Gottes außer ihnen suchen.“ —

Weigeln, als einem Theologen, lag zwar vor Allem an der Lehre von der inneren Offenbarung der Weisheit, diese behauptete und variierte er meistens nur so weit, als durch sie das menschliche Wesen ausgekehrt und umgekehrt wird; aber er hat auch schon Ansätze gemacht, durch Inspiration die Empirie zu ergreifen, auf die Natur und Geschichte, deren Entwicklung nur erkannt werden mag, wenn man sie secirt, wenn man auch den eigenen Geist spaltet und sich mit einem folgernden Wissen begnügt, das plötzlich erblickende innere Auge zu richten, in den aus den astrognostischen Kindereien der alten Völker gestohlenen Fasetten des Alten Testaments und der Offenbarung Johannis einen Sinn zu suchen, durch welchen die Natur und Geschichte mit Hülfe von Inspirations-Deuteleien durchsichtig, theologisch, göttlich, Allegorien, d. h. sich nicht selbst bedeutende Erscheinungen, kurz unnatürlich, ungeschichtlich gemacht werden.

So spricht er von einem „Sternen-Geist“, in dessen Namen der Doctor promovire: so bringt er in die Weltgeschichte vermittelt Adam und Eva und David und Salomo und das Kreuz einen Zusammenhang und eine Bedeutung, und dazu hilft ihm dann noch die leibliche Natur des Menschen, die früher himmlisch war und durch den Fall irdisch wurde, welche wieder vermittelt der zwei Leiber Christi, des himmlischen und irdischen, im Messias in ihrem doppelten Wesen erschien, wobei denn bei der Kreuzigung des irdischen Leibes Christi auch der unsrige gekreuzigt ist, und durch die Auffahrung des himmlischen Leibes Christi dem Menschen die Sicherheit gegeben ist, daß auch er erst vermittelt der neuen Geburt den himmlischen Leib erhalten und in solcher Uniform das göttliche Wesen erschauen werde.

Dennoch giebt es dreierlei Evas. Die eine Eva ist die irdische, sie kommt aus Adam, sie ist Fleisch, davon haben alle Menschen ihre

alte Geburt aus der Erden. Die andere Eva ist die himmlische, das ist die Weisheit Gottes, sie ist eine Jungfrau, sie hat den Sohn Gottes geboren von Ewigkeit in der Trinität; sie ist auch leiblich als eine Jungfrau geboren, und hat Christum leiblich auf die Welt gebracht. Die dritte Eva ist die Christliche Kirche, auch sie ist aus der Seite Adä geboren, aber aus der Seite Adä am Kreuze. Der gute alte Vater Adam hat nämlich durch die Sünde den reinen Leib verloren, und Fleisch und Blut suchte seinen Geist zu dämpfen und seine Seele in die Verdammniß zu ziehen. Die Menschen, welche seine Sündhaftigkeit und Verwesung erbten, konnten nur durch des reinen Gottessohnes, durch Christi Erscheinung, erlöset werden, und nicht eher, als bis dieser erschien. Darum haben alle Propheten, Patriarchen und fromme Könige auf den Messias gewartet, wie David bekennet, Herr, meine Seele wartet auf Dein Heil, und also warteten alle Menschen von Adam an bis zu Christi Tode, und nicht allein die auf der Erden, sondern auch die Todten in jener Welt haben warten müssen. Endlich erschien Christus, welcher hat zween Leiber, den göttlichen Leib aus dem Heiligen Geiste, welcher von Mose und Elia auf dem Berge Tabor gesehen wurde, und den irdischen Leib, aus der Jungfrau Maria, sichtbar und sterblich, getödtet, gekreuzigt, nicht von Mannsamen, sondern durch göttliche Wirkung angenommen, daß er bei uns auf Erden wohnen und nütze seyn könnte, denn sein göttlicher Himmelsleib hätte bei uns nicht wohnen können, es wäre uns nichts nütze gewesen, denn wer wollte bei der Sonne wohnen, so sie bei uns auf Erden wäre. Christus hat uns im Fleische erlöset, ist für uns gestorben, begraben, gen Himmel gefahren (mit seinem verklärten Leib), und nun bekommt der Mensch einen neuen himmlischen Leib aus Christo, welches ist seine Wiedergeburt, wo aber nicht das Fleisch und Blut Adä wird neu geschaffen durch Christum, um in den Himmel zu kommen, sondern, da Nichts von Erden gen Himmel kommt, so bleibt Adams Fleisch des Todes und gehört in die Verdammniß, es gehet mit den Elementen auf und wird gar verzehret, und der himmlische Leib ist wieder der aus Gott geborenen Seele anpassend. Und wenn man sich nun endlich erinnert, daß Christus erstens ein Gezeugter der himmlischen Eva, d. h. der Weisheit Gottes ist, daß wir zweitens durch die Wiedergeburt des himmlischen Leibes Christi theilhaftig werden, so wird man begreifen, daß die Menschen durch Christi Erlösung Kinder Eva und Gottes, Mit-Erben Christi werden. — —

So hätten wir denn den Uebergang zu denjenigen Christen gefunden, welche Natur und Geschichte vermittelst des Wortes Gottes anschauen wollten, zu Jacob Boehme und Anderen, zu deren Besprechung und dabei einen Seitenblick zu thun auf das Verhältniß von Religion, Geschichte und Natur, wir uns anjetzt als zu einer gar füglichem Handlung bewogen finden.

Zehntes Capitel.

Natur, Religion und Geschichte. Nur nicht vorgreifen! Paracelsus. Es steht Etwas hinter der Natur. Ihre Erkenntniß mit einem Schlage, im Namen des Herrn, durch Gebet. Das Buch der Natur ist mit dem Finger Gottes beschrieben. Excentrische und centrale Erkenntniß. Ein ungebrochenes Gemüth kann Wunder thun. Bei der Nacht. Wie ein Affe in einem Spiegel. Was Alles eins ist, nämlich die Natur unnatürlich erkennen. Der Fingerzeig nach oben und in den Anfang. Ein „weiser Rath.“ Die Schöpfung. Was nicht ein Wort Alles machen kann. Sonne, Mond und Sterne sind Gewächse des Himmels. Der Mikrokosmos. Körper und Mensch. Eva. Warum der Mann beim Zeugen nur Ein Glied rühre. Sterben ist unnatürlich. Der Erlöser. Die Creatur trägt das Zeichen Gottes. Der firmamentalische Gott der Natur. Wölfe und Hasen im Himmel. Der Messias der Metalle, seine Metallwerdung, Leiden und Himmelfahrt. Die religiöse Unterwerfung der Natur. Der Autor will die Sache nicht mit einer Phrase abgemacht haben. Paracelsus ein religiöser Psychologe. Der allerwackerste Mensch ist ein Schlafender. Mit dem Glauben in Gott ist Alles aus nach Paracelsus. Welcher Theologe hat schon einen Berg versezt? Regidius Guthmann. Kürzeste Art, die Türken zu vernichten und in Metallen zu arbeiten. Was man Alles über den Anfang sagen kann. Henricus Cunradus. Jacob Böhme. Schreibt, wie ein Plazregen vorübergeht. Wundert sich seiner. Demüthige Eingergebung. Der Heilige Geist als Schulmeister. Was seine Schriften lehren. Adam eine männliche Jungfrau. Ein böses Mittagsschlächten. Göttliche Harmonie und menschliche. Was Christus für einen Leib hatte. Die innere Kirche. Der Pfaffenkeusel. In Babel stecken wir noch. Der Weise dreht der Welt den Rücken. Die Religion ist demaskirt. Die Comödie der Rosenkreuzer. Was sie lehre, sagt Valentin Andrea mit langen und der Autor mit kurzen Worten.

Der religiöse Geist steht im Gegensatze zur Natur und zur Geschichte. Der religiöse Geist hat Bedürfnisse, die Natur hat Geseze;

der religiöse Geist ist leidend und liebt die Sabbathstille, die Natur ist fortwährend im Schaffen, im Sausen, Wehen und Weben begriffen, der religiöse Geist beliebt, ein Punkt zu seyn ohne Entwicklung, die Natur wechselt und ist in keinem Augenblick dieselbe wie vorher, der religiöse Geist sucht sich in sich zusammenzuziehen, um allen inneren und äußeren Kampf von sich abzuweisen, die Natur schafft durch den Kampf der Gegensätze, durch die Reibung der Elemente, durch Vernichtung und Verwesung, der religiöse Geist kennt nur eine Linie von seiner punctuellen Existenz aus nach oben, die Natur besteht in der Ausdehnung, der religiöse Geist will seinen Inhalt von oben erhalten, die Natur treibt in trotziger Selbständigkeit ihr Wesen.

In der Geschichte ist die Menschheit selbsthandelnd, in der Religion wird sie von oben geleitet, in der Geschichte ist der Anfang der Menschheit unvollkommen, sie ist ein Fortschreiten zum Vollkommeneren, in der Religion ist der Mensch ursprünglich vollkommen und fällt von seiner ersten Reinheit ab, daher geht die Menschheit in der Geschichte vorwärts, die Religion will sie in den Anfang zurückzwängen, in der Geschichte entwickelt die Menschheit nur denjenigen Inhalt, den sie in sich selber hat und haben kann, in der Religion steigt ein fremdes Wesen vom Himmel, um der Menschheit ihren Inhalt zu geben, die Geschichte stützt sich auf Facten, welche die Religion für Teufelszeug erklärt, die Religion basirt auf Mythen, welche sie Facta nennt, durch die Religion wird die Geschichte eine Fabel, durch die Geschichte wird die Religion ein Mythos, in der Geschichte widerlegt die Wahrheit von heute diejenige von gestern, um von der morgigen von Neuem über den Haufen geworfen zu werden, in der Religion soll es nur eine einzige Wahrheit geben.

Indem ich nun im Folgenden einige Christen des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts besprechen werde, welche auf dem Boden der Religion und durch die Worte der Offenbarung die Erkenntniß der Natur und der Geschichte erstrebten, so werde ich zu dem Resultat gelangen, daß sie in diesem Bestreben die Natur nur unnatürlich und die Geschichte nur unhistorisch machen konnten. Doch wird dieses Resultat blos Nebensache seyn, würde ich auch mit eben gemachter Bemerkung nicht vorgegriffen haben, wenn es Hauptsache wäre.

Der Medicus Theophrastus Paracelsus, Zeitgenosse Luther's, rühmte sich einer durch Gottseligkeit erlangten Kunde der Naturgeheimnisse.

Für den religionslosen Geist ist nämlich die Natur an und für sich ein Geheimniß, er hat nicht die Kraft, sie als einen selbständigen Gegenstand der Erforschung aufzufassen, ihr in ihre Einzelheiten zu folgen und durch Folgerungen ihr Gesetz zu erkennen, nein, er will dadurch hinter sie kommen, daß er meint, es stecke Etwas hinter ihr, was nicht sie selber sey, und indem er sich dem hinter ihr stehenden Etwas nähert, es für sich zu gewinnen sucht, will er die Erkenntniß der Natur mit einem Schlage, nicht vermittelt durch eigene Arbeit, er will sie durch fremde Eingebung haben.

Dasjenige aber, was hinter der Natur steckt, ist das göttliche Wesen. Es muß, meinte Paracelsus, etwas Höheres seyn, durch welches die Natur geschaffen und erhalten ist. Die Natur war für ihn Nichts als ein Fingerzeig nach oben, und von oben wollte er seine Weisheit holen.

„Denn alle Weisheit kommet von Gott und ist bei ihm kein Ende,“ heißt es in Paracelsi Buch von Heimlichkeiten der Schöpfung aller Dinge, „denn er ist die höchste und tiefste aller Künste und Heimlichkeiten“ „Welcher in der Kunst der inwendigen verborgenen Heimlichkeiten Meister will seyn, der setze all sein Vertrauen und Meinung in den Namen des Herrn.“

Und er darf hierbei so wenig auf eigene Kraft vertrauen, daß er nur durch Gebet der himmlischen Weisheit theilhaftig werden kann: „das Erkenntniß muß allein mit einem demüthigen Gebet von Gott erlangt werden, wie uns Christus selbst lehret: *Quaerite primum Regnum dei*; und der heilige Apostel Jacob: Mangelte jemand an Weisheit, so suche er sie bei Gott, der da ist der Brunn aller Weisheit.“

„O Heiliger Geist, weise mir, das ich nicht weiß, lehre mich, das ich nicht kann, und gieb mir, das ich nicht thu ha'n; gieb mir die meinigen fünf Sinnen, daß Du Heiliger Geist wohnest drinnen, mit den sieben Gaben sollt Du mich begaben, und soll Deinen göttlichen Frieden haben“

„Das große Buch der Weisheit, das uns auf unser Bitten von dem Geist Gottes eingegossen wird, lehret uns, wie das Buch der Natur zu verstehen sey, welches wahrhaftig nicht mit Dinten, sondern mit dem Finger Gottes beschrieben und intimiret ist, aus diesem Buch soll ein Jeder die Natur forschen, denn drinnen ist sie nicht buchstäblich.“

Nach Paracelsus giebt es zweierlei Arten, die Natur zu erkennen: die excentrische und die centrale. Erstere ist die der Philosophen, welche nie die Wahrheit erlangen werden, sie bleibt in den Erscheinungen, an der Peripherie haften, letztere ist die allein richtige, sie geht vom Centrum aus, sie befolgt den Satz, daß jedes Ding aus seinem Anfang erkannt werden müsse: der Anfang der Dinge war aber in der Weisheit, welche bei Gott im Centrum ist.

„Dieweil die heidnischen Philosophen das höchste Centrum, daraus alle Cirkel geführt und gefunden werden müssen, nicht erkannt, sondern all ihr Schreiben und Werk zweifelhaftig aus den Circulationen der Elemente erforschet und fundirt gewesen, und das Centrum, viel weniger das zierliche Trigonum, so im Cirkel entspringt, nicht berührt, und aber, Gott lob, hernach vielen christlichen Philosophis und Männern Gottes, Esdrom, Salomoni, Divo Hermeti, Morieno und andern mehr auch uns Christen das einige Centrum und Ursprung aller Dinge in Trigono centri oder Trinitate divinae veritatis sich selbst offenbaret und zu erkennen gegeben hat, so finden wir aus dem Mittelpuncte viel einen höheren und schöneren mit der Schrift concordirenden Grund von der wahren Philosophie, was sie sey und worauf sie fundire. Deshalb sollen ihre heidnische Scripta, so den Grund oder Richtscheid der Natur nicht vermögen, für Nichts geachtet, sondern Vulcano befohlen werden und dagegen das höchste Buch sapientiae, welches von dem einigen Geist Gottes ausgehet, aus dem Centro der Natur gesucht werden.“

Gleichwie Paracelsus im Centrum, in Gott alle Weisheit in einem Ballen haben will, so wünscht er sich auch ein ungebrochen Gemüth, um weise zu seyn, wie ein Prophet, und um Wunder thun zu können. Wenn dieses Gemüth, welches von Gott dem Menschen eingepflanzt ist, recht erkennet würde, so würde ihm Nichts unmöglich seyn. Macht sich nun der Mensch durch den Glauben ganz und ungebrochen, empfängt er durch die Imagination den heiligen Geist, dann ist ihm die Natur unterthan, er kann den Teufel austreiben, Kranke gesund machen, Berge versetzen.

Das Eingehen in die Erscheinungen der Natur würde das Gemüth zersplittern. Nach der religiösen Naturkunde Paracelsi kann Niemand die Natur erkennen, wenn er sich nicht gänzlich aus ihr zurückzieht und „in seinem Gemüthe ertrinkt“ „Und das ist hie auch zu wissen, daß allemahl bei der Nacht, wann alle leiblich Dinge ruhen, heimlich

und still sind, am besten und nützlichsten zu speculiren, meditiren, imaginiren ist, auch an heimlichen besonderen und dazu gelegenen Orten, also daß keiner von Leuten beschrieen, erschreckt oder verhindert werden kann, darzu auch mit nüchternem Leibe.“

Wer nämlich in seinem Gemütthe ertrinkt, darf von den Bestimmtheiten der Natur Nichts spüren. „Wie das Gemüth recht zu erkennen sey, wenn es in seiner Exaltation ist, so wisse, daß das Gemüth in ihm selbst ist versunken, das ist, der Mensch ist mit sehenden Augen blind, mit hörenden Ohren hörlos, mit seiner Nasen schmecket er Nichts, mit seinen Händen betastet und greifet er Nichts, sein Leib empfindet Nichts. Das ist nun also zu verstehen: er sieht wohl, weiß aber nicht, was er sieht: er höret wohl reden, versteht aber Nichts: hat wohl den Ton und Hall eines jeden Dinges, weiß aber nicht, was es ist, versteht es nicht. Also; er schmecket wohl, weiß aber nicht, was er schmecket; er greift wohl, weiß aber nicht, was er greift, denn er hat sich allein an dem Ding, so ihm in seinem Gemüth liegt, ersehen und vergafft, wie ein Affe in einem Spiegel oder wie ein Kind an einem schönen Krage oder wie ein Narr an einem Gemälde. Dann ein Mensch, der in solchen tiefen Gedanken ist und in seinem Gemüth also ertrunken, der ist gleich, als hätte er seine fünf Sinnen verloren und für der Welt für den größten Stocknarren gehalten wird; ist aber bei Gott der allerweiseste Mensch, dem er seine Heimlichkeit wissen läßt und in das verborgene hineinschauen läßt, mehr denn alle Welt-Weise.“

Die Natur als ein Geheimniß erkennen, aus dem Centrum erkennen, durch Gebet erkennen, aus dem Buch sapientiae erkennen, durch Gemüths-Versunkenheit erkennen, ist Alles Eines, es heißt die Natur unnatürlich erkennen. Der classische Ausdruck für diese Art Naturerkenntniß ist: den Stein der Weisen finden; Paracelsus hatte ihn, er beschreibt seine Vereitung. Hier hat man an einem rohen Material den König der Natur gegenständlich vor sich, und das ist gerade ein Stein, weil der Stein das ungebrochene, sich nicht entwickelnde, am wenigsten durch Einflüsse afficirte Wesen ausdrückt: er ist das in sich dumpfe Naturproduct. Diesem Steine gleicht das in sich versunkene Gemüth, solch ein Stein ist das Centrum. Hier ist eine Ganzheit, die so sehr Alles in Allem ist, daß sie zu einer Entwicklung von Organen keine Fähigkeit hat.

So viel vom Grunde der Theophrastischen Naturerkenntniß. Was aber die Erkenntniß selber angeht, so besteht ihre ganze Kunst darin,

daß die Natur zu einer Allegorie gemacht, für die Tafel erklärt wird, auf welcher göttliche Buchstaben verzeichnet stehen, und daß auf sie die dem menschlichen Wesen angedichtete Geschichte übertragen wird.

Betrachten wir demnach beide Geschichten in ihrem Zusammenhange.

Wie der Sinn der Natur, als eine Existenz vor ihr, in Gott und in seiner Weisheit enthalten war, wie das Geschaffene nur eine Offenbarung der göttlichen Weisheit ist, so ist auch die ganze Menschengeschichte, ist Alles, was aus dem Menschen werden kann, vor der Geschichte in dem ersten Menschen enthalten. Und wie die ganze Natur an und für sich weder eine sich selber repräsentirende Existenz, noch durch sich selber zu erkennen ist, so ist auch die ganze Menschheit Nichts weiter als ein Fingerzeig nach oben, ein Fingerzeig nach dem Anfang zurück, auch sie repräsentirt an sich selber Nichts, ihre Geschichte besteht in dem Streben, nach ihrem Anfang zurückzukommen, und erzählt von denjenigen Hilfsleistungen, die ihr von oben her gemacht wurden, um sie in das Paradies, ihren ersten Wohnort, und in den Himmel, für den sie bestimmt ist, zu ziehen.

Paracelsus erzählt, von Ewigkeit her sey Gott gewesen und die andere Person der Gottheit sey von Ewigkeit geboren aus dem Vater, und aus ihnen beiden gehe von Ewigkeit die dritte Person, der Geist Gottes, alle drei gleicher Gewalt, in einem göttlichen unzertrennlichen Wesen.

Die Erschaffung der Natur ging nun nicht etwa nothwendig aus diesem rein geistigen Wesen hervor, denn dasselbe kann sich in sich selber genügen, sondern es war nur ein „weiser Rath,“ in dem die höchste Dreifaltigkeit Gottes beschloß, die Welt und in summa die ganze Natur zu machen.

Man erinnere sich, daß nach Paracelsus in Gott dem Vater die Erkenntniß aller Dinge in einem Ballen enthalten ist; dem ist es ganz entsprechend, wenn er durch Gott den Vater vermittelt des Wortes nur die noch ungetheilte Materie schaffen läßt, welche von dem Heiligen Geiste, d. h. der sich darstellenden Weisheit in ihre Theile zerlegt wird.

„Gott der Vater hat durch das Wort, als die zweite Person, die Dinge erschaffen, nicht in ihr letztes Wesen, sondern allein *primam materiam confusam*, d. i. die *matricem*, darinnen alle Natur der ganzen Welt beisammen vermischt ware. In dieser Matrice, darinnen die Welt erschaffen ist, seynd beisammen vermischt gewesen *anima quattuor*

elementorum, purum et impurum, aurum et argentum, Licht und Finsterniß. In und aus dieser Matrice, welche mit dem Licht Gottes umgeben ward, seynd Himmel und Erden, Luft und Wasser allein durch das Wörtlein fiat erschaffen und durch den Geist Gottes, so auf der Matrice geschwebet, in sechs Tagen alle Dinge mit fester, weisester Ordnung in ihr festes Wesen geschieden und separiret, Licht und Finsterniß von einander geschieden worden. Und also sind die allerklarste Substantien, so in den ersten tribus principiis mercurii, sulphuris et salis gewesen, zu dem Element solis gesandt und firmamentum genannt, d. i. die Beste: weil es das Faß und Geschirr seyn sollte, welches die anderen drei Elemente tragen sollte, dann vom Wort und in dem Wort kommt die Eigenschaft.“

Paracelsus fühlt, daß von dem rein geistigen selbstgenügsamen Wesen zur Materie immer und ewig nur ein unvermittelter, ein willkürlicher Uebergang möglich ist: diese Willkür hat darin ihren Ausdruck, daß der Uebergang durch das bloße Wort gemacht werden soll. Indem nun Paracelsus auch darin einen Widerspruch findet, daß der Himmel die feste Welt tragen soll, löst er das Räthsel durch das Wort. „Also auch mit dem Wörtlein Firmamentum kommt die Eigenschaft, daß über allen begreiflichen Verstand der Himmel, welcher ein dünner leichter chaos ist, gleich einem Rauch, die anderen sichtbaren corpora elementorum tragen und beisammen fest unverrückt halten muß.“ Für den Religiösen ist kein Zusammenhang in der Natur, sie kann nur durch das ihr fremde und übergeordnete Wort gebündigt werden. Das höhere Wort wirkt wunderbar gegen die natürlichen Gesetze der Schwere.

„Das größte,“ fährt Paracelsus zu erzählen fort, „so in der prima materia von den tribus principiis primis gewesen ist, ist hernach in das elementum terrae geschieden worden. Also ist auch von der Luft zu verstehen, daß, wohin die prima materia zu derselben bequem gewesen, in dieselbe geschieden ist. Hernach seynd die corpora elementorum weiter geschieden und separiret worden. Also ist aus dem allerklarsten Wesen elementi solis hersürgebracht die Sonne, hernach der Mond und alle andere Sterne, gleich als Bäume und Früchte des Himmels, darinnen sich der Mensch nähren sollte.“

Sonach glaubt also der Religiöse hinter das Geheimniß der Schöpfung zu kommen, wenn er auch hier den Himmel, als das allgemeine Sonnen-Element, in welchem die Sonne nebst den Gestirnen zu stehen

scheint, für das Erste erklärt, aus welchem die Sonne und die Gestirne hervorstiegen.

„Also ist auch die Erde erstlich ein gleiches temperirtes Wesen ohne Frucht gewesen, aber hernach gesondert, also daß vielerlei Gewächse dem Menschen zur Nahrung herfürkommen seyen, also auch von den anderen zweien Elementen zu verstehen, und ein jedes Gewächs erhielt seinen eigenen Samen und natürliche liebliche Fruchtbarkeit, das ist, alle corpora der Elementen seynd erstlich leblos erschaffen, aber durch den Geist Gottes ist ihnen die Natur, d. i. der lebliche unsichtbare Geist oder quinta essentia, welche die corpora elementorum erhalten und über sie herrschen solle, eingegossen worden“ . . .

„Da nun alle Dinge wohl separirt und in Ewigkeit also zu stehen erschaffen, hat Gott leichtlichen den Menschen in seiner Materie oder matrice, d. i. in der großen Welt außerhalb dem Paradies aus dem limbo terrae, welcher das subtilste Wesen und limbus der ganzen machinae mundi ware, daher er auch microcosmos h. e. parvus mundus genannt wird, seinem Ebenbilde nach erschaffen und ihn Adam genannt.“

Aus dem rothen Leim der Erde wurde Adam erschaffen, aber nicht der Mensch, denn der Leim ist nur das corpus, welches vor dem Menschen war, die Behausung, in welche der Mensch, das Ebenbild Gottes, von Gott gepflanzt wurde. Die Seele oder der eigentliche Mensch „ist ein unsichtbares göttliches Feuer, aus Gott selbst, dem leblosen Leib aus unergründlicher Liebe eingegossen, durch dies Göttliche Fünklein wird der Mensch gleich durch einen Magneten gegen Gott gezogen.“

Paracelsus theilt somit den Menschen zu zwei in sich verschiedenen Theilen ein, eine Folge der religiösen Naturanschauung. Denn gerade weil diese die ganze Erkenntniß in Einem zusammenhaben will, sieht sie sich gezwungen, die Seele der Einzelheiten als ein allgemeines Centrum außer und über ihnen hinzustellen; sie trennt die Einzelheit von ihrem Sinne, ihrem „höheren“ Sinne; und ist dieser sonach selber ein höheres Göttliches Ganzes und in diesem Ganzen, so kann die Einzelheit nicht als in sich Ganzes aufgefaßt werden; ihre Seele ist ein Fremdes, Eingegossenes.

„Als nun Adam ganz schön, herrlich und ewig, mit dem höchsten Gemüth der Seelen gezieret, geschaffen war, hat Gott ihm einen schönen Lustgarten, das Paradies in Eden gepflanzt und hat den Menschen aus der Welt genommen und in das Paradies gepflanzt. Darauf hat

Gott dem Adam die menschliche Natur und Samen gegeben und ihm dazu eine matricem, darinnen er den Samen verhoffen sollte, aus seinem eigenen Körper erschaffen: Gott hätte auch der materia limbi noch genug gehabt, daß er die Evam daraus formiren können, aber damit Adam sein Leib desto eher oder größer liebete und ihr anhangen sollte, hat er sie aus seinem eigenen Leibe erschaffen, daß sie beide in Liebe und Einigkeit gegen einander als ein Magnet und Eisen concordirten und keines das andere von wegen seines eigenen Leibes verlassen könnte.“

Daß nun der Mann, wenn er einen Menschen mittelst des Weibes macht, nur zum Theil in dasselbe eingehet, und daß ferner ein Mensch aus seinem Samen werde, das geht nicht mit natürlichen Dingen zu, sondern hat seinen Grund in Gott dem Urbilde. Nämlich wie Gott nicht aus seinem Sessel kam, als er den Mensch formirte, sondern allein durch seine Hand, d. i. durch seine Allmacht den limbum terrae genommen und daraus den Menschen in seiner matrice, d. i. in der großen Welt gemacht hat, und wie er den Menschen ferner nicht in seiner matrice gelassen, sondern in das Paradies gesetzt hat, so kommt auch der Mann Adam, wenn er den Menschen schaffen will, nicht gänzlich in die matricem, sondern nur, so weit es ihm möglich ist, um den Samen in die weibliche matricem zu werfen: hier schwebt der Geist Gottes über dem Samen, gleich wie er im Anfang über dem Wasser geschwebt hat, er formirt den Samen zu einem Menschen, und dieser bleibt dann nicht in der matrice, er wird hinaus genommen und in die große Welt gestellet. —

Nun kommt die Geschichte von der Verführung des Menschen durch Lucifer, einen Engel, der durch Hoffahrt aus dem Himmel gestürzt und böse geworden war. Adam und Eva brachen das Gebot Gottes, und da hatte Adam alsobald alle Gnade Gottes und die Unsterblichkeit verloren, da ist die göttliche große Weisheit und Liebe in ihm verdunkelt worden, er selber aus dem Paradies getrieben, auch hat die ganze machina mundi den sterblichen ewigen Fluch erlanget.

Ganz consequent ist nach Paracelsus das Sterben eben so wenig ein Eigenthum der geschaffenen Körper, als wenig ihnen das Leben ursprünglich gehörte. Das Sterben konnte ihnen nur durch einen Fluch, durch das Wort zuertheilt werden. Paracelsus sagt: „Die Verfluchung zur Sterblichkeit war gänzlich wider die Natur; bieweil aber Gott, die Wahrheit selbst, dies Alles zu einer Straf zu geschehen, geschworen,

mußte es also geschehen, nicht aus natürlicher Ordnung, sondern wegen des Wortes“

„Nun hätten Adam und seine Kinder in diesem Fluch auch ewig bleiben müssen: dieweil aber Adam ein kleines Fünkeln göttlicher Liebe in ihm verborgen gehabt, ist er dadurch gleichsam magnetischer Art bald nach dem Fluch zu Erkenntniß seiner Sünden und zu kindlicher Furcht und Reue gegen Gott angereizet worden, wodurch er dann bei Gott, dem Brunn der Gnaden, Barmherzigkeit wieder erlangte. Also, daß sich Gott des reinigen Menschen von wegen seines Ebenbildes, der edlen Seele, erbarmete, und erstlich Adam und Eva auflegte, daß sie Erden würden, von welcher sie genommen waren, dadurch sie ihre besleckte Leiber wieder bessern und reinigen sollen. Damit aber die Seel auch wiederum gereinigt werde und sich alsdann der gereinigte Leib mit der gereinigten Seele wiederum vereinigte, hat Gott dem Adam verheißten, daß aus des Weibes Samen einer geboren werden sollte, der werde ihrem Versüherer den Kopf zerknirschen und ihre Seel von ihm erlösen. Also ist die andere Person der Gottheit, der Sohn Gottes, das Wort des Vaters, unser Mittler und Erlöser unserer verdammten Seelen geworden, der da aus unaussprechlicher Geheimniß herabgestiegen von dem Himmel und durch den H. Geist in der reinen keuschen, von Gott vorhin dazu verordneten und auserwählten Jungfrau Maria empfangen, alda sich Gott mit der Menschheit vereinigt und ein wahrer Gott und Mensch auf diese Welt geboren worden,“ 1c. 1c.

Die Erlösung kann nur durch zweierlei Tod erworben werden, durch den der Seele und den des Leibes. Die Seele muß wieder in ihre Mutter, in Gott, eingehen und mit ihm sterben, alsdann erlangt sie ein ewiges Leben; wenn sie sieghaft allerlei weltliche und teuflische Anstöße überwindet, wird sie durch Christi Blut gereinigt, und wenn sie nach Christi Aufforderung mit ihm stirbt, so wird sie in den Himmel eingehen: der Leib aber muß ebenfalls in seinen Anfang, in die Erde zurück, muß durch Verwesung in die erste Materie reducirt werden, welche hernach am jüngsten Tage durch das ewige Feuer gereinigt wieder in das erste, fleischliche und ewige corpus, welches der Sohn Gottes nach der Auferstehung gehabt, gebracht und mit der gereinigten Seele vereinigt werden wird, wie Paulus sagt: *seminatur corpus animale, surgit corpus spirituale.*

Das ist die religiöse Geschichte der Menschheit: sie spielt da, wo die Menschheit nicht ist, im Paradies und im Himmel: ihre wahre Zeit

ist vor und nach dieser Zeit, das Ende der Menschheit ist ihr wahrer Anfang, der Tod des Menschen ist ihre Bedingung; und wenn sie auf der Erde spielt, wie in der Erlösungsgeschichte, so ist das nur, um die Erde zu einem Jammerthal zu erklären und den Menschen von ihr abzu ziehen.

Die Natur hat eine ähnliche Geschichte. Sie ist durch Gott gemacht und belebt, alle Dinge der Natur tragen das Zeichen Gottes an sich. „Gott der Allmächtige hat die Creaturen mit dem Ternario und dreifaltigen Zahl bezeichnet und mit seinem göttlichen Finger ihnen diese hochgeborene und geheime Trinität eingegraben, bergestalt, daß Nichts unter allen natürlichen Dingen in der ganzen Welt gefunden noch beigebracht werden mag, das der Geheimnis dieser göttlichen Dreiheit entrathe und in Mangel stünde; das Geschöpf weist auf den Schöpfer hin, wie der H. Apostel Paulus Römer I, 20 bezeuget.“

Die Natur hat eine Vernunft, und so wie die menschliche Weisheit bei dem Vater im Himmel ist, so ist auch die Führung und Nahrung des natürlichen Verstandes im Himmel, d. h. im Firmament, dem Sonnenelement. Und gleichwie bei dem Vater der Eine Geist ist, welcher der Menschen Seele leitet, so lebt im Firmament, dem einigen Naturvater, die Vielheit der Gestirne, welche die Götter der irdischen Geschöpfe sind. „Die Gestirne sind Thiere und sind die obern Thiere, und zu gleicher Weise, wie auf Erden die Wölfe und Hasen laufen, also auch im Himmel, diese haben Gewalt über den viehischen Verstand, wie der Heil. Geist über der Seelen Verstand.“

Die Natur ist gefallen und verflucht, wie der Mensch, sie hat ihre Reinheit, hat ihren Zusammenhang mit dem himmlischen Sonnenvater durch unreine luciferische Verführung verloren, kann aber durch gleichen Proceß, wie der Mensch, durch Erbarmung des firmamentalischen Vaters, durch Tod und Wiedergeburt erlöset und zu einem Körper gereinigt werden, welcher dem Naturgeiste, der quinta essentia, angemessen ist.

In dem Metall ist das Fünklein des ewigen unsichtbaren Feuers fast verlöscht. Aber seine Schuld zu bezahlen, seinen Körper und seine Seele von der angeerbten mütterlichen Unreinigkeit zu purificiren, ist möglich. Freilich liegt das Mittel dazu nicht in den Metallen selbst, kein Metall kann das andere erlösen, weil sie alle mit einander unrein sind. Jedemnoch, weil eben noch ein kleines Fünklein der quinta essentia in ihnen ist, so mag sich wohl der Vater, der güldene Himmel, in sol, sulphur und Mercurius dreieinig, ihrer erbarmen, und ihnen den

Sohn; den sulphur herabschicken: dieser Sohn muß in einem metallischen Körper weiblichen Geschlechtes geboren werden, weil er die Metalle erlösen soll. Nun sind die metallischen Körper unrein, denn obgleich der güldene Körper des solis in allen verschlossen liegt, so sind sie doch verführt, und kommt der Erlöser ja nur zu ihnen herab, um das in ihnen liegende güldene Wesen zu befreien. Es muß daher eine jungfräuliche metallische Mutter, ein reines mercurialisch Wasser bereitet werden, welches die Mittelseele aller Metalle in sich hat, diesem wird der lebendmachende fruchtbare Geist der Metalle, spiritus Mercurii, eingegossen. Der spiritus Mercurii solis führet in diese Mariam den Mediatorem, die himmlische Sonne, jetzt in einem Augenblick geschieht die conceptio und incorporatio des allerhöchsten Wesens und vereinigt sich die hohe quinta essentia durch Einschmelzung mit dem reinen schönen Leib der Mutter aller Metallen. Und nachdem sie solches eine Zeitlang in ihrem natürlichen Bauch getragen, gebietet sie endlich den Heiland aller Metalle. Und dieser König der Metalle, ob er gleich ewig und unsterblich ist, die weil er aber der anderen Metalle Schuld bezahlen und ihre Unreinigkeit von ihnen waschen will, so opfert er sich willig für seine Feinde auf, vergeußt sein Blut und erlöset sie durch seinen unschuldigen blutigen Tod, d. h. er gehet wieder in seine Mutter, diese scheidet alle seine Glieder von einander, vergeußt sein Blut und tödtet ihn, mit anderen Worten, das mercurialische Wasser solviret ihn wieder; aber es setzt ihn auch wiederum zusammen zu einem verklärteren Leibe, worauf er seine Himmelfahrt feiert, und mit seinem güldenen Sonnenvater vereinigt wird, id est: er wird golden. Und alle Metalle, die sich zu ihm wenden, die in ihm erstehen, werden durch ihn erlöst und geheiligt, id est, sie werden golden: aber der menschliche Leib, wenn er im Besitze dieses Königs der Natur ist, hat eine ewige Gesundheit, der Mensch wird durch ihn reich, ja er kann in ihm, wie in einem Spiegel, Gott anschauen, seine Allmacht und ewige Weisheit erkennen und der ganzen Natur himmlischer Beigaben, d. h. ihres Verstandes und ihrer Vernunft, Erkenntniß bekommen. Und das ist der gebenedelte magische Stein des Goldes, so wie der Weisheit. — —

Die religiöse Naturerkenntniß ist nichts Anderes als eine strenge Durchführung des Gegensatzes, in welchem die Religion zur Natur steht, eine Durchführung bis zur Knechtung, Vernichtung, Zerrüttung der Natur. Hier wird die Natur verrückt gemacht; indem ihr Sinn in den Himmel gerückt wird, ist die Sinnlosigkeit ihr Erbtheil. Ein

Wort unterwirft sie, ein Wort giebt ihr die Functionen an, ein Blick, ein inspirirter Geist erkennt sie durch ein Gebet, der Glaube zwingt sie, den Stein nach oben fallen zu lassen. Der religiöse Geist kennt auch diejenige Naturgeschichte als die wahre, welche am jüngsten Tage eintreten wird. „Gleichwie der Mensch,“ sagt Theophrastus Paracelsus, „die Unsterblichkeit wieder erlangt sammt der Ewigkeit durch das Mittel, daß er wieder in seiner Mutter Leib gehet und sich dadurch renovirt und regenerirt, des Bluchs entlediget, also muß auch die ganze machina mundi, oder der großen Welt, damit sie die Verewigung erlange, wiederum in ihre Mutter, daraus sie gemacht ist, gehen, darinnen erstorben und wiederum in ihre primam materiam, massam confusam und abyssum reduciret und dadurch regeneriret und ewig gemacht werden, als da alles natürliche arcanum ein Ende hat und die himmlische Sonne zu leuchten anfangen wird.“

Paracelsus war ein würdiger Zeitgenosse Luther's: dieser vollendete die Knechtschaft des menschlichen Geistes unter dem religiösen Dogma, jener die Knechtschaft der Natur unter dem religiösen Geiste.

Aber ich will nur auch gleich hinzusetzen, daß ich mit dieser Phrase die Sache nicht abgemacht zu haben glaube.

Die aus Astrognose entstandenen altasiatischen Religionen haben sich zu einer immer größeren Geistigkeit abgeklärt. Schon die Juden schauten nicht mehr ihren Gott leibhaftig in der Sonne an, sie mußten ihn zwar im Himmel lassen, aber als einen Unsichtbaren, Zornig-allergewaltigen; die Schicksale der Untergottheiten, welche die heidnischen Völker sich aus den Evolutionen der Gestirne gebildet hatten, konnten die Juden schon auf heroische Menschen, auf einen Simson, auf Patriarchen und Gesetzgeber übertragen, die freilich bei dem pöbelhaften und knechtischen Monotheismus selber pöbelhaft und knechtisch genug waren. Aber sie wußten in ihren Mythen doch schon von Menschen, von psychologischen Vorgängen, sie haben schon einen Simson, der lieben, trinken, sich schlagen und dumme Streiche machen kann. Die Griechen verwandeln den astrognostischen Mythos in geistreiche Scherze, in Kunstgestalten, in ergreifend tragische Vorgänge. Die Christen endlich machen den firmamentalischen Gott zu einem reinen Geiste, sie ziehen ihn in die Menschheit herab, bringen ihn in ein inniges Verhältniß mit ihrer Sünde, sie haben an ihm nicht mehr einen Gegenstand des stummen Staunens, wie die altasiatischen Sternbediener, nicht mehr einen Gegenstand der Furcht, wie die Juden, nicht einen Gegenstand der

Poesie, wie die Griechen, sondern einen Besitz des Herzens und einen Lehrer des Geistes. Das Lamm, welches bei den alten Orientalen nur noch das Sternbild des Widbers ist, in welchem nach dem Mythos einst am Ende der Tage sich alle Sterne versammeln sollten, ist hier schon der barmherzige Gottmensch, welcher der Welt Sünde trägt. Im Christenthum ist der Mensch mit seiner Seligkeit zu einer Hauptsache geworden.

So hat auch Paracelsus den Schund, welchen er im A. u. N. T. vorfand, vergeistigt, vermenschlicht, psychologisch angewandt. Um den Menschen dreht sich Alles bei ihm. Die Anthropologie ist der wesentliche Inhalt seines Denkens. Daß der Mensch, wenn er Christum in sich ausnimmt, ein erkennender wird, daß er, wenn er in sein Centrum, in Gott sich versenkt, selber im Mittelpunkte der Welt sitzt und alle Geheimnisse der Natur anschaut, daß der Mensch somit darüber im Klaren ist, was er zu denken und zu thun habe, das ist ihm Ursache der Seeligkeit.

„Uns Christenmenschen,“ sagt er, „ist Alles möglich“ . . . „Der Mensch ist groß und edel“ . . . „Nichts Herrlicheres als der Mensch“ . . . „Der Mensch reicht von der Erde zum Himmel“ . . .

Der Mensch ist ihm die kleine Welt, in welcher alle Dinge enthalten sind. Er hat die Vernunft aller Thiere in sich, und Gottes Weisheit ist ihm nicht verschlossen.

Aber freilich die göttliche Weisheit: denn wiederum weiß der Mensch Nichts ohne Gott, ohne Gott ist „der allerwackerste Mensch ein Schlafender, ein Stummer,“ und erst dem Heiligen Geiste ist es vorbehalten, ihn aufzuwecken. Seine eigene Klugheit ist ein „viehisch Ding,“ eine Verlockung des Satans. „Nichts ist aus uns, wir sind nicht unser selbst, sondern Gottes sind wir, darum so müssen wir aus ihm probiren, was in uns nicht.“ Nicht aus dem Menschen kann der Mensch erkannt werden, sondern nur aus dem Vater, von dem er kommt. „Vor allen Dingen außerhalb dem Menschen soll verstanden werden der Vater der Weisheit; denn aus dem Menschen mögen wir nicht verstehen, warum er auf Erden ist, warum er beschaffen ist und was er ist: aber aus dem Beschaffer daraus mögen wir sehen, warum der Mensch beschaffen ist, was seine Art ist auf der Welt“ . . . „So wir nun wissen, was wir sind, warum wir sind zu Kindern gesetzt, so wissen wir, was unser Erbe ist, und zwar ist eine jegliche Weisheit dem Menschen Noth zu erben, weil sie sein Erbtheil ist.“

Der Mensch ist Nichts als eine Copie, er hat auch die Dreieinigkeit in sich: „Das Gemüth, der Glaube und die Imagination sind drei Ding zu rechnen, denn die Namen sind unterschiedlich, haben aber gleiche Kraft und Stärke, denn es kommt Eins aus dem Andern. Und kann ich die nicht anders vergleichen, als der Trinitati Dei. Denn durch das Gemüth kommen wir zu Gott, durch den Glauben zu Christo, durch die Imagination empfangen wir den Heiligen Geist: darum auch diesen dreien, wie der Trinitati Dei, Nichts unmöglich ist.“ — —

Wochte nun immerhin nach Paracelsus nur derjenige Mensch den freien Willen haben, welcher, der eigenen Klugheit mißtrauend, sich dem Heil. Geiste hingebte, so war doch wenigstens ihm der Mensch in Gott selbständig geworden, Paracelsus hatte innerhalb der Religion einen Gegensatz an dem dogmatischen Christenthum und an dem Pfaffenenthum.

Die Verschiedenheit der Bekenntnisse schwand in seiner göttlichen Weisheit. „In S. Jacob soll Niemand glauben noch in S. Peter: der nun aber in sie glaubet, der mag sich selbst gesund und lahm glauben. Das ist aber nicht der rechte Glaube, der Glaub soll allein in einen Gott seyn. Darum ist das Gebot gegeben, glauben in einen Gott und in seinen eingebornen Sohn Jesum Christum. Darmit ist Alles aus.“

Paracelsus spricht gegen „die unwissende Grobheit der Theologen, die da große Auslegungen machen in dem, das die Meisten nicht verstehen: und sie doch also das Wort Gottes nach ihrer Hoffahrt und Geizheit renken und ziehen, da viel Beschiff entstanden ist und alle Tage neue erfunden werden.“

Er setzt den Ceremoniendienst dem kräftigen Glauben, welcher Berge verrückt, entgegen. „Der den rechten Glauben haben will, der soll ihn nicht aus den Ceremonien nehmen, nicht aus den Bildern und Gemähten, sondern er soll ihn nehmen aus Christo ohn alle Mittel. Darum so ist das Wort, das ich lehren soll, in dem kannst Du kein Bild, Gemäht, Ceremonie finden, als allein den einigen Geist, d. i. den Heiligen Geist. Denn so Dir der Glaube verkündigt wird und gepredigt, so ist das allein da, daß Du ihn behaltest in dem Herzen, so glaub aus dem. Wo aber nicht, daß er in Dein Herz fallen will, sondern in die Ceremonien, Bilde, Gemähtde, d. i. Du mußt dieselben haben, so wisse, daß es ein böses Herz ist in Dir. Denn ob sie Dich schon bewegen und zum Seufzen bringen, so ist doch der Grund und

Anfang Nichts, b. i. Du hast den Anfang von Bildern genommen und in die Bilder gehet's wieder. Denn die Dinge alle gehen wieder in ihren ersten Anfang, aus dem sie gegangen sind. Sind diese Anfänge gebrechlich, tödtlich, zergänglich, so wird auch der Glaube seyn gebrechlich, tödtlich, zergänglich, wiewohl Du aus ihm gesund bist worden aber auf ebrecherische Art, darum so gehet auch ebrecherischer Fluch über Dich"

„Welcher Theologus hat einen Teufel ausgetrieben oder sonst einen Geist vertrieben oder zu ihm gebracht? Oder, das noch viel weniger und geringer, daß er einen Kranken hätte gesund gemacht oder sonst eine Hilfe gethan allein durch seinen Glauben? Ich geschweige, daß er damit einen großen Berg versetzt und gar ins Meer geworfen hat? Daraus folgt, daß sie diesen Glauben, davon Christus sagt, selbst weder wenig noch viel verstehen, und führen ihn doch täglich im Maul um, lehren und lernen viel davon, und wissen ihn selbst doch nicht zu probiren und damit ein Zeichen zu thun, auf daß man sagen möchte, sie verstünden den Glauben und wissen denselben zu gebrauchen und zu bewähren. Und wenn ein Anderer kommt, der ein Zeichen dadurch thut, es sey gleich gut oder böß, heißen sie ihn einen Zauberer, dieweil es über ihre Vernunft und menschliche Weisheit ist.“ — —

Noch im sechszehnten Jahrhundert lebte zu Augsburg Regidius Guthmann, welcher ein Buch geschrieben hat: „Offenbarung göttlicher Majestät, darinnen angezeigt wird, wie Gott der Vater sich anfänglich allen seinen Geschöpfen mit Worten und Werken geoffenbaret und wie er alle seine Werke, derselben Art, Kraft, Eigenschaft und Wirkung in kurze Schrift actlich verfasset und solches Alles dem ersten Menschen, den er selbst nach seinem Bild erschaffen, überreicht.“ Von welchem Buche gerühmt wurde, „es sey den Gelehrten ein Wegweiser, weit Höherem nachzutrachten, den Künstlern öffne es die Augen, zur rechten christlichen Philosophie zu gelangen und von der heidnischen und falschen sich abzuwenden, das Mangelhafte zu erkennen, das Ueberflüssige und Unnütze abzuschneiden und Alles allein in dem einigen Centro, daraus es geflossen, zu suchen und zu finden; es deute auf die rechten Mittel, nicht allein *specificam medicinam*, die Gestirnkunst, Gestaltkunst (*signaturam rerum*), die Baukunst, Ründigkeit vieler und aller Sprachen, Gesangkunst nach Inhalt des Wortes Gottes und den Exempeln unserer lieben Voreltern ohne Mangel wiederum in Uebung zu bringen:

sondern es tractire auch, wie man zu der Universal-Tinctur und über das zu den hohen Gaben des H. Geistes, alle Geschöpfe neben der herrlichen Majestät Gottes zu erkennen, vermittelst christlicher Vorbereitung gelangen möge.“ Ferner: „Auctoris guter und aufrichtiger Zweck sey, aus Gottes Wort zu zeigen, was ein Mensch für eine herrliche Creatur Gottes sey, wie er ein rechter Wundermensch in Christo, mehr, mächtiger, reiner, schöner u. s. w. als alle Creaturen im Himmel und auf Erden, ein Herr über Alles, ein Gott, Licht und Heiland der Welt, ein Himmelskönig schon auf Erden, ein Siegesfürst über Tod, Teufel und Hölle, und alles das im Geist und Glauben.“

Regidius Guthmann hat das Geheimniß der Religion enthüllt, daß sie dem Bedürfnis des Menschen, das Unmögliche auf einen Schlag möglich zu machen, der Faulheit des Menschen, welche sich vor vermittelnden Thaten entsetzt, der Angst, mit welcher der Einzelne sich in sich selbst aufblasen möchte, ihren Ursprung verdankt. „In dem Glauben, sagt er, mag ein Mensch der Lust brauchen, daß sie seine ganze Worte nicht allein hundert, sondern etliche tausend Meil Weges zu seinem Freund trage und von dannen wiederum Antwort bringe. So gar viel und groß ist es an einem rechtschaffenen Glauben gelegen. Durch den Glauben könnten wir das Wort Gottes brauchen und dadurch wunderbarliche Dinge stiften und könnten das Meer von einander theilen, mit tructenen Füßen hindurchgehen, den Türken darin ertränken. Was würden wir wohl allein mit diesem Worte „Werde“ ausrichten! Würden wir nicht alle Krankheiten gesund machen? Würden wir nicht schönes Wetter können machen? Würden wir nicht alle unsere Feinde zu Felde dadurch erlegen? Würden wir nicht aus Zinn, Eisen, Kupfer, Quecksilber, Blei gutes Gold im Augenblick machen können? Wer wollt' erwehren? Denn Gott der Herr läßt sein kräftiges Wort seine Glaubigen brauchen, daß sie dadurch Wunderzeichen thun... Wer die Weisheit von Gott dem Herrn hat, der mag durch das Wort „Werde“ das Eisen, die Steine, das Holz und andere harte Metalle mit bloßen Händen ohn alles Feuer wie ein Wachs bohren und daraus Bilder und andere wunderbarliche Dinge machen und seine Gestalt geben, wie er's haben will. Wo sind aber unsere Glaubige? Wann macht der Hohepriester mit dem Wort „es werde“ Gold oder Silber, daß man dadurch Kriegsleute bestellen und die Heiden aus dem christlichen Königreiche schlagen könnte?“

Mit welcher Gründlichkeit Guthmann sein Thema abhandelte, geht z. B. daraus hervor, daß er bei Besprechung der Stelle, „Im Anfang war das Wort“, folgende Fragen löst: 1) Was dieser Anfang sey und wie er solle verstanden werden; 2) Was vor diesem Anfang gewesen sey; 3) Welche Dinge in diesem Anfang begriffen seyen; 4) Ob die Heiligen Gottes einen Anfang haben oder ob sie von Ewigkeit gewesen; 5) Ob die Engel auf diesmal im Anfang der Schöpfung oder aber davor ihren Anfang genommen; 6) Ob nicht alle Dinge, die einen Anfang haben, auch ein Ende nehmen werden; 7) Wie viel tausend Jahre, Monate, Tage, Stunden, Minuten von diesem Anfang bis auf diese Stunde verfloßen; 8) In wie vielerlei Wege dieser Anfang getheilet sey; 9) Warum dieser Anfang und weswegen er gemacht worden; 10) Was Gott der Herr durch diesen Anfang zu verstehen habe geben wollen; 11) Wie weit sich dieser Anfang erstrecke; 12) Wie der Ort genannt werde, da dieser Anfang angegangen sey; 13) Wenn und Wann dieser Anfang offenbaret worden; 14) Ob nicht dieser Anfang in einem heimlichen Buch verzeichnet sey; 15) Ob auch etliche unsichtige Dinge in diesem Anfang verfaßt; 16) Ob alle gute Dinge, aber nichts Böses in diesem Anfang begriffen; 17) Ob nicht dieser Anfang heilig und wunderbarlich gewesen; 18) Was für große Geheimnisse unter diesem Wort Anfang verborgen seyen.

Uebrigens nennt Guthmann die Bethäuser Mördergruben, in welchen der Teufel mit seinen Dienern, den gottlästernden Predigern wohne. — —

Henricus Cunradus, Professor in Leipzig, edirte im Jahre 1598 zu Magdeburg ein Buch „vom hyleatischen, d. i. primaterialischen, katholischen oder allgemeinen Chaos, der naturgemessenen Alchimiae und Alchimisten wiederholte, verneuerte und wohlvermehrte naturgemäß, Alchimisch und rechtlehrende Philosophische Confessio oder Bekänntniß.“ Man rühmte von ihm, daß er die Geheimnisse herrlich erklärt habe, dieweil ihm Jesus Christus die Waters-Weisheit, das allgemeine Buch in der Dreizahl aufgethan. Wer wahrhaftig aus Gott geboren sey, meinte Cunradus, der könne den lapidem Philosophorum finden.

Wer aber am meisten das Licht Gottes aufgesteckt und die Geheimnisse der Natur aufgeschlossen, ist Jacob Boehme. Dieser wurde schon als wandernder Schustergeselle „dem Zug des Waters in dem Sohne dem Geiste nach in den Heil. Sabbath und herrlichen Ruhetag

der Seelen verſeſet“, allwo er ſeinem eigenen Bekenntniß nach mit göttlichem Licht umbfangen durch ſieben Tage lang in höchſter göttlicher Beſchaulichkeit und freudenreich geſtanden. Noch zum zweiten und zum dritten Male wurde er vom Geiſte gerührt, daß ihm die Decke hinweggenommen und ein heller Schein in die Seele gegeben ward, er auch allen Geſchöpfen, vermittelt der ihnen angebildeten Signaturen und Figuren, Lineamenten und Farben, in das Herze und in die innerſte Natur hineiſehen konnte.

Und da ſetzte er ſich hin in ſeinen Winkel und ſchrieb. Sein Schreiben aber war, als wie ein Platzregen vorüber gehet, was der trifft, das trifft er: alſo auch ging es ihm mit dem feurigen Trieb. Er verwunderte ſich ſelbſt über ſeine Schriften, denn er wußte ſelbſt nicht, wie ihm damit geſchah, und wann er ſchrieb, ſo dictirte ihm der Geiſt in großer wunderlicher Erkenntniß, daß er oft ſich nicht bewußt war, ob er mit ſeinem Geiſt in dieſer Welt ſey, da ihm denn die ſtäte und gewiſſe Erkenntniß mitgegeben wurde, und je mehr er ſuchte, je mehr fand er, und immer tiefer, daß er auch ofte ſeine ſündige Perſon zu wenig und unwürdig achtete, ſolche Geheimniſſe anzutaſten, da ihm denn der Geiſt ſein Panier aufſchlug und ſagte: ſiehe, Du ſollſt ewig darinne leben und damit gekrönt werden, was entſeſt Du Dich.

Denn, meinte er, der Menſchen Geiſt im Geiſt Chriſti forſchet alle Dinge, auch die Tiefe der Gottheit, und wiewol es nicht am Forſchen und Hochfahren gelegen iſt, ſo der Menſch in der Vernunft forſchen will, ſondern an demüthiger Einergebung, daß die Seele Nichts begehret als Gottes Liebe, ſo ſie nur dieſelbe erreicht, ſo führet alſobald der freudenreiche Geiſt Gottes der Seelen Bildniß oder die Gleichniß Gottes in die himmlische und göttliche Schule der edlen und theuren Erkenntniß ein, da ſie denn mehr gelehret wird, als in der Schule dieſer Welt. Der Heilige Geiſt iſt ihr Schulmeiſter, auch ihr Wiſſen und Verſtand. Es iſt kein Wiſſen von Gott, daß eine Creatur Gott kenne und fühlete, als nur allein dieſe, welche in Gott iſt, der Zweig zeucht in ſich des Baumes Saft; iſt der Menſch mit ſeinem Willen-Geiſte nicht in Gott gerichtet, ſondern in die äußere Vernunft, ſo iſt er in Gott blind; begehret er aber Gott mit Ernſt, ſo wird er in ſeinem Begehren mit Gottes Weſen geſchwängert, und wird ihm Gottes Weſen zum Eigenthum gegeben, darinnen der Geiſt Gottes regieret, und er wird Gottes Kind als der Zweig am Baum.

Seine Schriften aber, bei deren Lesung man gehen muß auf dem Wege des verlorenen und wieder zum Vater kommenden Sohnes, enthalten nach seiner eigenen Angabe Folgendes :

Die „Aurora oder Morgensonne im Aufgang“ zeigt die Schöpfung aller Wesen, aber fast heimlich und nicht genug, sie erklärt viel magischen Verstand und sind einige Geheimnisse drinnen. Das „Buch vom dreifachen Leben“ ist ein Schlüssel zu allen Geheimnissen, wohin sich nur das Herz schwingen möchte, denn es zeigt allen Grund der drei Principien, darinnen alle Fragen gegründet werden können, und es ist das nöthigste. Das „Buch von sechs Punkten“ enthält die allergrößte Tiefe, wie die Principien sich in einander gebären und vertragen also, daß in der Ewigkeit kein Streit mehr ist, es ist ein solch Geheimniß, wiewohl kindisch ans Licht gegeben, daß es keine Vernunft ohne Gottes Licht gründen kann. Im „Buch vom dreifachen Leben“ wird die ewige göttliche Natur und dann die äußere Natur tief und gründlich beschrieben, auch was göttliche Erkenntniß sey, was dem Menschen zu thun und zu lassen, und was Glaube und Seligkeit sey. Es ist eine große offene Pforte des Mysterii und ein Wunder über alle Vernunft. Die „drei Bücher von der Menschwerdung Christi“ zeugen, wie die Menschen müssen in der Menschwerdung Christi empfangen werden und eingehen und in Christo neu geboren werden, und wie die Menschen mit Christo in seinen Tod müssen eingehen, und mit und in ihm begraben werden und mit ihm sterben und den alten Menschen immer tödten, mit und in ihm immer aufstehen und ewig in ihm leben.

Auch für Jacob Boehme ist der dreieinige Gott die unergründliche Geistesiefe, in welche alle Creatur und alle Eigenschaft, Liebe und Zorn, Barmherzigkeit und Strengigkeit wunderbarlich impliciret ist, und deren Wesen sich in den Creaturen scheidet und äußert. Ein groß Theil der Gottheit aber widersezte sich dem Herzen Gottes und dem Sohn Gottes, und verachtete dessen Licht und stürmte wider seine Liebe und Sanftmuth in harten Donnerschlägen und Feuer. Das war Lucifer, der aus dem Himmel gestürzt und das Principium des Bösen wurde. Lucifer wußte auch schon den Salnter id est die primam massam, der Welt principium mit seiner Lust zu inficiren, so daß Adam, als er aus dieser Masse gemacht wurde, den Keim der Verderbniß in sich trug. Uebrigens wurde Adam im Anfang nicht mit bergleichen thierischen Gliedern erschaffen, als der Mensch jetzt mit sich herumtragen muß: vielmehr war er Mann und Weib zugleich in Einem und würde, wie

ein Baum aus sich selbst seine Früchte bringt, so auch ohne Zuthuung eines Weibes aus sich selbst seines Gleichen gezeugt haben. Aber der Geist dieser Welt kam über Adam, machte ihn müde, Adam schlief ein, und alsbald nach dem Schlaf hatte er Fleisch und Blut und das erste Bildniß verloren. Das ging nämlich so zu: der Teufel, der früher ein Fürst und Hierarcha im Orte dieser Welt gewesen, von Gott aber um seiner Hoffahrt willen war in die finstere, ängstliche, peinliche, feindliche Eigenschaft und Qual im Grimme Gottes gestoßen worden, führte seine Imagination in das Bild des Menschen, und machte dies lüstern, daß sich, gleichwie durch ein wenig in den Menschen geträufeltes Gift die giftigen Eigenschaften in ihm wachend werden, das Maas überschreiten und herrschen, also auch nun im Menschen die Eigenschaften der finsternen wie auch der äußeren Welt erhoben und zu dem luciferischen Imaginationsgifte hinneigend aus der Gleichheit ausgingen und eine die andere überwiegte. Da wurden die Eigenschaften eine jede in sich selber offenbar und lüsterte eine jede nach ihrer Gleichheit, sowohl die aus der finstern Weltgeburth, wie auch die aus der Lichtweltgeburth, eine jede wollte aus dem Limbo der Erde essen, nach ihrem Hunger. Also ward böse und gut in Adam offenbar. Und indem der Hunger der Eigenschaften in die Erde einging, daraus die Eigenschaften des Leibes waren ausgezogen worden, so zog auch die schaffende Macht des Fiat ein solch Gewächs aus der Erde, davon die Eigenschaften in ihrer aufgewachten Eitelkeit essen konnten. Denn das war möglich. Weil in Adam der Geist der starken und großen magischen Macht von Zeit und Ewigkeit war, daraus die Erde mit ihren Eigenschaften war ausgehauchet worden, so zog das Fiat, als die starke Begierde der ewigen Natur, die Essenz der Erden. Also ließ ihm Gott den Baum des Erkenntnisses Gutes und Böses nach den aufgewachten Eigenschaften Adams wachsen, denn die große Macht der Seele und des Leibes hatte das verursacht. So mußte der Mensch probiret werden, ob er wollte in eigenen Kräften vor dem Versucher dem Teufel und vor dem Grimm der ewigen Natur bestehen, ob die Seele wollte in der gleichen Concordanz der Eigenschaften stehen bleiben, in wahrer Gelassenheit unter Gottes Geiste als ein zugerichtetes Werkzeug der Harmonie Gottes, ein Spiel der göttlichen Freudenreich, darauf und in dem Gottes Geist spielen wollte; das war hier versucht mit diesem Baum. Und dazu kam Gottes strenges Gebot und sprach: Iß nicht davon, welches Tages Du davon essest, sollst Du des Todes sterben. Als aber Gott erkannte, daß der Mensch nicht be-

sehen würde, daß er ja nach Bösem und Gutem imaginirte und lüsterte, sprach Gott: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey. Denn er sahe wohl, daß Adam nicht konnte magisch gebären, weil seine Lust in die Eitelkeit einging. So ließ ihn denn Gott von der Göttlichen Harmonie, als in welcher die Eigenschaften in gleichem Maaße bei einander sind, ohne sich gegen einander zu erheben, in eine eigene Harmonie fallen, in die der aufgewachten und sich begehrenden, so wie bekämpfenden Eigenschaften. Adam wurde von einem Schläfe der Schwachheit, welche stets mit dem Kampfe der aufgewachten Eigenschaften verbunden ist, befallen, und in diesem Schlaf starb er der englischen Welt ab und fiel dem äußern Fiat anheim; und war es jetzt geschehen um das ewige Bild nach Gottes Gebährung. Uthier lag seine Engelsgestalt und Macht zu Boden und fiel in Ohnmacht. So machte Gott durch das Fiat das Weib aus Veneris matrice, d. i. aus der Eigenschaft, darinnen Adam die Gebährerin in sich hatte; aus ihm, aus einem Leibe wurden zween. Und die Eigenschaft der wässerischen und feuerischen Seele, welche in Adam nach seiner magischen Geburt nur Eine war, wurde durch Gott getrennt: die eigene Liebesbegierde ward Adam genommen und in ein Weib formiret nach seines Gleichen. Darum begehret nun der Mann so heftig des Weibes Matricem, und das Weib begehret des Mannes Limbum, um die ursprüngliche Einheit der Seele wieder herzustellen. Und Adam und Eva wurden zum äußerlichen natürlichen Leben geordnet, allda sind ihnen die Glieder zur thierischen Fortpflanzung gegeben worden, so wohl wie der irdische Madensack. Die paradiesische Natur aber, in welcher der Mensch die vollkommene Menschheit repräsentirt — denn Vollkommenheit ist nach Jacob Boehme nur da, wo noch keine Scheidung, kein Kampf und Gegenkampf, kein Suchen und Gegensuchen eingetreten ist — diese Natur, in welcher der Mensch wohl eine männliche Jungfrau heißen mag, wird ihm erst in Folge der Erlösung bei der Auferstehung wieder gegeben werden, da die Menschen sich weder freien noch freien lassen, sondern den Engeln gleich seyn werden: diese englische Natur ist ein Geheimniß und der Vernunft eine Thorheit, in dem Licht des Geistes aber kann sie nicht genug bewundert und gepriesen werden.

Die Erlösung geschieht durch Christum, bei welchem das göttliche Wesen in der Creatur offenbar wurde: dieser ist seiner Menschheit nach eine solche Person, als Adam vor seiner Imagination und Fall war, er ist der andere Adam. Der eble Leib nämlich, welchen die Menschen

verloren haben, ist Maria angezogen worden, nicht als ein Kleid, sondern ganz mächtig in ihre Essentien, und allein der Seele Mariä faßlich: er hat eine wahrhaftige Seele aus den Essentien der Seele Mariä empfangen, und in ihm feierten die himmlische Seele und die menschliche Seele ihre Vermählung. Indem aber die irdische, menschliche Seele in den edlen Leib trat, konnte sie also immer noch nicht vom Grimme getrennt werden, sondern nur in Zerbrechung des Irdischen vom Himmlischen im Tode Christi. In diesem Tode starb der menschliche, irdische Leib, den der Erlöser auch an sich genommen hatte, aber nicht mit dem edlen Leibe vermischt, im menschlichen Leibe steckte der Tod, und der edle Leib war sein Herz, unseres Todes Tod und Ueberwindung. So muß denn auch der Mensch immerfort mit Christo sterben, um schon hier einen Wandel im Himmel zu führen; er muß Christus in sich aufnehmen, und ihm aufhören, wenn er das wahre Gesetz der Natur lehret.

Vor dieser innerlichen Genießung Christi verschwindet aller Unterschied der Bekenntnisse: „Wirst Du, Jude, Türke und Heide in dem Gesetz der Natur heilig und wohl in dieser Welt gelebet haben und wirst den hellen Blic, der da ist der Sohn Gottes, der Dich lehret das Gesetz der Natur, nicht verlöschet haben durch grimme Empörung, welche läuffet wider die Wissenschaft der Natur, so wirst Du mit allen Christen in ewiger Freud leben . . .“

„Der Heilige hat seine Kirche in sich, da er inne höret und lehret. Aber Babel hat einen Steinhausen, da gehen sie hinein, heucheln und gleißen; da läßt sich Babel mit schönen Kleidern sehen, stellt sich andächtig und fromm, die steinerne Kirche ist ihr Gott, darein sie ihr Vertrauen setzet. Der Heilige aber hat seine Kirche an allen Orten bei sich und in sich, er ist stets in der wahren christlichen Kirche, im Tempel Christi: der H. Geist predigt ihm aus allen Creaturen, Alles, was er ansiehet, da siehet er einen Prediger Gottes . . .“

„Der Pfaffenteufel hat das Reich Christi geblendet, daß die Gemeine Christi stockblind ist, da man meinet, die Pfaffen seyen Götter, ob gleich in Falschheit ihre eigene Ehre und Geiz gesucht wird. Die selbstgewachsene, nach Gunst gewählte Bischöfe ohne Gottes Geist sind der Welt so viel nütze, als dem Wagen das fünfte Rad. Sie irren die Gemeine, lästern und erregen Zank, wie das ihre Schmähbücher darthun, da in manchen so viel Gottesfurcht und Liebe zum Nächsten ist, als ihr der Teufel in der Hölle hat. Blutpauken sind sie, des Teufels Heertrummel, damit spottet er der einfältigen Gemeine Christi.“

Das Disputiren über dogmatische Meinungen ist der Zank blinder Geister, die von Christo Nichts wissen. „Sie erbittern damit der Fürsten und Könige Herzen, wie der Layen Gemüther, daß ein Bruder den anderen um einer bildlichen Meinung willen verachtet, schändet, schmähhet und lästert, auch Krieg und Blutvergießung und Verwüstung Land und Leute um solcher Götzenbilder willen angerichtet wird. Man hat es dahin gebracht, daß der Laye denkt, er sey selig, wenn er nur an der Meinung hanget und dieselbe billiget, er verstehe sie gleich oder nicht, wenn er nur einen sectirerischen Namen damit ehret und seinem Patron seine Meinung für recht hält, daß, wenn er höret denselben Namen nennen, so schreiet er, Ja, Ja, es ist recht, und weiß doch nicht, was es ist. Und was noch schlimmer ist, man zwinget die Leute mit Gewalt in solche bildliche Meinungen. Die Menschen sind so verblendet worden, daß sie sich um der Meinung willen verfolgen, ein Jeder schreiet, man wolle ihm die wahre Lehre nehmen, und hat den wahren Glauben doch nicht. So stehen wir noch mitten in Babel.“

Das kommt daher, daß Babel durch die Zahl der Vielheit verwirret ist, und dem Geiste der Einheit nur heuchelt. Und der Anhänger der Vielheit brauchet als Mittel die Turba, den Pöbel, während der Weise der Welt den Rücken zudreht. —

Aber Boehme konnte nicht die Vielheit der Meinungen überwinden, weil sein eigener Sinn unter dem Zwang der Meinung stand. Er hat zwar das Räthsel der menschlichen Natur zu lösen getrachtet, aber den Schlüssel nicht in dem Menschen gesucht, sondern über ihm, er hat ihn in die Knechtschaft des H. Geistes gegeben, der ihn von oben her zu erfüllen habe; auch hat er die ihm durch Tradition überkommene religiöse Meinung des Sündenfalls, die Meinung der Erlösung, die Meinung der Offenbarung als das Höchste behalten, und diesen Meinungen gemäß nur das menschliche Wesen zu erklären gesucht. Indem er ferner die wahre Weisheit über den Menschen setzt, so ist ihm die Ruhe die vollkommenste menschliche Handlung, die Sabbathruhe, in welcher der Mensch sich nur empfangend verhält. Christus ist für diesen Menschen der Stein der Weisen, durch dessen Berührung er erlöst wird, ein außerhalb des Menschen stehender Körper, welcher die wahre gereinigte Gestalt vorbildlich und maßgebend an sich hat. Boehme kann das intolerante Handeln der Priester nicht überwinden, denn seine Waffe ist nicht das Gegenhandeln, sondern die Ruhe, er kann die Welt nicht ändern, denn der Weise wendet sich nach ihm von der Welt ab.

So wie die religiöse Psychologie bei der vollständigen Aufopferung des Menschen für den höheren Geist, als bei der schönsten Seelenthätigkeit, ankommt: wie also ihr Resultat die Aufgebung des Menschen, die Unfähigkeit, den Menschen an und durch sich zu bilden, ist, so demaskirt auch die religiöse Naturkunde das Geheimniß der Religion, daß sie nicht im Stande sey, die Natur zu ergreifen, und den Menschen in der Natur zu orientiren. Darin, daß die Auffuchung des goldenen Steines die höchste Beschäftigung des religiösen Naturkündigers ist, liegt das Geständniß, daß sein Geist sich noch unsicher fühlt, wenn es gilt, durch vermittelnde Folgerung, durch ein stückweises Lernen zu dem Sinn der Erscheinungen zu gelangen: es ist ein Bedürfniß dieses unkräftigen Geistes, den Schlüssel von vornherein, die Erkenntniß gleich unmittelbar in einem Ganzen beisammen zu haben: aber der Stein der Weisen ist ja nach seinem eigenen Geständniß der Tod oder die Verklärung der Natur, so wie der himmlische Leib Christi den Tod des menschlichen enthält.

Nachdem so die Religion in ihrer Unfähigkeit demaskirt war, blieb dem Geiste nur übrig, durch eigenes, entwickelndes Denken an die Betrachtung der Dinge zu gehen.

Uebrigens war die religiöse Natur- und Menschen-Erkündigung zugleich von ihrer eigenen Comödie begleitet.

Im Jahre 1615 erschien zu Frankfurt die „Fama Fraternitatis, oder Entdeckung der Brüderschaft des löblichen Ordens des Rosenkreuzes nebst der Confession oder Bekännntniß derselben Fraternität, an alle Gelehrte und Häupter in Europa geschrieben, auch etlichen Responsonen und Antwortungen von Herrn Haselmeyern und andern gelehrten Leuten auf die Famam gestellt, sammt einem Discurs von allgemeiner Reformation der ganzen Welt.“

Hier wurde von einer Brüderschaft der Rosenkreuzer (*roseae crucis*, weil man ohne das innere und mystische Kreuz, welches mit dem rosenfarbenen Blut Christi besprenget ist, Christo nicht nachfolgen kann) erzählt, welche in dem andächtigen, geistlichen und hocherleuchteten Vater Christian Rosenkreuz ihr Haupt und Anfang hatte. Dieser sey 1388 in Deutschland geboren, sey nach dem heiligen Grabe gepilgert, habe zu Damascus den Unterricht der Weisen in libro M. genossen, habe her-

nach zu Fez und in Egypten die Magiam und cabalam gelernet und endlich nach seiner Rückkehr in Deutschland zu Verbesserung der Wissenschaften die Fraternität der Rosenkreuzer gestiftet.

Der Herr JEHOVAH, bekannte die Schrift weiter, sey es, welcher den Lauf der Natur umwende und den Stillen, Demüthigen sein Licht und seine Engel zur Offenbarung zuschicke. Das Lesen der Bibel bahne den Weg zur Fraternität, und diejenigen, welche ihnen die Bibel eine Regel ihres Lebens, alles Studirens Ziel und Zweck, ja der ganzen Welt compendium und Inhalt seyn lassen, diese seyen der Brüderschaft nahe verwandt. Uebrigens seyen die Rosenkreuzer keine Keger, weil sie sowohl des Orients, als des Occidents (Mahomet und Papstthum) Lästerung wider den Herrn Jesum Christum verdammen. Doch wollten sie eine Generalreformation der Welt, weil alle Einrichtung, Wissenschaft und Erkenntniß im Argen liegen: weder in der Kirche, noch in dem Rathhaus, noch auf der Schule sey ein gottgefälliges Leben zu spüren, die Philosophen seyen uneins, statt ein *librum Naturae* oder eine *regulam* aller Künste zu sammeln. Bei Paracelsus sey ja schon die *harmonia* gründlich zu finden. Auch die Rechte seyen ein widriger Mischmasch, die Theologie aber durch Gezänk über Schulausdrücke verdorben. Nebenbei war auch noch zu verstehen gegeben, daß die Rosenkreuzer zwar den *Lapidem philosophorum* besäßen, auch die *transmutationem metallorum* verständen, aber dieses Geschäft nur für eine Nebensache, ein „*parergon*“ ansähen. Endlich am Schluß der Schrift fehlten auch einige Prophezeihungen nicht.

Und da hätte man nun sehen sollen, was für ein Geschrei in Deutschland über dieses Buch sich erhob. Die Einen lobten die Brüderschaft, daß sie die gebrechliche menschliche Wissenschaft auf das einzig wahre Centrum zurückführen wollten, die Anderen bewiesen ihr echtes Lutherthum, die Anderen suchten in der Hoffnung, daß sie zum Geheimniß des güldenen Steines herangezogen werden könnten, sie auszukundschaften, Andere erwarteten von ihr Heilung böser Krankheiten, eifrige Theologen verkehrten sie: die Welt offenbarte recht ihre Hohlheit, ihr Lagen nach einem Truggespinnste, ihren Mangel an einem inneren Halt; Verfluchen, Bitten, Verkehern, Schmeicheln, Vertheidigen, Alles tönte durcheinander. Nur Wenige ahnten, daß das Ganze eine Mystification sey, ja da die vorgegebene Brüderschaft auf all dem basirte, woran die Welt hängt, auf Geheimnißkrämerei, Goldmacherei, heimlichen Hochmuth der Auserlesenen und endlich auch auf dem allgemeinen Bewußt-

seyn, daß es mit der Christenheit eine faule Sache sey, so fanden sich mehrere, die in diesen Büchern mit Eifer bewiesen, es müsse Rosenkreuzer geben.

Wie aber die Welt getäuscht wurde, so waren wohl auch die Anreger der Sache selber die Getäuschten. Denn wenn auch der Hauptverfasser der Schrift, Valentin Andrea (ein Enkel des alten Concordien-Formel-Jäckel's), dem allgemeinen chaotischen Geschrei dadurch ein Ende zu machen suchte, daß er die Brüderschaft für eine Fabel erklärte, die er mit einigen Freunden erfunden und der Welt aufgebunden habe, um die Wirkung zu beobachten, so lag doch der Gedanke, eine geheime Gesellschaft zu gründen für geheime Wissenschaft, eine Gesellschaft, in welcher sich rathlose Geister wenigstens gegenseitig die Bewunderung zollen, die sie von der Welt nicht erhalten können, ich sage, dieser Gedanke lag für Männer, welche in der Erkenntniß nur eine Geheimkunde sehen, so nahe, daß man wohl annehmen kann, es sey die Bildung einer solchen Gesellschaft im Werk gewesen: nur habe man, nachdem die Männer, die sich vorher im Stillen einander für erleuchtete gehalten, zusammengetreten, doch nicht die Weisheit, welche man suchte, in einander gefunden, und nun durch Herausgabe des Buches einen Versuch gemacht, ob man wirklich erleuchtete Goldmacher anlocken könne, daß sie aus ihrem geheimen Winkel heraussträten. Ist es doch von Joh. Arndt, der mit in der Clique war, bekannt, daß er die Möglichkeit eines lapidis philosophorum behauptete. Auf diese Weise wurde die geheime Kunst zu einem Böbelgespräch gemacht, und zerplagte als Comödie.

Valentin Andrea selber mag durch den Effect seiner Schrift vollständig curirt worden seyn. Wenigstens schließt er sein schon 1619 publicirtes Bedenken, in welchem er die Geschichte revocirt, mit folgender erbaulicher Betrachtung. Man habe bei dem Rosenkreuzer-Scandal sich verwundern können über die Schwachheit des menschlichen Gemüthes, daß es sich unzähliger Dinge unternimmt, über das verborgene Widerstreben der Menschen, welches sich unter dem Deckel der Beruhigung verstecke, nage und allerhand Ausgänge suche, über die Berwegtheit der Neugierigkeit, welche sich zu allen auch unbekanntem Dingen anbiete, über die Gefahr des Müßigganges, dabei das Gemüth allerhand Fabeln und Thorheiten vornehme und von der wahren Pflicht des Menschen abgezogen werde, über die inventiones der Armuth, dadurch sie dem Hunger und der Schmach entgehen wolle, über den unzeitigen Eifer ihrer Vieler, welche sich mit Verurtheilung der unbekanntesten Dinge pro-

situiren, über die Unbeständigkeit der Leute, die so leicht, was gewöhnlich ist, verwerfen, und dem Neuen, möchte es noch so monströs seyn, nachlaufen, über den Wachsthum der geringsten Worte und Sachen, da aus einem Funken ein Feuer werden könne, über die Ungleichheit der Urtheile auch unter denen, die in einer Religion und Republicque, ja unter einerlei Regel ganz einig zu seyn scheinen, über das Elend der Künste und Wissenschaften bei denen, die das gemeine Volk für die größten Weisen halte, über den Ungrund vieler Reformationen, die mehr in Worten als Werken bestehen, über den Streit der Wahrheit mit der bloßen opinion und ihre Leiden unter der Curiosität, über die Schlüpfrigkeit des Vertrauens und den schlechten Grund der größten Dinge in der Welt, über die Wunden der menschlichen Gesellschaft, die mehr durch die Einbildung, als durch die Nothwendigkeit bedingt seyen, über die paradoxen Dinge des Reiches Christi, welche den Sachen und Gebräuchen der Welt gerade entgegen stehen.

Auf jeden Fall war die Lockerheit der Christlichen Welt, welche durch ein wenig Knallsilber hatte in Erschütterung und Feuer gesetzt werden können, so wie die wohlbegründete Angst der Beamten der Religion enthüllt. Die religiöse Erkenntniß aber war als ein bloßer Puff, als ein Scandal der inneren Verwesung und Rathlosigkeit prostituiert worden.

Im folgenden Capitel zeige ich in dem Benehmen der Lutherischen Pfaffen, Theologen und Gottesdiener dieselbe Rathlosigkeit und Verkommenheit auf.

Fünftes Capitel.

Wie Salas Stiefeln durch einen Weinschant die Augen aufgehen. Er redet wunderbarlich, da er die Pfaffen strafft. Stiefel kein Sünder. Hebe Dich weg, Satanas. Christus-Stiefel. Stiefels Mittagsschlafchen wird benutzt, um sein Kind zu taufen. Stiefel vor dem Consistorium in Leipzig. Wie die fünfte Bitte überflüssig wird. Stiefel singt zwar, aber keine Kirchengefänge, und muß gleich in Haft. Ketten helfen. Stiefel macht sich als lügnertischer Stiefel auf die Beine. Die Familie Gregottisch. Ein Hochwohlwelscher Rath muß sich der reinen Lehre Gottes annehmen. Gott Lob! ich habe Offenbarungen. Das *ἐν ἡμῖν* und die *quatuor modi praesentiae dei*. Per distinctionem! Leug, daß Dich Gottes Element! Der dritte Prophet. Superintendent Weber will lieber sonst wo der Erste als in Ehrdruf der Zweite seyn. Stiefel muß sterben. Der Repräsentant Gottes in Königsberg wird enthauptet. Item ein Schneider. Der Staupbesen vertreibt den Weigelianismus. Concordia discors. Auflauf in Berlin. Jesuiten sind pfiffige Leute und Lutheraner lassen sich betrügen, ein Beweis, daß ein Lutheraner zum Jesuiten verdorben ist. Die Uniformnöyfe. Quoad und secundum. Vis im Genitivus. Num quod *κτῆσιν* an quod *χρησιν*; um diese Frage zu entscheiden, schickt Landgraf Ludwig von Hessen eine Gesandtschaft an den Herzog von Württemberg. Der Autor aber macht einen Uebergang.

Es lebte im Jahre 1604 in Langensalza ein Handelsmann, Salas Stiefel, ein gehorsam Pfarrkind, der sich auch im Gehör göttliches Wortes und im Gebrauch des Hochwürdigen Abendmahls christlich zeigte. Dieser Mann gerieth mit seiner Obrigkeit in Streit, dieweil ihm dieselbe den Weinschant verbieten wollte. Und in dem Ingrimme seines Herzens ging er in sich und bedachte, was für ein unchristlich Ding doch diese Obrigkeit sey, die einem ehrlichen Christenmenschen in seiner Nothdurft eingreifen wollte. Da er auch sah, daß die Prädican-

ten der Stadt es mit dem Rathe hielten, dazu alte Bücher voll wieder-täuferischer und münzerischer Sectirerei las, so durchschaute er die ganze eigensüchtige und unerleuchtete Eigenschaft derer Menschen die sich Prediger des christlichen Wortes nannten.

Somit nahm er alle seine Kinder, Knaben und Mägdelein, aus der Schule, er selber aber begann sich vom Gehör göttliches Wortes und Gebrauch des Heiligen Sacramentes zu enthalten, daheim hinter dem Ofen zu bleiben, mit Vorwenden, er lese in der Bibel, er meditiere und schreibe zu Hause in Religions- und Glaubenssachen mehr und Besseres, denn ihm in der Kirchen und Predigten gesagt werden möchte, that sich auch zu Zeiten bei seinen Freunden und Verwandten, sonderlich gegen seinen Schwager, den Pastor Ludwig Rechtenbach, mit seltsamen und wunderlichen Disputationibus und Fragen herfür, redete sonderlich von Amtspersonen geistlichen und weltlichen Standes nicht das Beste, sondern das Uergste, dabei der vorgesezten Seelenforger nicht verschonend, solcher Gestalt, sie wären in Lehr und Leben sträflich und nicht wie sie seyn sollten.

Als dies dem Superintendenten zu Ohren kam, forberte er ihn vor sich und ermahnete ihn, da ihm denn vorkam, als hätte der Schwendfeldische enthusiastische Schwärmergeist Stiefeln ganz eingenommen, weil er unter anderm sagte, er wäre kein Sünder, sondern Christus der Sohn Gottes wäre in ihm nicht nur der Kraft, sondern auch dem Wesen nach. Aber noch wandte sich die christliche Liebe des Superintendenten nicht ganz von ihm, er vermahnete Stiefeln mit Treue, und gab ihm einen Monat Frist, daß er sich besinnen könne.

Da er ihn aber wieder vor sich forberte, fuhr ihn Stiefel gleich hoch und unbestimmt an, daß der Herr Superintendent jetzt aus Stiefels Munde Christum den Sohn Gottes selber reden höre, und aus Stiefels Augen Christum den Sohn Sohn Gottes sehe. Wonach jedoch der Superintendent Stiefeln nicht im Geringssten zu Füßen fiel, sondern erklärte: so lange und ofte Du dieß sagest, bist Du nicht Christus, für welchen Du Dich gotteslästerlich ausgiebst, sondern der Teufel selbst. Auch wußte er am Ende seiner Seele keinen andern Rath, daß er Stiefeln befahl, sich, als einen Teufel, zu hängen, mit Vermeldung, daß er jetzt das letzte Mal mit ihm privatim geredet habe und die ganze Sache dem Leipziger Consistorio anzeigen müsse.

Stiefel ging und schrieb an den anderen Prediger Henning Debe-kind, sich höchlichst beschwerend, daß er für einen Teufel gescholten wor-

den; unterschreiben aber that er sich also: „Jesus Christus Gottes und Marien Sohn, das lebendige Wort des Vaters im Himmel, voll seines H. Geistes, in meinem heiligen Fleisch und Blut zu seiner Rechten im Himmel, und in allen meinen Gliedmaßen, in allem Auserwählten, Berufenen und Gläubigen, und auch in dieser meiner lieben Braut, voll der Herrlichkeit unsers Vaters, in eins, unzertrennlich in alle Ewigkeit, Amen.“

Darauf citirte ihn am 8. April 1605 das Collegium der Prediger zu einem letzten Examen, wobei der Superintendent Stiefeln mit dem Schwert des Geistes in allen seinen sectirerischen Meinungen zu treffen und zu schlagen suchte. Da aber Stiefel sich nimmer für überwunden erkannte und erklärte, daß er zwar nicht wesentlich Christus, Christus aber wesentlich in ihm sey, daß er keine Frucht der Worte, welche die Prediger in den Kirchen verkünden, spüre, auch noch niemals bei sich eine Frucht des Abendmahls befunden habe, so schickte der Superintendent am 15. April einen Bericht an das Consistorium. Mittlerweile wurde Stiefeln von seinem Eheweibe ein Sohn geboren, und dieweil er sich hatte verlauten lassen, er werde es sich überlegen, ob er sein Kind zur Taufe schicke, so trafen die Prädicanten Fürsorge, ließen das Kind, während Stiefel gerade ein Mittagsschläschen machte, durch Rathsdienner aus seinem Hause holen und taufen: Stiefel aber erkannte die Taufe nicht für gültig an, nannte auch seinen Sohn nicht bei seinem Taufnamen Johannes, sondern Serubabel.

Das Consistorium citirte ihn auf Churfürstlichen Befehl nach Leipzig.

Gefragt, ob er immer noch behauptete, daß er Christus sey und daß, wer sich ihm widersetze, den Heiligen Geist lästere, antwortete er, daß er mit dem H. Apostel Paulo Christum nach dem Fleisch nicht kenne (2. Cor. 5.), viel weniger daß er sollte Christus nach dem Fleisch oder der H. Geist seyn, ja zum allerwenigsten, daß er sollte gesagt haben und sich haben hören lassen, wer sich ihm, seinem Fleisch und Blut widersetze, der lästere den H. Geist. Nach dem lebendigen Wort und Geist aber bekenne er, daß er ein rechter Christ und Gesalbter des Herrn sey, in welchem Christus der Sohn, das lebendige Wort des Vaters voll H. Geistes, das Leben, Wollen und Vollbringen sey, so auch Jemand Christum den Sohn, oder den H. Geist, das ewige Leben aus Gott dem Vater in Christo, in ihm oder in einem andern rechten Christen und Gesalbten des Herrn lästere oder ihm widerstrebe, der verachte nach den

Worten des Herrn Christi Christum und den Geist Gottes in Christo, und nicht Fleisch und Blut.

Gefragt, was er von der Sünde halte, antwortete er, daß die Rechtgläubigen nicht sündigen, denn ein rechtgläubiger Christ und Gesalbter des Herrn wisse und erkenne, daß er von sich selbst nicht lebe, sondern daß Christus in ihm das Leben, Wollen, Wirken und Vollbringen sey. Wo nun dies sey, da sey keine Sünde, sondern lauter Gerechtigkeit, Leben und Seligkeit. Weil nun Christus in ihm, Esajas Stiefeln, als in einem rechtgläubigen Christen und Gesalbten des Herrn das Leben, Wirken, Wollen und Vollbringen sey, ja weil Christus der Same das lebendige Wort Gottes voll H. Geistes in ihm kräftig, lebendig und thätig bleibe, so sey er kein Sünder, dürfe darentwegen, weil Christus Alles in Allem in ihm sey, auch um Vergebung der Sünden nicht bitten, noch die fünfte Bitte des Vaterunsers für sich brauchen, sondern nur für seine Kinder und für die, so er sündigen und Gott den Herrn erzürnen sehe. Sey die Auslegung der fünften Bitte Lutheri auf die rechtgläubigen Christen gedeutet, so sey sie freilich nicht recht, und wolle Stiefel als ein rechtgläubiger Christ solche Auslegung nimmermehr dergestalt auf sich ziehen, daß er wollte oder sollte so gottlos seyn und täglich viel sündigen, und Nichts denn eitel Strafe verdienen.

Stiefel bekannte ferner, daß er die Absolution nicht bedürfe, suche noch begehre, weil Christus, als seine Gerechtigkeit, Leben und Seligkeit in ihm wohne, auch habe er nicht nöthig, in die Kirche zu gehen, weil er täglich von Gott gelehret werde; was das Abendmahl angehe, so könne er freilich nicht gewiß seyn, ob die Prädicanten die Kraft hätten, das Sacrament zu heiligen und zu consecriren, weil sie ja durch ihr Festhalten an der fünften Bitte sich selbst für tägliche Sünder bekenneten, in einem der Sünde unterworfenen Leibe aber nicht die Allmacht und Kraft Gottes, das Sacrament zu heiligen, wohnen könne; er wolle daher herzlich gern zum Abendmahl gehen, wenn nur die Pfarrer das täglich viel sündigen lassen und heilig leben wollten. Eben so verwerfe er auch nur die von täglich viel sündigenden Pfarrern vollbrachte Taufe, als eine wirksame.

Das Consistorium entließ Stiefeln am 28. Juni aus Leipzig mit dem Bedeuten, daß er auf Erfordern sich wieder einzustellen, sich inmittelst in seiner Heimath friedlich zu verhalten und alles Aergerniß zu vermeiden habe. Dem Rath aber wurde anbefohlen, Stiefeln, wenn er sich nicht gehorsam erzeige, in Verhaft zu nehmen. Schon am 28. Juli

schrieb der Rath nach Leipzig, weder Stiefel noch sein Weib hätten sich gebessert, sie gingen unter der Kirche aufs Feld, hielten ihre Kinder nicht zur Kirche und Schule, gäben in ihrem Hause zwar große Heiligkeit mit Singen und Beten vor, sängen aber nicht Kirchengesänge, sondern schwärmerische Lieder. Worauf das Consistorium dem Rathe bei Strafe von hundert Goldgülden Stiefeln Augenblicklich in Haft zu nehmen gebot; was am 9. August executirt wurde.

Und zwar wurde Stiefel erstlich vier Tage in einem finstern, sinkenden Loch gehalten, von welchem der Herr Superintendent selber gestund, daß es etwas hart und zur Gesundheit undienlich sey; dann erhielt er zwar ein anderes Gefängniß, aber auch eine Kette an den Leib und zwei Wächter zu seiner Seiten. Nicht bloß mit Ketten plagten ihn die Prädicanten, sondern auch mit einer Refutationschrift seines Leipziger Bekenntnisses, zu deren Grundsätzen er sich bekennen sollte. Da er zuerst ausweichend, dann aber mit erneuerter Festhaltung seines Christenthums antwortete, so ließen ihm die Prediger eine neue Kette machen, setzten ihn hinter verriegelte Thüren, gestatteten seiner Familie nicht den Zutritt zu ihm, und drangen endlich in das Consistorium, diesem ärgerlichen Wesen eine gebührliche Abschaffung zu geben und Stiefeln, der auf öffentlichen Anhang und schreckliche Zerrüttung sinne, an einen Ort zu versetzen, da er Niemandem bekannt sey. Das Consistorium verordnete hierauf nur, daß er in einem verwahrten Ort, wo nicht Jedermann zu ihm kommen könnte, in Verhaftung behalten werden möge.

Endlich strebte Stiefels ermattete Seele nach einer Beendigung der Sache. Stiefel ließ am 14. August 1606 den Superintendenten zu sich entbieten, da er denn eine sonderliche Reue mit bußfertiger Erkenntniß und Bekenntniß seines Irrthums bezeigete, öffentliche Abbitte zu thun sich erbot, und einen Widerruf, den der Superintendent noch am selbigen Tage aufsetzte, unterzeichnete. Worauf er durch Churfürstlichen Befehl nach schriftlicher Erneuerung seiner Versprechen und seines Lutherischen Bekenntnisses des Gefängnisses befreit wurde. Aber bedenkend, daß er den von fremder lügenhafter Hand vorgezeichneten Revers in des lügenhaften Stiefels, nicht in Christi Namen, wenn auch mit Gottes Willen unterschrieben habe, daß jedoch dem Christo in ihm kein Kaiser noch König Gesetze auferlegen könne, machte sich Stiefel davon und zog ins Erfurtische nach Gispersleben.

Hier lebte er einige Jahre in ziemlicher Ruhe, bis anno 1613 seine Schwester Barbara, ihr Sohn aus erster Ehe, Ezechiel Meth, und ihr

Ghemann Nicolaus Gregotitsch den Eifer des Langensalzischen Ministerii von Neuem erregten. Dieses schrieb am 7. September gedachten Jahres in Bezug auf diese drei Christenmenschen an den Rath, es sey am Tage, wie sich im Orte ein neu schisma begeben, indem diese drei sich nicht allein beharrlich von öffentlichen Kirchenversammlungen, wie auch vom Gebrauch der heiligen Sacramente absonderten, sondern auch das ganze Ministerium der Sächsischen Lande beschmigten, als wären dabei weder die reine Lehre, noch Christi und Gottes Diener zu finden. Ja, und da sie hiermit nicht zufrieden ihre Schwärmerel in Stadt und Land auszubreiten suchten, so sey ein Hochwohlweller Rath gebeten, sich der reinen Lehre Gottes, so wie desselben Ministerii treulich anzunehmen und auf Wege zu denken, wie dem ärgerlichen Wesen gesteuert werden möge.

In Folge dessen wurde eine Commission bestellt aus drei Räten und dem Prediger des Ortes, auch gleich am 15. September die drei neue Sonderlinge verhört. Gregotitschen, zuerst vernommen, wurden vorgehalten, wie er sich denn sonderlicher Offenbarungen rühmen und nicht in die Kirche gehen wolle: er antwortete, ja Gott Lob! er habe Offenbarungen, würde aber auch gerne in die Kirche gehen, wenn die Pastoren Gottes Wort predigten und Christi Diener wären. Weiter gefragt, ob die Prediger denn nicht Christi Diener seyen, bekannte er sich zur Meinung nein, und da es ihn der Herr Superintendent beweisen hieß, sagte er, ja gebt mir nur die Bibel her. Da hat er das erste Capitel Johannis aufgeschlagen und mit heftigen Worten darauf bestanden, daß man ihm dasselbige erkläre. Und ob ihm wohl darauf geantwortet wurde, daß sey ja oft genug in der Kirche geschehen, so hielt er doch mit heftigem Ungestüm an seiner Forderung mit dem Vorwande, er hätte es nicht gehört. Das sey seine Schuld, antwortete man ihm. Dennoch ließ sich der Herr Superintendent dazu her, las das erste Capitel und erklärte, daß Johannes hier von dem wesentlichen Wort Gottes rede, es sey Fleisch worden, Gott sey Mensch worden und habe unter uns gewohnet. Gregotitsch jedoch socht das Wort „unter uns“ (ἐν ἡμῖν) als falsch übersetzt an, indem er durch richtigere Uebersetzung die wesentliche Einwohnung Christi in dem Menschen zu erstreiten suchte. Da er nun nicht von dem Worte ἐν ἡμῖν herunterzubringen war, setzte der Herr Superintendent die vier Arten der Gegenwart Gottes, quatuor modos praesentiae DEI, auseinander, und zwar gebe es erstens eine praesentiam essentialem (Ps. 139. Jer. 23.), diese sey nicht eine

Ursach unserer Seligkeit, bleiweil ein ignis consumens, sonst müßten Fromme und Gottlose, Ochsen und Kühe, bei denen Allen Gott nach seiner praesentia essentialis sey, selig werden. Zweitens gebe es praesentiam personalem, quae soli Christo tribuatur. Drittens eine praesentiam sacramentalem. Viertens eine praesentiam singularem et gratiosam, welche den Frommen durch den Glauben einwohne. — Das waren freilich Waffen, mit denen Gregoritsch nicht zu fechten verstand, und konnte er nur immer wieder auf sein ἐν ἡμῖν zurückkommen, da stehe es, „und wohnet in uns.“ Auch suchte er ferner seine Behauptung, die Prediger seyen nicht Christi Diener, durch die Ursach zu beweisen, „weil sie nicht Gottes Wort predigten,“ — wobei ihm eingewandt wurde, daß er hier captiose verbum essentielle meine — ferner dadurch, „weil bei ihrem Wort keine Kraft wäre“ — worauf ihm geantwortet wurde, es sey zu unterscheiden zwischen dem verbum essentielle et vocale und zwischen dem an und für sich kräftigen Wort (Röm. 1, 16) verbum per se potens, und der Bosheit der Hörenden, denen das Wort des Lebens werde ein Geruch des Todes zum Tode (II. Cor. 2, 16) quibus verbum vitae fiat odor mortis ad mortem — ferner dadurch, „weil die Prediger ihrem Bekenntniß nach sündigten, wer aber Sünde thue, der sey vom Teufel, also könne Christus und Belial nicht übereinstimmen“ — worauf ihm erstens zugestehend (per concessionem) geantwortet wurde, die Prediger seyen freilich Sünder, aber nicht anders als Paulus Röm. 6, und Johannes I., 2, und dann durch Unterscheidung zwischen herrschenden und anklebenden Sünden (per distinctionem peccatorum regnantium et adhaerentium) nach Röm. 6.

Uebrigens konnte Gregoritsch auf die Frage, ob er denn nicht selbst ein Sünder sey, weder zur Bejahung, noch zur Verneinung sich geradezu entscheiden, meinte nur, er sey zwar noch nicht vollkommen, strebe aber darnach; des Vaterunfers fünfte Bitte höre auf, für den Vollkommenen giltig zu sein.

Nachdem man sich noch über die Gerechtigkeit herungestritten und der Herr Superintendent eine ausführliche Erklärung gegeben de justitia Christi per fidem nobis imputata, so wie de justitia inchoata, nachdem man auch Gregoritschen aus Röm. 10 zu beweisen gesucht, daß er die Predigt hören müsse, endete das Examen mit des letzteren Erklärung, daß er an seinem Lesen in der Schrift ein Genüge habe.

Später wurde Ezechiel Meth vernommen, er grüßte: „Die Herren seyen begrüßet im Namen des lebendigen und kräftigen Wortes Jesu

Christi in mir, meines getreuen Vorsehlers wider alle höllische und belialische Waffen und Lüste.“ Man forderte ihn auf, den Gruß zu wiederholen, er that's, worauf der Superintendent antwortete: „Ist dieser Gruß gut gemeint, so nehmen wir ihn an, ist er aber nicht gut gemeint, so fahre er wider euch.“ Ezechiel dagegen: „So komme unser Friede wieder zu uns, weil ihr euch desselben selbst unwürdig erachtet.“ Man wußte auch nicht viel mehr mit ihm zu reden als mit seinem Stiefvater: nur, daß man sich seines hoffährtigen Betragens ärgerte. Denn als der Superintendent seine Predigten gegen ihn rechtfertigen wollte, unterbrach er ihn mit den Worten: „Leug, daß Dich Gottes Element,“ dem Schreiber, der diese Worte notirte, befohl er, auch noch alle Plagen und Strafen Gottes und auch das höllische Feuer hinzuschreiben, und einen Diakonus, der ihn zur Ehrerbietung ermahnte, hieß er mit lauter Duzen einen Satan, Teufelskind und Belials Geburt.

Die alte Barbara, der man vorhielt, wie sie nur immer mehr in diesen Schwarm gerathen sey, dankte laut hiesfür Gott, weil sie erst durch den Schwarm zum rechten Glauben kommen sey.

Auch diese drei wurden vom Leipziger Consistorium vernommen, und mit der Aufgabe, sich still zu verhalten, wieder entlassen. Da man aber auch nach dieser Vermahnung in Langensalza spürte, wie sie andere gläubige Christenseelen in ihren Schwarm zu ziehen trachteten, verfuhr der Rath von Neuem gegen sie, ließ Haussuchung bei ihnen halten, nahm ihre Schriften weg, berichtete nach Leipzig, von wo die Sache ans Oberconsistorium nach Dresden ging.

Aus den weggenommenen Schriften ging hervor, nicht bloß die Hoffarth Methens, der sich „Ezechiel Christus nannte, Gottes neuen erstgeborenen Sohn der Herrlichkeit, einen selig berufenen ewigen Gast, König und Priester auf Erden, durch den als ein lebendiges Wort Gott alle Dinge erschaffen,“ — der sich ferner der persönlichen Zwiesprach mit Gott rühmte und der Küsse der heiligen Jungfrau, welche ihm zu Theil geworden von wegen des in ihm wohnenden Bräutigams, sondern auch, daß Stiefel mit seinen Salzer Verwandten in fortwährender Correspondenz geblieben sey und Methen für den dritten Propheten erklärt habe.

Dies wurde an den Erfurtischen Rath berichtet: und wie Stiefels Verwandte nach Dresden vor das Oberconsistorium citirt und am 16. Februar 1614 verhört wurden, so vernahm auch die Behörde in

Erfurt Stiefeln am 19. desselben Monats, setzte ihn auf des Langensalzischen Ministerii und Rathes Zuschreiben am 2. März fest und lieferte ihn gleich darauf nach Dresden. Hier saß die ganze Familie eine Weile in elenden Gefängnissen, bis endlich Ezechiel, Barbara und Nikolaus nach gethanem Widerruf und Versprechen der öffentlichen Buße am 17. Mai freigelassen wurden. Stiefel aber saß über ein Jahr: die Erlegung von 500 Thalern Geldstrafe und ein erneuerter Widerruf befreieten ihn.

Er zog nach Ohrdruf ins Erfurtische zurück, wurde hier bald mit der Hochwohlgebornen Frauen Erbhmut Juliane Gräfin zu Gleichen, geborene Gräfin von Hohenstein bekannt, welche, da sie an seinem inneren Lichte Gefallen fand, ihn in ihre Dienste nahm, auch Ezechiel Meth als Chymicus zu sich erforderte. Jedoch der Hof- und Stadtpfarrer in Ohrdruf, Ehm Weber, vermerkte es sehr übel, daß diese beiden Männer sich in der Gräfin Sinn einschlichen, er witterte Religionsgefahr, zumal da er nahe daran war, er der Lutherische Reinelehrenbesitzer, in Ohrdruf nur das zweite Rad zu seyn. Demnach tritt er im Anfang bescheiden auf, geht zur Gräfin und warnt sie. Sie leugnet, daß sie mit diesen Leuten das Geringste von ihrer Lehre redet. Die Gefahr wächst, Ehm Weber muß Ernst brauchen. Auf der einen Seite nimmt er den gräflichen Eheherrn in Beschlag, geht ihm mit immer erneuerten Beschuldigungen unter die Augen, und sucht die Eheleute zusammenzuheben, auf der anderen Seite läßt er seine Kirche vom Donner gegen wiedertäuferische, Weigelianische, Rosenkreuzerische, Theophrastische Ketzereien wiederhallen und straft den Ezechiel mit dem Bann. Die Gräfin verbietet ihm ihr Haus, er bestürmt sie mit Briefen. Als sie widersteht, ja sich noch rühmt, die Gotteslästerer bei ihrem Gemahl vertreten zu wollen, schließt er sie vom Beichtstuhl und Abendmahl aus. Endlich bekommt er eine Schrift Stiefels, welche dieser in Danzig anonym hat drucken lassen, in die Hände, schiekt sie mit einer Denunciation nach Erfurt, fordert auch ein Gutachten bei der Wittenberger Universität ein, ob nicht Stiefel als ein Sünder wider den H. Geist hinzurichten sey. Stiefel wird im März 1624 durch die Erfurtische Behörde in Arrest genommen, Meth von dem gräflichen Herrn mit Schimpf und Schande vom Hofe gejagt.

Stiefel wurde in einem elenden und einsamen Gefängniß gehalten, um ihn zum Widerruf zu bringen. Seine Frau Magdalena richtete viele Bittschreiben an den Rath, daß sie doch zur Pflege des armen

Mannes zu ihm gelassen würde, der sonst an einem Fieber, das ihn überfallen habe, jämmerlich verderben müsse. Aber das Alles half Nichts; und ob Stiefel gleich seinen Irrthum endlich bekannte, der Rath ihn auch freilassen wollte, so wußten es doch die Prädicanten durchzusetzen, daß der Mann, weil man ihm nicht trauen konnte, an die zwei Jahre in Banden gehalten wurde. Stiefel wurde zwar nach dem seines Gefängnisses entlassen, ist aber auch während seiner übrigen Lebenszeit bis zum Jahre 1638 mehr in Arrest als auf freien Füßen gewesen, auch im Kerker und Elend gestorben. Gott läßt sich nicht spotten.

Noch schlimmer ging es anno 1636 einem Manne, der in Preußen herumzog, verkündend, daß er eine Erleuchtung gehabt, da ihm sieben Engel bei einem hölzernen Crucifix am Wege stehend die Offenbarung vom Himmel gebracht hätten, er solle die Person Gottes des Vaters auf Erden leiblich repräsentiren und alles Böse aus der Welt thun. Er führte ein großes Siegel mit sich und gab sich den Titel: „Wir Johann Albrecht Abdelgreiff, Syrdos, Amada, Canamata, Kitis, Schmalfillimundus, Elioris Ueber-Erz-Hohepriester, Kaiser, des H. göttlichen Reiches König, Richter der Lebendigen und der Todten, Gott und Vater, in welches Herrlichkeit Christus kommen soll zum jüngsten Gericht, Herr aller Herren und König aller Könige.“ Er wurde zu Königsberg verhaftet, die Prediger arbeiteten an seiner Befehrung, er aber verhöhnte und strafte sie mit harten Worten, und nachdem auch die Tortur vergebens bei ihm angewandt, ward er verurtheilt, daß ihm die Zunge ausgerissen, der Kopf abgeschlagen, sein Körper zu Asche verbrannt werden sollte. Welches Urtheil am 11. October obgemeldeten Jahres an ihm vollzogen wurde.

Ein gotterleuchteter Schneider Johann Bannier zu Stargard wurde einige Zeit vorher auf Anstiften eines Lutherischen Inquisitionsgerichtes enthauptet.

Zwei Weigelianer, Zimmermann und Homagius, Präceptoren am Pädagogium zu Marburg, wurden im Jahre 1620 ihrer Enthustasterei wegen ins Gefängniß gesetzt. Der Erstere entwich nach Holland, der Andere ging, aus der Stadt Marburg verwiesen, erst nach Gießen, von wo er verjagt, dann nach Cassel, wo er öffentlich zur Staupe geschlagen wurde.

Gegen das reformirte Geständniß hatte das Lutherthum im Anfang des Jahrhunderts noch alle Kraft beisammen.

Das Churbrandenburgische Land drohte durch den Gottverfluchten Calvinismus dem reinen Glauben verloren zu gehen. Churfürst Johann Sigismund bekannte sich im Jahre 1614 zur reformirten Religion, und während früher die Lutherischen Prädicanten ungehemmt gegen die Keger hatten donnern dürfen, so sah der Fürst jetzt, da er selber unter den Verdamnten war, ein, daß das Schelten der Prediger auf den Kanzeln eine lästerliche Sache sey: er verbot's daher augenblicklich durch ein Edict, und daß er gerne mehr gethan hätte, ging aus seinem Ausschreiben an die Landstände hervor, in welchem er die Formulam conc. eine concordiam discordem nannte, ohne welche die Unterthanen wohl selig werden könnten, zumal sie ein Werk ehrgeiziger Pfaffen wäre, die nach Präbenden, güldenen Pokalen und anderen Geschenken gewuchert hätten.

Als nun gar die Superintendenten, welche der Churfürst nach Berlin berief, um, wenn sie in seiner Maßregel Etwas für Unrecht hielten, den Irrthum in seiner Gegenwart vor berufenen Theologen zu entdecken, kleinmüthig wichen und sich ihrer Niemand auf die Bresche zu stellen wagte, als auch Dr. Meißner aus dem hochgelobten Sachsenlande vergebens nach Berlin kam, um das Frauenzimmer für das Lutherthum zu gewinnen, da mußte das alte Rüstzeug des kräftigen Wortes wacker hervorgesucht werden. Dr. Hö, Oberhofprediger in Dresden, edirte eiligst die „Erinnerung an alle recht Evangelische, so zu Berlin und sonst in der Mark Brandenburg sich aufhalten, daß sie ja mit dem calvinischen Gift der Seelen sich nicht einnehmen lassen.“ Leonhard Sutterus schrieb „Calvinista Aulicopoliticus oder Bericht von den fürnehmsten politischen Hauptgründen, durch welche man die verdamnte Calvinisterei in der hochlöblichen Chur- und Mark-Brandenburg einzuführen sich eben stark bemühet.“ Hier vertheidigte er vor Allem das Verkegern auf den Kanzeln, dessen Abschaffung wider Gott, das H. Ministerium und die Prarin sey, und die weißen Chorröcke, welche die Lutherischen Priester gleichfalls durch Churfürstliches Gebot verlieren sollten.

Auch besannen sich die Prediger in Berlin von ihrem ersten Schrecken und begannen dem Volk die Religionsgefahr darzustellen, das denn endlich anno 1615 am Sonntag Misericordiä einen Auslauf machte, den reformirten Predigern die Häuser demolirte, den Markgrafen Johann Georg, welcher als Statthalter die Menge stillen wollte, mit Steinern

warf, zehn Hofleute ermordete, die Garnison verjagte und vieler Reformirten Häuser plünderte. —

Im Beginn des dreißigjährigen Krieges stand der Churfürst von Sachsen dem Kaiser Ferdinand gegen die Böhmen bei, vornehmlich auf Antrieb seines Hofes, welchem der Calvinismus der Böhmen ein ärgerer Greuel war, als der Katholicismus. Hatte auf Hof's Fürsorge der Kaiser sich doch verbindlich machen müssen, die Böhmisches Lutheraner in Frieden zu lassen. Aber Hof kannte seine Leute nicht; die Jesuiten Lemmermann und Weingärtner, welche Ferdinand ganz in Besitz hatten, und welche, so lange Sächsische Hilfe nöthig war, Hof'n den Hof machten, beredeten den Kaiser nach dem Siege bei Prag, daß er sein Wort brach und die Böhmisches Lutheraner so gut züchtigte, vertrieb, wie die Reformirten. —

In sich selber war das Lutherische Zion damals so befestigt, daß die Gottesstreiter höchstens noch über die Knöpfe an ihrer Uniform unter einander in Kampf gerathen konnten. So stritten im Jahre 1606 Henricus Boetius, Professor zu Helmstädt, und Dr. Friedericus Balduinus zu Wittenberg darüber, ob die Auferstehung der Gottlosen auch eine Frucht des Verdienstes und der Auferstehung Christi sey. Jener bejahte die Frage, weil, wenn man das Verdienst Christi allzu sehr einschränke, der Meinung der Calvinisten favorisirt werde.

Joachim Lütke mann, Professor zu Rostock, wurde als Irrender bezeichnet, weil er meinte, Christus sey zur Zeit seines Todes und Begräbnisses kein wahrer Mensch gewesen und geblieben.

Magister Gottfried Besoldus, Pfarrer zu Schulpforte, mußte versetzt werden, damit er die Gemüther der Schüler mit seiner Lehre, daß der H. Geist von Christo nach seiner menschlichen Natur ausgehe, nicht inficire.

Im Jahre 1615 erhob Dr. Johann Affelmann in Rostock einen gewaltigen Lärm mit Thesenmachen und Disputiren gegen einige Aechereien, welche unter der Hand in das jungfräuliche Lutherthum hineingeschoben werden sollten. Unter Anderem wollte er mit unüberwindlichen Gründen beweisen, daß der Spruch Röm. 7, 14 („Ich aber bin fleischlich, unter die Sünde verkauft“) von Paulo, wie er noch unwiedergeboren gewesen, verstanden werden müsse, und daß Diejenigen Lügner seyen, welche ihn vom wiedergeborenen Paulus explicirten. Eine andere seiner Behauptungen gebe ich in ihrer seligmachenden lateinischen Bündigkeit, Christum esse passum quoad utramque naturam, licet

non secundum utramque naturam. Noch ein Satz von ihm, daß das Lesen und das Hören des Wortes Gottes gleicher Weise den Glauben gebe (*legere et audire sunt synonyma*), wurde von einem Prediger auf der Kanzel gründlich widerlegt.

Im Jahre 1616 gerieth Dr. Balthasar Menzer, Professor in Gießen, mit seinen Collegen Dr. Johann Winkelmann und Dr. Johann Oisenius über den Locus von der Allgegenwart Christi in Streit. Man wollte zwar Menzer'n Schuld geben, er brähe die Gelegenheit nur vom Zaune, weil er Oisenium stürzen und seinen Schwiegersohn Feurbornius an dessen Stelle bringen wolle, man wußte unter Anderem, daß Menzer Oisenium bei Hof und Rector denunciirt habe, weil dieser, des alten *vis vim vi* vergessend, das Wort *vis* als Genitivus gebraucht, über welche Sache das Consistorium zwölf ganzer Tage berieth; — aber es verschmäht ja die göttliche Weisheit nicht, auch eines sündigen Menschen Schwachheiten zur besseren Definition ihrer, der Weisheit, selbst anzuwenden. Genug, Menzer behauptete, Christus habe im Stande der Erniedrigung die Allmacht und Allwissenheit zwar in sich dem Besitze nach, aber nicht der Anwendung nach gehabt (*Christum in statu exinanitionis saltem habuisse sibi communicatam Majestatem, omnipotentiam, omniscientiam quod $\kappa\tau\eta\sigma\iota\nu$ seu possessionem, quod $\chi\rho\eta\sigma\iota\nu$ autem sive usum demum in statu exaltationis; ita ut quidem fuerit actu primo in statu exinanitionis omnipraesens, omnipotens, imo quandoque particulariter radios omnipraesentiae, omnipotentiae dispensarit, in statu vero exaltationis demum actu secundo sese omnipraesentem stiterit et majestatis divinae chresin habuerit*).

Dr. Menzer suchte auswärtige Hülfe, indem er es gar zu gern gesehen hätte, wenn die schlechte Theologie seiner Collegen durch die Wucht eines fremden Facultätsgutachtens niedergeschlagen werde. Er schrieb daher an Dr. Hasenreffer nach Tübingen, er möchte die Sache doch seiner Facultät vortragen. Dieser that's, es lief aber nur dahin aus, daß Menzer neue Feinde erhielt, um gegen sie die Waffe des Herrn zu schwingen.

Die Tübinger nämlich sprachen in einem Gutachten ihren dissentium gegen Menzer'n aus, ermahnten ihn auch, still zu sitzen und keinen weiteren Anlaß zur Uneinigkeit zu geben. Sie meinten, Christus sey vom ersten Augenblick der Empfängniß an vollkommen allmächtig, allgegenwärtig und allwissend gewesen, habe in aller Creatur, und Himmel und Erde regiert, wenn auch nicht in Herrlichkeit, sondern in Ver-

borgenheit (Christum a primo conceptionis momento secundum humanam naturam habuisse sibi communicatam Majestatem divinam, ita ut actu secundo fuerit praesens omnibus creaturis, potenter gubernans coelum et terram et omniscius, licet modus non fuerit majesticus sed tectus atque occultus).

Nun ging zwischen Menzer und den Tübingern ein so großes Schreiben und Schimpfen an, in welchem man sich bald zu Marcionisten, bald zu Nestorianern, bald zu Calvinisten machte, daß der Landgraf Ludwig endlich eine Gesandtschaft an den Herzog von Württemberg schickte, wodurch denn zu Stuttgart im Jahre 1621 ein Receß zu Stande gebracht wurde. Aber gerade die Worte desselben gaben zu neuem und heftigerem Streite Anlaß, in welchen, um ihn unendlich zu machen, sich anno 1624 die Wittenberger mischten mit einer „gründlichen und Gottes Wort, auch dem Concordienbuche gemäßen Erörterung derer zwischen den Hessischen und Württembergischen Theologen streitigen Punkte.“ Da in dieser Schrift dem Dr. Menzer beigestimmt wurde, so edirten die Tübinger eine freundschaftliche Mahnung, *amicam admonitionem*, welche im Jahre 1625 durch die Sächsischen in einer nothwendigen Apologie der Erörterung (*necessaria et inevitabilis Apologia decisionis*) beantwortet wurde. Und nur die Noth des Krieges, welche bald darauf den Tübingern fühlbar wurde, konnte dem Streit ein Ende machen. —

Der Schwendfeldianismus hatte bei all seiner Feindschaft gegen das Dogma doch nie der dogmatischen Burg der Lutheraner Etwas anhaben können. Seiner ganzen Natur nach konnte er nur in einzelnen inbrünstigen Gemüthern wirken, welche eben um ihrer Inbrunst willen sich aller Beziehung zu dem Lutherischen Zion begaben und von vornherein auf Einwirkung verzichten mußten. Sie hielten vom Dogma Nichts, aber der Kampf gegen das Dogma war ihnen nur Nebensache, und Alles lag ihnen an ihrem gotterleuchteten Ich. Wurde nun aber die Sache umgekehrt, wurde die Werthlosigkeit der Dogmen als die erste und hauptsächlichste Lehre behauptet, wobei dem einzelnen Christen überlassen werden müsse, wie er sich in die Religion und die Religion in sich finden wolle, dann war Gefahr für das Lutherthum da. Denn dann reagirte nicht die schaffende religiöse Kraft, das von Gott besessene Ich, gegen die nach außen gerichteten Triebe, weil es durch alle in die Welt gerichteten Zweige in seinem inneren seeligen Brüten gestört werde; — sondern hier war es ein ungeduldiges Ich, welches das Zweigwerk ab-

schütteln wollte, weil es unlustig war, dasselbe noch ferner zu tragen. Hier war es nicht mehr an dem, daß der religiöse Stamm keine Aeste mehr treiben wollte. Sondern er konnte es nicht mehr.

Der durch Galixtus, Professor in Helmstädt, geschaffene Syncretismus, welcher mit Aufopferung der streitigen Dogmen, d. h. der Hauptdogmen, der lebendigsten Zweige an den Stämmen der Religionsparteien, die Einigkeit herbeiführen wollte, war ein Beweis, daß der treibende religiöse Lebenssaft zu altern und auszugehen anfing.

Ich betrachte im folgenden letzten Capitel den Syncretismus, welcher mich an die Pforte des achtzehnten Jahrhunderts leitet.

Letztes Capitel.

Die Rivalität zweier Universitäten, die eben so ununterbrochen forterbt, wie die Sünde. Georgii Galixii Vorschläge zur Religionsvereinigung. Der Theologe braucht mehr, als der wahre Christ. Die Artikel des Apostolischen Glaubensbekenntnisses sollen zur Seeligkeit nothwendig sein. Die Liebe ist wieder anzuzünden. Zwar verdammen, aber auch nicht verdammen. Der neue und gefährlichste Schwarm. Eine Spitzbüberei! Der consensus repetitus nur eine Privatschrift. Die Sauf- und Hurenhaus-Frage. Theologische Comödie. Pietas Julia. Doch der Autor scheint müde zu werden, er eilt zum Schlusse, indem er die Pietisten nur mit zwanzig Worten charakterisirt und endlich eine Phrase macht von einem merkwürdigen Pförtner, der eine sonderbare Malerei verführt.

Die Helmstädtische theologische Facultät hatte sich schon längst dadurch bei dem reinen Lutherthum in Verdacht gebracht, daß sie das Concordienbuch nicht anerkennen wollte. Hierdurch entstand eine Aemulation zwischen Helmstädt und Wittenberg, welche forterbte, wie die Sünde, und von jedem neuen Helmstädter Professor übernommen wurde.

So schrieb denn der Helmstädter Georgius Galixtus schon als Magister fünfzehn Disputationes von den Haupt-Punkten christlicher Religion, worin er die Concordienformel, wegen der Lehre de communicatione attributorum divinatorum, der Eutychianischen Kezerei beschuldigte.

Aber der Streit an und für sich selbst befriedigte ihn nicht, er wollte ihn nicht als Zweck, sondern nur als Mittel zum Frieden anerkennen. Er machte als Professor Vorschläge zur Vereinigung der Religionsparteien.

Man solle, meinte er, die zu eines jeden erwachsenen Christen Wissenschaft und zu seiner Seelen Seeligkeit schlechterdings nöthigen Artikel von den Nebenfragen, auf welcher Erörterung der Christen Seeligkeit nicht beruhe, unterscheiden; solle jene Artikel für fundamental und für solche, welche zum Wesen des Christenthums gehörig seyen: diese aber nicht von gleicher Würde und Nothwendigkeit, sondern zur Perfection und Ausrüstung eines Theologen dienlicher als zu eines wahren Christen Vollkommenheit nöthig halten; man solle die Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses zur Seeligkeit nöthig und dieselbe zu erlangen zulänglich erachten. Galirtus erklärte ferner, daß er wegen der erfolgten Approbation und Genehmhaltung der katholischen Kirche den letzteren Artikeln vor allen andern, von dieser oder jener abgesonderten Kirche aufgestellten, Privatpunkten den Vorzug gönne; daß er wegen dieser in bedeuteten Symbolen enthaltenen Glaubensgemeinschaft darauf bedacht zu seyn sich schuldig befunden, wie die allen auch irrenden Christen als Christen zwar schuldige, aber bei vielen fast erloschene christliche Liebe wieder angezündet und deren in Abgang gerathene Uebung wieder in Schwang gebracht werden möchte; daß er auch die Communion und Gemeinschaft des in gemeldeten Symbolis verfaßten Glaubens auf die wirkliche Communion und Gemeinschaft des Sacraments und des öffentlichen Gottesdienstes nicht wolle gezogen haben, und daß er demnach, die Verschiedenheit in Begehung des letzteren Sacraments übersehend, mit allen denen, die des einigen himmlischen Vaters wahre Kinder sind, christliche Brüderschaft zu pflegen, allerdings obligat zu seyn erkenne; und ob er schon alle Religions-Irrthümer, sie mögen dem Glaubensgrund zuwiderlaufen oder neben hin streichen, von großer oder geringer Wichtigkeit seyn, verwerfe und verdamme, so wolle er dennoch keinen in denen nebens der Grundfeste des Glaubens erwachsenen Artikeln irrenden Christen verdammen, sondern diese Execution Gott, der Herzen und Nieren allein prüft, und dessen gerechtem Gericht lediglich anheimstellen und überlassen.

Das Hauptgewicht aber legte Galirtus auf den Wandel, indem er den Glauben von der Moral trennte.

Diese Friedensvorschläge, welche auf nichts Anderes ausgingen, als die Theologen ihrer dogmatischen Kraftäußerungen, ja ihrer Kraft selber zu berauben, mußten den heftigsten Widerspruch der rein Lutherischen erfahren. Sie erkannten und erklärten, daß „dieser neue Schwarm, der ein rechter Weg zum Atheismo wäre, weit schädlicher und gefähr-

licher sey, als der heillose Calvinismus und das vom Teufel gestiftete verfluchte Papstthum.“

Ganz richtig: denn die Calvinisten und Papisten, indem sie zu den Lutherischen im Gegensatz standen, erkannten doch wenigstens das Lutherthum als eine Existenz an. Hier aber wurde es für eine Nebensache erklärt.

Dr. Calovius, der Hauptkämpfe in Wittenberg, meinte, die Forderung Galirti, daß allein das apostolische Symbolum nach seinem Buchstaben, die anderen Kirchenbücher aber nur, so weit sie mit der heil. Schrift übereinstimmten, angenommen werden solle, sey eine Spitzbüberei, die von keiner Obrigkeit geduldet werden könne, weil dabei kein Eid und Pflicht, kein Treu und Glauben in der Welt übrig bliebe und man solchergestalt auch wohl den Alcoran und Talmud unterschreiben möge.

Man nannte die Anhänger Galirti Advocaten der Muhamedaner und Juden, Arianer, Pelagianer, Zwitter u. s. f.; für ihre Lehre aber fand man bald das Wort Syncretismus.

Auch Galirtus ließ es nicht an Kraftausdrücken fehlen. So erklärte er, die Wittenberger seyen ehrvergessene Erz-Diffamanten, Sachsen überhaupt sey eine officina mendaciorum, Calovii Bücher seyen Schmah-Charteken und Lästerschriften, in welchen Calovius nach seinen alten Tücken durch unzeitigen Eifer übernommen und im Grimm erzhiget zugefahren und dem Faß den Boden ausgestoßen, daraus Nichts als Teufelskoth genommen, welchen man zurück in den Schlammkasten treiben müsse, weil er damit einen so abscheulichen Gestank erregt, der Ober- und Niedersachsen, auch Papisten und Calvinisten durchdrungen.

Nach Galirti im Jahr 1656 erfolgtem Tode übernahm sein Sohn Friedrich Ulrich die Führung der syncretistischen Waffe, welche durch alle ab und zu unternommenen Einigungsversuche nur noch zu größerer Thätigkeit gezwungen wurde.

Die Wittenberger glaubten am besten siegen zu können, wenn sie in einem neuen symbolischen Buche ihre Glaubenspunkte mit aller Schärfe und Weitläufigkeit aufsetzten, sie verfertigten den consensus repetitum, schickten ihn an das Oberconsistorium nach Dresden, welches ihn auch approbirte und sich wegen allgemeiner Anerkennung desselben schon mit den anderen Fürstlich Sächsischen Höfen in Communication begab. Hier aber fand der consensus Schwierigkeiten, er blieb

liegen, und die Wittenberger mußten den Gram erleben, ihn im Jahre 1664 nur als eine Privatschrift der Facultät publiciren zu können. Galirtus junior schrieb im Jahre 1667 eine „Demonstrationem liquidissimam“ dawider, Dr. Hegibius Strauch legte hinwiederum gegen diese Demonstration los, und so entspann sich auf eine lange Zeit ein Kampf zwischen diesen Beiden, der endlich auf eine weitläufige, papierfressende Erörterung der Frage, ob Galirtus, wie Strauch ihm vorgeworfen, in Französischen und Italienischen Hurenhäusern gewesen sey, hinauslief. Hier nannte man sich gegenseitig einen hochsträflichen Ehrenschilder, einen Lügenkünstler, den der Satan schelten sollte, einen Dieb, Hurer und Ehebrecher, einen Saurüssel, einen Esel mit hundert Meilen langen Ohren.

Auch die dramatische Kunst mußte den Wittenbergern dienen; am 18. October 1676, als Dr. Deutschmann in's Rectorat eingeführt wurde, ließen sie in dessen Wohnung durch die Studenten eine Comödie spielen, in welcher die Formula concordiae als eine gekrönte Jungfrau, der Syncretismus aber als ein feuriger Drache mit Hörnern und Klauen dargestellt wurde.

Hiermit nicht zufrieden, suchten sie ihren Churfürsten anzuregen, daß er am Braunschweigischen Hofe gegen den Führer der neuen Secte wirken möge. Doch die ganze Helmstädtische Universität erklärte sich für ihren Galirtus, edirte auch ein Buch „Pietas Julia oder die Helmstädtische Gottseligkeit,“ wogegen die Wittenberger nur von einer Impietate, von Heuchelei und Gottlosigkeit zu schreiben wußten. —

Der Syncretismus enthielt weder Lebenskraft, noch den Frieden, Galirtus glaubte, daß der Streit nur auf den Frieden hinweise: indem er aber die Vereinigung dadurch herbeigeführt wissen wollte, daß man die Hauptstreitpunkte nur beiseit lasse, deckte er die Natur des theologischen Streites auf, daß er nämlich in der That Alles in Allem, in sich selbst ein Zweck, daß er nichts Anderes sey als Aeußerung der lebendigen Kraft. Die Waffen niederlegen wollen hieß gestehen, daß die Kraft auszugehen anfange.

In der That hatten die Syncretisten nicht mehr Athem genug, um das ganze theologische Dogmengezänk zu tragen: sie wollten die Last, deren Nothwendigkeit sie anerkannten, vereinfachen, wollten daher nur das apostolische Bekenntniß.

Sie waren von der Nothwendigkeit der Last überzeugt, sie bestanden auf Fundamentalartikeln, darum konnten sie auch wiederum ihren

Zweck, die Vereinigung nicht erreichen; denn das Gepäck mochte noch so klein sein, es unterschied doch den Träger von Demjenigen, der gar keins oder ein ganz verschiedenes trug.

Und was für einen neuen Gewissenszwang führte sie ein, indem sie den Christen einen Unterschied zwischen „schlechterdings“ nothwendigen und zwischen Neben-Punkten aufdringen wollten.

Ihre intendirte Gemeinschaft war ferner eine Gemeinschaft von Heuchlern. Die Christen der verschiedenen Parteien sollten immer denken: dieser Mensch huldigt zwar in diesem oder jenem Nebenpunkte einem verdammlichen Irrthum (denn das Verdammen ließ Calixtus bestehen, konnte auch nicht anders, weil das selbst noch so sehr vereinfachte Dogma bei ihm Hauptsache blieb, nur hatte es bei ihm schon die Phrase, daß man doch wiederum nicht verdammen solle, neben sich), aber er ist sonst ein guter Kerl.

Auf eine reservatio mentalis lief also der ganze Syncretismus hinaus.

Da er nun nur das Zeichen war der inneren Ermattung des Lutherthums, so konnte er keinen Führer abgeben, welcher aus dem verkümmerten Wesen hinausleite: diesen Führer erschufen Cartesius und Spinoza: den zweifelnden, den denkenden Menschen, welchen sie in die Religion h i n e i n führten, sehen wir im achtzehnten Jahrhundert einen Kampf mit der Orthodorie beginnen: und diese Keßerei des Denkens soll die letzte seyn.

In das achte Jahrhundert traten die verschiedenen Richtungen, welche seit der Reformation entstanden waren, wüst und verworren ein. Die Socinianer mit ihrer Läugnung der Dreieinigkeit, die Wiedertäufer mit ihrer Erleuchtung, die Pietisten, welche Schwencckfeld und Weigel verflacht und spießbürgerlich machten und mit erleuchtetem Geist n e b e n dem Dogma her zu laufen versuchten, die Indifferentisten und Deisten, alle diese Richtungen, auf dem durch den Syncretismus aufgelockerten Boden des Lutherthums sich sammelnd, kamen und pochten an die Pforte des achtzehnten Jahrhunderts; und der Pfortner, der philosophische Geist, drückte ihnen das Zeichen des Lobes auf die Stirn.



2.

D i p p e l.

Johann Conrad Dippel wurde am 10. August 1672 auf dem Schloß Frankenstein bei Darmstadt geboren.

Er begann im Jahre 1697 unter dem Namen Christianus Democritus zu schreiben. Da ich auf Dippel's hiernächst mitgetheilte Schrift die Beschreibung, welche Edelmann in den „unschuldigen Wahrheiten“ von Dippel's Leben und Denken giebt, folgen lasse, so werde ich dort nur die Lücken, welche Edelmann läßt, auszufüllen haben, worauf der Leser sonach verwiesen wird.

Ein
Sirt und Eine Heerde
oder

Ohnfehlbare Methode

Alle Secten und Religionen zur einigen wahren Kirch und Religion zu bringen, und ohne einigem Syncretismo beständig zu vereinigen.

Durch
Christianum Democritum.

Geschrieben im Jahr 1708.

Im Rahmen des Heylandes, der da ist die Wahrheit!

Erste Abtheilung.

Auf was vor Fundamenta des friedens und der einigkeit die erste christliche gemeine gegründet, und wie alle Secten in ihren zusammenrottirungen von solchen Gründen ganz abgewichen.

Die wahre Kirche des neuen Bundes erfordert wesentliche und gründliche heiligkeit in allen geistlichen kräften des menschens. Weme dieses nicht offenbar will seyn, der nehme sich die mühe, und schlage erstlich aus denen schriften des alten Testaments die verheißungen und propheceyungen auf, so auf den neuen bund zielen, er halte ferner dargegen die lehre Jesu Christi, als des stifters des neuen bundes, seinen, und seiner wahren Jünger wandel im fleisch, und die aussprüche der Scribenten des neuen bundes, in welchen sie die gemeine, so der leib Christi ist, beschreiben, so wird sich's finden, daß der aller sinnen müsse

beraubet seyn, so er anders die H. Schrift annimmt, welcher diese wahrheit wollte disputirlich machen.

Dahero ist es gekommen, daß alle Secten, selbst die Römische, bekennen, daß die wahre kirch, in ihrem eigentlichsten und schriftmäßigen verstande, allein die lebendige und heilige gläubige glieder an dem leibe Christi in sich fasse. Damit sie aber dennoch bey diesem sag die Confusion der Secten mögen behaupten, so ist von denen, welchen es am meisten dran gelegen, nemlich von denen geistlosen Priestern die Distinction erfunden, inter Ecclesiam vocatorum, et electorum, das ist, zwischen der Gemeine der Beruffenen, und Auserwählten, jene seye sichtbar, aus allerley sorten der Leute vermengt, diese unsichtbar, aus wahren gläubigen und heiligen bestehend. Wann sich nun die Sectirer und die wahre kirche zanken, so ist bey ihnen alle zeit die frage von dem sichtbaren hauffen der beruffenen, welcher durch wort und Sacramenta, Formulas und Decreta zusammen gefast und regieret wird. Wer nun, nach seiner caprice, seinen hauffen, dessen lehr, und Ceremonien am besten aus der Schrift und Patribus zieren kann, der triumphiret gegen den andern, und wann er das brachium seculare kann auf seine seite bringen, so ist er, so weit das territorium reichet, orthodox, und der hahn im korb. Wer aber unter solchen Sectirern gar grob in seiner thorheit verstricket lieget, der glaubet dabey gar, auffer seinem hauffen seye auch keine wahre unsichtbare kirch, oder kein Gott gefälliger heiliger; Dergleichen wahnwitzige Schwärmer sowohl unter Lutheranern, als Reformirten, als unter den Römisch-Catholischen sich annoch häufig finden, die sich und andere überreden, die orthodoxe Meinung seye der einige grund des seligmachenden glaubens, und könne Gott in keinem sein bild in Christo wiederum aufrichten, oder ihn selig machen, Er habe ihn dann zuvor Catholisch, Lutherisch oder Reformirt gemacht.

Die H. Schrift weiß von diesem bösen unterschied gar nichts. Sie leget keinen den nahmen eines beruffenen zum Reich Gottes zu, als die in der that dem wort des lebens in ihnen schon raum gelassen. Denen beruffenen Heiligen schrieben die Apostel Briefe zu, welche Gott beruffen hat, die hat Er auch gerecht gemacht. Da aber der Heyland in der parabel, viele beruffen und wenig auserwählet zu seyn, ausspricht, so determiniret Er nicht die anzahl der seligen gegen die verdammten, sondern zeigt eine sonderbare wahl unter denen, die dem beruff Gottes zum weinberg gefol-

get, und den lohn der seeligkeit davon getragen. Der allgemeine beruff, oder die ueberzeugung des worts der wahrheit an einen Gottlosen, der nicht zu Gott sich kehren will, müste alle welt sonst mit zur kirche Christi zehlen, weilten Christus das wahrhaffte licht, einen jeglichen menschen, der in diese welt kommet, zur genugsamen überzeugung, erleuchtet nach dem Ausspruch Johannis. Die äusere predigt des worts der wahrheit in dem Evangelio selbst müste zur zeit der Apostel alle diejenige zur äusern kirch gezehlet haben, die dem vortrag der Apostel zugehöret, ob sie schon das wort nicht in ihnen lassen frucht bringen. Sehen also unsere Orthodoxi, daß die Gottlosen ihres hauffens keine glieder der kirchen sind, und daß es niemals die intention Gottes könne gewesen sein, in Christo eine äuserliche gemeine zu sammeln, in welcher, wie unter dem alten bunde, böse und gute zugleich an dem bunde solten participiren, denn wie jetzt der bund nicht mehr fleischlich ist, sondern die beschneidung des hertzens, und das Gesez des Geistes ins hertz geschrieben, zum grund hat, so sind auch die Geseze des bundes nicht mehr fleischlich und äuserlich, können auch von niemand angenommen und gehalten werden, als der in der nachfolge Christi, und in der krafft seines Geistes die welt besieget, und seinen wandel im himmel hat. Besiehe hierüber das 2te Cap. in dem ersten Theil des wegweisers zum verlornen Licht und Recht *). Allwo die sache umständlich ausgeführet ist.

Christus, und seine Apostel, die erste verfasser und aufrichter einer christlichen gemeine, haben nichts zum ziel gehabt, als die neue Creatur in Christo. Sie haben auch niemand unter die Zahl der Christen

*) Eine Schrift Dippel's, deren vollständiger Titel ist: Wegweiser zum verlorenen Licht und Recht oder entdecktes Geheimniß beides der Gottseligkeit und der Bosheit, in einer schriftmäßigen Abbildung der Gemeine des neuen Bundes, nach ihrer innern und äußern Beschaffenheit, und des ihr entgegengesetzten Abfalls in dem Reiche des Antichristi. Sammt einer Vorrede, worinnen Herr Johann Merkers, luther. evang. Predigers zu Offen, dem Autori überschickte zwei Tractätlein: 1) Christliche Unterweisung von der Freiheit zu lehren und von dem schriftmäßigen Verstande des Biad- und Löseschlüssels; 2) Christliche Unterweisung von der Gemeinschaft der Heiligen, summarisch repetiret und deren unparteiische Wahrheitsgründe dem bescheidenen Leser bestens recommandiret werden. In ungefärbter Liebe zur freien evangelischen Wahrheit unter dem Segen Gottes ausgefertigt 1704. — Der zweite Theil war betitelt: Wegw. z. L. u. R. in der äußern Natur oder das Geheimniß des Segens und Fluchs in dem natürlichen Körper zum wahrhaften Grund der Arzneykunst.

aufgenommen, und durch die äußerliche Sacramenta symbolisiret, als die wahrhaftig von der finsterniß zu dem Licht sich bekehret hatten, und der heilsamen lehre Christi gehorsam worden. Lieffe sich ein solcher von neuen in abfall stürzen, durch betrug der Sünden, so wurde er solenniter von der gemeine ausgeschlossen, bis die gründliche sinnes-änderung denen, die den Geist Christi hatten, und also prüfen konten, wo der Geist Christi lebete, wiederum offenbar war. In solcher heilsamen verfassung legte man genug an den tag, daß die distinction zwischen der Kirche der Beruffenen und Heiligen oder Auserwählten unter denen Aposteln und ihren wahren nachfolgern nicht gemacht, sondern auf dem stuhl der gottlosen, die sich hiermit zur kirche selbst aufgeworffen, durch einen nicht heiligen, sondern gottlosen beruff. Wann legete auch in dieser heiligen Absonderung satfam an tag, daß man dahmals keine Einigkeit der wahren kirchen gesucht, als in dem einigen Geist Christi, oder in der Harmonie aller lebendigen glieder an dem haupt, Jesu Christo; Und so war damals keiner ein glied der wahren äußerlichen kirche, als welcher zugleich durch innre heiligkeit in Gott lebete, und durch den glauben Christum in seinem herzen wohnend hatte.

Die kennzeichen nun solcher kirche konnten ohnmöglich bey gottlosen gefunden werden, dann gleich wie die principia constitutiva, oder die wesentliche stücke einer gemeine, die der leib Christi war, nicht ins Reich des Antichrists und des Teuffels gehörten, sondern im Reich des lichts und der liebe ihr wesen hatten, also war es auch ohnmöglich, daß die kennzeichen, oder principia cognoscendi, wie die schul-süchse reden, solten sie anders nicht betrüglich seyn, etwas anders seyn könnten, als wahre und wesentliche früchte und außflüsse des Geistes Christi, den die welt nicht empfangen kan. Daran wird man erkennen, sprach der Meister des neuen bundes, daß ihr meine Jünger, oder glieder meiner kirche, seyd, wann ihr liebe untereinander habt, nicht an wort, Sacramenten, und guter Orthodoxie, dann dieses kann das Reich der finsterniß auch um sich hängen, und sich dabey einbilden, dieses seyen die mittel, wodurch der beruff zum Reich Christi fest gemacht oder versiegelt werde. Wie wir dann diese frucht der finsterniß nunmehr vor augen haben, wann unsere Geistlichen solche geistlose schatten zu kennzeichen der wahren äußerlichen kirche aufwerffen, und darüber die liebe, und alle früchte des Geistes Christi, sanftmuth, gedult, freundlichkeit, keuschheit, wahrheit, durch den sectirischen, eigen-

sinnigen mord-geist, aus ihrer selbst gemachten kirch völlig hinausjagen, damit ja nichts als buchstaben, bilder, meinungen, und unter solchen schönen decken, ein greuel der sünden und ungerichtigkeit, das ganze compositum einer reingläubigen kirche ausmache.

Was bis dahin gesagt, wird von sich selbst seine klarheit haben, wann man nach anzeige der Schrift erweget, daß der natürliche und von Gottes Geist noch nicht in den gehorsam des glaubens gebrachte mensch, die Geheimnisse Göttlicher wahrheit, oder was des Geistes Gottes ist, gar nicht begreifen und erkennen könne. Wolte man nun einen solchen durch Catechismos, Sacramenten, meinungen und Orthodoxie zum wahren glied der kirchen machen, wie bis hieher gebräuchlich gewesen, so ist's eben so viel, als wann man einem blind gebohrnen die principia optica wolte beybringen, und ihn von licht und farben schwätzen und raisonniren lehren. Irrthum und thorheit muß nothwendig seine sinne bestriden, und sagt er andern per accidens die wahrheit nach, wie die nonne den psalter, so weiß er doch selbst nicht, was er saget, bleidet ohn alle gewißheit und überzeugung, glaubt, was die kirche glaubet, und was ihm von kind auf beygebracht; würde, wann er unter Juden und Türken auferzogen worden, eben so wohl sich vor Orthodox halten, als nun, da er ein Reformirter, oder Lutheraner ist. Mit einem wort: Es ist keine elendere und monstrosere mißgeburth, als ein solch glied der wahren kirch, wie sie sprechen, welches seine Theologie und Gottesdienst aus Catechismis, Formulis, und Sacramenten geschöpft, und dabey von dem leben, das aus Gott ist, entfernt bleibet. Ein solcher ist ungeschickter zur wahrheit und zum heyl, als ein Heyd, der von der Schrift, und dene principiis der Christlichen Religion noch nichts gehöret, weiln ihn die vorurtheile seiner erleuchtung und Gottesdienstes fester gefangen halten in den stricken des Teuffels, als die thierische luste. Siehet man also genug, daß man dem Reich des Teuffels doppelten profit schaffe, oder, wie der Heyland sagt, in solcher bekehrungs-Methode ein zweyfach kind der höllen mache, da unsere Pharisäer und Sectirer die leute, ohne verleugnung und wahre sinnes-änderung, durch Bibel, Catechismos, Orthodoxie und Sacramenten befehren, und denjenigen, der diesen kram fertig fasset und aus seinem guten gedächtniß, wiederum förmlich kan von sich geben, noch rühmen, als einem, der im Christenthum wohl sundirt sey; Da doch bey allem diesem bettel noch kein sündlein des wahren Christenthums, und der wahren Religion zu sehen ist.

Fragest du aber, was sol man dann für eine erkänntniß zum grunde legen, da doch der wille ohnmöglich ohne einiges wissen kan zum gehorsam des glaubens gebeuget werden; so sehe dich nur zurück um nach den alten und ersten wegen, und betrachte, was Christus im fleisch vor Principia seiner Religion denen menschen vorlegt, wann er sie zu Jünger hat machen wollen. Hier findest du keine geheimnisse vom wesen Gottes, von seiner person, von Sacramenten, und dergleichen, sondern lauter Axiomata practica, die was zu thun, und zu verleugnen fordern, und der vernunft und dem bösen willen des menschen, oder dem eigenen leben den todt ankündigen. Dann es wuste der Heyland wohl, daß der Geist der wahrheit, und die weißheit, welche geheimniß lehret, und verstand giebt, in keinem verkehrten hertzen wohnen könne, und daß folglich alle Menschen, die in denen lüsten der welt noch gefangen liegen, gar keine gefässe der güther des neuen bundes könnten seyn. So war nun die wahre sinnes-änderung und die gründliche verleugnung damahls der erste grund zur erleuchtung, und zum wahren Christenthum. Man spannte die pferde nicht hinter den wagen, und wolte erst gelehrte und fertige schwäger machen, hernach erst fromme und gläubige; dann Göttliche und wahre gewisheit in Göttlichen geheimnissen giebt die vernunft nicht, sondern der Geist der wahrheit, den die welt, so lange sie welt bleibet, nicht empfangen kan; Und darum sagte der Heyland zu den gelehrten Pharisäern und Schriftgelehrten, die mit ihrer Orthodoxie seine aussprüche nicht reimten konnten: So jemand wil den willen thun des, der mich gesandt hat, der wird inne werden und erfahren, ob diese Lehre von Gott sey.

So kommts dann enig und allein darauf an, willst du zur erkänntniß der völligen wahrheit, und zur Göttlichen gewisheit kommen in deiner Gottesgelehrtheit, daß du den willen Gottes, so weit er dir offenbahret ist, erst thuest, ehe du von Ihm praetendirest, dich weiter zu erleuchten. Du gläubest einen Gott, und willst durch Christum zu ihm kommen, du wirst ihn finden, als einen vergelter, wenn du ihn suchest, du kannst ihn nicht suchen, so lang du den begierden deines fleisches gehör giebst, und frembden Göttern nach hurest. Es gilt hier kein schwägen und wünschen, sondern suchen; wer suchet, ist allein auf das bedacht, was er suchet. Es brennet ein heimlich Feuer in deinem innersten Grunde des gemüthes, welches dir keine ruhe läßt, in

allen deinen sündlichen vergnügungen, und dich immer gleichsam forciret, bessere ruhe und speise zu suchen. Die züchtige heilsame gnade würdet in allen menschen, so lang sie sich nicht selbst verstopfen.

Hier prüfe, was zu thun, und wo der anfang liege zum Christenthum, die thür zur gemeine Gottes, der eine seelige ruhe verheissen ist. Dein Heyland ist dir vorgegangen im wandel, und in der lehre, Er ist noch bey dir, und will dir vorgehen, Er klopft an, vor der thür deines hertzens, oder deines willens, ob du ihm woltest in demselben herrschen und regieren lassen. Es wird nicht anders draus, willst du an ihm theil haben, so must du ihn lieben, und sein wort halten, alsdann wird dich auch der Vater lieben, als einen in Christo wiedergefundenen sohn, und beyde werden zu dir kommen und wohnung bey dir machen, und dein hauß mit schönen Christesgaben schmücken. Die salbung wird dich alsdann alles lehren, und kein Geist des irrthums wird platz in dir haben. Lernet du in dieser gemeinschaft und in dieser schule nicht deine weisheit und Religions-geheimnisse, so seye versichert, die hure und falsche weisheit hat dich an ihren huren-brüsten aufgezogen, und mit dem brey ihrer Orthodoxie dich gemehret, und was durch dich in solchem stande wiederum gebohren wird, ist schlangen-art und huren-saamen. Ja selbst die Schrift von Gott eingegeben ist dir nun zum gift und fallstrick worden, und wirfst damit, wie der Satan selbst, alle deine falschheit und irrwege rechtsfertigen und beschönen wollen. Dann glaube nur nicht, daß die Schrift vor andere gehöre, als die in wahrer sinnes-änderung Gott suchen, an solche bekehrte haben die Apostel geschrieben, nicht an unbekehrte Juden und Heyden, denen die Dinge des Geistes Gottes ärgerniß und thorheit sind.

Wilst du aber, Schriftgelehrter Schalk, dennoch meinen, du habest das ewige Leben in der Schrift, und müstest durch fleißiges forschen zu deinem zweck kommen, so greiffe es an, und sage mir, ob du die heilsamen worte Jesu Christi von der verleugnung aller weltlichen lüsten, und von dem glauben und der liebe schon practiciret, oder ob du deren wahrheit vielleicht auch noch erforschen müstest. Ist's nicht wahr, du glaubest, daß es wahr und der wille Gottes sey, aber weil dein hertz noch ferne ist, diesen willen Gottes zu thun, so gehet dein verfluchtes forschen in der schrift nur dahin, daß du dich von der Obligation dieser grund-regeln des Christenthumbs gern woltest loswürden; der Teuffel ist alsdann alsobald dein führer in der Schrift, dann du willst den willen Gottes nicht thun, er

lehret dich die lehre Christi überhüpfen, und ansehen, als unmögliche geseze, die Christus nur entdeckt habe, daß man desto mehr ursach habe, sich auf seine schuldzahlung zu trösten, und hier wird dir der lebendige und lebendig-machende Heyland ein Mosaischer Gesezsteller, der die Sünde nur anzeigt, und nicht tilget, der das gefängniß im Reich des Teuffels entdeckt, und nicht frey macht, ohne durch deine närrische imputation, mit welcher du alle güter des neuen bundes dir zueignest, und nach welcher dir auch gewiß einmal die seligkeit wird imputiret werden, nach diesem leben im fleisch. Siehe alsdann in der quaal, was es dir vor trost würde geben, wann Gott dir Abraham oder Lazarum würde schicken und sagen lassen, sey getrost mein sohn, dir ist alle seeligkeit zugerechnet. Eben ein solcher närrischer trost ist es für Gott suchende seelen, wann sie die stricke des Reichs des Teuffels und die große macht der finsterniß in sich fühlen, und jemand sie mit einer äußerlichen zurechnung befriedigen wolte. Solte der, der in seinem fleisch todt, sünd, Teuffel und höll besieget, auch in mir nicht überwinden und herrschen können, wäre dieses nicht, so wäre Er kein Heyland, Er könnte sein Volk nicht seelig machen von ihren Sünden. Siehe allhier, wie der Satan in seinen dienern die Schrift gebrauchen kann, und erkenne, daß es besser sey, gar keine Schrift lesen, als lesen, und doch nicht thun wollen, was sie in dem weg der verleugnung und der nachfolge Christi fordert: Dann bey einem, der so die Schrift lieset, entstehet nothwendig ein falsches Systema der wahrheit, durch welches hernach viele tausend ins verderben geführt werden, die denen lügen der Schriftgelehrten glauben, und den breitgebahnten weg zum vermeynten heyl lieber wandeln, als in den fustayfen Christi. Hier kann ein jeder, der die wahrheit in Christo kennet, leicht erachten, daß das Evangelium mit weit größerem Effect würde können geprediget werden, von wahren dienern des neuen bundes, an solchen orten, wo Christi nahmen noch nicht genennet worden, als unter den verkehrten Secten, die alle einen falschen grund gelegt, welchen zu heben es vielmehr mühe kostet, als das Reich der sünden in einem Heyden zu stören. Ein Heyd wird gegen das, was Christus zu thun und zu lassen fodert von seinen Jüngern, gar nicht disputiren, er wird dabey erkennen, daß der mensch in diesen heilsamen geboten, und derer ausübung allein zur ruhe des gemüths, und wahren glückseligkeit, auch noch in diesem leben, gelangen könne, wie dergleichen Documenta bey denen Philosophis überall zu finden, zum

zeugniß, daß die grund-regeln, und erste Schritte der Christlichen Religion, durch die allgemeine gnade und deren zucht allen menschen in so fern imprimiret sind, daß sie deren überzeugung müssen raum lassen, und sich gefangen geben, daß dieses der richtige weg und die wahrheit sey, der wille widerstrebe auch so viel er kann. Wann nun einem solchen Heyden durch die Stimme des Evangelii lauterlich solte gezeiget werden, wie er in Christo Jesu nicht nur licht und völligere erkännniß des willens Gottes zu seinem heyl zu finden habe, sondern dabey auch alle kraft und vorschub diesen weg des friedens zu wandeln, und folglich durch Christum zum Vater zu kommen, so würde er gewißlich keine so schlimme praecipua dieser intention Gottes in weg legen, als unsere Secten-Meister, die durch böses glossiren der Schrift sich und andern das Ziel verrücken. Sie erkennen zwar allesamt, daß es wahr und gut sey, was Christus fordert, hierüber disputiren sie nicht miteinander, man findet auch in allen Conciliis nicht die geringste spuhr, daß man sich jemahl darüber bekümmert hätte, oder Religions-artikel darüber gemacht, woraus sie selbst ermessen können, daß sie wollen, oder wollen nicht, was die überzeugung betrifft, sie allzusammen in den grund-Maximen des Christenthums noch einig sind, weil sie der züchtigende Geist Gottes, deme sie so lange widerstrebet, alle in dieses centrum hinein ruffet, und sie wiederum zurück in ihre mutter führen will; Aber die böse vernunft und der eigene wille, welcher ohne buß und glauben sich über die Schrift gemacht, hat ihnen schon längst, zur freude des Teuffels gezeiget, wie sie Christen können seyn, und Christum angehören, ob sie schon nicht thun, noch thun wollen, was Er ihnen befohlen: Diese parthey steckt sich unter Christi versöhnung und purpur-mantel, und denkt, damit wollen sie durchkommen, als ein orthodoxes volck, das Gottes Rechte allezeit gehalten; jene parthey verkehret das, was in den briefen Pauli schwer zu verstehen, zu ihrem eigenen verderben, und wil durch eine Praedestination und fatalen nothzwang sich in Himmel bringen lassen, vergisset darüber des kampfes wider die sünde, des gebethes zum Heylande, der sie erretten kan, und sagt wohl gar, man könne wohl das Evangelium auf eine Pelagianische art predigen, und die menschen zur verleugnung anmahnen; Dennoch seye keine freyheit des willens, und geschehe in allen, was Gott haben wolle, und wie es von ewigkeit beschlossen. Die dritte parthey wil durch selbst erwählten Gottesdienst und nichtswürdige Geseze Gott in Christo die augen zuschmierern,

daß Er sie von denen gesehen Christi, indem sie sich so große mühe machen, wolle loszehlen, und ihre eigene Teuscherey zur Satisfaction vor die sünden-greuel annehmen, dabey liegen sie alle in dem verteuffelten wahn, daß sie sich einbilden, und andere überreden, es seye nicht möglich, zu thun und zu lassen, was Gott in Christo fordert; und freylich wird es ihrem bösen willen ohnmöglich bleiben, der sein futter nicht quittiren wil, noch in rechtem ernst und verlangen von dem hülffe suchen, ohne den sie nichts vermögen, und in welchem ehemals die wahre Christen alles vermocht.

Sehet! so sind die Secten von den heilsamen worten Christi abgewichen, und liegen nun würcklich in größerer ver hinderung, Christum zu suchen und zu finden, als wann dessen namen nie unter ihnen wäre genennet worden. Dennoch ruffet ihnen die ewige liebe, wiederum umzukehren, und von neuem in ihrer mutter leib zu gehen. Viele fassen es, und reissen sich los von dem joch des Teuffels, der sie gefangen hält, treten wiederum zurück auf die alten wege, und suchen die wahre Religion in nichts, als was sie in der that von dem Reich des Satans absondert, und zu Gottes kindern macht. Die meisten hingegen wollen ihre Widgen Mausim, und Nuallin, ihre Hohelten und Herrlichkeiten, die sie an Christi und des einigen wahren glaubens statt gesetzt, nicht fahren lassen, weil sie Christi joch nicht tragen wollen, schreyen wohl gar aus ihrem finstern loch, man habe keine Religion, da man die einige wiederum sunden hat. Sie werdens aber in die länge nicht treiben, und ihre schande wird in kurzen so gar offenbahr werden, daß sie sich selbst mit ihrer nichts-würdigen waar schämen sollen. Ihr absondern und zerstreuen ist vom argen, ihr zusammen rottiren und syneretisiren tauget noch weniger, denn sie haben den grund des wahren Christenthums schon längst ungerissen, und darum wird ihr Babelischer bau ihnen nur selbst spott, angst und müh gebähren; und solten ja noch mehr neue Secten-bilder durch fleischlichen arm emporkommen, so wird sie doch niemand anbethen, als die verzagten und ungläubigen, die Christum verleugnen. Aus was vor elendem zeug aber alle dergleichen bilder zusammen gesetzt sind, wollen wir, zur schmach des greuels der verwüstung, und zum preiß der einigen wahrheit, ferner entdecken, nachdem im vorhergehenden kürzlich der grund zur wahren einigkeit geleyet worden.

Zweyte Abtheilung.

Ob die von langen Jahren her erwählte und practicirte mittel hinzulänglich sind, die Secten zu vereinigen, die wahrheit zu behaupten, und auch nur civiliter etwas guts zu stifften.

Da man in dem zweyten Seculo unter denen Moraten heydnischen Kaysern mit dem Christenthum und dessen bekänntniß etwas sicherer, als zuvor verfahren konnte, da die Vorsteher desselben, die schon, da Johannes der Apostel selbst noch im leben war, unter der äußerlichen freyheit dem fleisch ziemlich raum ließen, und nach dessen tod meistens alsobald ganz degenerirten, sich auf unnütze Studia, spizige fragen aus der Schrift, und andere heydnische thorheiten legten, da sie um Jünger, und um die größte Auctorität schon bis auß blut mit einander zandten, da ein jeder seinen hauffen durch hereinführung der bekehrten Heyden, wann sie nur die meinungen und sayungen annahmen, gar gerne vermehrte, diese auch, die nichtigkeit ihrer Abgötterey von natur einsehend, dem Christenthum häufig zufielen, aber ihre heydnische laster und thorheiten nicht quittirten, da man zwischen reinen und unreinen keinen unterschied mehr hielt, das Christenthum nicht mehr nach den heilsamen worten Christi und deren ausübung limitirte, und folglich den einigen wahren glauben an Gott in Christo, der von der welt und ihren lüsten ausgehet, sie besieget und sich dem wort der gnaden unterwirfft und aufopfert, auf die seite setzte, da geschah es gar leicht, daß nunmehr der seeligmachende glaube, und das Christenthum in einen meinungs-begriff und dessen beyfall, gefasset, und das grausame thier der Orthodoxie auf den thron gesetzt wurde, welches jederman solte anbethen, und von welchem die wahrheit und seeligkeit nunmehr solte dependiren, wie zuvor von der glaubens-gemeinschaft mit Christo. Indeme aber nothwendig so vielerley Orthodoxie mußte heraus kommen, so viele gelehrte und verkehrte Bischöffe die Schriften der Apostel durchlasen und sich darinnen mit Speculiren über Theoretische sachen und geheimnisse ergehten, so war ein jeder von diesen meinungs-främern bedacht, viele jünger auf seine seite zu bringen, seinen anhang weit auszubreiten, und folglich seine angenommene Orthodoxie, oder seeligmachende meinung praevaliren zu machen, durch die Auctorität einer weltlichen gewalt und ansehens. Dann obschon die Heydnischen Kayser damals das

Regiment führten, so ließen sie doch sowohl den Christen als Juden die Hierarchie, oder ein Bischöfliches kirchen-Regiment, daß also denen falschen Christen unterschleif genug bliebe, ihre fleischliche absichten zu poussiren, und sich der welt und ihren lusten zu gebrauchen. Welches sie auch so aergerlich trieben, mit zanken und disputiren gegen einander, ja gar mit tumultuiren, aufruhr, und mord-händel, daß, wie Eusebius selbst gestehet, diese aergerliche unordnung der Christlichen gemeine die Heydnischen Kayser zur verfolgung gereizet. Und diese fruchte folgen directe, ja nothwendig aus der Kezerey der Orthodoxie: Dann indeme das gemüth des verkehrten Christens nicht mehr in dem gehorsam des glaubens an Christo bleibet, und folglich den Geist der wahrheit sambt seinen fruchten verlieret, so fällt er in das gefängniß der eigen-liebe, vor welche die verderbte vernunft nunmehr einen andern weg des Heyls erdichtet; Dann es will doch gern jedermann seelig seyn. Die eigenliebe suchet, um sich groß zu machen, einen anhang und freuet sich, wann sie nicht allein ein narr ist, sondern gesellen in dem erwählten weg zum Heyl hat, so ist alsdann die erste frucht der Orthodoxie, Zudengenossen zu machen, oder Jünger an sich zu ziehen, nicht zu Christo zu führen; sondern nur damit zufrieden zu seyn, daß der neubekehrte glaubet und bekennet, was Ihm zu glauben recommandiret wird. Wann aber unter der Hand ein anderer Schriftgelehrter aufstehet, und durch fleißiges forschen in der Schrift eine andere Orthodoxie erwischt, (wie es dann anders nicht seyn kan, wo der Geist der wahrheit sein Regiment nicht hat, den die welt nicht empfangen kan) und solche gleichfalls zum markt bringet; so entstehet dann nothwendig zwischen solchen beyden Heerführern der blinden neid und Aemulation, ein jeder warnet seinen hauffen vor des andern seiner Orthodoxie, als vor gift: Hiermit wird das blinde volk selbst gegeneinander in grimm gesetzt, welcher sich bey gelegenheit in grober verfolgung äussert, ein jeder meint noch, er thue Gott einen Dienst, und wissen nicht, daß der Teuffel durch die Orthodoxie in alle seinen mord-Geist ausgegossen, und sie von dem leben, das aus Gott ist, entfernt gemacht.

Solche Confusion und großes Elend wolte die vernunft durch Concilia oder zusammenkünffte der eigensinnigen Bischöffen wiederum heben, man dachte aber dabey nicht an den Ursprung dieses greuels, daß natürliche menschen nicht könnten auf eine Gott wohlgefällige weis einig werden, sondern man wolte durch neube-

liebte Formeln, und einen Syncretismus sich vergleichen, und hiermit nur der äußerlichen unordnung steuern. Die Kayser, als sie selbst sich zu diesem falschen Christenthum bekehret, ließen sich zu solcher thorheit von den Bischöffen überreden, spendirten unsägliche kosten darauf, glaubten auch selbst, das Christenthum ließe sich durch solche Comitia wiederum in ordnung bringen, weil sie selbst dessen grund-Maximen nicht erkannten, sondern sich beredeten, es beruhete alles auf der form von einer Republicque, und gleich wie man endlich noch ein volck durch einerley gesetz könnte unter einem hut bringen, also wäre es auch möglich, allen einerley Orthodoxie vorzulegen. Aber sie erfuhren bald das gegentheil; dann, die in der that an Christum glaubten, und von dessen Geist regieret wurden, hatten einen abscheu an solchen gesetzen, weil sie nothwendig von solchen köpffen mußten ihren Ursprung haben, die Christum, und die rechte seines Reichs nicht mehr kannten, und sich einbildeten, es seye Gott gar viele an dieser oder jener meinung gelegen. Die Kezerische Geister aber, welche sich mit solchen stricken zur einigkeit verbunden, hielten selbst den bund nicht lang; Dann es ist doch selbst der vernunft eine Bernhäuterische Slaverey, einem andern etwas zu gefallen zu glauben, und dahero war bald alle müh und kosten vergebens angewendet, durch Concilia nur neue Materie zu zanden aufgebracht, wie an dem einigen Concilio Niceno zu sehen, welches weniger genuzet zur einigkeit der kirchen, als wann die Bischöffe davor auf der Charte gespielt hätten; ja, welches vielmehr die Schriftgelehrte welt in solche Confusion gesetzt, daß innerhalb 30 Jahren hernach vor menge der wiederwärtigen Decretorum über das einige wort Homousion, niemand mehr gewußt, was er geglaubet, und der Historicus Socrates selbst die fruchte des Nicenischen Concilii einen Labyrinthum formularum nennet; Hilarius aber klaget, daß nach diesem Concilio fast alle monat ein andre glaubens-form heraus gekommen. Und wann man endlich ja seyn intent erreicht hätte, welches doch ohnmöglich, so wäre dem wahren Christenthum gar nichts damit gebienet gewesen, sondern vielmehr demselben eine größere ver hinderung in den weg geleet, indem unter Christi nahmen viele Schälcke in einen bund treten, die hernach wider das wesentliche Christenthum mit zusammengesetzten kräften desto nachdrücklicher kämpfen, da sonst bey der Sectirischen misshelligkeit je zuweilen ein Paulus die Pharisäer und Sadducäer kan an einander heßen, und per indirectum mit dem Evangelio des friedens eher durchkommen.

Da man nun erfuhr, daß Concilia und deren Decreta nicht hinklangten, die Orthodoxie unter den Christen einerley zu machen, so war nichts übrig, als die äußerliche gewalt. Welcher Bischoff das glück hatte, daß er bey dem regierenden Kayser Ober-Hoff-Prediger, Kirchen-Rath und Beicht-Vater war, der führete, seine Orthodoxie zu vertheidigen, die Legionen ins feld, unterdruckte alle, die ihn und seine meinung nicht wolten anbethen, raubete und mordete im nahmen Christi getrost vor sich hin, so lang er am bret war; kam hernach ein ander Kayser, und mit ihm ein ander Ober-Hoff-Prediger, sambt seiner Orthodoxie empor, so musste jener wiederum speyen, was er gefressen, und mit seinem alleinseligmachenden glauben lauffen, so weit er konnte; dann machte man einen großen Märtyrer und Heiligen aus solchen verführer, und glaubte, er leide nun um des nahmens Christi willen, wie er zuvor um des nahmens Christi willen so treflich die Keger verfolget. Diese Tragoedie dauerte etliche hundert jahre zwischen den Arianern und Homousianern, als eine frucht des Nicenischen concilii, und wurden auch über diesem elenden Christenthum Heydnische Philosophie beweget, ins mittel zu treten, und mit vernünftigen vorstellungen die Regenten von diesem mordwesen abzumahnem, zur schande des Christlichen nahmens, und auch derer, die sich heut zu tag noch überreden, unter dem Constantino M. und folgenden Kaysern habe das Christenthum sein haupt recht empor gehoben, und Christus, bis auf einnehmung der stadt Constantinopel durch die Türcken, nach anzeige der Offenbarung Johannis, auf erden tausend jahr regieret.

Und so musste die orthodoxe kirch, weil sie die krafft der wahrheit und des Geistes Christi nicht mehr zeigen konnte, sich freylich durch fleischlichen arm mehren, schützen und erhalten, welcher ihr dann leicht zu hande war, weil die Regenten, in ihren lüsten und abweichen von Gott, die hure gern auf sich reiten ließen, die ihnen so sehr liebkosete, sie Divinissimos Imperatores nennete, und sie mit aller seeligkeit überhäuffte, auf hoffnung, ob schon im ganzen leben nicht die geringste spuhr des Geistes Christi sich mercken ließ. Doch konnte der mord-Geist der huren noch nicht sogar souverain tyrannisiren, so lange die Kayser ihr nicht das völlige kirchen-Regiment überließen, welches, da es von Phoca dem Bischoff zu Rom cediret, hernach von Pipino und Carolo Magno mit zeitlichen güthern besser unterstützt worden, dem geheimniß der bosheit völlig auf den thron geholffen. Unter welchem Regiment jedermann von Rom aus seine Orthodoxie, und die dahero depen-

dirende seeligkeit holen mußte; werß nicht thate, der war des Teuffels, und vogelfrey; wurde er ertappet, so opferte man dem Moloch sein blut, und frohlockte noch darzu über diesen herrlichen sieg. Endlich da die zeiten des gerichtß dieser huren hereingebrochen, und sich die große stadt Babylon in drei theile solte theilen, so nahme man der huren die gewalt, und wolte lieber von weltlichen Fürsten insofern dependiren, als vom Pabst, wie es unter den ersten Christlichen Kaysern gestanden. Weil man aber gleichfalls noch nicht auf die rechte Maximen des Christenthums die Reformation gegründet, sondern damit, wie Lutherus selbst gestehet, zufrieden gewesen, daß man durch neue articel und sayungen vom Pabst abgefallen, und sich dennoch Christo und der zucht seines geistes nicht unterworffen, so hat auch die wahre kirche Christi von der Reformation, die durch weltlichen arm unterstützt worden, keinen vorthail, als daß vielen verirreten unter solchem tumult der weg gebahnet worden, näher nach dem ziel zu forschen, und, mit hintansetzung aller fleischlichen rottirung, Christo anzuhängen, und das einige nothwendige zu suchen. Die übrige Sectirer stecken mit dem alten Pabstthum in gleichen fundamental-Maximen, gründen den Religions-staat in meinungen und sayungen, maintainiren sich durch fleischlichen arm, suchen fleischliche vorthteile, unterdrücken einander, und verfolgen alle, die es nicht mit ihnen halten, würden sie auch gerne morden und verjagen, wann sie nicht selbst gegen dieses procedere der Römischen kirche von anfang, da es hart hielt, alzu sehr protestiret. Und so ist offenbar, daß überall alle Sectirer ein Geist regieret, ob sie schon noch so mißhellige meinungen und sayungen einander entgegen setzen, daß die Töchter seyn, wie die Mutter, und so lang zu Babel werden gehören, biß sie an die ersten wege gedenden, sich Christo unterwerffen, von ihme und seinem Geiste dependiren, keine gemeinschaft außer dem gehorsam des glaubens, und dem weg der verleugnung aufrichten, keinem Gottlosen ums bauchs willen heucheln, den König zwar ehren, aber Gott allein ihre furcht und schrecken lassen seyn.

Da man nun also den buchstaben der Schrift durch die Reformation vindiciret, und wiederum unter die Leute gebracht; aber durch den weg der wahren buß und verleugnung nicht zu Christo gekommen, noch seines Geistes, der in alle wahrheit leitet, und der einige Authentische ausleger seiner eigenen worte ist, theilhaftig worden, sondern sich eingebildet, die Geislose Geislichen wären durch ihre Schul-gelehrtheit capabel, die Religion wiederum aufzurichten, und das Evangelium

zu verkündigen, so hat's nichts anders seyn können, wollte man nicht ein zerrütteter und confusers Babel durch die Reformation darstellen, als das Papstthum selbst gewesen, man mußte der protestation, daß der buchstabe der Schrift an sich selbst allen finstern gemüthern klar, und sich selbst auslege, de facto entgegen handeln, und wiederum das gespenete fressen, sich neue Decreta und Formulas concordiae machen, dieselbe gar auf eine Gottes lästerliche Weise mit dem eydt beschwe- ren, und also die Schriftgelehrten unter einen huth bringen. Weil aber die partheyen der Protestanten gegen das Papstthum sich nicht alle unter einerley glaubens-form durch solche blinde und fleischliche wege haben bringen lassen, sondern, außer den kleinen Secten, sich fürnemlich in 2 hauffen zertrennet, welche hernach durch die Pacta imperii mit unter die Reichs-Religionen gezehlet worden, die als legitim, und ein jede an ihrem orth orthodox, selten passiret, und nicht, wie die übrige, mit feuer und schwerdt verfolget werden, und per consequens diese 3 hauptrotten einig worden in diesem stück, daß sie alle übrige Secten wolten unterdrucken und vertilgen; so haben sich nach der hand unter ihnen kluge leute gefunden, die sich noch genauer zu verbinden gesuchet, und daheroh fahmen so viele Consilia ire-nica und syncretistica in nechstverwichenen Seculis zum vorschein, welche doch wenig platz gefunden; nicht sowohl, weil die schädlichkeit und unmöglichkeit solcher vernunftswege in einem Göttlichen licht wäre angesehen und verabscheuet worden, als wegen eigensinnigkeit der ortho-doxen Priester, die sich einbildeten, sie stünden in possession der Evan-gelischen wahrheit, und dürften von ihrem Talmud nicht ein jota abwei- chen, wehrten sich daheroh mit einem praetextirten Syncretismo, und waren doch selbst durch einen solchen Cretenfischen bund in eine einigkeit getreten, da man böse Thiere, Lügner, und faule Bäuche, durch Formulas Concordiae, und den eydschwur darauf zusammen gekoppelt, vor die Kirche Christi aufgeworfen, und gegen an-dere, die dieses nicht glauben wolten, als gegen den erb-feind des Rei-ches Christi, angehetet, und ins feld geführet: Eben wie die Cretenfer, die sonst unter allen Griechen die schlimmste waren, und einander immer in haaren lagen, alsobald sich zusammen rottirten, wann ein dritter wolte über sie kommen, und im trüben wasser fischen, hernach aber ihre vorige feindschafft unter sich selbst dennoch fortsetzten, und nur damit zufrieden waren, daß sie gegen die andere ein Formulam Concordiae ausgerichtet. Daheroh das Wort *syncretismus*, und Syncretismus bey den Griechen seinen

ursprung genommen, wann Leute, die sich sonst selbst beißen und fressen, und ein jeder vor sich das seine sucht, doch gegen den dritten, ihr allgemeines Interesse zu conserviren, einen Bund machen. In welchem Bund ja augenscheinlich alle Secten stehen, die unter sich selbst keine Liebe haben, die keine Verleugnung zeigen, die nur suchen, was alle Welt sucht, und nur darinnen einig sind, daß sie andere, so nicht von ihrer Rotte sind, scheel ansehen, unterdrücken und verfolgen, und also darinnen ihre vermeynte Theologische Eintracht behaupten, worinn sie dem Geist Christi am meisten entgegen treten, und auch vor Juden und Heyden den Namen Christi stinkend machen, der in der Liebe, dem Glauben, der die Welt besiegt, und der Verleugnung der weltlichen Lüste, allein seiner Kirchen Eintracht, und Kennzeichen gesetzt.

Zu unsrer Zeit, da die Erkenntniß der Wahrheit zur Gottseeligkeit gegen dieses grausame sectirische Unwesen wiederum scheint empor zu kommen, und viele die Religion, die vor Gott gefordert wird, in nichts suchen, was sie mit der Welt und allen Teuffeln können gemein haben, sondern allein in dem Gehorsam des Glaubens an Gott in Christo, der die Welt besieget, und sich von ihr unbesleckt behält, und in der uninteressirten Liebe gegen alle Creaturen, die unserer Hülffe bedürftig sind, so sehen alle Secten ihren Untergang bey dieser heranwachsenden Wahrheit vor Augen, und in dieser Confusion fallen viele auf die Gedanken, es seye gut ein neues Religions-Bild aufzurichten, welches besser geschmückt müsse seyn, als die alte; Aber sie mögen sich vorsehen, daß nicht in solchem Unternehmen wahr werde zu unsern Tagen, was der Geist Gottes Apocal. XIII, 11. seqq. gar umständlich zuvor verkündiget, über welche Worte wir eine kurze Paraphrasin wollen machen, nach des Geistes Sinn, und dabey einem jeden Christlichen Regenten und Theologo zu bedenden anheim geben, wie das Geheimniß der Bosheit könne befördert, oder gehindert werden. Nachdem der Anti-Christ in dem siebenköpffigen Thier offenbaret worden, und nunmehr eine tödtliche Wunde bekommen, so wird in der Macht des Drachens herfür kommen ein subtilerer, der nicht so Gotteslästerlich reden wird, sondern säuberlich sich aufführen. Ich sahe ein ander Thier aufsteigen (spricht der Geist) von der Erden, das hatte Hörner, gleich wie das Lamm, und redete, wie der Drach, (macht eine Mixtur von Christus und Belial) und es thut alle Macht des ersten Thiers vor Ihm, und es machet, daß die Erde, und die darauf wohnen, anbethen das erste Thier, (dem Anti-Christ unter einer neuen

form anhangen) welches tödtliche wunde heyl worden war. Und thut große Zeichen, (ist mit kräftigern und subtilern irrthümern geschmückt als zuvor) daß es auch macht feuer vom Himmel fallen vor den menschen. (Es eyffert zum schein vor Gott wie Elias, und forbert rache vor Gott über die ungehorsame) Und verführet die auf erden wohnen, um der zeichen willen, die ihm gegeben sind zu thun vor dem Thier, und saget denen, die auf erden wohnen, (denen irdisch gesinnten bauchdienern und bösen Bischöffen) daß sie dem Thier ein bild machen sollen, das die wunde vom schwerdt hatte, und heil worden war, (eine andere und bessere politische Religionsform aufrichten, um die leute desto besser von Christo abzuführen, und dem Anti-Christ verbündlich zu machen.) Und es ward ihm (dem neuen Anti-Christen) gegeben, (er fand hierzu gelegenheit wegen das heil herfürbrechenden zeugnisses der wahrheit zur Gottseeligkeit) daß es dem Bilde des Thiers den Geist gab, daß des Thieres Bild redete. (Daß es auch zu dieser Formula Concordiae ermahnungen vom Geist und rechtschaffenen wesen in Christo setzte, welche rede in den vorigen hölzernen und strohern Gözen, die nur aus meinungen und Ceremonien bestunden, gemangelt) und daß es machte, daß welche des Thieres Bild nicht anbetheten, ertödtet werden. (Weil nunmehr gegen die sogenannten frey-geister der praetext zur verfolgung mehr gegründet, indeme dem bilde auch der Pietisten-geist einverleibet worden, und man sich doch nicht darzu bekennen will.) Und machte allesamt, die kleinen und großen, die reichen und armen, die freyen und knechte, daß es ihnen ein Mahlzeichen gab an ihre rechte hand, oder stirn. (alles volck mußte nach diesem Secten-bild sich characterisiren lassen, und den sectirischen Nahmen annehmen, wolte man in der Publicque in frieden leben, und schuß genießen.) daß niemand kauffen, noch verkauffen kan, (sowohl in geistlicher als leiblicher kämmerey, oder nahrungshändeln.) er habe dann das mahlzeichen oder den nahmen des Thiers, oder die zahl seines nahmens. Sie ist weißheit. Wer verstand hat, der überlege die zahl des Thiers, dann es ist eines menschen zahl, und seine zahl ist sechs hundert und sechs und sechzig. Niemand wird in diesem neuen Religions-Reich geduldet werden, als der das bild anbethet, und selbst den Character, oder die Zahl des Anti-

Christus an sich hat, das ist, selbst das suchet, was der mensch in seinem natürlichen verderben suchet, und den weg des verderbens mit lauffet; Dann die kinder des Reichs Christi werden sich dieser Slaverey gar nicht unterwerffen, sondern lieber ihr leben fahren lassen. Die zahl 666 reduciret sich in 6, und diese zahl zeiget den menschen in seinem natürlichen verderben und abfall, nach dem geheimniß der zahlen vid. Joh. Christian Langens. (s. Isidori Charisii Logothetae) Theologia in numeris, allwo das geheimniß der Biblischen zahlen gründlich erörtert ist. Gehöret also alles zum Anti-Christ, was von dem leben aus Gott entfernet, den weg des verderbens mitlauffet. Die verbitterte leser mögen also sich temperiren, mir aufzubürden, als ob man in dieser paraphrasi gewisse Regenten und persohnen unsrer zeit suche anzuzäpfen, dann ich weiß wohl, daß insgemein die Regenten, die heut zu tage gern eine vereinigung der sich selbst auffressenden Secten wünschen, bessere Religions-gründe sowohl vor Gott, als vernünftigere Reflexiones politicas seyen, weder die heftigen Orthodoxy; weil sie aber ordinair das unglück haben, daß sie von Ihren selbst blinden Theologis nicht auf den wahren grund, und die vor Gott giltige principia geführt werden, so hat man nur, als vor Gott hierzu obligiret, zeigen wollen, was vor gefahr von solcher vereinigung ins künftige könne dem wahren Christenthum zuwachsen, wann man durch neue articel und sätzen sich wiederum wolte vereinigen, und die vereinigung mit Gott in Christo an die selte seyen. Und wanns ja möglich wäre, welches doch nimmer sein wird, daß man lauter kern-wahrheiten der H. Schrift, in dem sinn des Geistes, zusammen brächte, und damit alle welt zum beyfall und Consens obligirte, so würde doch deswegen das Christenthum nicht besser stehen, als nun, da man unter vielerley Religions-meinungen doch in den werken des fleisches einig genug gegen Christum ist, und das beste versäumet. Hat doch die H. Schrift selbst, welche von allen angenommen und geglaubet wird, ja vom Teuffel selbst, noch keine vereinigung, die Gott gefallen könnte, würden können, was wollen wir dann von unsern vernunftss-grillen hoffen, die alle zusammen, wann alles wird fertig seyn, gegen die H. Schrift kaum so viel werth werden seyn, daß man eine pfeife Toback damit anzünde, oder sie sonst worzu gebrauche.

Unser sinn ist hier nicht, alle Systemata Theologischer wahrheiten gänzlich zu verwerffen, oder in Göttlichen geheimnissen einen Indifferentium zu statuiren, oder zu leugnen, daß es nicht gut und nützlich sey,

in einem richtigen begriff, und natürlicher Connexion das werd des heyls in Christo einzusehen, und methodico aus der Schrift vorzulegen. Sondern wir bezeugen nur, daß natürliche und verkehrte menschen, die noch nicht Christo im glauben gehorsam sind worden, noch werden wollen, ungeschickt sind, und bleiben, dergleichen Systemata zu stellen, und zu verstehen, und daß man dahero erstlich die gründe des wesentlichen Christenthums wohl legen müsse, in buß, glauben und verleugnung, wie es von anfang war, ehe man den geist der weisheit und der erkänntniß erlangen will, oder, schon erlanget zu haben, vermeinet.

Alle nun, die sich einbilden, man könne durch Theoremata, und lehrsätze die wahrheit in Christo behaupten, oder über solche lehrsätze eine Gott wohlgefällige einigkeit gründen, und dahero kennzeichen der wahren kirchen nehmen, die wissen nicht, wo sie zu haus sind, und spannen die pferde hinter den wagen, legen in eben diesen instituto an den tag, daß nichts als finsterniß und irrthum von ihnen kommen könne, und daß alle ihre herrlichkeit nichts sey, als ein geräth eines thörichten Hirten. Wie dann alle Sectirische Systemata, Formulae und Symbola diese frucht des Reichs der finsterniß vor den augen eines sehenden gnug darlegen, in welchen ich noch zur zeit nicht einen einigen Artikel habe finden können, der nicht entweder an sich selbst ganz falsch und der H. Schrift zuwieder, oder doch aufs wenigst auf falsche gründe und hypothesen gebaut sey, so gar hat auch dem buchstaben nach nichts gutes und richtiges von solchen kezerischen menschen kommen können, die durch meinungen und sätzungen Jünger an sich gezogen, und mit meinungen und sätzungen, als mit kennzeichen der wahren kirche, dieselbe umschränkert. Die Ersten Christen, ja die Apostel und Jünger des Heylandes selbst, suchten in dem maas ihrer erkänntniß von Göttlichen geheimnissen gar keine einigkeit, ließen solche erkänntniß dem Geist Christi überall frey, und wußten wohl, daß sie wegen dieser oder jener meinung vor Gott nicht würden gerichtet werden, sondern wegen des Herrn Willen, den sie gethan oder gelassen hätten; sie waren auch versichert, daß der, so den Geist Christi hat, von dem Satan nicht könne bethöret werden, und daß Gott keinen, der ihn um den Geist der wahrheit bittet, dem Geist des irrthums übergeben werde. Im übrigen wußten sie nichts von der Dachsen- und Esels-Einigkeit, da

einer, die einigkeit im glauben zu maintainiren, dem andern seine vorschrist muß nachschwähen, und von Göttlichen dingen einerley worte führen, worinn heut zu tag das punctum der herrlichen Orthodoxy bestehet, sie widersprachen wohl einander directe in worten, und behaupteten doch einerley sinn des Geistes; Es redete und schriebe einer, was dem andern schwer zu verstehen, wie Petrus von den brieffen Pauli bezeuget, wurde aber deswegen nicht zur Rechenschaft gefordert, eine erklärnung zu thun, ob kein heimlich gift darunter verborgen wäre; dann sie wusten wohl, daß ihr aller zweck war, Christum lauterlich zu predigen, und durch den gehorsam des glaubens die abgefallene menschen wiederum in die gemeinschaft mit Gott zu ziehen, oder der Göttlichen natur, in der neuen Creatur, die allein in Christo galte, theilhaftig zu machen; und in diesem lauf hinderte ihnen und den zuhörern gar nichts, daß sie sonst in erkänntniß Göttlicher geheimnissen ungleiches maasß hatten, einer den andern zuweil nicht verstanden, oder sich unter einander wohl gar in worten widersprachen, dann das einige nothwendige ließe sie an solche kleinigkeiten nicht gedenken. So lang wir nicht wieder in diese seelige und freye schranken des Geistes Christi kommen, so lang sind wir rottenmeister, und gehören mit unter die Irrsterne, die der Drach mit seinem schwanz vom himmel gerissen, und denen der Heyland einmahl sagen wird: Weichet von mir ihr (rechtmeinende Orthodoxi) übelthäter, Ich habe euch noch nie erkannt; Ich habe euch nie befohlen, recht zu meinen, sondern recht zu thun. Das ist, die Basis aller wahrheit und derer bekennet: dann die weißheit oder wahrheit kommt in keine böshastige seele, du kannst nicht eher orthodox, oder reingläubig werden, biß du heilige und unschuldige hände aufhebest, und zum Vater bittest, daß er dich durch seinen guten Geist in alle wahrheit leite. Christus selbst, wann er sein zeugniß gegen die Juden will rechtfertigen, beruffet sich zuvor auf seines lebens unschuld und heiligkeit, um darzuthun, daß Gottes guter Geist, und nicht der Geist des irrthums, sein hertz erfüllet: Welcher unter euch kann mich einer sünde zeugen: so Ich euch aber die wahrheit sage, warum glaubet ihr nicht: Hier tretet her, ihr Herren, die ihr so gern wollet orthodox seyn, und die wahrheit sagen, und lernet von eurem Meister, wo der rechte Character, und das rechte Axioma zu machen, warum ich einem Lehrer, der von Gott will seyn, sicher glauben könne, oder nicht. Glaubet ihr diesem

nicht, so glaubet dem Stamm-Vater aller Schulgelehrten geistlichen, eurem Augustino, wann er spricht: So viel der mensch sich und den lusten der welt abgestorben ist, so viel siehet er in Göttlichen geheimnissen, so viel er aber noch lebet in den lusten der welt, so viel siehet er nichts. Bedencket dieses sonderlich, ihr, die ihr euch jetzt bemühet, neue glaubens-Formeln zu schmieden, und dabey in allen lusten und thorheiten der welt bis über die ohren vergraben liegt. Ihr seyd, vor dem dienst des bauchs, kaum geschickt, etwas natürlich-gutes und nütliches zu würcken, und wollet nun eure ungewaschene hände in solche sachen mengen, die der allerheiligste und weiseste mit zittern würde angreifen, aus furcht, nicht andern zu praejudiciren und stricke zu legen, wann ja es möglich wäre, welches doch nicht ist, daß auf solche art Christo und seinem Reich könne was gutes zuwachsen.

Weil dann, wie zum gnügen dargethan, dergleichen sectirische zusammen-rothirungen und meinungs-vereinigung der wahren Christlichen Religion und kirche nicht allein nichts proffiren, sondern auch zugleich höchst schädlich sind, so fragt sich nun: Ob nicht aus solchem unternehmen auß wenigst ein bonum politicum zu ziehen, wohin vielleicht die meiste Consilia der Friedens-stifter collimiren möchten, nachdeme bekannt, wie das durch die Sectirische Pfaffen auf das arme volck fortgepflanzte odium religionis oft in dem gemeinen wesen die grössste zerrüttungen gemacht: Es siehet aber alsobald ein jeder, daß sich dieses werck ohnmöglich als politisch könne tractiren lassen, man praesupponire dann lauter Athristiologische Statisten, die die Religion nur vor ein blind-werck ansehen, das gemeine volck im zaum zu halten. Wann nun die incommoda des Reichs Christi gegen die commoda des Regenten solten gesetzt werden, so siehet ein Fürst, der nur noch einen funken der Religion und Gottesfurcht hat, alsobald, daß dergleichen Syncretismus vor Gottes Augen so gut sey, als Jerobeams Kalberdienst, und eben solchen Success, auß gerechtem Gerichte Gottes, in der Republique meritire, wie des Jerobeams staatsflugheit, dann durch welches mittel er sich und sein Reich befestigen wollte, dadurch verlohr er alles, und hatte noch darzu das immerwährende böse lob verdienet, daß er, seinen nugen zu machen, Israel sündigen gemacht. O! eine traurige stimme, welche über diesen König so oft in heiliger Schrift wiederholet ist, und in welcher ver-

damniß sich auch ein jeder finden würde, der heut zu tag nach seinem staats interesse eine erwünschte Religions Form treffen würde. Dann ob es schon an dem ist, daß alle Secten vor Gott nichts taugen, und eine so gut als die ander, so richtet doch Gott selbst die gewissen der menschen nach ihren angenommenen gesetzen, nach welchen sie Gott zu gefallen gesucht, selbst der Jude wird nach seinem gesetz sein urtheil finden: Es könnte nun nicht anders seyn, viele würden in ihrem aberglauben, und, obschon irrigem, gewissen laediret, und würden, aus furcht und hoffnung, was von aussen annehmen und billigen, da ihr hertz nein zusagt; und darüber sie vor Gott als übertreter und sündler erfunden werden, denn die sectirische vorurtheile lassen sich so nicht hinnehmen, und man siehet, wie der aberglauben der armen verführten leute oft auf so geringen sachen, in einer eingebildeten göttlichen Obligation beruhet. Hier muß die klugheit der gerechten practiciret werden, die der Apostel in dem XIV. Cap. des briefes an die Römer recommandiret, biß durch den freyen Geist der wahrheit die leute in der lebendigen überzeugung, zur wahrheit, und zu einerley glaube und erkänntniß des Sohnes Gottes gebracht werden, sonst häuffet man nur Confusion mit Confusion, und verstedet ein schädlich feuer unter die asche, welches zur gelegenen zeit in doppelte flammen ausbricht.

Ja, wann man die sache genau will einsehen, so hat der Regent und die Republicque, die allerley Secten frey duldet, mehr vorthail, als ein Reich, wo die unterthanen alle einerley form des Gottesdienstes haben, wie dieses von vielen jahren her durch Exempel kan behauptet werden, daß die Commercias, und folglich der gewinn des Regenten, am meisten floriren, wo jedermann erlaubt ist, seinem Gott auf seine weise zu dienen. Die Römer haben sich am meisten damit groß gemacht, daß sie aller überwundenen völker Gottesdienste in ihrem territorio alsobald mit aufgenommen. Andere Regenten, die sich, wegen ihrer schlimmen Conduite, zu ihren unterthanen nichts gutes versehen, haben wohl darinnen einen schuß gesucht, daß sie allerley Secten in ihrem territorio geduldet, damit sie nicht alle unter einen huth der Rebellion so leicht kommen möchten; wie die Scribenten diesen endzweck dem Kayser Juliano zuschreiben, in der Tolerantz allerley Secten; wiewohl ich mehr glaube, daß diese Tolerantz aus vernünftigen Principiis philosophicis als aus furcht ihren ursprung gehabt, in-

dem dieser sogenannte Apostata an mäßigkeit des lebens alle seine Christliche vorfahren weit übertroffen, und deswegen die unterthanen nicht so viel zu beschweren, folglich auch, sich nicht so sehr vor ihnen zu fürchten, ursach gefunden. Es scheint aber, daß man sich heut zu tag durch bergleichen amicabiles pacificationes und verträge fürnehmlich bemühe, das odium Religionis zu heben, welches zwischen widerwärtigen Secten, ungeacht sie einander in ihrem territorio dulden, im innersten grund geheget wird, um also die Secten sowohl unter sich selbst vor das gemeine interesse genauer zu verbinden, als auch denenselben die jalousie, so sie gegen ihre Regenten aus diesem principio möchten hegen, zu benchmen; aber man erweget nicht genug, wie tief dieser wahn, sowohl bey predigern, als zuhörern gewurzelt sey, und wie er unmöglich in vielen hundert jahren würde gänglich können durch eine Pacifications-Formul gehoben werden. Die Prediger sind in ihrer Orthodoxie viel zu eigensinnig, und wenn sie ja einig würden, so würden sie doch ihre eigene zuhörer vor Schelmen halten, die sich hätten corrupiren lassen, und deswegen die eingewurzelte jalousie nicht fahren lassen. Leichter würde dieser gesuchte zweck erhalten werden, wann der Regent, dessen unterthanen nicht alle seine Religion proffiren, in der that zeigt, daß er in civilibus oneribus sowohl als muneribus, alle Secten gleich hält, keine der andern vorziehet, und redliche leute, die etwas praestiren, liebet und befördert, sie mögen diese oder jene Religions-Meinung haben. Dann dieses ist eben das meiste irritamentum und somentum des Religions-hasses, wann durch eingeben blinder sectirischer eiffrer Regenten solchen bösen unterscheid machen, und glauben, sie seyen ihren glaubensgenossen mehr verbunden, als den andern, da doch bergleichen glaubensgenossen eben sowohl vor Gott und menschen untreu schälcke seyn können, als die andern, und kein glaube den menschen treu und redlich macht, als der die welt besieget, und nicht das suchet, was sein eigen, sondern was Gottes, und seines nechsten ist, welchen glauben man gar langsam findet in unserm protestirenden Israel.

Dritte Abtheilung.

Zeiget positive nach der weißheit Rath von oben, die einige und sicherste Methode, nach welcher eine Christlich-gesinnte Obrigkeit das Ihrige mit gutem Success zum frieden aller mißhellenigen partheyen contribuiren könne.

Alles, was bis hieher gesagt, gehet dahin, daß alle Secten, sollen sie wiedrum in Christo und der wahrheit einig werden, sich selbst ansehen müssen als Heyden und Juden, ja als Leute, die noch vor Heyden und Juden in gefährlichen praejudiciis stecken, der Evangelischen wahrheit platz zu lassen. So bald sie nun sich von dem Juden- und Heydenthum zu Christo bekehren, sobald werden sie auch unter sich einig werden, dann die Christen, in wahrem Biblischen verstand, sind nie so zändisch und beißig untereinander gewesen. Bekehren müssen sie sich von dem Heydnischen laster-leben in der natur, und verleugnen das ungöttliche wesen, und die weltlichen lüste: Bekehren müssen sie sich auch von der Jüdischen heucheley, da man mit meinungen, Ceremonien und äußerlichen übungen Gott in Christo gefallen will, alsdann werden sie sehen, daß der Geist Christi, der sie regiert, und der göttlichen natur theilhaftig macht, sie auch in alle wahrheit könne leiten, und ihnen das verständniß in der Schrift öffnen, welches buch ihnen sonst verschlossen bleibt. Sie werden in dieser lebendigen erkänntniß Jesu Christi gar wichtigere Argumenta und beweis-gründe finden, gegen die, so draussen sind, Christi ehre, Gottheit und majestät zu vertheidigen, wann sie seine Göttliche krafft zuvor in sich selbst erfahren in zerstörung der wercke des Teuffels, und in wiederbringung des Göttlichen bildes, da sie sonst mit ihren leeren worten, womit sie Christum verherrlichen wollen, seine Gottheit und Majestät mehr geschändet, indeme sie ihn dort droben im himmel, weit von sich, gar groß gemacht, in sich selbst aber die macht der sünden und des Teuffels, weit über die krafft Christi erheben, so wohl im leben und in der that, als durch schändliche und ver-teuffelte lehrsätze, in welchen man die würckliche erlösung und seligmachung von den sünden gar geleugnet, und geglaubet, es sey auch in Christo ohnmöglich, kein sündler mehr zu seyn, ober, alle versuchungen

zur sünde zu beherrschen, und weit zu überwinden, durch den, der uns mächtig macht.

Wann nun gefraget wird, was ein Christlicher Regent zu diesem wesentlichen Christenthum, und folglich zur tilgung aller Secten contribuiren könne, so antworten wir: Sehr viel. Wir lassen denen ihre meinung, die in ihren Schriften vom Recht der Fürsten, die Fürsten, als Fürsten, von der Obligation, das Christenthum und die wahre Religion zu befördern, ganz eximirn, und gestehen gern, daß der Regent qua talis seyn könne, ohne Christo und Christenthum, gleich wie das wahre Christenthum selbst ohne weltliches Regiment, dann wo Christi Geist regieret, höret der Treiber des Gesetzes auf. Weil wir aber heut zu tag keinen von solchen ständen à part haben, unter denen, die Christi namen führen, und unsre Regenten so wohl sich zu Christo und den Rechten seines Reichs bekennen, als wohl unsere nahmen-Christen der direction und paedagogio weltlicher Obrigkeit nöthig haben, so wird derjenige, so mit Christi namen nicht spottet, und deme es ein ernst ist, dem beruff zur seeligkeit in Christo nachzukommen, bald sehen, daß, so weit das ewige dem vergänglichlichen vorzuziehen, der beruff eines Fürsten zum wahren Christenthum den beruff zum Reich des Gesetzes überlegen, und daß derohalben ein Fürst die pflichten, die ihm als ein glied am leibe Christi zukommen, weit in höhere Consideration müsse ziehen, als alles, was Ihm in seinem Fürsten-Staat zu händen kommt, will er nicht einst die betrübte Stunde auf seinem tod-bette erleben, in welcher er vor dem angesichte Gottes alles verfluchen wird, was er sich hat eine hinderung seyn lassen, dem Kleinod, welches ihm die himmlische beruffung vorgehalten, nachzujagen, und den tag, zur ruhe des Herrn einzugehen, recht wahrzunehmen. Wir wollen dann erstlich sagen, was der Regent, nach dem allgemeinen beruff seines Christenthums, vor pflichten auf sich habe, als ein glied am leibe Christi, mit seinem Talent Gott zu wuchern, und den nechsten zu erbauen, und folglich die aufrichtung der einigen wahren Religion zu befördern. Hernach, wollen wir auch betrachten, was er, als Regent, vor gelegenheit finde, diesen Zweck zu poussiren, und dem Reich Christi viele verhinderungen aus dem weg zu räumen.

Das Exempel und eigene muster eines Regenten im wege der verleugnung und der wahren Religion wird freylich mehr fruchten, als andrer vieler tausenden, nachdem bekannt, wie so gern die unterthanen auf ihre Fürsten sehen, und deren sitten nach-

ahmen. Dieses wird dann die fürnehmste pflicht des Fürsten, als eines Christens feyn, daß er seinen unterthanen in der wahren Christlichen Religion voran leuchte, und an seinem wandel zeige, wie man Gott in Christo gehorchen solle. Dieser Gehorsam muß nicht bestehen in einer pfaffen-Disciplin, da man sich, um das böse gewissen zuzudecken, mit gesetzlichen übungen, als kirchen-gehen, Bibel-lesen, bethen und singen, nur aufhält, und vergebliche mühe macht, sondern in einem wahrhaftigen ungefärbten glauben, der die welt und ihre thörichte lüste besieget, ihre herrlichkeit für koth hält, und die freudigkeit eines guten gewissen in dem steg über die thierischen laster und sünden-greuel höher achtet, als alle herrlichkeit des vergänglichichen Reichs. Mit einem wort: Der Regent muß in ausübung seines Christenthums einen solchen weg einschlagen, da ihm kein heuchler kan nachwandeln, und also in der that zeigen, daß die wahre Christliche Religion und deren Grund-Regeln in nichts äußerliches zu stellen, welches allen Gottlosen gemein kan seyn, sondern in solche wesentliche tugenden, die in der that zeigen, daß nicht die heuchelei unter dem Geseß sich selbst einen weg, Gott zu gefallen, erwehlet, sondern, daß Christus und sein Geist im innersten grunde des herzens sein werck habe, und das gewissen reinige von den todtten werden, zu dienen dem lebendigen Gott. Wir hoffen zu Gott, daß Er uns noch solche Regenten werde darstellen, die, zur beschämung aller Gottlosen Hoff-Conduite, zeigen sollen, wie die wahre verleugnung, und mäßigkeit des lebens, auch noch in dem Regenten-Stande auszuüben möglich sey, ja wir sehen hiervon schon einige proben, und würden wohl eher diese frucht der wahrheit an manchem ort genieffen, wo nicht die Hoff-Prediger selbst nur dem dienst der eitelkeit nachhingen, und damit, als wie mit einem sonderlichen merckmahl der devotion und heiligkeit, sowohl an sich, als an ihrem Fürsten, zufrieden wären, wann man die sonst offenbare wercke des fleisches, mit kirchen- und Sacrament gehen, mit Bibel-lesen und anderer krämerey, suchet zuzudecken, und das interesse der Secte wohl beobachtet. Gewißlich diese schädliche leute sind allein schuld, warum offters ein Regent, in dessen gewissen Gott noch täglich arbeitet, Ihn herumzuholen, aus der Sclaverey des Reichs der finsterniß nicht so leicht eluctiret, als wann er ohne dergleichen Prediger der Gerechtigkeit gewesen wäre; und werden

auch diese schuld noch tragen müssen, wann der Regent, deme sie zu wächter gegeben zu seyn sich eingebildet, die schuld seiner verdammniß auf sie wird legen, da in dem gerichte Gottes offenbar wird, wie so eine herrliche seeligkeit man um einer hand voll irdischer lust willen versäümet habe, und sich dabey bereden lassen, es habe der seeligkeit halben keine gefahr, oder Gott lege denen großen dieser welt einen andern weg des heyls in Christo für, als Er jemahls in seinem Sohn, durch wort und wercke, durch lehren und leben, kund gemacht, und durch seine Apostel, und die, so durch ihr wort glaubig worden, betreten lassen.

Aus solcher Christlichen Conduite eines Regenten würde von sich selbst folgen, daß der ganze hof auß wenigst in schen gesetzt würde, dem debauchiren und lasterleben so ungezäumt nachzuhängen, und die Creaturen sowohl, als deren Schöpffer, so grausam zu beleidigen. Ja, wann sich alsdann der Regent, der pflicht, so Ihme als einem Regenten, obliegt, im ernst würde annehmen, und das auch, als ein richtiger Custos legum, in seinem eignen hauß nicht ungestraft lassen, was an andern geringen unterthanen sonst verboten und gestraft wird, so müsten auß wenigst die offenbare laster ihren untergang finden, und die natürliche Gerechtigkeit wieder emporkommen, da gewißlich sonst alle ordnungen und interdicta moralia vor meras illusiones und sophisticaciones anzusehen in einer Republicque, wo dieselbe von denen Regenten selbst nicht gehalten werden, oder der hoff sich freyheit ausnimmt, ohne Gesetz zu leben. Wie lange dieses elend an unsern Europäischn Höffen noch dauern werde, ist nicht abzusehen, es seye dann, daß Gott der Regenten herß und die hohe berge recht antastet von innen, und sie seinem zug folgen, oder daß Er durch schreckliche gerichte von aussen und eussersten land-ruin dieser bößheit das Futter entziehe. Das erste hoffen und wünschen wir; und das letzte lieget jedermann zu befürchten vor augen, der die zeichen dieser zeit recht einzusehen von Gott gewürdiget wird. Es ist ja offenbar, daß keine natürliche Gerechtigkeit überhaupt mehr anzutreffen, daß alles um interesse seyl liege, daß alles durch intriguen, factiones und studia partium von denen subordinirten Magistratibus und Collegiis decidiret, und entschieden werde. Meinen wir dann, Gott werde über solche greuel nimmer aufwachen, Er werde uns immer himmachen lassen, da wir nicht nur mit dem wesentlichen Christenthum unser gespött treiben, sondern auch gar alle heydnische und natürliche gerechtigkeit und billigkeit mit füßen treten?

Ja ihr sollet's endlich zusammen finden, und die Früchte euer bösen Werke essen. Es ist wahrlich die Zeit für der Thür, daß an den meisten Höfen in Europa wird erfüllet werden, was Gott jemahls durch Nebucadnezar an seinem Volk vollführet hat. Wollet ihr es annehmen, und glauben, so geschähe noch heut zu Tag das Wort des Herrn zu einem Jeremia: Gehe hinab in das Haus des Königs Juda (sey einmahl ein Hoff-Prediger) und rede daselbst dies Wort, und sprich: Höre des Herrn Wort, du König Juda, der du auf dem Stuhl David sitzt, beyde du und deine Knechte, und dein Volk, das zu diesen Thoren eingehet. So spricht der Herr: Haltet recht und Gerechtigkeit, und errettet den Beraubten von des Frevlers Hand, und schindet nicht die Fremdlinge, Waisen und Wittwen, und thut niemand Gewalt, und vergießet nicht unschuldig Blut an dieser Stätte. Werdet ihr solches thun, so sollen durch die Thore dieses Hauses einziehen Könige, die auf Davids Stuhl sitzen, beyde zu Wagen und zu Rosse, sammt ihren Knechten und Volk: werdet ihr aber solchem nicht gehorchen, so habe ich bey mir selbst geschworen, (spricht der Herr) Dieses Haus soll zerstöret werden. Und was in diesem ganzen XXII. Cap. sehr nachdenklich weiter zu lesen. Aber wer glaubts, und wem ist der Arm des Herrn offenbahr, da Atheisten und ruchlose Spötter, Thoren, die in ihrem Herzen sagen, es ist kein Gott, fast überall das ruder führen?

Wir kommen wieder zu unserm Propos, und zeigen, wie ein Christlich-gesinnter Regent, als ein Regent, nun ferner Gelegenheit finde, seinen Zweck zur Vereinigung aller mißhellenigen Secten, zu poussiren: da Ihm dann das Jus Episcopale, welches wir Ihm de Jure über das heutige Ministerium allerdings vindiciren, vorschub giebet, solche Leute in kirch- und schul-ämpter sich zu erwehlen, die in der That der einigen wahren Religion zugethan sind, das ist, die nicht suchen, was alle Welt suchet, sondern in wahrer Verleugnung stehen, die Christum lauterlich zum Zweck haben, und nicht um sectirische Meinungen mehr eifern, und die dahero allein geschickt sind, ihre Zuhörer auf das einige nothwendige zu führen; nemlich auf die Reinigung ihrer Herzen, und auf die neue Creatur, die allein in Christo gilt, in welchem Ziel man sich um Ceremonien und Meinungen gar nicht mehr bekümmern wird; und ein jeder das vor sich suchen, was ihn

ewig vergnügen kann. Dergleichen wahre Christen finden sich heut zu tag hier und da einige wenige, und werden sich noch mehr finden, wann Gott in seinen Gerichten die schalcks-decke der heucheley manchen per force wird abreißen, die sich noch nicht zu dieser lauterkeit kehren wollen, außer welcher doch alles predigen und lehren nur fluch und verführung ist, so die arme menschen nur immer mehr verstrickt, und von Gott abführet. O wollten doch dieses diejenigen einmahl fassen, die aus dem lasterhaften Heydenthum, sich zum Judenthum des falschen eyfers und der heucheley bekehret, und nunmehr ihre Väterliche dürstige sectirische saktionen durch die darzu gebrachte pietaet erst recht beschönen und befestigen wollen, welche verführung des Teuffels aerger scheint zu seyn, auch dem Reich Christi praejudicirlicher, als der vorige betrug, da man die Orthodoxie ohne pietaet hat besigen wollen. Man treibet auf ein thätiges Christum, aber in Jüdischer blindheit, und partheiligkeit: die lehre soll in der Sect überall rein und gut sein, und nur das leben gebessert werden, man spricht wohl gar auf den canzeln, das schifflein, welches in den port des himmels fahren wolle, müsse auf beiden seiten ruder haben, auf der rechten die reine lehr, und auf der linken des lebens heiligkeit; man verstehet durch die reine lehr die Symbola der Secte, und nicht die heilsame worte Jesu Christi, da muß nun nothwendig das sectirische unwesen tieffer gegründet, und die jalousie gegen andre Secten in den hertzen der zuhörer nur vermehret werden, die sich durch solchen verführerischen mund bereden lassen, wer nicht die Orthodoxie zum ruder hätte, könne nicht seelig werden; ob er sich schon von der welt unbesleckt bewahret, und an Christum glaubet, oder Ihm nachfolget. Ja, wir sehen den Fall, daß eine Secte gefunden würde, deren Symbola, oder Religions-artikel überall aufs genaueste mit der H. Schrift harmonirten; (welches doch ohnmöglich seyn kann, indem das Institutum Symbola und meinungs-zirkel zu machen, und darauf die kirche zu gründen in ihrer einigkeit, an sich selbst aus dem Reich des Teuffels ist, aus welchem keine gute lehre kann kommen), So wäre es doch vom argen, und eine Marque eines schädlichen Sectirers, wann jemand das arme volck bereden wollte, Gott seye in seiner Liebe, und in dem werck des heyls in Christo an solchem begriff von Göttlichen dingen gebunden, und mache keinen in Christo gerecht und seelig, bis Er ihn zuvor Orthodox gemacht. Solchen thörichten unterscheid und fleischliche Pharisäers-Cautelen finden wir nicht in H. Schrift, welche

keine Condition der seligkeit in dem begriff von Göttlichen dingen suchet, und jedem sein freyes maas läffet, nach der erleuchtung, die er von Gott hat, hingegen allen die seligkeit zuspricht, die das vergängliche verleugnet, und in Christo das ewige gesucht; Alle aber unter die verdamnte zehlet, die bey ihrem grossen wissen und Herr Herr sagen, doch den willen Gottes nicht gethan. Zugeschweigen, daß die schlimmsten Sectirer, selbst die Papisten, die sich mit der allein seligmachenden Orthodoxie sonst gewaltig aufblähen, wann sie gefragt werden, ob sie von herzen glaubten, daß in allen andern Secten kein mensch erhalten und selig würde, sich noch so weit temperiren, und diese frage nicht bejahen mögen; und wir wollen jetzt erst, da wir das rechtschaffene wesen in Christo wiederum vor vielen andern vermeinen gefunden zu haben, unsre Orthodoxie zu einem nothwendigen ruder, oder flügel machen, ausser welchem niemand den weg des heyls treffen könnte. Wie wohl würde man thun, wenn man die Symbola der Secte nicht einmahl mehr werth achtete, auff der Cangel sie zu nennen, als mißgeburten des Antichristes, die bis hieher so viel aergerniß gestiftet: Dann es ist ja unleugbar, daß dergleichen elende sayungen oft so directe wieder die wahrheit anlauffen, und übel aneinander hängen, daß es große Mühe kostet, auch durch detorsiones und gezwungene limitationes nur einen guten sinn herauszuziehen. Da ich bin versichert, daß heut zu Tag viele 7jährige Kinder gefunden werden, die was wichtigeres und besseres solten von dem weg des heyls in Christo aufsehen, als man damahls vermocht, da man nur durch meinungen einander hat bestürmen, und sich zusammen rottiren wollen, und des einigen nothwendigen gang vergessen: Und dennoch schämet man sich noch nicht, immer diesen zusammen geflickten bettlers-mantel wieder umzuhängen, und dadurch sich zu legitimiren, wann die Frage auß Tapet kommt, wo die wahrheit anzutreffen. Habt ihr ja nicht genug wahrheit in dem Zeugniß der H. Schrift, und glaubet, es seye die ordnung des heyls in derselben nicht so verständlich und methodisch abgehandelt, welches doch ganz falsch und erlogen ist, so erwehlet doch solche Systemata, die nicht von zerrütteten meinungs-träbern, sondern von erleuchteten Christen verfasst sind, deren propos nicht gewesen, sich durch meinungen von andern abzusondern, sondern durch die heilsame worte Jesu Christi die leute zum gehorsam des glaubens zu bringen, und alle Theoretische wahrheiten dahin-zu disponiren, daß

das gemüth des lesers in dem lauff zum heyl, und zu seiner ruh, einigen vorschub findet; dergleichen gattung neulichst von Herrn Johann Heinrich Reigen, ehe bevor gewesener Ober-Inspector der Reformirten gemeinen in der grasschafft Solms Braunsfels, ein Catechismus publiciret worden, unter dem Titul: Fürbilde der heilsamen lehre ic. Ich bin versichert, es werde sowohl die jugend in den schulen, als die Alten in den kirchen, aus solcher anweisung mehr frucht zum wahren Christenthum, und zur wahren Religion schöpfen, als aus allen Symbolis, die von anderthalb tausend Jahren her die welt überschwemmet, und die wesentliche wahrheit mehr verbannet, als befördert.

Ja es scheint ganz ohnmöglich, ohne gänzliche Cassirung aller symbolischen sayungen, zur wahren Religion und glaubens-eintracht zu kommen; dann obschon alle dergleichen Sectirer in den gehorsam des glaubens treten, und sich Christo unterwerffen wollten, so würde doch die Praesumption, daß diese Secte für jener bessere artickel und glaubens formeln besitze, nichts als zerrüttung und mißhelligkeit, auß wenigst von innen, gebähren; doch wolte ich keinem Regenten rathen, daß er dem blinden volck par force solche Götzen entziehen solte, dann hieraus würde die Confusion und erbitterung noch schlimmer. Das meiste zur abschaffung solcher bösen schied-mauren wird auf gesunde und erleuchtete Prediger ankommen, und im wahren Christenthum geübte Schulbediente: Diese können allgemach von solcher alten sayungs-främerey abstrahiren, an deren statt dem armen volck die heilsame worte Jesu Christi beybringen; oder auß wenigst eine solche form zu catechisiren sich selbst stellen, in welcher alle meinungs-Controversien, nach art der lehre Christi, ganz abgeschnitten, und allein die buß und verleugnung, und der glaube sampt der liebe, getrieben, oder eine rechte natürliche Methode verfasset sey, durch was vor wege und mittel der gefallene mensch wiederum von dem Reich der sünden, und dem bild des Satans könne befreyet, und zum verlohrenen Göttlichen bilde, oder zur Göttlichen natur, als worinnen allein die wiederbrachte seeligkeit bestehet, durch Christum geführet werden. Eine solche form der heilsamen lehre würde gar leicht von allen Seiten angenommen und gebilligt werden; es würde auch keiner daran einen sonderbaren eckel finden, als nur die, welche den bauch zum Gott gemacht, und sich in Christo dennoch eine Seeligkeit einbilden, die ihnen Gott per absolutam potentiam nicht geben kann; dann ohnmöglich, kan Gott jemand seelig machen, Er

befreye ihn dann zuvor von dem koth der sünden, und vereinige sich selbst mit ihm, in welcher gemeinschaft alle seligkeit gegründet ist. Wehe dem thoren, der hier von solcher gemeinschaft entfernet gewesen, und doch dieselbe nach dem tode hoffet.

Denen Protestanten könnte die eitelkeit ihrer Symbolischen sagungen aus ihren eigenen hypothesibus leicht vor augen geleyet werden, da sie gegen die Pöbster die klarheit und zulänglichkeit der H. Schrift steiff defendiren. Diese Protestation ist facta contraria, so lang man sich nicht allein mit H. Schrift behelffen kann oder will. Warum tabelt man an Pöbsten, daß sie sich an Concilia und des Pöbsts Decreta halten, da man sich nicht hat anders vereinigen, und in der einigkeit maintainiren können, als durch neugebaete Concilia und Pöbsten- Decreta, ja gar durch Gotteslästerliche eydschwüre auf solche elende sagungen. Er kennet hierbey, was es sey vom Pöbst abfallen, und Christo doch nicht folgen wollen; Ihr habt Christum und seinen Geist zum Fundament eurer Reformation und glaubens einigkeit nicht geleyet, daß euch solcher die Schrift hätte geöffnet, und in alle wahrheit geleitet, darum hat es nicht anders seyn können, woltet ihr nicht so viele Secten sehen, so viel vom Pöbst abgefallene Pöbsten nun mit ihrer eignen vernunft die Schrift durch philosophirten, und neue Orthodoxie daraus suchten, ihr mustet wiederum fressen, was ihr gespeyet, und denen Pöbsten durch euer eigen Exempel de facto gestehen, daß auffer Christo und seinem Geist keine sectirische verfassung ohne äuserlichen zwang lang bestehen könne. Darum dencket doch einmahl wiederum an die allererste wege des wahren Christenthums, lege den grund zu euern Religionsgebäuden, den Christus legete, da Er die leute zu seinen Jüngern machte, suchet eure Religionsvereinigung in nichts, als in der gemeinschaft mit Christo, und seinem Geist, auffer welchen doch keine Religion, die Gott gefallen könnte, zu finden ist, lasset der erkantniß der wahrheit ihren freien lauff, nach dem maas, das der Geist Gottes in seiner erleuchtung selbst giebet, wie es von anfang war, denen, die Gott von herzen in wahrer buße suchen, heisset die leute nicht glauben, wovon sie in Gott keine gewisheit haben, so werdet ihr in kurzem sehen, wie alles falsche wesen von sich selbst dem glanz der wahren Religion weichen wird. Machtet keine kennzeichen der wahren kirch, die die kinder des Reichs der finsterniß auch zeigen können, sonderet darinnen sonderet euch ab, worinn die ewige wahrheit sich selbst vom Reich der lügen absondert, habt keine gemeinschaft mit

den unfruchtbarren werken der finsterniß, sondern strafet sie an andern, mit eigenem Exempel und worten, verbindet nicht Christum mit Belial, wann ihr euren kirchen-hauffen vermehren wollet; so wird euer kirch heilig seyn, und eure gemeine nicht eine versammlung der gottlosen, sondern, wie es von anfang war, ein Systema des lebendigen leibes Christi, ein pfeiler und grund-feste der wahrheit, ein hauß auf einen felsen gegründet, das keine gefahr fürchtet, weil die welt hie schon überwunden ist.

Dieses ist es, was vor jetzt, von dem Sectenwesen zu entwerffen man vor Gott gedrungen worden. Man hat auf Gottes und seiner wahrheit ehre, und auf seines armen nechsten heyl lauterlich gesehen; hoffet derothalben, es werden die Grossen dieser welt sich von ihren schlimmen geist- und weltlichen Ministris nicht verleiten lassen, gegen den was widriges zu unternehmen, der ihr bestes mit ernst suchet, und beschweden durch alle heucheley und schmeicheley hindurch gedrungen. Ich ehre alle Hohen dieser welt in dem Character, den Ihnen Gott beygelegt, werde aber beschweden nicht den argen anbethen, der sich an Gottes statt gesetzt. Wolte Gott, unsere Regenten erkannten einmahl, was zu ihrem, und ihres landes frieden dienet, und führeten sich auf, als ampts-leute Gottes, deme sie endlich müssen rechenschaft geben, gleichwie sie von ihren bedienten rechnung fordern, so würde es in der welt gar gut stehen, und nicht alles so zum zorn Gottes reiff werden, ja schon mitten in der flamme stehen.

So weit Dippel.

In der Mitte stehend zwischen Syncretismus und Aufklärung, hatte er an beiden sein Theil.

Denn haben wir oben gesehen, daß der Syncretismus als ein System der Gleichgiltigkeit gegen die trennenden Dogmen, der einzig mögliche populäre Ausdruck des Schwendfeldianismus war, daß er an dem letzteren nur seine Richtung gegen das Symbol aufgreifen, nur diese Richtung, eben weil sie die einzige nach außen hin gehende war, in die Deffentlichkeit bringen konnte, so suchte Dippel diejenige Unvollkommenheit am Syncretismus, wonach dieser blos eine Arbeit des Sichtens, des Reducirens auf wenige Größen war, also immer noch einige Größen stehen lassen mußte, dadurch zu curiren, daß er auch das

letzte Päckchen Fundamentalartikel wegwarf. Das nannte er Religionsvereinigung „ohne einigem Syncretismo,“ dieser Syncretismus ohne Syncretismus war aber in der That die reinste und höchste Form des Syncretismus.

Dippel's Syncretismus war die Vergangenheit an ihm. Mit dem bloßen Wegwerfen der Dogmen ist Nichts gethan.

Aber indem Dippel den Syncretismus vollendete, ging er auf den Ursprung desselben, auf das Gemüth, zurück. Er suchte das innere Wesen des Geisteschristenthums sicher zu stellen. Und insofern befand er sich im Anfang der Aufklärung, hier wies er auf diejenige Stelle hin, wo die Philosophie zu wirken, die Religion zu ergreifen und ihren letzten Sieg zu feiern habe, — auf das Gemüth des Menschen.

Zum Beginn dieser philosophischen Arbeit hat Dippel Großes geleistet: er hat in einer Masse von Schriften die Dogmen der Orthodoxen nach den Tendenzen und Anschauungen des menschlichen Gemüths beurtheilt. Wo er die Glaubenslehre mit dem Gemüth, welches er als liebevoll, friedselig, nach dem Guten strebend begriff, im Widerspruch fand, da griff er die Lehre an: also beweisend, daß des Menschen Bedürfniß das Maß der Religion sey. Darum mußte er sich vor Allem gegen die orthodoxe Versöhnungslehre richten, weil sie einen zornigen Gott voraussetzt, ein solcher Gott aber in Dippel's Herzen keinen Anklang fand.

„Den Menschen,“ sagt Bruno Bauer im ersten Bande seiner Geschichte der Politik, Cultur und Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, „welchen der Pietismus unsicher und wankend gemacht hatte, versuchte Dippel zum Stehen zu bringen und hier auf dieser Erde zum Mittelpunkt des religiösen Weltsystems zu machen.

„Seine Aufklärung ist religiös und besteht darin, daß er das Interesse des Versöhnungswerkes entgegengesetzt dem biblischen System nicht in die Beschwichtigung des göttlichen Zornes (sondern in den Menschen, der zu erneuern ist) legt. Alle seine zahlreichen und weitschweifigen Streit-schriften behandeln immer nur ein und dasselbe Thema, daß Gott keiner Satisfaction bedurft habe, daß der Sinn des himmlischen Vaters keiner Veränderung unterworfen, die Leidenschaft des Zornes und des Rachegefühls dem Himmel fremd sey und Alles nur auf den Menschen ankomme. Der Mensch brauche nur zu wollen, Kraft, Verstand und Willen zu Gott zu richten, so sey Alles abgethan. Am Wenigsten sei es gar noch nöthig, daß der Heiland immerfort, auch jetzt in der Gegen-

wart um den Vater beschäftigt sey, die Menschen bei ihm zu vertreten. Wenn sie wollten, würden sie gewiß von seiner Gemeinschaft nicht ausgeschlossen seyn.“

Dippel konnte sein menschliches System nur dem biblischen gegenüberstellen. Er konnte nicht in das letztere eingehend erklären, warum es einen zornigen Gott haben müsse (darum nämlich, weil dasselbe in Gott den Mittel- und Ausgangspunkt aller religiösen Acte besitzt und also einen zornigen Gott haben muß, um den Gedanken der Versöhnung in ihm zu erklären). Hätte Dippel den Charakter seines Gegners erkannt, so hätte er dies Erkenntniß auch in die Worte kleiden müssen: „Das biblische System ist das religiös consequentere, denn wenn der Religiöse eines höchsten Gotteswesens bedarf, in welchem Alles, was ist, seine Erklärung und Leitung findet, so muß er auch die Motive des Versöhnungswerkes in diesem sein höchstes Wesen sehen und also einen zornigen Gott annehmen.“ Hätte aber Dippel den letzteren Gedanken gehabt, so würde er auch die Resultatlosigkeit eines Kampfes, in welchem er das höchste Wesen stehen ließ, eingesehen haben, d. h. — er wäre nicht Dippel gewesen.

Edelmann über Dippel.

„Ihr Kinder Juda, und treuen Bekenner der Wahrheit, ihr Kinder Israel, die ihr in der Kraft des Glaubens mit Gott und Menschen kämpfet, schon hier und da in den Ländern zu Hauße kommt, und euch mit einander an ein Haupt haltet, Hos. 7, 11. Euch redet noch jezo der Geist des Herrn durch Hoseam also an. Cap. 2, 2. 3—5.

„Sprecht das Urtheil über eure Mutter (die fälschlich sogenannte Evangelische Kirche), sie sey nicht mein Weib, und ich will sie nicht haben. Heißt sie ihre Hurerey von ihrem Angesichte weg thun, und ihre Ehebrecherey von ihren Brüsten. Auf daß ich sie nicht nackt ausziehe, und darstelle wie sie war, da sie gebohren ward, und ich sie nicht mache wie eine Wueste und wie ein dürres Land, daß ich sie nicht Durst sterben lasse, und mich ihrer Kinder nicht erbarme. Denn sie sind Huren Kinder, und ihre Mutter ist eine Hure, und die sie getragen hat, hält sich

schändlich und spricht: Ich will meinen Buhlen nachlauffen, die mir geben Brod, Wasser, Flachs, Del und Trinken.“

Dieses Motto finden wir als Einleitung zu der Schrift Edelmanns:

Unschuldiger Wahrheiten Rechte Unterredung,
in welcher
von dem Streite der Orthodoxen mit dem bekannten Christiano Democrito unparteiisch und ohne Ansehen der Person geredet und das vornehmste in der Materie von der Rechtfertigung berührt wird.
Im Jahr 1735.

Was in diesem Gespräche Dippeln angeht und uns denselben näher kennen lehrt, lasse ich hier folgen:

Doxophilus.

Wie so tiefsinnig und in Gedanken, werther Freund Philalethe? Ich habe euer mit größtem Verlangen erwartet, weil mir dünket, ich hätte euch bey dieser Unterredung mehr zu fragen als sonst jemahls.

Philalethus.

Ich betrachte eben mit aufmerksamem Gemüthe eine sehr nachdrückliche Stelle in dem Propheten Hosea, in welcher ich den Zustand unsrer Zeiten recht mit lebendigen Farben abgemahlet sehe, wobey ich auf die Materie von unsrer gegenwärtigen Unterredung fiel, da ich mit euch von dem Streite der Orthodoxen mit dem bekannten Democrito reden soll. Es fiel mir dabey ein, was ich hin und wieder von diesem Manne raisonniren hören. Diejenigen, die sonst nebst ihm eben die Wahrheiten erkennen, die er öffentlich bekant hat, wollen dennoch mit seiner Schreibart nicht zufrieden seyn, als welche ihnen immer zu hefftig, bitter, stachlicht und lieblos vorkommt. Ich muß auch gestehen, daß ich Anfangs selber in den Gedanken gestanden, als müßten Christen bey aller und jeder Gelegenheit nur lauter liebevolle Expressiones von sich hören lassen: Allein, wenn ich die Bibel zur Hand nahm, und im alten Testamente die Propheten mit ihrer verfallenen Kirche reden hörte, wenn ich von Christo selbst und seinem sanftmüthigsten Apostel Johanne gleichwohl die empfindlichsten Ausdrückungen fand, wenn sie mit Leuten zu thun hatten, die der Wahrheit widerstunden; ja wenn ich endlich selbst Lutherum ansehe, und bedenke, daß seine Nachfolger das einen spiritum heroicum an ihm nennen, daß er das Papstthum so empfindlich an-

greiff, dabey aber die Macht eingewurzelter Irrthümer betrachte, mit welchen Gott unmöglich zärtlich umgehen kann; so gestehe ich auch, daß ich an mich gehalten mit meinem Urtheil, und diese Materie einmahl in einer eigenen Unterredung mit euch zu erwegen, der Mühe werth geachtet, da wir von dem Mißbrauche des Wortes Lieblosigkeit mit einander reden und die Frage abhandeln wolten: Ob diejenigen wider die Liebe handeln, die die verführerische Clerisey, Betrüger, Lügner und Verführer heißen: Weil wir aber noch von verschiedenen andern hochwichtigen Materien werden zu reden haben, wollen wir diese noch auf eine Zeitlang ausgesetzt seyn lassen. Inzwischen kann ich bey Betrachtung der Weissagung Hoseas und bey denen dabey vorkommenden Umständen mich nicht enthalten, allen Secten der Christenheit, und insonderheit unsern Evangelischen armen verführten Brüdern aus wahrer Liebe zuzurufen: Wer Ohren hat zu hören, der höre, was der Geist den Gemeinen (nicht dieser oder jener Theologischen Facultät oder Consistorio) sagt. Denn meinet nicht, werther Doxophilo, daß diese Weissagung nur die jüdische abtrünnige Kirche angegangen, sonst werdet ihr zu spät derselben Erfüllung mit Reue, Scham und Schmerzen auch an eurem Theile mit erfahren müssen. Denn wie es jene nicht glauben wollten, wenn ihnen die Propheten dürre unter das Gesicht sagten im Namen Gottes: Nun will ich ihre Schande ausdecken vor den Augen ihrer Buhlen, und niemand soll sie von meiner Hand erretten: Und NB. Ich will es ein Ende machen mit allen ihren Freuden, Festen, Neumonden, Sabbathen, und NB. allen ihren Feyer-Tagen; Hos. 2, 10. 11. Wie, sage ich, die Juden das damals gar nicht glauben konnten, weil Gott ihren ganzen Gottesdienst selber angeordnet; also wollen es die Secten der Christenheit bis diese Stunde auch nicht glauben, daß diese Weissagung sie noch angehe. Sollte nun der Herr zu unsern Zeiten nicht noch weit mehr Ursache zu schelten haben, als zu der Juden Zeiten? Diese waren in vielen Stücken weit eher zu entschuldigen, als die arme heutige betrogene und jämmerlich verführte Christenheit. Denn jene wußten gewiß, daß ihr äußerlicher Gottesdienst und Ceremonien von Gott waren eingesetzt und verordnet worden. Das meiste aber des Christlichen äußerlichen sogenannten Gottesdienstes unter allen Secten ist nur von Menschen erdacht, oder wo Gott wirklich was verordnet hat, da haben wir nach unserm Belieben bald darzu, bald davon gethan, und doch der armen Einfalt weiß gemacht, das alles wolle Gott so haben. Urtheilet nun, ob Gott mit solchen Leuten, die sein Volk verfüh-

ren und vom Herrn abwendig machen, könne gelinde umgehen lassen? Ich meine ja, eben dieser Christianus Democritus habe den armen verblendeten Orthodoxen, so wohl, als ihren Antagonisten den sogenannten Pietisten ihre Schande bergestalt vor ihren Buhlen, das ist, vor denen, die sie bisher vor Lumina Mundi gehalten, aufgedeckt, daß sie niemand auch von ihren streitbarsten Helden aus dieser Hand des Herrn hat erretten können. Sie haben diesen Mann, den mancher in seinem Orthodoxen Eyffer wohl gerne mit den Zähnen zerrissen hätte, dennoch müssen unangetastet lassen, und wenn ich alles recht erwege, so kann ich nichts anders als Gottes Hand zu einer neuen Reformation seiner Kirche darunter erkennen.

Doxophilus.

Das kann ich doch gleich wohl nicht sehen, ob ich gleich sonst nicht leugnen will, daß dieser Mann viel Mißbräuche entdeckt, und heftig dawider geschmäht, welches aber eine Sache ist, die auch ein jeder fleischlich gesunnter Mensch gar leicht thun kann, zumahl wenn er weiß, daß bey der heutigen Welt niemand eher emergiren kann, als wenn er nur mit einer gewissen Frechheit das Alte verwirfft und neue seltsame Meinungen auß Tapet bringt; wenn ich das bedende und den schlechten Erfolg von dem Unternehmen dieses Mannes betrachte, so kann ich eben noch nicht sehen, daß Gott besonders seine Hand bey ihm sollte mit im Spiele gehabt haben.

Philalethus.

So müßt ihr noch gar nicht wissen, was der Haß der Clerisey zu bedeuten habe, noch was der große Gott in ganzen Ländern und Königreichen vor Erkänntniß durch diesen Mann geschendet habe, selbst unter der Clerisey unsrer Parthey an vielen Orten. Ihr leugnet ja nicht, daß Gott besonders mit Luthero gewesen, als er das Werk der Reformation angefangen. Erweget aber ein wenig die Umstände, die sich bey der Reformation Lutheri eräußert, als er das Pabstthum attackirt, und haltet sie gegen die Attaque des Democrati, die er auf das ganze, durch Reichs-Abschiede und Friedensschlüsse so formidabile verschanzte dreyfache grosse Secten-Gebäude, mit dem größten Nachdruck gethan, so werdet ihr, wenn ihr unparthelisch urtheilen wollt, dem Democrito vor Luthero noch einen großen Vorzug lassen. Denn (1) attackirte Luthe-

rus ein dummes und von offenbaren Betrügereyen zusammengesetztes, auch den meisten Vernünftigen schon zum Ekel gewordenes Pabstthum, daß sogleich ein jeder einfältiger Mensch, wenn er nur ein wenig Liebe zur Wahrheit besaß, sehen mußte, Lutherus hätte recht. Democritus aber hat die mit einer dreysfachen, ja wohl hundertfachen starken Secten Mauer umgebene Maul-Christenheit attackirt, deren streitbahre, und links und rechts sich zu schwenden gewohnte Clerisey, sich mit den politestesten und raffnirtesten Waffen versehen, und an Gelehrsamkeit und Spitzfindigkeit die dummen Mönche im vorigen Pabstthum so weit übertraff, als die Sonne den Mond, die folglich geschickt waren, allen ihren Sachen ein solches Färbchen anzustreichen, daß auch die klügsten Politici, ja sie selber sich einbilden mußten, sie hätten die Wahrheit bey allen vier Zipseln. (2) War zu Lutherus Zeiten noch nicht durch solenne Friedens-Schlüsse und Recesse ausgemacht, daß keine andere als die Römisch-Katholische Religion im Heil. Römischen Reiche solte gelitten werden, sonst würden die Papisten unfehlbar die Oberhand wider ihnen behalten haben, wenn sie dem Kayser nur hätten ein so solennes Instrument vorzeigen können, als der Westphälische Friede zu unsern Zeiten: Democritus hat hingegen in Wahrheit durch Geringsachtung aller dieser, so fürchterlich in die Augen fallenden menschlichen Hoheiten, so was heroisches und heldenmüthiges von sich blicken lassen, als wir kaum an Luthero gewahr werden; Damit er aber satksam bewiesen, daß die Waffen seiner Ritterschaft nicht fleischlich, sondern geistlich gewesen. Denn weil er alle Secten überhaupt angriff, so war er eo ipso im Römischen Reiche nicht zu dulden, massen der Westphälische Friede nur der Römischen, Lutherischen und Reformirten Religion ihr freies Religions-Exercitium in Teutschland erlaubt. Er war also, wenn man's recht betrachtet, so Vogel-frey, als Lutherus, da er in die Acht erklärt wurde; wie ihm denn die erbitterte Clerisey, die sich allemahl ihres Bauchs fürchtet, so gern den Reichs-Fiscal auf'n Hals gehezt, als sie das Leben gehabt, wenn Gott nicht seine Hand über ihn gehalten. (3) Ueberdies hatte Democritus keinen so mächtigen Reichs-Fürsten zu seinem Schuß und Rückenhalter, wie Lutherus an dem Churfürsten von Sachsen und andern Grossen des Reichs. (4) Griff er nicht nur etliche Mißbräuche an, wie Lutherus mit dem Pabstthum that, sondern er ließ in der ganzen Orthodoxie nicht einen einzigen Articul unangetastet, und warf als ein andrer Simson den ganzen Gößen-Tempel der so fest gegründeten Academischen Theologie dermassen übert Hauffen, daß man

wohl mit besserem Rechte nun von ihm sagen könnte, was ehemals die Socinianer von Socino rühmten,

Alta ruit Babylon, destruxit tecta Lutherus,
Muros Calvinus, sed funditus omnia Dippel.

Das ist:

Das hohe Babel fällt, Lutherus reißt das Dach,
Calvin die Mauern ein, den Rest stürzt Dippel nach.

(5) fand Lutherus gleich Anfangs einen starken Beyfall von Gelehrten und Ungelehrten, weil seine Sätze mehr in die Sinne fielen, und den äußerlichen Ceremonial-Gottesdienst nicht platt abschafften; Democritus aber mußte von den strengen und gelinden Geistlichen seiner sowohl, als anderer Partheyen sich dergestalt widersprechen lassen, daß wohl kein Wunder gewesen wär, wenn er von freien Stücken widerrufen hätte, damit ihn nicht alle Welt vor rasend halten möchte: Aber durch alle diese Hindernisse ist er fast allein durchgebrochen, und hat keinen Gehülfen mit sich gehabt, wie Lutherus im Melanchthone und andern. (6) Stund Democritus seiner äußerlichen Umstände wegen noch lange nicht in solcher Auctorität, da er zu schreiben anfing, als Lutherus. Denn von einem etwa 24 jährigen Jünglinge kunte wohl noch mancher graubärtiger Doctor sagen: Wie solt uns dieser weisen, was gut ist: Aber Lutherus hatte einen ordentlich geformten Menschen-Beruf, und war als ein Doctor Theologiae verbunden, nach seinem Gewissen die Wahrheit zu sagen. Dem Democrito aber konnte der Boyanz eines erman gelnden menschlichen Berufs noch manchen Zweifel machen, ob er auch recht thät. Doch wenn Goliath fallen soll, so wird eben nicht allemahl ein ansehnlicher Elias darzu erfordert, es kann es auch ein junger David verrichten; und das hat Gott mit diesem Manne bewiesen, der zwar seiner natürlichen Gaben nach weder einfällig noch ungeschickt war, aber dem doch die Orthodoxen nimmermehr zugetraut, daß er sie so erbärmlich auf die Finger klopfen würde, wenn sie aus ihrer Theologischen Gaukel-Tasche spielen würden. Daß aber auf seine Unternehmen keine solche sichtsliche Veränderung in der Christenheit erfolget, wie auf die Reformation Lutheri, das ist vielmehr ein Kennzeichen, daß seine Reformation mehr auß innere und wahre Wesen des Christenthums gegangen, als daß er Willens gewesen, eine neue Secte aufzurichten; daß aber allen Orthodoxen Einwendens ungeachtet viel tausend Leuten durch seine Schriften die Augen aufgegangen, ob diese sich gleich nicht alle öffentlich

gleich melden, das ist gewiß auch nicht zu läugnen, und in diesem ganzen Verfahren finde ich in Wahrheit recht was Apostollisches.

Doxophilus.

Ihr redet ein wenig gar zu passionirt von diesem Manne, da ihr doch sonst unpartheilich seyn wollet. Es ist euch nicht genug, denselben mit dem theuren Luthero zu vergleichen, ihr ziehet ihn diesem gar vor, und machet aus seinem frechen Verfahren, da er in seinem heftigen Natur-Geiste alle Religionen üben Hauffen werfen wollen, gar ein Apostollisches Verfahren, welches meinem Bedünken nach ziemlich einseitig klingt.

Philalethus.

Es kann nicht anders klingen, werther Doxophile. Denn weil die Wahrheit allemal nur auf einer Seiten ist, und nie auf beiden Seiten mit den Baals-Pfaffen zu hinden pflegt, so muß auch der, so ihr Beyfall giebt, der Gegenpart passionirt vorkommen. Daß ich aber keineswegs ein blinder Anbeter des guten Democriti bin, kan ich euch vielleicht ein andermahl ausführlich zeigen, wann wir etwa seine Philosophischen Controversien mit einander anzusehen solten Erlaubniß haben. Jezo aber geht mirs fast mit euch, wie dort dem Blindgebohrnen mit den Pharisäern. Diesem hatte Jesus seine leiblichen Augen aufgethan, und er erkannte daraus, daß er mehr als ein bloßer Mensch seyn müste, aber darüber fluchten ihm die Pharisäer und sprachen: Du bist sein Jünger. Joh. 9, 28. Wenn nun der ehrliche Democritus durch seine Schriften mir meine innerliche Augen geöffnet hätte, wie ich euch doch gestanden, daß das nicht durch ihn geschehen, so frag ich euch, ob deswegen, weil ihm die Orthodoxen feind seyn, ich ihn auch hassen sollte? Wenn ihr das passionirt nennen wollt, wenn einer der Wahrheit zufällt, und diejenigen, die sie bekennen, mit ihrem gebührenden Lobe belegt, so seydt ihr das vor den Augen der ganzen Welt weit mehr als ich: Indem ihr Luthero ganz blindlings folgt, und sowohl seine Irrthümer rechtfertiget, als ihr seine Wahrheiten annehmet, welches ich bey dem Democrito keineswegs thue, wie ihr schon mit noch mehreren hören werdet, ob ich gleich mit gutem Gewissen von ihm sagen kann, was dort die Knechte der Pharisäer von Christo sagten, da sie ihn greifen solten, Joh. 7, 46. Es hat noch nie kein Orthodoxe also geredt wie dieser Mann. Denn wo das kein Apostollisches Verfahren seyn soll,

wenn sich einer mitten unter den Schwarm der verbitterten Clerisey wagt, ehe er noch weiß, ob auch ein einziger Mensch, wenn er gleich sonst fromm wär, ohne Beyfall geben möchte; wenn einer ganz allein allen ihren Tand übern Hauffen wirft, mit Stephano ein Hauffen sogenannte Laster-Worte wider Mosen und die heilige Stätte (ich meine, wider die frucht- und kraftlosen Ceremonien des Christenthums, und wider die vor heilig gehaltenen steinern und hölzernen Kirchen, sonderlich wider den H. Beicht-Stuhl, Tauff-Stein, Cangel und Altar) rebet; wenn einer, die in den wahren Tempeln Gottes, in den Herzen der Menschen, stehenden Greuel der Verwüstung, ich meine, die Gott und Menschen scheußlich in die Augen fallenden Säge der Orthodoxie umzureißen, und auch aus dem äußerlichen Vorhoff des Tempels, aus der äußern Verfassung der sichtbaren Kirche, die Krämer und Wechsler mit seiner empfindlichen Schreibart, als mit einer scharfen Peitsche auszutreiben sucht, und bey vielen Wahrheit liebenden Gemüthern würdlich ausgetrieben, wenn einer dabey keinen Anhang affectiret, noch eine eigene Secte aufzurichten bemüht ist, sondern allenthalben den Fußtapfen der alten Apostolischen Kirche nachzuspühren trachtet, wenn, sage ich, dieses kein Apostolisches Verfahren sein soll, so sagt mir, welches ist eins? Warlich! Symbola machen, den weltlichen Arm auf seine Seite ziehen, die Sicherheit seiner Secte mit mörderischen Waffen vertheidigen, ums Glaubens willen ganze Ströme Blut vergießen, Land und Leute verwüsten, die Widriggesinnte mit Gewalt vertreiben, ihre Stifter und Klöster secularisiren, die Revenuen derselben zur Ueppigkeit und Wolust anwenden, dem Kayser, als seinem rechtmäßigen Oberhaupte, selbst die Spitze bieten, ihm endlich einen Vertrag abtrogen, hinter welchem unsre Secte sicher seyn kan: Dies Alles sind meinem Bedünken nach schlechte Apostolische Thaten, wie ein jeder leicht sehen kann. Wie mögt ihr nun so neidisch seyn und einem andern eine Ehre nicht gönnen, die er doch, wenn mans ihm gleich Schuld giebt, nie affectiret hat? Wo Lutherus zu seinen Zeiten etwa einen Antagonisten fand, der öffentlich wider ihn schrieb, da traff ihrer Democritus gleich hundert an. Denn sie mußten vor ihren Bauch jezso weit hitziger fechten, als die Papisten, weil das Lutherische Pabstthum noch nicht so fest gegründet war, als das Römische, außerdem mochte er gleich noch so speculativisch und mystisch von göttlichen Dingen geschrieben haben, sie würden ihn gern mit Frieden gelassen haben, wie ich mich denn nicht erinnern kann, daß die Orthodoxen so heftig wider die Mysticos getobet, als wider die Pa-

naticos: Denn jene lassen ihren Kram unangetastet, und reden von lauter Sachen, die den armen Geistlichen viel zu hoch seyn: Von diesen aber hat es das Ansehen, als wolten sie an ihre Fana oder Götzen-Tempel, und da müssen sie dann schreyen, was sie können: Groß ist die Diana der Epheser, Act. 19, 34. Wie aber die damaligen Tumultuanten zu Ephesus, der mehrere Theil, nicht wußten, warum sie zusammen kommen waren: Paulus und seine Gefährten auch gar nicht in Willens hatten die dasigen Herren Geistlichen mit Gewalt aus der Stadt zu vertreiben, und den neuen Christen den schönen Tempel zu Ephesus einzuräumen, wie es zu Zeiten der Reformation ergangen; also geht es den armen blinden Orthodoxen auch: Einer schreyet mit dem andern um die Wette: Die Religion ist in Gefahr, die Schwermer reißen alle Religion übertäuben lassen, lassen wir sie so gehen, so kommen die Politici, die ohnedem uns armen Schwarz-Röcken nicht gar zu grüne, und nehmen uns vollends Land und Leute, Acker und Weicht-Kinder, und heißen uns wohl gar mit den einfältigen Aposteln in alle Welt gehen, oder legen uns die hungerleiderliche Bestallung vor, die Christus schon vor langen Zeiten seinen ersten Busßpredigern ausfertigte, Matth. 10, 8. und nach welcher Saulus, der ein wenig scrupulos war, sich ganz genau und stricte richtete, 1. Cor. 9, 18. und 2. Cor. 11, 17. Wie würden wir da zurecht kommen? Nichts haben wir sonst gelernt, als ein bißchen plaudern, und den Leuten von dem, was man uns auf Universitäten vorgekaut, einen tröstlichen Wind vorzumachen, welches uns doch gleichwohl auch unser propre Geld kostet, und von dem wir die Stunde noch cent pro cent genießen, wovor man uns aber nicht eine taube Nuß geben würde, wenn die Schwermer nur einmahl so öffentlich mit den Leuten reden sollten, wie wir. Drum ist es hohe Zeit, daß wir laut rufen. Denn unser ist viel, damit wir jene zum wenigsten übertäuben und ihre Schriften den Leuten recht abscheulich abmahlen mögen, wenn wir sonst nicht gegen sie aufkommen können. Aber die guten Leute sollten sich nicht so heilig lauffen. Denn diejenigen, mit denen der Schleicher Paulus und der Fanaticus Dippel reden, haben schon einen zu weiten Vorsprung vor ihnen, und sie werden sie mit all ihrem Geschrey nicht zurück rufen können; die aber, so sich von denselben noch zurück halten lassen, die hören auch weder Paulum noch Democritum, folglich, weil deren allemahl der größte Theil, die sich am Narren-Seile führen lassen, so dürfen sie eben sobald noch nicht besorgen, daß es

ihnen an Cameraden fehlen werde. Wenn sie sich aber wollen rathen lassen, und sich der Apocalyptischen Augen-Salbe bedienen, damit sie ihre Schande sehen lernten, so glaub' ich gewiß, Gott würde ganz anders mit ihnen reden lassen. Weil sie aber Gottes bisher auf eine enorme Art gespottet, so muß Gott ihrer wieder spotten und solche Werkzeuge erwecken, die ihnen ein doppelt, gerüttelt und überflüssiges Maas zumessen, welches denn Democritus an seinem Theile redlich gethan hat. Wer sich daran stoßen will, der sehe zu, daß er kalt oder warm und nicht lau sey. Ich meines Orts glaube, es könne niemand etwas nehmen, es werde ihm denn gegeben, Joh. 3, 27. und also will ich lieber das Werk Gottes in seinen Werkzeugen preisen, als selbiges vernichten helfen. Irre ich dißfalls, so verzeihe man mirs, gleich wie ichs denen gern verzeihe, die das doch nicht so einsehen können.

Doxophilus.

Scheint es doch, als hätten ihr mit der Neigung zum Democrito auch seinen stachlichten Stilum gelernt. Es wäre aber besser, ihr lernet von Christo sanftmüthig und von eurem himmlischen Vater barmherzig sein. Was haben euch die armen Orthodoxen gethan, daß ihr sie so hönisch tractiret, als nimmermehr Elias ehedessen die Baals-Pfaffen. Irren sie, so sagt ihnen die Wahrheit mit Oлимп und Gültigkeit, und weiset sie mit sanftmüthigem Geiste wieder zurechte, so werdet ihr Christlich handeln, und dem Exempel eures Heylandes ähnlich werden, auch vielleicht andern schon wahrhaftig Frommen weniger anstößig fallen, als wenn ihr noch ein so heftiges Natur-Feuer blicken lasset.

Philalethus.

Richtet nicht, lieber Doxophile, vor der Zeit, bis der Herr kommt, welcher auch wird ans Licht bringen, was im finstern verborgen ist, und wovon weder ihr, noch irgend ein Mensch urtheilen kann, und den Rath der Herzen offenbahren. Alsdem wird einem jeglichen demnach von Gott Lob wiederfahren. Ich bin euch zwar herzlich verbunden vor eure Christliche und wohlgemeinte Ermahnungen; erlaubt mir aber nur, daß ich von dem, was ihr in thesi gar recht und wohl gesprochen, die Application nach der Schrift, den Exempeln Gottes und der Propheten, Christi und seiner Apostel selbst, mache, so werdet ihr hoffentlich ein ander Urthell fällen. Erstlich sprecht ihr, ich hätte mit der Neigung zum Democrito auch seinen stachlichten Stilum gelernt. Wie weit das sey

oder nicht sey, kan ich selber nicht wissen, und also weder ja noch nein darzu sagen; so viel aber bekenn' ich euch unverholen, daß ich eine geheime Neigung zu diesem Manne trage, weil ich was heroisches und unerschrocknes bey ihm gewahr werde, welches aus unserm zwar trostigen, aber auch verzagten Herzen seinen Ursprung nicht haben kann. Gesezt nun, ich hätte etwas von seiner Schreib-Art, die ihr stachlicht nennet, so kan ich den lieben Herrn keinen bessern Rath geben, als die Worte, die jener über einen Igel schrieb: Noli me tangere. Denn gleich wie dieses Thier sonst niemandem was thut, als dem, der es unvorsichtlich angreift, also werde ich auch keinen stechen, der mich in meiner Eingezogenheit unangegriffen läßt. Die Wahrheit führt freylich allemahl einen Stachel mit sich, welchen aber nur der empfindet, so sie reizet. Habt ihr aber gelesen, was Gott zur abgefallenen Kirche spricht, Hos. 2, 6. Siehe, ich will deinen Weg mit Dornen vermachen und eine Wand davor ziehen, daß sie ihren Steig nicht finden soll. Ich meine ja, es sey den schnaubenden Orthodoxen schwer genug worden, wider den Stachel der Wahrheit in Democrito zu leiden, wie denen, die zum Unterschied des Guten und Bösen geübte Sinne haben, gar leicht zu sehen seyn wird. Was aber mich betrifft, so muß ich erwarten, wozu mich Gott brauchen wird. Denn von mir selber habe ich weder Gelindigkeit noch Schärffe, werde dahero weder eins noch das andre affectiren, wo es nicht in der That ist. Sanftmuth von Christo, und Barmherzigkeit von meinem himmlischen Vater zu lernen, welches ihr mir ferner recommandiret, das bemühe ich mich täglich, und zwar eben auf die Art, wie Christus in den Tagen seines Fleisches sanftmüthig war, und wie der himmlische Vater noch diese Stunde barmherzig ist. Wie war dann Christus sanftmüthig? Bewies er gleiche Sanftmuth gegen alle und jede Irrende, oder ließ er auch seinen göttlichen Ernst und Eifer gegen die muthwilligen Widersprecher der Wahrheit blicken? Ich meine ja, er habe hie einen solchen Unterschied lassen blicken, daß ihn auch ein Blinder greifen kann. Denn wenn er mit verführten und aus bloßer Unwissenheit in Irrthum stekenden Leuten zu thun hatte, die dabey sehr begierig waren, sich gerne weisen ließen und der Wahrheit Platz gaben, dergleichen seine Jünger waren, da hieß es, wenns hoch kam, ehe sie noch völlig erleuchtet wurden: O! ihr Kleingläubigen; wiewohl doch Petrus auch einen Satan von ihm einstecken mußte, als er sein Leiden aus guter Meinung hindern wollte. Man wird nicht finden, daß er seine Jünger vor seiner Auferstehung Thoren und Narren

geheissen, weil sie die Wahrheiten, die ihnen Christus noch zu sagen hatte, zur Zeit noch nicht tragen konnten. Dergleichen Titel aber mußten die Pharisäer und Schriftgelehrten vielfältig von Christo hören, und warum denn? Was hatten ihm denn die armen Orthodoxen gethan, daß er sie so überhaupt Heuchler, verblendete Leiter, Narren und Blinden, Schlangen und Ottergezüchte heisset, Matth. 23, 14. 16. 17. 19. 24. 25. 26. 27. 29. 33. In diesem 23. Cap. Matth. findet man ja einen rechten Catalogum von Orthodoxen Ehren-Titeln, die der Mund der Wahrheit und das sanftmüthige Lamm Gottes selber austheilet, mit welchen hernach der erste Zeuge der Wahrheit Stephanus gleichfalls nicht sparsam war, sondern dem hochlöblichen Ober-Consistorio zu Jerusalem, nachdem er sie vorher Väter und Brüder geheissen hatte, aus einem ganz andern Fasse einschenkte. Wer hatte diesem selbst gelaufenen Schwermer (damit ich recht Orthodox rede), den weder das Consistorium noch der Princeps beruffen, die Macht gegeben, den Herrn General-Superintendenten und dessen hochgelahrte Assessores Verräther und Mörder des Sohnes Gottes zu heissen? Act. 7, 52. Wie gefällt euch diese Sanftmuth, lieber Doxophile? Könnt ihr mir beweisen, daß die Zeugen der Wahrheit gegen das Ende der Welt, da die Bosheit und die Verführung von der Wahrheit aufs höchste gestiegen, nun erst mit ihren Feinden complimentiren sollen, oder daß Christus verbotnen, dergleichen Procedere nicht auch von ihm zu lernen, da er spricht: Lernet von mir? Sagt ihr nicht im Sprüchworte: auf einen groben Klob gehört ein grober Keil? Oder glaubt ihr, daß der Thurm Babels von blossem Ansehen übern Hauffen fallen werde, wie die Mauern zu Jericho? Gewißlich nein! Das Volk Israel soll zwar keine Hand daran legen, sondern nur zusehen, was vor ein Heil der Herr beweisen wird, aber ehe werden diese Mauern nicht fallen, bis das Volk, so den Herrn sucht, ein solches Feld-Geschrey macht, das durch die Wolken bringet. Lernet also, gegen wen ihr Sanftmuth zu gebrauchen habt. Wahrlich nicht gegen offenbare Feinde des Herrn, wie könntet ihr sonst Christi Freund seyn, wer nicht mit mir ist, der ist wider mich. Ihr beweiset auch keine Barmherzigkeit gegen diese arme Leute, wie Gott, der himmlische Vater, gegen die Menschen beweist. Dieser will sie reellment und wirklich von ihrem verkehrten Wesen befreien, ihnen helfen und sie zur Erkänntniß der Wahrheit bringen, deswegen läßt er ihnen ihre Thorheit so nachbrüchlich vorhalten, als er nur kann; ihr aber woltet, um die Gunst bey Menschen zu erhalten, ihre Thorheit nicht

Thorheit nennen, sie aus dem Schlafe der Orthodoxen Unwissenheit nicht aufwecken, ihnen in dem Spiegel der Wahrheit ihre häßliche Gestalt nicht sehen lassen, die Larve der Heucheleiy und des Maul-Christenthums nicht mit Gewalt abreißen, sondern zugeben, daß sie durch ihre irrige, verführerische und Gottes-lästerliche Lehr-Sätze noch viel Millionen Seelen nebst sich zugleich ins Verderben stürzen. Könnt ihr das wohl eine Barmherzigkeit nennen, die ihr von Gott eurem himmlischen Vater gelernt habt? Es ist fast nicht ein Spruch in der Bibel in seiner rechten Bedeutung geblieben durch die à la mode Theologie. Sanftmuth und Barmherzigkeit sind zwey schöne und unentbehrliche Christen-Tugenden, aber Menschen-Gefälligkeit und Nachsicht, zum Verderben der Menschen und Gott zur Schande, finden bey keinem Zeugen der Wahrheit statt, ihr werdet auch weder im alten noch im neuen Testamente die geringste Spur eines andern Verfahrens finden, und wundert mich nichts mehr, als daß diejenigen, so viel von Sanftmuth und Barmherzigkeit schwagen mögen, die doch derselben abgesagte Feinde seyn. Man lese einmahl ein orthodoxes Scriptum Polemicum, wenn sie sich unter einander selbst um ein paar Wörter zanden. Machen sie nicht oft einander herunter wie die Beutel-Schneider? Wenns aber vollends gegen die Schwermer und Fanaticos gehet, da hört man erst recht, was orthodoxe Sanftmuth ist. Nachdem nun aber zu unsern Zeiten nach der eigenen Auslegung der Orthodoxen, die grosse Babel gefallen, und eine Behausung der Teufeln, und ein Behältniß aller unreinen Geister, und aller unreiner und feindseliger Vögeln worden, so heist Gott nicht allein sein Volk von ihr ausgehen, sondern befiehlt ihnen auch, sie zu bezahlen, wie sie sie vor diesem bezahlet hat, und es zwiefältig nach ihren Wercken zu machen, eben den Kelch, den sie uns vor diesem eingeschenkt hat, sollen wir ihr zwiefältig einschenken, Apoc. 18, 6. Wie viel sie sich herrlich gemacht und ihren Muthwillen mit Symbolis und andrer orthodoxer Waare getrieben hat, so viel soll ihr Quaal und Leyd eingeschenkt werden. Denn sie spricht in ihrem Herzen: Ich sitze und bin eine Königin, und werde keine Witwe seyn, und Leyd werde ich nicht sehen. Wie dünckt euch, lieber Doxophile, bey diesem göttlichen Befehl, den die Kinder Gottes bey ihrer Freyheit gegen die falsche Kirche zu exerciren haben? Sind wir nicht blind, wenn wir nicht sehen können, daß das alles zu unsern Zeiten anfängt zu geschehen.

Doxophilus.

Nun, das muß ich gestehen! so ist mir der Spruch von der Sanftmuth noch nicht erkläret worden. Ich finde aber, daß ihr Grund habt, nur kan ich nicht sehen, warum das so viel rechtschaffene und wahrhaftig Fromme, die sonst mit euch in allem einerley Gedanken haben, nicht begreifen können, daß man nicht so hefftig wider die Orthodoxie schreiben solle. Sie sehen diejenigen, deren Schreibart der falschen Theologie den Schweren recht ausdrückt, vor hefftige Natur-Geister an, und glauben, es würde weit mehr ausgerichtet werden, wenn man sich einer gelinden und sanftmüthigen Schreibart besliste.

Philalethus.

Daß diese lieben Leute in ihren guten Gedanken sich betrügen, liegt am Tage. Viele unter ihnen, die eines sanften und stillen Wesens gewesen, als Spener, Francke, Petersen und sonderlich der seelige Herr Sturm, haben genug geschrieben, und sind mit dem Knaben Absalom so säuberlich verfahren, als sie gekunt haben. Aber hat's was geholfen? Man lese des Herrn Kleinmanns Replie wider das Consistorium zu Wesel, dieser Mann heist ja die Reformirte Clerisey nicht anders als nur geliebte Brüder, und zeigt ihnen ohne Affecten die Blöße ihrer Secte; aber was hat er damit ausgerichtet? es hat doch müssen ein aufrührerisch und kezerisches Scriptum heißen. Also mag mans machen wie man will, so macht man es den delicaten Herren nicht recht. Kurz, Zeugen der Wahrheit können sie nicht leiden. Daher betrügen sich diejenigen guten Gemüther gar sehr, die da meinen, man werde durch Gelindigkeit mehr bey den Orthodoxis ausrichten, als durch Schärffe. Es geht nicht an, so lange sie sich noch einbilden, daß sie die Schrift verstehen, und sich in ihrer schwülstigen Schul-Gelehrsamkeit berechtigt halten, andern den Weg zur Wahrheit zu zeigen. Diese Irrlichter müssen ihnen ausgeblasen und ihnen ihre Unwissenheit, bey ihrem vielen vermeinten Wissen, unter Augen gestellt werden, damit sie sich vor sich selbst schämen und vor Gott demüthigen lernen. Das kan nun ein sanftes und stilles Naturell nicht thun, wie klar am Tage. Denn entweder ihre Schreibart ist zu mystisch gewesen und von den Orthodoxen nicht einmal verstanden worden, wie Böhmens und seines gleichen, oder sie haben es nur bey piis desideriiis und guten Wünschen bleiben lassen, etliche, ohnedem jedermann in die Augen fallende Mißbräuche, abzu-

schaffen, gebeten, und ein jeder so mit seiner Secte geredt, daß sie sich noch hat einbilden können, sie sey die wahre Kirche; ist ja dann und wann etwa ein Fanaticus aufgestanden, und hat etwas von Babel zu schwagen angefangen, so ist er gleich übertäubt, verfolgt und zum Lande ausgejagt worden, daß also das Secten-Wesen vor wie nach geblieben, und alle, die Babel mit gelinden Pflastern haben heilen wollen, haben erfahren müssen, daß sie sich nicht hat hellen lassen. Darum muß nun Gott einmahl einen Ernst zeigen, und wo eine Heerde und ein Hirte werden soll, das Wesen der Secten und den ganzen Babylonischen Thurm-Bau, mit allen ihren Menschenfugungen, verkehrten Glossen und Ceremonien in Grund und Boden werffen, und dazu gehören Männer, die den Geist Democriti haben, welchen ich meiner wenigen Einsicht nach vor keinen Natur-Geist halten kann. Denn wie ist doch unser Geist von Natur beschaffen? Wird er auch vor sich selbst wider das Reich des Satans agiren, und Gottes Ehre zu befördern suchen? So hätten wir uns ja selbst helfen können und nicht gebraucht, daß Gott eine neue Schöpfung mit uns vornehmen müssen. Die natürlichen Menschen nehmen ja das nicht einmahl an, was des Geistes Gottes ist, es ist ihnen ja pur lautere Thorheit und können es nicht einmahl erkennen, 1. Cor. 2, 14. Sie wollen sich ja den Geist Gottes nicht einmahl durch so nachdrückliche Vorstellungen mehr strafen lassen, wie sollte denn wohl einer unter ihnen von sich selbst das ganze Reich des Satans anzugreifen und zu stürzen sich unterstehen. Es sind ja unter den Orthodoxen wohl so heftige und noch weit heftigere Natur-Geister als Democritus, wie kommts denn, daß keiner unter ihnen bisher das gethan hat, was dieser Mann gethan. Sollte auch wohl ein heimlicher Meid, oder sonst eine geistliche Argheit, bey denen sonst frommen Seelen sich noch finden, daß sie Gott bey diesem Manne nicht die Ehre geben, und erkennen wollen, daß Gott mit ihm gewesen? Gewiß, sie haben sich vor dem Angesicht Gottes zu prüfen, wie es dißfalls mit ihnen stehet. Denn da sie sonst selber gestehen, daß keine Secte die wahre Kirche ist, so kommt mirs sehr bedenklich vor, wenn sie so mit Gelassenheit zusehen können, daß so viel tausend arme Seelen, denen sie mit der Gabe, die sie empfangen, auch dienen könnten, durch die greulichen Irrthümer der Secten verführet werden. Hier hilft keine Sanftmuth, keine Barmherzigkeit. Denn der Krieg wird wider die Sünde, wider die Seelenstürzende Irrthümer, und wider den allgemeinen Feind den Satan geführt, welcher sein Werk in den Kindern des Unglaubens hat, dieser

starke Gewapnete läßt sich nun nirgend mit Complimenten oder unzeitiger Sanftmuth vertreiben, sondern weil er sich unter den priesterlichen Kleidern in einen Engel des Lichts verstellt, so muß Christus als der Stärkere über ihn kommen, ihn durch das Wort der Wahrheit überwinden, und durch einen einigen Jüngling der ganzen Orthodoxen Schriftgelehrten Junft das Maul dergestalt stopfen lassen, daß, wenn sie gleich wider ihn streiten, dennoch nicht wider ihn siegen können. Weil sich denn die falsche Kirche bisher geweidet, daß sie satt worden und sich einbildet, sie habe genug, ihr Herz erhebet sich und vergessen des Herrn, so spricht Gott selber, Hos. 13, 7. Ich will werden gegen sie, wie ein Löwe, und wie ein Barde, auf dem Wege will ich auf sie lauern. Ich will ihnen begegnen wie ein Bär, dem seine Jungen geraubet sind, und will ihr verstocktes Herz zerreißen. Höre hie, wer Ohren hat zu hören, er sey Orthodoxe oder wer er sey! wenn die ewige Liebe selber so wider das Böse wüthet, wie sollen seine Knechte freundlich mit demselben umgehen können? Democritus hat noch lange nicht den Geist Jeremiae und Hoseae wider die Clerisey reden lassen, die es doch weit mehr verdiente, als die damalige Jüdische Priesterschaft, weil sie sich selber eines hellen Lichts rühmen. Gott fängt aber jezo mit Macht an, durch seine Knechte die Propheten an seinem Volcke höfeln zu lassen, Hos. 6, 8. Denn Israel vergiffet seines Schöpfers und bauet Kirchen, Hos. 8, 14. Wo das Land am besten ist, da stiften sie die schönsten Kirchen, Hos. 10, 1., die ihre Geistlichen ganz verblendeter Weise Gottes Häuser nennen, ihr Herz ist in hunderterley Secten untereinander zertrennet, und halten nicht an einem Haupte, aber nun wird sie ihre Schuld finden: Ihre Altäre sollen zerbrochen und ihre Kirchen sollen zerstöret werden, Hos. 10, 2. Unsere Zeiten lassen sich gar fein dazu an, und wer die Propheten nur ein wenig im Lichte des Herrn und nicht in sectirerischen Commentariis zu lesen beliebt, der wird ganz ohne Mühe einen Propheten unsrer Zeit vorstellen können, es wird ihm aber eben so wenig geglaubt werden, als man damals glauben wollte, was diese unansehnliche Leute in die gelehrte Welt hinein plauderten. Inzwischen müssen doch diejenigen, die von Gott erweckt sind, dem Verderben entgegen zu treten, nicht müde werden in der Kraft des Herrn zu zeugen, wovon sie überzeugt sind, die Welt magß nun hören oder lassen, Ezech. 3, 11. Diß hab ich euch, werther Doxophile, ein wenig zum Gemüth führen wollen, damit ihr euch nicht etwa flossen möget, wenn ihr nun sehen

werdet, daß Gott den ganzen äusserlichen Gottesdienst der heutigen Christenheit wird übern Hauffen werfen lassen, weil er mehr ein Götzendienst und Greuel in den Augen Gottes worden, als daß er den Namen eines Gottes-Dienstes verdienen sollte, wie Democritus in seinen nie genug zu lesenden Schriften mit unüberwindlichen Gründen ausgeführet hat.

Doxophilus.

Weil ihr denn euers Orts überzeugt seyd, daß dieser Mann aus göttlichem Triebe gethan, was er gethan, ich aber von seinem ganzen Streite, den er mit den Orthodoxen gehabt, nur hie und da was gehöret, so möcht ich mir wohl eine etwas ausführlichere Nachricht, sowohl von seiner Person als seinen Fatis ausbitten, wo anders unsere Zeit erlaubt, in dieser Unterredung unser Vorhaben völlig zu endigen.

Philalethus.

Ich werde mich zwar bemühen, eurem Verlangen so viel möglich Genüge zu thun, wo wir aber ja, wegen der zu machenden Anmerkungen über die Fata des Democriti, in diesen Unterredungen nicht alles sollten berühren können, was zu wissen nöthig, so wird euch hoffentlich nicht zuwider seyn, wenn wir uns noch einmahl darüber besprechen. Was demnach die Person des Democriti selber betrifft, so kenn ich ihn aus dem gemeinen Ruff und seinen Schriften nicht anders als Christianum Democritum, welchen Namen er sich allem Ansehen nach beswegen gegeben, weil er beim Anfange seiner Einsicht in die Orthodoxie sich des Lachens nicht enthalten können, da er gesehen, daß Leute, die Verstand haben wollen, solche Fragen als Wahrheiten anbeten können. Wie nun schon ehemals der heydnische Philosophus Democritus die Thorheit der Menschen zum Vorwurf seines Gelächters gemacht, so hätte ein bloßer natürlicher Mensch, wenn er nur ein wenig Mutterwitz hat, auch wohl nichts lächerlichs zu seinem Zeitvertreib erwehlen können, als das Examen der so hoch und tief gelehrten Doctorum Orthodoxorum. Er erinnerte sich aber, daß er nicht ein Heyde, sondern ein Christ werden wollte, drum nannte er sich Christianum Democritum, damit, wenn etwa seine Natur einen heimlichen Kigel fühlte, wenn er die armen Orthodoxen in ihrer Blindheit so herumtaumeln sähe, er sich erinnerte, daß er Christi Geist Platz machen müste, welcher nur der Irrthümer, nicht aber der Irrenden spotte; sonst ist sein rechter Name Dippelius

oder Dippel, berühmter Doctor Medicinae, und vom König von Dänemark declarirter Canzley-Rath. Und weil er in seinem von ihm selbst beschriebenen Lebens-Laufe, der sich in seinen ersten Schriften befindet, die zu Amsterdam zusammen in quarto gedruckt sind unter dem Titul: Eröffneter Weg zum Frieden mit Gott und allen Creaturen p. 315 sq. von seinen Eltern und Vaterlande nichts erwehnt, so kann ich euch bey meiner Eingezogenheit auch keine weitere Nachricht davon geben, inzwischen bekennet er in demselben p. 317, daß er sich in seinen Studenten-Jahren zur Parthey der Orthodoxen wider die sogenannten Pietisten geschlagen, um der schon damals ziemlich geschwächten Orthodoxie wieder auf den Thron zu helfen, er gesteht auch, daß er damals recht orthodox gelebt, und den Pietisten zum Trutz alle läuderliche Gesellschaft frequentirt, auch fechten und springen gelernt und auf alle Weise gezeigt hätte, daß er recht *γρησως* Lutherisch verbleiben und sich durch ein eingezogen Leben nicht in den Verdacht einer Ketzerey setzen wollen. Dieses ist auf der Universität Gießen geschehen, auf welche er gezogen, da er kaum 16 Jahr alt gewesen p. 316, auch daselbst aller züchtigenden Gnade ungeacht über viele in der Orthodoxie dergestalt zugenommen, daß er mehr erschrocken, wenn ihn einer überm Gebet ertappet, mit welchem er heimlich Gott seine öffentlichen Ueppigkeiten wieder abkaufen wollen, als wenn ihn einer auf einer groben Laster-That ergriffen, so sehr fürchtete er auch den Namen und das Ansehen der Pietistery, wo bey er p. 317 die Bethuerung hinzusetzt: Ich rede vor Gottes Angesicht die lautere Wahrheit. Hierauf ist er Anno 1693 auf gedachter Universität im 19. Jahre seines Alters im Namen der H. Dreyfaltigkeit Magister worden, vor welchen Namen er beynah 200 Gulden geben müssen.

Doxophilus.

Vergesst eure Rede nicht, werther Philalethe. Ich kan mich nicht enthalten bey dieser Gelegenheit, die mehr als unbesonnene Thorheit der heutigen Gelehrten in diesem Stücke zu belachen. Ein ganzer Hauffe klug seyn wollender, und hoch und tief gelehrter Leute, thun sich und ihrem venerablen Orden die Schande an, und declariren vorß Geld ein junges Bürschchen von 19 Jahren zum Meister siebenereley freier Künste. Geben sie nicht dadurch Leuten, die Augen haben, zu erkennen, daß sie entweder Stümper oder Betrüger seyn müssen? Denn fragt man nur einen solchen Meister der sieben freyen Künste (die wohl

recht frey seyn von alle dem, was den Menschen zur wahren Glückseligkeit führen kann), wie's dann zugehe, daß er mit sieben freien Künsten gleichwohl nicht soweit fortkommen könne, als ein Schuster oder Schneider mit seinem einigen Handwerde? so muß er ja, will er anders kein Grüz-Kopff seyn, gestehen, daß man ihm den Affen geschleyert, umß Geld betrogen und anstatt der Künste nur Dünste beygebracht hat.

Philalethus.

Drum gestehet auch Democritus, mit dem ältern Helmontio, daß man nebst neun andern damals einen Narren mit ihm agirt. Das Gottloseste aber bey diesem Anti-Christlichen Beginnen ist, daß man sich nicht entblödet, im Rahmen der hochheiligen Dreyheit solch Gaudel-Spiel vorzunehmen, nicht anders als hätte Gott diese Narrens-Bossen geboten, wie er zu taufen geboten hat. Zeugen wir denn nicht öffentlich, daß wir uns gar nichts mehr aus Christi Worten machen? Er hat gesagt: Ihr sollt euch nicht Meister nennen lassen, Matth. 23, 8. 10. Christus wuste wohl, daß die vermeinten Nachfolger seiner Apostel der Gecke nach der Narren Kappe stehen würde, drum hat er die Narretheyen verboten: Wir aber verkaufen sie unsern Schülern vor theuer Geld. Hält mans dann da mit Christo? Bleibt man denn so an seiner Rede? Democritus hat wohl Recht, wenn er zu diesem Bossenspiele das Epiphonema setzt: Tanti poenitere emendum erat à Laide Academica. Inzwischen ist das eine artige Vorbedeutung seiner nachmaligen Vernichtung gewesen, daß er, als ein homo mere transscendentalis damals seine Gradual-Disputation de Nihilo gehalten. Denn sein Magistor und seine Doctores, mit denen er noch, seiner besondern Fähigkeit wegen, schwanger ging, sind in den folgenden Jahren seiner nähern Erkänntniß wohl recht annihiliret oder zu Nichts worden, außer daß er hernach in der Medicin noch Doctor worden, weil er befunden, daß er Gott und seinem Nächsten auffer dieser Narren-Kappe bey der heutigen närrischen Welt nicht recht würde dienen können, da sonst wohl andere, die kaum halb so viel erfahren als er, nicht bald genug können gekrönet werden. Unterdessen hatte ihm doch dieses Nichts sein väterliches Etwas dergestalt geschneuzt, daß er sich genöthigt fand, eine Condition im Obenwald bey einem Beamten anzunehmen, allwo er außs neue wider die Pietisten zu Felde zu ziehen sich entschlossen. Er fand aber schon damals, daß wenn man mit ihnen bloß aus unsern Symbolischen Büchern disputiren wollte, daß sie eben so groß Recht

hätten, des Herrn Dr. Speners Schriften zur Richtschnur zu machen, als die Theologi Symbolici die Formulam Concordiae; woraus man siehet, wie weder die Erleuchtung, noch irgend ein anderer zur Wiedergeburt gehörender Actus auf einmahl geschehe, sondern wie Gott dem Gemüthe Zeit läßt, eine Wahrheit nach der andern recht zu verdauen, welches ich an meinem eigenen Exempel erfahren. Er hatte aber Willens, die Pietisten insgesamt als Schwermer und Irrgeister übern Haufen zu werfen, p. 319. weswegen er einen ziemlich weitläufigen und satyrischen Discurs über die Frage schrieb: Wie weit der seligmachende Glaube einen Irrthum in der Lehre könne zulassen? Welche Schrift bey seinem ehemaligen Herrn Praeceptorum einen solchen Applausum fand, daß er sie in Ansehung der Disputation de Nihilo ein Vere aliquid nannte. Democritus selber aber nennt sie am angezogenen Orte einen Quard, welchen zu vergulden er wohl noch ein paar Duzend Distinctiones hätte von nöthen gehabt, wenn er hätte recht orthodox raus kommen sollen. Hierauf ist er Willens gewesen, nach Wittenberg zu gehen, um sich daselbst um Lutheri Catheder gegen die Pietisten recht verdient zu machen; er resolvirte sich aber jählings anders und ging nach Straßburg, in der guten Hoffnung, es würde seine Waare allda so wohl gelten als zu Wittenberg, weil er ohnedem versichert war, daß die Pietisten wenig im Elsaß aestimiret würden, p. 320. Doch da fand er alles seinem Abscheu contrair. Denn weil dort Ecclesia pressa war, der Herr Doctor Spener auch viel Freunde nach dem Fleische an diesem Orte hatte, so wollte niemand sich seiner Schrift und Vorhabens wegen in Feindschaft und unnöthige Gefahr setzen, sondern ein jeder wollte neutral bleiben, welches ihn sehr heftig verdrossen, als der vor Begierde gebrennt, wider die Pietisten einen rechten Mann zu agiren; und dieses könntet ihr ein Natur-Feuer nennen, weil er aus einer unlautern Absicht wider die Wahrheit gerichtet war, die damals die Pietisten unstreitig weiter besaßen als die Orthodoxen. Gott hat es aber zum rechten Eisen gelenkt, daß es die orthodoxen Schlacken bereits ziemlich von der Wahrheit gesondert. Weil er nun in der Theologie nichts zu sechten kriegte, machte er sich an die Philosophie, und wollte als Praeses über ein heterodoxes Thema disputiren, nemlich, daß alle erschaffene Geister ihrem Wesen nach in gewissem Unterschiede materialisch wären, in welcher Sache er sowohl die alten Platonicos, als auch die Kirchen-Väter Tertullianum, Macarium und Gennadium Massiliensum, welche die Intelligentias Aristotelis nicht begreifen kunnten, auf

seiner Selten hatte. Allein es wurde ihm abermahl abgeschlagen, worüber er vor Zorn und Unmuth schier ein Fieber bekommen. p. 329.

Doxophilus.

Ich muß mich hier über die sanftmüthig leitende Gnaden-Hand Gottes billig verwundern, die diesen Mann seine Gemüths-Kräfte nicht auf so unnütze Dinge hat wollen verwenden lassen, sondern hat ihm auf allen Selten einen Stein in Weg gelegt, daß er seine Absicht nicht erreichen können, bis er nach dem rechten Zwecke gezelet, welches er nun hoffentlich bald wird gethan haben.

Philalethus.

Nicht so gleich, wie ihr wohl denken mögt, werther Freund, Gott mußte ihn noch durch andre Proben führen, ehe er ein tüchtiges Werkzeug werden konnte. Denn, als ihm nun weder in der Theologie, noch in der Philosophie zu disputiren erlaubt wurde, wollte er doch nicht gar müßig in Straßburg sitzen, sondern fing mit etlichen Studiosis, die seine Vertrautesten waren, ein Collegium Chiromanticum an, in welcher Wahrsager-Kunst, nebst der Astrologia Judiciaria, er in seinen jungen Jahren ziemlich Progressen gemacht; diß machte ihn nun bald weiter bekannt, und ein jeder wollte gerne von ihm Wahrsagen lernen, daß er endlich mit aller Macht protestiren mußten, er sey kein Wahrsager, sondern habe diese Muthmaßungen nur aus Curiositaet gelernt, weil er gern in omni scibili versirt seyn wollen. Endlich fing er auch an zu predigen und erlangte bald ziemlich Applausum, redete auch nach seiner Erkenntniß damals schon ziemlich die Wahrheit, daß er leicht hätte können verdächtig werden, wo nicht sein Eyser wider die Pietät und seine freie Lebens-Art die Leute der Orthodoxie halben versichert hätten p. 329. Er lebte also da recht Stuger-mäßig, und verthat in einem halben Jahre über 300 Rthlr. Weil er nun von Hause kaum 200 Gulden empfangen, begunten ihn die Creditores nach und nach gar flämisch anzusehen. Bey diesem Wol-Leben, wobey es ohne Schlägeren gar selten abging, züchtigte ihn Gott innerlich in seinem Gewissen doch unaufhörlich, und suchte ihn auch äußerlich aus den Stricken des Satans zu ziehen. Denn, weil er gern in Compagnie ging, kam er oft wider Willen zu Händeln, daß ihn auch einmahl die Franzosen bey der Nacht von der Gasse mit auf die Corps de Garde nahmen, als einige andere Studenten etliche Kaufmanns-Pursche im

Laden attackirten, worüber aber die andern einen Tumult erregten und ihn mit Gewalt wieder los haben wollten, daß die Schildwache genöthiget wurde, Feuer unter sie zu geben, bis er endlich von dem Intendanten Mr. de la Bastie wieder auf freien Fuß gestellt wurde. Dieser Schimpf nun bewegte ihn dergestalt, daß er eine geraume Zeit nicht wieder auf die Kanzel kam; als er sich aber wieder bereuen ließ zu predigen, kam ihm der krause Straßburger Prediger-Kragen oder der Character Ministerii vor, als wenn das der Mühl-Stein wär, der dem, so Aergerniß gäbe, solte an Hals gehangen werden; doch hat er ihn damals noch leicht, und viele mit ihm noch auf die Kanzel tragen können. p. 330.

Doxophilus.

O! wie treu ist Gott! Mit wie viel Verschonen richtet er die ruchlosen Sünder; wie weckt er sie durch allerlei Gedanken auf, die sie oft vor ungefähre Einfälle halten, und die doch eine Stimme des anklopfenden Heylandes seyn. O! wenn mancher Prediger auf seine Gedanken Achtung gäbe, die ihm einfallen, wenn er auf die Kanzel gehen will, oder wenn er von der Wiedergeburt und der Unmöglichkeit vollkommen zu werden nach seinem Systemate schwätzt; ich glaube, es würde mancher etwas fühlen, das ihm gerne mehr sagen wolte, wenn er nur drauf mercken wolte.

Philalethus.

Freilich, werther Doxophile, ist die in uns redende Stimme nicht rufend noch schreyend, aber deswegen schon reel und empfindlich genug, denen so Gott das Ohr öffnet, wie einem Jünger, daß sie hören, was das Wort des Vaters, so ihnen nahe und in ihren Herzen ist, zu ihnen redet. Und dieses hat auch endlich Democritum auf die Gedanken gebracht, unter der Hand des Herrn D. Speners Schriften mit Fleiß zu durchlesen, sonderlich seine Evangelische Glaubens-Gerechtigkeit, welche er wider den Catholiquen D. Breving gestellt, die er deswegen erwählte, weil kurz zuvor der Herr Hartnack den seligen Spener eines Irrthums in dem Articul von der Rechtfertigung beschuldigt p. 330. Da fand er nun allgemach, wie unbillig die Herrn Orthodoxen in ihrer Keßermacherey verfahren. Denn er konnte nicht das geringste finden, daß D. Spener wider diesen Articulum stantis et cadentis ecclesiae Lutheranae desinirt hätte, und gerieth damals gleich auf die wohlgegründete Muth-

massung, es müßten etwa die sogenannten reinen Lutherischen Theologi des Mannes Frömmigkeit mit schelen Augen ansehen. Er laß auch einige Patres, sonderlich Augustinum, aus dessen Streit-Schriften er gleichfalls erkennen lernte, daß sich manch redlich Gemütthe aus Partheylichkeit vor die Secte von der Wahrheit ab und auf Irrthümer lenken lasse, welches denn vor seinen muntern Geist eine starke Versuchung war, daß er bald darüber zum Sceptico und Atheisten worden wäre, massen er an allem nun anfang zu zweifeln, und in keiner Meinung mehr einige Gewißheit hatte. In diesem Zustande aber ließ sich Gott, der ihn mit Ernst suchte, am meisten in ihm fühlen, aber seine Augen und Ohren waren noch von seiner Zucht und Stimme abgewandt, und er erwehlte wider alle Ueberzeugung immer seine vorige Wege, außer dem einigen, daß er sowohl nachließ wider die Pietisten zu eysern, als orthodox zu seyn p. 331. Nun wär er gern von Straßburg wieder weg gewesen, allein zu Hause war er ziemlich schwarz angeschrieben, drum resolvirte er sich, eine Theologische Disputation zu halten und selbige seinem Landes-Herrn zu dediciren, diese handelte De Conversione Relapsorum und war schon nicht mehr recht orthodox, deswegen auch D. Zentgrass darüber zu praesidiren Bedenden trug, und er mußte eins und das andre drinne ändern, und aus Hulsemanno de auxiliis gratiae, aus Musaeo und Carpzovii Isagoge in libros Symb. etliche loca parallela allegiren, damit die Orthodoxen den Pfeffer nicht gleich riechen möchten. Doch die Disputation, wovon er viele Exemplaria in sein Vaterland geschickt hatte, kam nicht zur Stelle, und er wartete lange vergeblich auf eine favorable Antwort. Indessen trug sich ein neuer Zufall zu, es wurde nemlich einer in einer Compagnie, wo er mit zugegen gewesen, tödtlich blessirt, und weil der Thäter nicht alsobald erkannt wurde, sollte es ein jeder gethan haben, daß also unser Democritus in große Drangsal gerieth. Die Wacht suchte den Thäter auf, und seine Creditores, die schon auf seine Sachen Arrest gelegt hatten, wolten sich bei der Gelegenheit seiner recht versichern, und ihn durch ein paar Söldner auf dem Logis verwahren lassen, allein er spielte das Praevenire und echappirte glücklich Anno 1696, da eben die Franzosen und Kayserlichen wider einander zu Felde lagen p. 333. Wie es ihm nun auf der Flucht ergangen und wie er dreimahl ohne Geld in den Wirths-Häusern hat zehren müssen, hernach von dem Pfälzischen General Graffen d'Autel als ein Spion arretirt worden und wie er weiter durch seinen Bruder wieder frey gemacht, und endlich per tot discrimina

rerum nach Hause kommen, solches will ich als zu unserm Vorhaben nicht nöthig hic übergehen, zumahl da ihr, wenn ihr alles ausführlich wissen und zugleich seine Fata Chymica erfahren wollet, seinen Lebens-Lauf à part vor einen Groschen jezo haben könnet. Als er nun aber zu Hause war, fand er in der Stille Gelegenheit, seinen Wandel sich einigermaßen vorzustellen, worüber er eine große Traurigkeit empfand, sich aber bald mit dem Pharisäer wieder tröstete, wenn er bedachte, daß er bey allen seinen Extra-vagantien, gleichwohl niemals in das viehische Laster der Hurerey gewilliget, ob er schon gern mit Weibs-Personen umgangen, und daß er bey seinen großen Verschwendungen gleichwohl vielen Armen Gutes gethan. Nun war aber seine größte Sorge, wie er bald möchte befördert werden und seine Creditores befriedigen. Dis ist eine Passage, welche mit meinem Lebens-Laufe in vielen Stücken genau überein trifft. Er ließ zu dem Ende dem Landgrafen von Darmstadt, als seinem Landes-Herrn, endlich die ihm zugeschriebene Disputation überreichen und offerirte also seine willigen Dienste; mußte auch vor der Herrschaft zu Darmstadt predigen über die Epistel Dominicao 23. Trinit. Phil. 3, 17. welches er so that, daß sich jedermann über seine pietistische Metamorphosin verwundern mußte. Er gesteht aber offenherzig, daß er damahls noch ein Schalk in der Haut gewesen, und selbst ein Feind des Kreuzes Christi, sintemahl er bey seiner äußerlichen Pietät nichts anders gesucht als eine fette Station und profitable Heyrath, und eben das waren auch meine Gedanken bey meinem verspürten Applausu im Predigen. Loeh wie Gott uns beyden einen Strich durch unsre Gedanken gemacht, werdet ihr weiter vernehmen. Alles ließ sich nun favorable vor Democritum an; nur sein eigen Gewissen wollte ihn immer der Heucheley beschuldigen, welche Praesumption er auch andern Leuten, die ihn vor diesem gekannt, nicht wehren kunte. Daher wünschte er sich oft wieder weit weg aus seinem Vaterlande. Gott zeigte ihm aber damals in etlichen merkwürdigen nächtlichen Gesichtern seine künftigen Fata in seinem Vaterlande, daß er hernach auch desto getroster in seinen Führungen telis praevisis ruhen kunte p. 335. Er bekam auch damals von oben herab eröffnete Augen des Verständnisses in dem Geheimnisse des Mittler-Amtes Jesu Christi und in dem ganzen Werke der Seligkeit, fand auch, da er das neue Testament mit reiferm Judicio in seiner Grund Sprache las, daß unsre Symbolischen Sagungen den Sinn des Geistes in den Episteln Pauli wenig erreicht, wobey er aber wiederum frey gestehet, daß diese Erläutniß der Wahrheit meh-

rentheils noch ein bloßer Begriff und Meinung gewesen, und daß das Wesen oder Christus selber noch keinen rechten Durchbruch zur wahren neuen Geburth bey ihm erhalten können, weil sein tückisches Fleisch noch nicht aus seiner Festung herausgewollt. p. 335.

Doxophilus.

Dies ist ein vortreffliches Geständniß, und eine höchst nöthige Anmerkung, die ein jeder, der da Lust zur Wahrheit hat, sich wohl möchte gesagt seyn lassen. Mancher erkennt ja etwa wohl die Wahrheit, und lernt so weit sehen, daß andre irren, aber hie bleiben die Menschen so gerne bestehen, und bespiegeln sich in ihrer neuen Gestalt, meinen, sie wären nun schon wirklich besser als andre, die das noch nicht sehen, was sie sehen, welches mich aber eben so gemahnt, als wenn zwey Personen in einem tiefen Keller säßen, wo sie lange Zeit beyde kein Licht gesehen, von aussen käme ungefähr ein Strahl des Lichts und erleuchtete den einen nur ein wenig, daß er sehen könnte, wie der andre noch im Finstern säße, den der Strahl des Lichts nicht getroffen; wenn nun der, den das Licht erleuchtet, nichts mehr dabey thun wollte, als daß er jenen, der es noch nicht gesehen, gegen sich verachten und seinen gegenwärtigen Stand jenem um vieles vorziehen wollte, würde er nicht thöricht handeln? Was hilft's einen, der die Wahrheit erkennt, wenn er sich von derselben nicht will von seinen Irrthümern wirklich frey machen lassen, und das thun, was er als wahr erkennt? Und in diesem Stande glaube ich, daß viel der heutigen Geistlichen wirklich stehen. Denn es kan unmöglich fehlen, daß sie nicht zuweilen erkennen sollten, wie übel ihre Sachen zusammen hangen, aber diese Erkänntniß ist nur ein Anfang der Erleuchtung, sie müssen zu der Quelle des Lichts selber hindrücken, wenn sie wollen von geistlichen Dingen geistlich urtheilen lernen, sonst werden sie freylich nach wie vor im Finstern sitzen bleiben.

Philalethus.

Wann einer nur aufrichtig vor seinem Gott ist, so läßt er's ihm schon gelingen, Prov. 2, 7. und so ging es auch unserm Democrito. Er kam immer weiter zur Erkänntniß der Wahrheit, welche aber noch immer mit fleischlichen Absichten vermischt war, dergestalt, daß er sich auf Einrathen seiner Patronen zum andernmahl auf die Universität nach Bieffen begab, und damit die dasigen Professores sehen möchten, daß er die Orthodoxie im Ernst quittiet, schrieb er eine Refutation

wider des Herrn D. Hannekenii Disputation de gradibus sanctitatis viatoris Christiani, und schickte sie an die Herrn Theologos nach Gießen voran. Es schien auch diese seine fleischliche Absicht ziemlich zu reussiren. Denn er fand in guter Hoffnung daselbst alles beysammen, Dienst, Weib und was ein andrer hätte wünschen mögen. Allein er kunte sich nicht überwinden, durch *media obliqua* oder auf deutsch unter der Schürze auf den Catheder oder auf die Cangel zu steigen. Dahero, als er in einem Briefe, der vermuthlich an einen Patron gerichtet war, der ihn befördern sollte, der Mariage wegen einige Vorstellung mochte gethan haben, bekam er eine unverhoffte abschlägige Antwort, ja das nicht allein, sondern man publicirte noch, darzu seine Werbung, die er doch mit großer Protestation, vorgeschüppter Fatalité und *salva omni pietatis specie* vorgebracht hatte, wodurch denn seine Pietät gar sehr prostituiert wurde. Es war ihm aber diese Prostitution zu vielem gut. Denn er setzte sich von dato an firm und feste vor, nimmermehr durch Heyrath sein Glück zu poussiren, wodurch er sich nach der Hand manche saure Gesichter zu wege gebracht, da ihn andere dergleichen Promotores zu solchem fleischlichen Unternehmen nicht allein gelodet, sondern gar manchmahl haben zwingen wollen. Inzwischen, ob er wohl durch dergleichen krumme Wege nicht mehr ins Amt zu kommen trachtete, so bliebe doch der Appetit nach einem Ehren-Amte fest bey ihm gewurzelt und dünkte ihm die Zeit recht lange zu seyn, daß seine Gottesfurcht so lange auf ihren Lohn warten sollte. Er bildete sich ein, der reiche Jüngling zu seyn, der fragen durste, was fehlet mir noch? Er wuste aber noch nicht, daß er um Christi Willen auch alles verleugnen sollte, sondern suchte mit der erkannten Wahrheit das Geheimniß der Bosheit vor den Augen der Menschen, und wo es möglich gewesen, auch vor Gott zu verbergen p. 336, und würde in dieser Heucheleiy das Letzte mit ihm ärger worden seyn als das Erste, wo ihm nicht die suchende Gnade Gottes auf dem Fuße nachgegangen und er endlich durch den Herrn Professor Arnold völlig auf den rechten Weg gebracht worden. Da fing er aber erst recht an die Stricke des Satans und die Macht der Sünde zu fühlen, als er seinem Heylande das Ja-Wort gegeben, sein allein zu seyn. Alles fochte ihn an. Seine zeitliche Dürstigkeit, das Verlangen seiner Eltern und Anverwandten, ihn bald befördert zu sehen, die hin und wieder angebotene Beförderungen selbst und andere zeitliche Vortheile, das alles lernte ihn erst im Namen Christi zu dem Vater schreyen. Alles Lesen in der Bibel und andern Büchern war ihm damals ver-

drücklich und sein Tod. Denn er hatte Buchstaben und Sprüche genug im Kopfe, aber zum Vollbringen wolte sich noch weder Kraft noch Leben finden. In diesem Zustande brachte er seine meiste Zeit bey sich allein mit Liegen und Spazierengehen zu, klagte auch keinem Menschen sein Anliegen. Denn der Herr wollte und kunte ihn allein heilen. Bey dieser Passage kan ich euch nicht verhalten zu sagen, daß wenn ich meinen eigenen bisherigen Zustand hätte beschreiben sollen, ich denselben nicht besser würde haben ausdrücken können, daher ich nicht läugnen kan, daß ich eine besondere Neigung zu diesem Manne trage, und wenn es wahr sein sollte, daß er noch lebte, gern näher mit ihm bekannt seyn möchte. Damals nun, und zwar kurz vorher, ehe er mit dem Herrn Arnold bekannt wurde, hatte er, seine *Orcodoxiam Orthodoxorum* geschrieben, welches sein erstes Tractätchen ist, darinne er, wie er selbst gesteht p. 337 wider alle Ueberzeugung seines Gewissens, den Satzungen unsrer Ältesten und den Symbolischen Büchern noch vieles eingeräumt, wie mirs in meiner ersten Schrift gleichfalls ergangen, welche ich jezo ohne Erbarmen und Abscheu selber nicht lesen kan, und doch damals meinte, ich hätte wer weiß wie viel Recht überley, wiewohl dieser Unterschied zwischen mir und Democrito, daß ich mit Wahrheit sagen kann: Ich hab's nicht wider besser Wissen und Gewissen gethan, daß ich der Lutherischen Secte noch so viel nachgegeben, dahingegen der gute Democritus bey seiner Achsel-Trägerey noch heimliche *morsus conscientiae* gehabt, die ich in Wahrheit bey meiner ersten Arbeit in meinem Pathmo nicht empfunden, sondern ich konnte damals noch nicht alle Wahrheiten tragen, die mir die ewige Liebe erst nach der Zeit gezeigt, dergleichen sie endlich doch auch an dem ehrlichen Democrito gethan, und ihn durch eben dergleichen Wege geführet, wodurch sie mich auch geleitet. Denn als sein Gegner wider seine *Orcodoxie* eine ziemlich grobe Apologie herausgab, sahe er wohl, daß des Zankens und Streitens nimmermehr ein Ende seyn würde, so lange die Menschen-Satzungen und die *Libri Symbolici* zum Fundament gelegt würden. Damals begannnte Gott seinen heftigen Natur-Geist schon ziemlich näher zur Wahrheit zu lenken. Seine sogenannte Theologische Klugheit kam ihm nach und nach als eine Christen unanständige Furchtsamkeit vor, wobey ein Liebhaber der Wahrheit unmöglich in seinem Gewissen ruhig bleiben kunte. Nun war damals die dritte *Professio Theologiae* zu Gießen vacant, zu welcher einige ihm unwissend ihn vorgeschlagen hatten. Er aber, der nunmehr

von allen irdischen Absichten fast frey war, wolte nun zeigen, daß er der keines achtete, sondern daß er auch die gewöhnliche Praxin Pietatis nicht vor recht hielt, deswegen schrieb er in großem Feuer-Eifer in kurzer Zeit aneinander das Buch *Papismus Protestantium vapulans* oder das gestäupte Pabstthum der Protestanten, darüber er mit keinem Menschen communicirte, weil er der Wahrheit und des Herrn Willens versichert war; welches Buch denn, durch sonderbare Fügung Gottes, ein Feuer anzuzünden ungehindert mußte ans Tages Licht kommen, und, ehe es die Herrn Geistlichen confisciren konnten, fast an alle Orte in Deutschland distrahirt worden, und noch bis dato von denen, die es suchen, zu nicht geringem Verdruß der armen Orthodoxen hin und wieder kan bekommen werden. So bald dieses Buch heraus kam, nachdem es 6 Monate in der Druckerey war aufgehalten worden, hieß es: Ja, Democritus hätte, sich zu revangiren, weil er nicht Professor werden können, diese Läster-Schrift geschrieben, da er doch bey keinem Menschen sich darum beworben, ob er gleich nicht läugnet, daß er solche Stelle würde angenommen haben, wenn sie ihm war angeboten worden, ja er hätte auch, nachdem sein Buch bereits geschrieben gewesen, dennoch die angebotnen Schätze Aegypti noch erwehlen können, wenn er die Schmach Christi nicht höher geschätzt. Und so viel, werther Doxophile, habe ich euch nun von der Person des Democriti kürzlich erzehlen wollen, damit ihr doch einigermaßen wissen möget, wer dieser Malleus Orthodoxorum eigentlich gewesen, und wie es zugegangen, daß er mit den Orthodoxen so zerfallen, auf daß ihr euch nicht einbildet, er, als ein nachmaliger Medicus, habe von der Theologie nichts verstanden, sondern davon geredt, wie der Blinde von der Farbe.

Doxophilus.

Ich mache dabey diese Anmerkung: Es kann gar wohl seyn, daß Democritus Anfangs vieles aus fleischlicher Absicht gethan, sonderlich da er noch gesucht, befördert zu werden. Denn ich weiß, daß dergleichen Comoedien schon mehr unter den Orthodoxen sind gespielt worden. Wer zu D. Petersens Zeiten nur wider das tausendjährige Reich und diesen Mann brav zu Felde zog, der durfte sich gewiß Rechnung zu einer guten Pfarre machen, und das läugnet Democritus auch selber nicht, daß er im Anfang dergleichen Absichten gehabt, weil aber Gott auffer Streit gesehen, daß sein Grund des Herzens reblich, so hat er ihn auch mitten auf seinen krummen Wegen umgekehrt, und einen ganz

andern Mann aus ihm gemacht, welches vielen, die noch bis dato eben so wie er beschaffen, auf gleiche Art ergehen kann. Inzwischen ist der Schluß ganz falsch, den die Feinde der Wahrheit machen, wenn sie sagen: Ja, wenn Dypel wäre befördert worden, so würde er die Geistlichkeit wohl haben ungeschoren lassen, gerade als wenn Gott, der seine vermeinte Beförderung so merklich verhindert, dieselbe nicht auch auf vielerley Art hätte befördern können. Das sagen die Papisten eben auch von Luthero, wenn ihn der Pabst anstatt Tegelns hätte zum Ablass-Krämer gemacht, er würde den Ablass nimmermehr angetastet haben. Die Narren sehen aber nicht, daß weil doch dergleichen Dinge wirklich geschehen sind, und sie weder Gewalt noch Klugheit haben verhindern können, daß wohl eine höhere Hand darunter seyn müste, welches ich denn nun auch allgemach erkenne, und daher gern vollends wissen möchte, was denn dieser Democritus eigentlich vor Artikel angegriffen, daß die Orthodoxen so gar erschrecklich Lärm über ihn geblasen?

Philalethus.

Er hat zwar ihr ganzes Gebäude mit Sparren und Latten übertauffen gerissen und keinen Stein auf dem andern gelassen. Die Hauptsäulen aber, auf welchen dieser ganze systematische Gößen-Tempel geruhet, sind meines Behalts die Lehre von der Rechtfertigung und den sogenannten Sacramenten, wodurch die Leute bisher erbärmlich sind hinter das Licht geführt worden, dergestalt, daß man wohl mit Grund der Wahrheit sagen kann, daß nie keine Kezerey in der Welt der Kirchen Christi so viel Schaden gethan, als die verkehrten Sätze der Lutherischen Kirche von der Rechtfertigung und der Wiedergeburt. Es hat sich auch dieses Gift so unvermerkt in die Kirche eingeschlichen, daß es niemand wahrnehmen können, der nicht Christi Geist gehabt hat. Denn wenn die Leute schlafen, kommt der Feind und säet Unkraut, hier nicht zu gedenken, daß Paulus schon zu seinen Zeiten von den falschen Aposteln gesagt: Ihre Lehre frisset um sich wie der Krebs 2. Tim. 2, 12., und der Greuel dieser Verwüstung ist zu unsern Zeiten so klar vor Augen, daß man sich billig inniglich betrüben muß, wenn man noch hin und her sowohl orthodoxe als pietistische Schutz-Schriften und Bertheidigungen der fleischlichen Vernunft-Theologie öffentlich erscheinen siehet, welche denn denen, die da Augen zu sehen haben, so erbärmlich und ekelhaft vorkommen, daß sie darüber weinen möchten, sonderlich, wenn sie sehen, daß Menschen, die sonst der Wahrheit nicht abhold seyn, auch sonst

einen äusserlichen guten Wandel führen, gleichwohl alle Kräfte mit anwenden die Anti-Christliche Lehr-Sätze entweder beschönigen, oder gar im Ernst zu vertheidigen. Und eben deswegen kann Gott unmöglich länger zusehen. Er muß das Kind beim rechten Namen nennen lassen und allen Secten zeigen, daß ihre Lehre und Leben im Grund nichts taue, und dawider wird weder protestiren, noch appelliren helfen, sondern der ganze Ehrwürdige von Menschen authorisirte Prediger-Orden wird den Leuten, Grossen und Kleinen, so bloß dargestellet werden, daß sie vor Scham und Schande vergehen möchten. Die aber Gott die Ehre geben, die Drachen-Sprache verlernen und die Sprache des Lamms annehmen werden, die werden weder Scham noch Schande zu fürchten haben. Denn der Spott und Hohn, den ihnen die Welt sodann ihrer paradoxen und den Blinden ganz seltsam vorkommenden Lehren wegen anthun wird, wird ihre größte Ehre seyn, und sie werden durch die Kraft der Wahrheit in ihren Predigten sich selbst und die sie hören selig machen können. Euch nun von diesen wichtigen Materien, die zu unsern Zeiten so viel Verm verursachen, eine hinlängliche Nachricht zu geben, so ist zu wissen, daß eben dieser Christianus Democritus seine Unschuld gegen die Verleumdung der Orthodoxen aller Welt vor Augen zu legen sein Glaubensbekänntniß auch öffentlich in Druck gegeben, welches sich auf p. 419 sqq. seiner ersten zusammengedrucktten Schriften befindet. Aus demselben will ich euch seine eigenen Worte vorhalten, und sodann hören, was ihr nach genauer Ueberlegung dagegen einzuwenden habt. Wolt ihr aber sein ganzes Systema kurz beisammen sehen, so sind einige Auszüge aus seinen Schriften jezo im Druck raus kommen unter dem Titul: Christianus Democritus Redivivus, da könnt ihr seine Meinung völlig sehen, und hernach urtheilen, ob man ihn deswegen mit Recht verdamme.

Doxophilus.

Lieber Philalethe, ihr redet sehr hart von der gewöhnlichen Schul-Theologie, indem ihr derselben Anti-Christliche Lehr-Sätze beymisset, und mit solcher Confidence sie gefährlicher Grund-Irrthümer beschuldiget, als wenn an diesem allen schon niemand mehr zweifelte. Mir dünckt aber, man könne dem Democrito, wenn er das Verdienst Christi verwirfft, noch gar vieles entgegen setzen, das sich so leicht nicht werde beantworten lassen. Man muß das Kind auch nicht sogleich mit dem Bade ausschütten.

Philalethus.

Wenn aber das Kind eingetauscht, und an dessen Statt ein scheußlicher Wechsel-Balg, oder gar ein ungestalter Affe wäre ins Bad kommen, der sich gar nicht wolte waschen lassen, woltet ihr euch wohl lange umsonst bemühen? Was hat die Wahrheit Ursache, lange mit den Lügen zu complimentiren? Schämen sich die öffentlichen Vertheidiger dummer und gottloser Irrthümer nicht, die Wahrheit und ihre Befenner als die ärgsten Greuel und Scheusal abzumahlen, und sie, wo möglich, gar zur Welt hinauszwerfen, warum solte denn ein von der Wahrheit überzeugtes Gemüthe nicht zum wenigsten sagen, daß die Schriftgelehrten mit lauter Lügen umgingen? Hat denn Jeremias auch das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, wenn er im Namen des Herrn gesprochen: Beyde Propheten und Priester sind Schälcke, und finde auch in meinem Hause ihre Bosheit. Sie sind alle für mir, gleich wie Sodom, und ihre Bürger wie Gomorrhä: (Und opferten, fasteten und beteten doch oft übers Vermögen:.) So spricht der Herr Zebaoth: Gehorchet nicht den Worten der Propheten (das wollen ja unsre Geistlichen seyn) so euch weissagen, (oder nach der orthodoxen Erklärung: die Schrift auslegen) sie betrügen euch; (einmahl machen sie euch weiß, ihr wäret wieder geboren, das andere mal sprechen sie wieder, ihr könnt die Sünde euer lebenslang nicht los werden) Denn sie predigen ihres Herzens Gesichte und nicht aus des Herrn Munde (und Trotz sey doch dem geboten, der da spräche, sie predigen nicht Gottes Wort) Jer. 23, 11. 14. 16. Lernt doch einmahl, daß die Greuel der letzten Zeiten eine weit nachdrücklichere Ahndung verdienen, als diejenigen Irrthümer, die zur Zeit der Unwissenheit im alten Testamente in die Kirche eingeschlichen, weil wir unter einem viel scheinbarern Vorwand die Leute betrügen, indem wir diejenigen als die gefährlichsten Ketzer abmahlen, die die ungereimten und gotteslästerlichen Folgen von der erdichteten Genugthuung und Verdienste unsers liebsten Heylandes entdecken, und den Leuten Gottes Liebe auf eine der vernünftigen Creatur viel begreiflichere Art vorstellen, als die blinden Orthodoxen. Ich habe euch ja in den vorigen beyden Unterredungen die Widersprüche der Orthodoxen Systematum so greiflich vorgelegt, daß ich nicht weiß, wie ihr euch verwundern könnt, daß ich mit solcher Confidence von den gefährlichen Grund Irrthümern der protestirenden Kirchen rede, da ihr euch oft selber drüber entsetzet. Es kan nicht hart genug geredet werden von einer Sache, die so viel tausend Menschen ins Verderben stürzt. Meinet ihr denn nicht, daß es Gott

sammere, wenn er seine arme Heerde von lauter gierigen Wölfen muß zerstreuen sehen? Soltet ihr nicht vielmehr die Sterne zum Geschrey ermuntern, wenn ihr höret, daß die Pharisäer den Unmündigen das Maul verbieten wollen? — Dem zu folge, werdet ihr euch nun nicht zuwider seyn lassen, aus des Democriti eigenem Munde zu vernehmen, was sein Begriff von der Erlösung und dem Mittler-Amte unsers Herrn und Heylandes Jesu Christi sey, als in welchem Punkte die Orthodoxen am allermeisten das Crucifige über ihn geschrieen haben, wenn sie ihm Schuld gegeben, er hebe den Glauben und das Verdienst Christi auf, und wolle aus seiner eigenen Gerechtigkeit selig werden, er vermenge den Artikel der Heiligung mit dem Artikel der Rechtfertigung, und läugne, daß Christus vor unsere Sünden genug gethan. Das klingt nun freylich in den Ohren eines armen Lutheraners überaus gefährlich, und kan ich selber nicht läugnen, daß, ehe ich die Schriften dieses Mannes gelesen, ich ihn vor einen sehr bösen Mann gehalten. Denn da wird dem armen alten Adam auf einmahl aller Trost benommen, wenn er höret, daß Christus nichts vor ihn verdient hat, daß er vor ihn nicht genug gethan (je, er hat alles vor uns gethan, er hat nicht nur genug gethan, wenn wir's nur recht verstehen wolten) noch das Gesetz vor ihn erfüllet habe. Da bleibt ihm freylich nichts als Tod und Sterben übrig, und das wollte der Bursche gern überhoben seyn. Er sähe gern, daß dasjenige, was Christus vor 1700 Jahren vor ihm gethan, ihm auf sein Conto möchte geschrieben werden, als hätte ers selber gethan, und hingegen alle das Leiden und die Marter, die Christus ausgestanden, wäre deswegen geschehen, damit er alles Leidens möchte überhoben seyn. Wer sich das steif und feste einbilden kann, das nennen die Orthodoxi einen seligmachenden Glauben. Wenn das nun Democritus einen verdammlichen Irrthum nennt, und nach der Schrift und gangen Intention Gottes mit dem Werke der Erlösung zeigt, daß an diesem allen kein wahr Wort, so könnt ihr leicht denken, wie das einem Gemüthe vorkommen müsse, das bis dahin nichts anders gehört, als, wir würden durch Christi Verdienst selig, wenn wir uns dasselbe nur durch den Glauben zueigneten, welches aber (nachdem mir Gott auch hie die Augen geöffnet, denn in meinen ersten Schriften werdet ihr mich auch der Gewohnheit nach noch von Christi Verdienst mit plappern hören), eben so klingt, als wenn ein Spitzbube sagen wollte, er eigne sich mit einem steifen und festen Vertrauen die Gerechtigkeit seines Richters zu, und Kraft dieser Zueignung müsse ihn nicht allein der Richter

vor einen ehrlichen Mann passiren lassen und von aller Strafe los zehlen, sondern auch seinen Schergen anbefehlen, daß, so oft sie ihn wieder auf der Spitzbüberey ertappten, oder er wohl selbst ungeschweht ihnen in dieser Qualitaet sich zu erkennen gäbe, sie ihn doch allemahl wieder auf freyen Fuß stellen sollten, so bald er nur spräche, daß sein Richter an statt seiner wär ein ehrlicher Mann gewesen. Was meint ihr, was vor eine Gerechtigkeit dürste einem solchen Vogel zu Theil werden? Just so aber haben wirs bisher in der Lutherischen Kirche gemacht. Die ärgsten Bösewichter haben die Beicht-Väter im Beichtstuhl ohne Bedenken um ein paar Groschen nicht nur vor gerecht erklärt, wenn sie gesagt, daß sie glaubten, Christus wär an ihrer statt gerecht gewesen; sondern sie haben sie auch von aller Schuld und Strafe quitt, frey und ledig gesprochen und ihnen weiß gemacht, Christus hätte die Strafe vor sie ausgestanden, es wär nun nichts verdammliches mehr in ihnen, sie hätten nun durch wahre Buße (nemlich durch Beichten und Communiciren) ihre verlorne Wiedergeburt wieder erneuert, und der Tod sey bey ihnen nun auf einmahl in den Sieg verschlungen, daß sie mit Paulo sagen könnten: Tod, wo ist dein Stachel? Diese abscheulichen Lügen (NB. das von den Orthodoxen so schändlich verdrehte Wort Gottes heiß ich so, nicht was der Geist Gottes in der Bibel sagt, damit mir nicht einer aus Leichtfertigkeit meine Worte im Munde rum drehe) hat nun der getreue Gott länger nicht mehr dulden können, sondern hat durch seinen Knecht Democritum die falsche Lehre völlig und mit dem größten Nachdruck demasquieren lassen, wie ihr nun mit mehrern hören werdet.

Doxophilus.

Ehe ich euch weiter höre, kann ich euch nicht bergen, daß die Säge des Democriti von dem Mittler-Amte Christi, dem ersten Ansehen nach, recht horribel klingen. Denn wenn Christi Verdienst nichts ist, und uns also nicht zu statten kommen soll; wenn er nicht für uns genug gethan hat, wenn wir uns durch den Glauben seine Gerechtigkeit nicht zueignen sollen, so kann einer, der sich sonst nicht zu helfen weiß, gar leicht diese Lehre vor eine höchst schädliche und gefährliche Lehre halten. Weswegen ihr es denn freylich den guten Orthodoxen so gar sehr nicht zu verübeln habt, wenn sie dem Democrito als einen Feind der Lehre von Christo und seiner Erlösung recht mit Nachdruck zu Leibe gegangen.

Philalethus.

Was sie in der ersten Hitze gethan haben, ehe sie aus ihren Vorurtheilen aufwachen und des Democriti Sinn völlig fassen können, solches kann man ihnen nach der Liebe wohl zu gute halten, sie haben um Gott geehrt, aber mit Unverstande. Allein da sich der Democritus einmahl über das andre so deutlich erklärt, daß man wohl mit ihm zufrieden hätte seyn können, so hätten sie ja auch wohl die Augen aufthun und die Absurdität ihrer Sätze einsehen können, wenn sie Democritus gezeigt. Da sie ihn aber ihrer löblichen Gewohnheit nach gleich durch die Reher-Hechel zogen, einen Fanaticum und Schwermer aus ihm machten, und nur mit lauter Blind-Schüssen aus den Symbolischen Canonen ihn schrecken wollten, mußte er freilich ihnen etwas näher auf die Haube greifen. Worauf es nun aber in der ganzen Sache ankommt, wollen wir aus seinem Munde selber hören. In seinem gedachten Glaubens-Bekentniß handelt

Der dritte Artikel

„ von

„ dem Mittler-Amte Jesu Christi.

„ Satz.

„ Eben dieses Licht und Wort des Vaters, durch welchen alle Dinge von Anfang gut oder vollkommen erschaffen sind, mußte nach dem Fall die verborbenen und von Gott abgewichenen Menschen wieder suchen, und in der Fülle der Zeit, da das Reich des Sohnes der Liebe, und der Weg zur Heiligung, zu welcher im alten Bunde unter der Oeconomie des Vaters noch kein völliger Durchbruch war, sollte offenbar werden, in der Gestalt des Fleisches der Sünden, oder in der abgewichenen menschlichen Natur sichtbarlich erscheinen (welches ja genugsam zeigte, daß Gott die Menschen nicht hassete oder auf sie böse wäre, daß ihm müste Satisfaction geschehen) und in derselben den völligen Sieg wider das ganze Reich der Finsterniß erhalten, in welchem Siege, als in einem Brand- und Sühn-Opfer, der Schlangen Saamen in der Menschheit getödtet und getilget worden, und in dem Tode des alten Menschen die Creatur Gottes durch den Mittler wieder in die Ordnung gebracht, in welcher sie vor dem Fall gestanden. Und ist der Wandel, das Leyden und Sterben des Heylandes in dem Fleische, nebst dem all-

gemeinen Opfer und Zahlung der Schuld, 'nichts anders gewesen, als ein Vorbild seines Mittler-Amtes im Geiste, wodurch in uns der alte Mensch durch eben den Verläugnungs- und Leidens-Process auf eine unsichtbare Weise muß getödtet, vernichtet, und dem Zorne Gottes, oder der verzehrenden Feuers-Kraft des Vaters zum süßen Geruch aufgeopfert werden," (das sagt Petrus, fast mit nehmlichen Worten 1. Petr. 4, 1. Weil nun Christus im Fleische für uns gelitten hat, NB. so wapnet euch auch NB. mit demselbigen Sinn. Denkt nicht, Christus hat nur an eure statt gelitten, daß ihr nichts leiden sollet. Nein, er hat zwar für euch, das ist, euch zu gute gelitten, welches er sonst nicht gebraucht hätte, allein zu keinem andern Ende, als daß ihr seinen Fußstapfen nachfolgen sollet, 1. Petr. 2, 21. Denn wer am Fleische leidet, NB. der höret auf von Sünden. Da heißt's nicht: Er kann das Sündigen nicht lassen. Muß Petrus nicht ein gefährlicher Schwermer gewesen seyn, weil er des Verdienstes Christi nirgend mit einem Worte erwehnt?) „daß die Gerechtigkeit vom Gesetze erfordert, wieder in uns erfüllet, und der neue Mensch zum verlornen göttlichen Bilde heran wachse. So bestehet nun das Amt des Mittler und des Erlösers darinne, daß er nicht allein ein Hoherpriester das Volk durch Gebät und Opfer versöhne, sondern auch als ein Prophet der gefallenen Creatur den Weg zur Heiligung in dem Lichte von oben zeige, und als ein König und Durchbrecher alle Bande des Reichs der Finsterniß zerreiße und die Creatur Gottes völlig von der Sünde befreye; und ehe solches alles in einem jeden vollführet ist, hat der Mittler, als der ander Adam, noch nicht das Werk der Erlösung vollendet. Denn das Opfer für die Schuld der Sünde hilft der armen Seelen noch nicht aus ihrem Gefängnisse und natürlichen Verderben, bis sie auch in solchem Opfer geheiligt und ihr alter Mensch mit Christo zu gleichem Tode gepflanzt wird.“ Diesen seinen Satz beweist er nun mit folgenden Sprüchen, die ich euch aber hier nur zum nachschlagen recommandiren will, als Röm. 8, 3. 4. 1. Cor. 1. 30. Eph. 2. 5. 6. Col. 3. 10 sqq. Tit. 2. 14. 1. Joh. 3, 8. Ebr. 9. 15. Jes. 61, 1. Seine Meinung aber ist am deutlichsten zu vernehmen aus dem

„Gegensatz.“

„Gegen diesen Grund des Glaubens, spricht er, streitet die ärgste und absurdeste Kezerey, die das verdorbene Fleisch jemals hat erfinden können, wann die verkehrten Lehrer das Werk der Erlösung einem vor

1600 Jahren bloß gestorbenen Christo zuschreiben, durch dessen zugerechnetes Verdienst der gefallene Mensch, von Sünde, Tod, Teufel und Hölle erlöst und befreiet sey, und keines lebendigen Erlösers und Seligmachers nun benöthiget sey, der in ihm in der That lebe, der Sünden Reich zerstöre, und das verlorne göttliche Bild erneuere. Wie sie denn die Leute nicht erst fragen: bist du erlöst? oder wie weit bist du erlöst? sondern als ob's schon längst geschehen wäre: Wer hat dich erlöst? Da denn keiner gefunden wird, der nicht durch Christum seiner Meinung nach schon längst erlöst ist, und nichts weiter bedarf, als daß er vor die schon in ihm geschehene Erlösung zur Dankbarkeit pharisäische gute Werke thut, wodurch der Sünden Wust und das Reich der Finsterniß zwar vor den Menschen bedeckt, aber nimmermehr durch Christum ausgefegt und zerstöret, und also die Creatur Gottes aus dem Fall befreiet wird. Da doch Christus als der Mittler und der Erlöser, uns auch zur Heiligung gemacht ist, und ohne Heiligung niemand Gott schauen wird.“

Diß sind also seine eigene Worte, aus welchen ein uneingenommenes Gemüthe mit leichter Mühe sehen kann, ob Democritus Christum verachtet, und aus seiner eigenen Gerechtigkeit selig werden will, oder ob er dessen theure uns Menschen erzeugte Wohlthaten erst recht erhebet und groß macht. Orthodoxe Calumnien sind es, die diese blinden Leute, so nicht ein Wort von der Schrift verstehen, ihrer Gewohnheit nach diesem Manne aufzubürden gesucht, wenn sie ohne Vernunft ins Wesen nein geschrieen. Ja, dieser Schwärmer hebt den Glauben auf, welches sie doch selber durch ihre absurde Lehre von einer längst geschehenen Erlösung thun; er läugnet Christi Verdienst und Genugthuung, da doch diese 2. Orthodoxe oder absurde Wörter in der ganzen Bibel allerdings nirgends Christo beygelegt oder von ihm gesagt werden. Dem ungeacht, weil sie etwa ein paar hundert Jahr von einem Papageyen auf den andern kommen, und den Kindern so zu sagen mit der Muttermilch eingeblöst werden, müssen sie jezto genug seyn, einen ehrlichen Mann zum Keyser zu machen, und seine Lehre von der wahren und würcklichen, nicht zugerechneten, Erlösung Jesu Christi muß eine Teufels-Lehre, ein Gift und Greuel heißen, und das von denen, die da praetendiren, den Schlüssel der Erkenntniß zu haben, und andern den Weg zur Seligkeit zu weisen. Das laßt mir blinde Leiter seyn.

S u f a s s.

So weit Edelmann. Ich vervollständige sein Referat durch folgende Notizen.

Da Dippel nach seinem „gestäubten Papsthum der Protestanten“ auf keine theologische Anstellung mehr rechnen konnte, so legte er sich auf die Medicin, eilte aber dabei schnell hinter einander mehrere Theologische Schriften. Die vorzüglichsten sind:

1) „Wein und Del in die Wunden des gestäubten Papstthums der Protestirenden, oder Christiani Democriti offenerzige, christliche fernere Erklärung, Beweis und Entschuldigung gegen alle Richter des Buchs, Papismus Protestantium rapulans genannt. Wobei zugleich in specie Herrn D. Schwarzenau's von Marburg abgenöthigte christliche Verantwortung und Herrn Prof. Lönizers von Weikershausen bei Marburg sogenannter Widerstand eines aus dem Abgrund Offenb. 9. aufgestiegenen neuen pietastrischen Heusprunges mit gehöriger Censur abgefertiget, und diese Handlung mit einer herzlichen Ermahnung an alle, die die Wahrheit und ihr Heil in Jesu Christo suchen und erkennen, beschlossen wird“ (anno 1700. 16 Bogen). Der kurze Inhalt dieser Schrift ist: „es sey bisher kein göttliches Predigtamt auf der Welt, die Erlösung sey nicht auf einmal durch Christi Leiden und Tod geschehen, sondern daure so lange, bis der Mensch völlig von der Herrschaft der Sünde befreit sey; weder die Taufe noch das Abendmahl seyen Mittel zur Seligkeit, sondern nur äußerliche Zeichen, die bei den Vollkommenen abgeschafft werden müßten.“

2) „Anfang, Mittel und Ende der Ortho- und Heterodoxie; oder kurzer theosophischer Entwurf, aus was Ursachen das verworrene Religionsgezänk in der Christenheit entsprungen, durch was Mittel es fortgeführt und auf was Art es endlich zernichtet möge werden. In christlicher Freiheit und aufrichtiger Liebe aus dem Lichte von oben verfaßt“ (1699). In dieser Schrift werden die Liebe Gottes und des Nächsten für die hauptsächlichsten Glaubensartikel erklärt, und daß alle Heiden, Juden und Türken den seligmachenden Glauben haben könnten, ob sie schon von dem Verdienst Christi, von der Zurechnung desselben und von den seligmachenden Meinungen des athanasischen Symboli so wenig wüßten als eine Kuh.

3) „Christenstadt auf Erden ohne gewöhnlichen Lehr-, Wehr- und Nährstand, oder kurze doch eigentliche Abbildung der aus dem Reiche der Natur entstandenen und im Jorn Gottes bestätigten Ordnungen unter den Menschenkindern zu Babel, die Christi Namen führen, sammt einer unparteiischen Untersuchung des auf diese Ordnungen gegründeten, besetzten und unvernünftigen Gottesdienstes, im Gebet, Fürbitte und Dankfagung ausgefertigt auf Gottes Befehl und Handreichung und aus dessen heilsamem Wort und Zeugniß erwiesen 2. Tim. 2, 19“ (1700). Ein christlich-republikanisches Glaubensbekenntniß mit Verwerfung aller Stände und Ausschließung derselben vom Reiche Christi.

4) „Die wahre Wassertaufe der Christen aus Gottes Wort beschrieben, Ap. Gesch. 18, 18“ (1700). Eine Verwerfung der kirchlichen Taufe.

5) „Summarisches und aufrichtiges Glaubensbekenntniß über diejenigen Lehrpunkte, so bis hieher in Chr. Democriti Schriften erörtert worden, aus denen in der Vorrede berührten Ursachen verfasst und in Druck gebracht, Ezech. 3, 7“ (1700). Ein Versuch, das Dogma durch die Moral zu stürzen.

6) „Abgenöthigter Grundriß der academischen Gottesgelahrtheit, wodurch Christ. Democritus die ihm von Herrn Johann Ernst Gerhard, S. Theol. Doct. und Prof. bei der Universität Gießen in einem öffentlichen Programmate fälschlich imputirte Unordnung Beides von sich ablehnet und zugleich die im gemeldeten Progr. behaupteten untheologischen Hypothesen nach der Wahrheit des Evangelii in Christo aus Licht stellet. Der studirenden Jugend zum Besten, wenn die Alten muthwillig nicht sehen wollen, durch den Druck gemein gemacht“ (1704). Eine Schrift gegen die academische Theologie, welche für die Quelle alles Giftes zum Untergange des Christenthums erklärt wird, und gegen die symbolischen Bücher.

7) „Begleiter zum verlorenen Licht und Recht etc.“ (siehe oben). — Im Jahre 1705 ging Dippel, durch Anfeindungen vertrieben, nach Berlin, verfasste hier

8) „Ein Hirt und eine Heerde etc.“ (s. o.), und

9) „Unpartheiische Gedanken über eines schwedischen Theologi kurzen Bericht von Pietisten, nebst einer kurzen Digression von der Brutalität und Illegalität des Religionszwanges und einem kleinen Anhange wider die theologische Facultät zu Halle“ (1706).

Durch diese Schrift machte er sich in Berlin, wo man überdies auf ihn, als einen Alchymisten und Teufelskerl, ein Auge hatte, mißliebig, er wurde in Verhaft genommen, bald aber gegen Caution freigelassen. Jedoch da man bei einer Durchsuchung seiner Brieffschaften ein Schreiben fand, welches dem Königl. Preuß. Hofe nachtheilig war, und Dippel neuen Arrest vor sich sah, so entwich er 1707 nach Holland, wo er zu Amsterdam die Heilkunst practicirte. In dieser letzteren Periode schrieb er:

10) „Fatum fatuum, d. i. die thörigte Nothwendigkeit, oder augenscheinlicher Beweis, daß alle, die in der Gottesgelahrtheit und Sittenlehre der vernünftigen Creatur die Freiheit des Willens disputiren, durch offenbare Folgen gehalten sind, die Freiheit in dem Wesen Gottes selbst aufzuheben oder das Spinozer Atheisnum festzusetzen. Wobei zugleich die Geheimnisse der Cartesianischen Philosophie entdeckt und angewiesen, wie absurd diese Gaukelei sich selbst vernichtige und was vor Schaden dadurch im gemeinen Wesen gestiftet worden“ (Amsterdam 1710; im Jahre vorher holländisch unter dem Titel het dwase Stoodlot etc.).

Auch edirte er 11) eine Dissertaton „vitae animalis morbus et medicina,“ auf welche er zu Leyden 1711 die medicinische Doctorwürde erhielt. Aber als er in der Schrift 12) „Alea belli Muselmannici“ auch die reformirte Confession nicht unangetastet ließ, so mußte er aus Holland weichen und folgte einem Rufe des Dänischen Königs, welcher ihm schon früher den Titel eines Canzleiraths verliehen hatte.

In Dänemark zog er sich durch sein freies Benehmen den Haß der Großen zu, er wandte sich 1719 nach Hamburg, wurde auf Dänische Requisition ausgeliefert und in Altona in Arrest gesetzt. Ein Urtheil, welches ihm hier publicirt wurde, lautete dahin, daß seine Schriften öffentlich durch den Scharfrichter zu verbrennen, er selbst seiner Würden zu entsetzen, kreuzweise geschlossen nach der Insel Bornholm zu transportiren und hier in lebenslänglicher Gefangenschaft zu halten sey! Bis zum Jahre 1727 dauerte seine Haft, auf Vorbitte der Königin wurde er freigelassen.

Ein Kaufmann aus Christianstadt nahm ihn mit sich dorthin, damit er seine Tochter curire. Der König von Schweden berief ihn nach Stockholm, um ihn wegen einer Krankheit zu Rathe zu ziehen. Aber nach wenigen Monaten mußte er auf Vorstellung der Geistlichkeit und vermöge eines Reichstagsconclusi das Schwedische Reich räumen. Er

ging nach Deutschland zurück, ließ sich zuerst zu Liebenburg im Hilbesheimischen nieder und edirte

13) „Vera demonstratio evangelica, d. i. ein in der Natur und dem Wesen der Sachen sowohl als in heil. Schrift gegründeter Beweis der Lehre und des Mittleramtes Jesu Christi, durch Christianum Democritum von Mitternacht mit sich zurück in Deutschland gebracht, und der Pest, die im Finstern schleicht, nebst der Seuche, die im Mittage verberbet, als ein Gegengift entgegengestellt; oder Communication desjenigen, was in Schweden mit ihm passiret und bei solcher Gelegenheit von ihm zur Rettung der Wahrheit zu Papier gebracht worden (Frankfurt und Leipzig 1729). —

Nachdem Dippel einige Zeit zu Berleburg und auf Schloß Wittenstein seine Wohnung gehabt, starb er am 25. April 1734.

Je weniger ich als Herausgeber einer „Bibliothek“ zu einer systematischen Anordnung des Stoffes gezwungen bin, um so mehr macht es mir Vergnügen, durch Abwechslung der Ermüdung des Lesers vorzubeugen. Diese Abwechslung wird man in den folgenden Mittheilungen nicht vermissen.

3.

V. Knoblauch,
der unermüdlige Gegner des
Uebernatürlichen

und der

Wunder.

Ich besitze einen Cyclus kleiner anonymen Schriften aus den Jahren 1780—1794, die dem Ton, Inhalt und der Tendenz nach einander so ähnlich sind, daß sie nur Einem Verfasser zugeschrieben werden können. Sie haben alle die Bekämpfung der Annahme eines Uebernatürlichen zum Zweck. Aus Gründen, deren Angabe nicht in diese „Bibliothek“ gehört, schreibe ich sie Karl von Knoblauch zu. Dieser, im Jahre 1757 geboren, war fürstlich Dranien-Rassauischer Justiz- und Bergrath zu Dillenburg. Er starb am 6. September 1794. Er war ein fleißiger Mitarbeiter des „Neuen deutschen Merkurs“, in den er unter andern über Pan, Silen, Faunen, Satyrn, Pygmäen, Onomen und Kobolde ein Paar Aufsätze geliefert hat. . . Ich theile im Folgenden Einiges aus jenem Schriften-Cyclus mit.

Die erste Schrift, die ich anführen will,

„Anti-Hyperphysik

zur

Erbaunung der Vernünftigen“

1789.

anderthalb Bogen stark, hat folgenden Gedankengang: Wunderdinge gehören in die Klasse der zufälligen Dinge, die nur durch Erfahrung und Zeugniß bewiesen werden können. Erfahrung haben wir von miraculösen Dingen nicht, die Gabe zu miraceln hat aufgehört, und wenn sie noch bisweilen sich äußert, so „geschieht es nur bei Heiligen und bei laufigten Bettlern.“ Die Erfahrung zeugt sogar gegen Wunderdinge, indem sie für die Gleichförmigkeit und Beständigkeit des Naturlaufes Zeugniß ablegt. Wir sind also nur auf Zeugnisse angewiesen, und es ist sehr nöthig, daß die Beweisraft solcher Zeugnisse geprüft werde. Wie viel Zeugen fordert man, wenn ein Mirakel, z. B. die Wiederbelebung eines todtten Körpers bewiesen werden soll? Ein einziger Zeuge — wäre er auch sonst noch so glaubwürdig — ist zum Beweis eines so unwahrscheinlichen Fakti nicht hinreichend. Ja keine noch so große Anzahl von Zeugen ist es. Denn wenn der Streit zwischen zwei Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten ist, so ist es noch immer unendlich wahrscheinlicher, daß zwei, drei, vier, daß funfzig, daß tausend Menschen gelogen oder sich geirret haben, als daß ein Wunder geschehen ist. Tausend Lügner sind immer noch kein Mirakel und können, ohne daß die bekannten Gesetze der Natur aufgehoben werden, existiren. So lange ich aber eine Erscheinung natürlich, also z. B. aus der Lügenhaftigkeit der Menschen,

aus der Trüglichkeit der Sinne, und den Täuschereien ihrer Einbildungskraft erklären kann, bin ich gar nicht berechtigt, zu ihrer Erklärung eine übernatürliche Ursache — einen Gott, Engel u. dergl. — herbeizurufen.

Wenn ferner auch eine Million Zeugen das Wunder der Speisung der 5000 Mann mit fünf Broten und zwei kleinen Fischen, nach welchem Mahle noch zwölf Körbe mit Broden gefüllt wurden, eiblich erhärteten, so müßte man es doch als etwas in sich unmögliches verwerfen. Denn wir haben von der Richtigkeit des neunten Euklidischen Axioms, daß der Theil nicht größer sein kann, als das Ganze, eine stärkere Ueberzeugung, als von der Wahrhaftigkeit menschlicher Aussagen. Vielleicht wird man sich auf die Inspiration der heiligen Schriftsteller berufen. Aber dieses unsichtbare Wunder fällt gar nicht in die Sinne irgend eines Zuschauers, und beruhet also bloß auf dem Vorgeben dessen, der die Inspiration empfangen haben will. Nun aber kann erstens Niemand in seiner eigenen Sache Zeuge seyn, und zweitens verdienen Wunder, die nur Einer bezeugt, keinen Glauben. Wollte man annehmen, die heiligen Männer hätten ihre Inspiration durch sichtbare Wunder bewiesen, so frage ich: waren die Erzähler dieser sichtbaren Wunder auch inspirirt oder waren sie es nicht? Sie sollen inspirirt gewesen seyn! Aber durch welche abermalige Wunder hat denn der Erzähler jener Wunder seine Inspiration bewiesen? — Waren die Erzähler nicht inspirirt — und die Evangelisten sagen nicht, daß ihnen ihre Erzählungen von Gott eingehaucht worden wären, — so konnten sie, als bloße Menschen, sich irren. Und wenn sie äußerst unwahrscheinliche, von der bekannten Ordnung der Natur abweichende Fakta erzählen, so ist in solchen Fällen allemal zu vermuthen, daß sie sich wirklich geirrt haben. Denn können wir wohl für irgend eines Scribenten Untrüglichkeit einen Beweis aufstellen?

Auch die Mystereien bestehen vor dem Anti-Hyperphysiker nicht. Drei Personen, die ihrer Dreiheit unbeschadet, zusammen einen einzigen, einfachen, unendlichen Geist ausmachen — eine Person, welche Gott und Mensch zugleich, d. h. endlich und unendlich zugleich ist — dieser Gottmensch am Kreuze, getödtet um der Sünden der Menschen willen, die Er — nicht mitgemacht hatte! — — seine Auferstehung, seine sichtbare Auffahrt nach einem fernen Planeten oder Fixstern — — sind lauter Ungeräumtheiten! lauter Dinge, deren Unmöglichkeit die Vernunft beweisen kann. Oder ihre ersten Grundsätze müßten falsch

seyn. Wenn aber die Vernunft göttlichen Ursprungs seyn soll, so hieße es den Urheber der Vernunft lästern, wenn man eine Falschheit ihrer Principien behaupten wollte.

Durch gezwungene Deutungen der Wunder und Mystereien gewinnen die Theologen Nichts. Geben sie z. B. den widersinnigen Satz von der Gottheit Christi auf, so berauben sie diesen seiner Untrüglichkeit und machen ihn zu einem bloßen Moralisten. Wenn sie die Wunder zu Nichtwundern erklären, so bewirken sie, daß man in Christo und den Aposteln nur gutmeinende, aber von ihrer Imagination misleitete Enthusiasten erblickt.

Die Lehre von Gott leidet an unlösbaren Widersprüchen. Ist er unendlich, so konnte er nicht in Christo endlich, ist er höchst selig, so kann er nicht erzürnt, ist er allmächtig, so kann ihm nicht zuwider gehandelt werden. „Aber ist der reine Geist, dieses Phantom der Theologie, mehr als ein abstrakter Begriff? Wie kann er, ohne Körper, dennoch Sinne und Empfindungen, und wie ohne Sinne und Empfindungen dennoch Begriffe haben? Wie kann er, ohne Begriffe zu haben, ein Geist seyn? Begriffe, sagt Buffon, sind nichts als verglichene, oder, besser zu sagen, zusammengesetzte Empfindungen. Wer keine Sinne hat, hat keine Empfindungen, kann also auch seine Empfindungen nicht mit einander vergleichen, kann also auch keine Begriffe haben. Wer keine Begriffe hat, der denkt und will nicht. Wer nicht denkt und will, der ist kein Geist. Sehen wir, daß die göttlichen Begriffe mit den unsrigen — den einzigen, die wir kennen — gar keine Aehnlichkeit haben, so gestehen wir, daß sie eigentlich ganz und gar keine Begriffe sind. Denn Dinge, die Nichts mit einander gemein haben, können auch nicht mit Einem gemeinschaftlichen Namen bezeichnet werden. Woher könnte der reine Geist die Idee der Bewegung haben, von welcher doch alle Phänomene der sichtbaren Welt abhängig sind. Diese Idee resultirt aus Gesichts- und Gefühlsempfindungen. Der reine Geist kann weder sehen, noch hören, noch fühlen. Er hat kein Verhältniß weder zu unsern Sinnen noch zu unsern Begriffen. Er kann uns weder erscheinen noch je denkbar werden.“

Die andere Schrift (100 Seiten) führt den Titel:

"Die
Nachtwachen
des
Einsiedlers zu Athos."
1790.

Die erste unter den Nachtwachen unter dem speziellen Titel „Spinoza der Dritte oder der entschleierte Aberglaube“ entwickelt den Begriff der Einen, einfachen, unveränderlichen, ewigen, unabhängigen, wesentlichen, unendlichen Substanz. Ausdehnung und Denken sind ihre unendlichen Eigenschaften, die Existenzen sind ihre Modificationen. Ihr Wirken ist so nothwendig als ihr Segen, denn es ist von ihrer Natur unzertrennlich. Von einer absolut nothwendigen Ursache kann keine zufällige Wirkung herkommen; die Naturkräfte machen ein unendliches System aus, wo Alles innigst zusammenhängt; Wunder, d. h. Ereignisse gegen die Gesetze der Natur, sind Fabeln und „Alfanzereien.“ Der Glaube an Wunder, weil irgendwo von ihnen geschrieben stehe, ist die Pest der Vernunft, die Schande der Menschheit. Alle Volksreligionen sind auf Udinge, d. h. auf vorgegebene Offenbarungen und Göttersprüche gegründet. Offenbarung ist ein Wunder und wird durch Wunder bewiesen. Dieser Beweis enthält einen offenbaren Cirkel. Eben diese positiven Religionen haben Udinge zum Gegenstand. Sie setzen Götter voraus, welche nur Geschöpfe der Phantasie seyn können: launichte, eigenstünige Götter. Man hoffet durch Opfer, durch Bitten und Flehen die Laune dieser Phantome bisweilen zu einer — den eigenen Wünschen und Neigungen gemäßen Direction des Naturlaufes disponiren zu können. In allen „pöbelhaften“ Religionen liegt mehr oder weniger die ungerichte Vorstellung zum Grunde, daß wir auf die Götter wirken und gewissermaßen ihren Zustand durch angenehme oder widrige Eindrücke modificiren könnten. Wie können wir aber auf die Gottheit durch dergleichen Eindrücke wirken, wenn sie ein unabhängiges und ohne unser Zuthun seliges Wesen ist? Alle Religionen sind voll von dergleichen Widersprüchen. Dies kann man von der Moral nicht sagen, welche auf ewige Wahrheiten, auf das allgemeine Interesse der Menschheit, auf die Stimme der Vernunft und das Gesetz der Natur gegründet ist.

„Ihr wollt nicht bloß einen eurer Einbildungskraft proportionirten Gott, auch noch einen Belohner und Rächer haben. Ihr traget auf euren Weltvater eine menschliche Gerechtigkeit über, und lasset den zu reichenden Grund von Allem, was ist und geschieht, wie einen Unsinigen über seine eigene Folgen zürnen. Wahrlich, meine Freunde, eure anthropomorphistische Theologie ist ein klarer Nonsens.“

„Vergebens blickt euer Auge hinauf in die blauen Tiefen des Himmels, um über jenem eingebildeten Gewölbe seinen Thron zu suchen.“

Diese Seele der Natur, dies allgemeine Princip der Bewegung, ist entweder überall oder nirgends. Warum den Zorn eines Wesens fürchten, welches keine Galle und keine Leidenschaften hat? Warum den Lohn der Tugend außer der Tugend selbst suchen? Laßt Schwärmer immerhin glauben, Menschen hätten ihren Schöpfer, — der nicht leiden kann! — beleidigt! — Gott selbst habe, um Gott zu versöhnen, um sich Satisfaction zu geben, Mensch werden, leiden und sterben müssen. Die Vernunft sieht ein, daß Gott nicht Etwas werden kann, was er zuvor nicht gewesen ist; daß der Ewige nicht in Gestalt eines kleinen Knaben von einem Weibe geboren werden, daß er nicht leiden und sterben kann.

„Aber ihr zittert vor einem Gespenst, welches der Tod heißt, und eurer bangen Phantasie in den scheußlichsten Gestalten sich darstellt. Erschrockne Sterbliche! hört die Stimme der Vernunft! von ihr erleuchtet, entsaget endlich jenen Vorurtheilen, welche die Mörder eurer Ruhe sind! Wo waret ihr, eh' eure Mütter euch empfangen? eh' eure erste Sonne euch aufging? Lebtet ihr, empfanDET ihr schon, eh' eure Sinnlieder von der Hand der Natur gebildet wurden? eh' jener Keim sich entwickelte, worin ihr ohne Bewußtseyn schliefet? Wenn eure Existenz einen Anfang gehabt hat, so muß sie ein Ende haben. Ich bin ein Mensch und Nichts weiter. Der Mensch ist offenbar kein einfaches geistiges Wesen. Ohne Ausdehnung hätte er keinen Körper. Ohne Körper wäre er nicht Mensch. Die Ausdehnung und Bewegung, d. h. der Körper, ist dem Menschen ebenso wesentlich als die Seele oder das Denken. Der Körper ist es eben, der unsre Seele zu einer menschlichen Seele macht. Von den Wirkungen einer vom Körper geschiedenen Seele können wir uns nicht die geringste Vorstellung machen.

„Die Erfahrung beweist zur Genüge, daß wir eben so wenig ohne die inneren Organe des Kopfes denken, als ohne Augen sehen, ohne Ohren hören, ohne Nerven empfinden, ohne Magen verdauen, ohne Herz und Eingeweide leben können.

„Zu jeder Berrichtung des Menschen — des Thieres — werden gewisse Organe erfordert. Diejenigen, welche unsere Denkkraft den Körper überleben lassen, könnten mit eben dem Recht die ewige Fortdauer der Sehkraft nach der Zerstörung der Augen, des Gehörs nach der Zerstörung der Ohren, und des Gefühls nach der Zertrennung aller Nervenfäsern behaupten. Körper und Seele sind ein und dasselbe Ding, welches, unter der Eigenschaft der Ausdehnung und Bewegung vorge-

stellt, Körper, und unter der Eigenschaft des Denkens betrachtet, Seele heißt.

„Niemand kann denken, ohne zu empfinden, Begriffe sind Nichts als Resultate aus der Vergleichung sinnlicher Eindrücke. Um Begriffe bilden, um sinnliche Eindrücke mit einander vergleichen zu können, muß man sinnliche Eindrücke, d. h. Empfindungen haben. Empfindungen sind Rührungen, Affectionen der Sinne. Um also empfinden zu können, muß man Sinne — Organe — haben. Also einen Körper. Der Tod beraubt uns aller Sinne. Er zerstört also die physische Sensibilität. Wie kann man, desorganisiert, leiden oder genießen? Güter und Uebel giebt es nur für Lebende, d. h. im Verhältniß der Dinge zu unsrer Sinnlichkeit, welche der Tod aufhebt. Die Ideen der soliden Ausdehnung und Bewegung, in welche sich unsre ganze Kenntniß der Materie auflösen läßt, erlangen wir durch die Sinne des Gesichts und Gefühls. Der Tod raubt uns offenbar diese Sinne. Folglich verschwindet in seinen Schatten die Idee der Materie, welche den Gebrauch jener Sinne voraussetzt.

„Den Begriff der Immaterialität, und was auf diesen relativ ist, können wir eben so wenig jenseits der Urnen beibehalten. Dieser Begriff ist nur relativ. Jede Verneinung setzt eine Bejahung voraus. Die Idee des Immateriellen, wenn sie auf irgend Etwas applicirt werden soll, unterstellt eine Vergleichung dieses Dinges mit der Materie, folglich die Idee der Materie, folglich den Gebrauch der Sinne. Denn, ohne ein Ding, welches immateriell seyn soll, mit der Materie zu vergleichen, kann ich nicht entscheiden: es habe die materiellen Beschaffenheiten nicht. Wer ein Ding mit einem anderen vergleichen will, der muß von beiden eine Vorstellung haben. Wer etwas für immateriell ausgibt, der verneinet von ihm nur die materiellen Beschaffenheiten. Wie kann er das aber, ohne von den materiellen Beschaffenheiten eine Idee zu haben? und wie kann man — nach der Beraubung der Sinne — eine Idee noch haben, welche den Gebrauch der Sinne supponirt?

„Um die eingebildeten Schrecken des Orkus völlig verschwinden zu machen, ist es noch nöthig, zu erwägen, daß man nach der Auflösung der Organe nicht nur nicht empfinden, sondern sich auch ehemals gehabter Empfindungen und ehemaliger Handlungen nicht mehr erinnern kann.

„Das Gedächtniß ist körperlich, ist eine Modification des Hirns, seine Stärke oder Schwäche hängt von der guten oder schlechten Beschaffenheit des Hirns ab. Ein wenig Blut, welches auf's Hirn drückt, löscht der Seele göttliches Licht aus. Ein von Winden aufgetriebener Darm, ein Klumpen Roth im Unterleibe macht den größten Geist zum Dummkopf.

„Das Denken ist nur eine Art zu seyn des Menschen. Wie können seine Begriffe ihn überleben. Wird die Harmonie länger dauern als die Leier?

„Man hat, um die Möglichkeit einigermaßen begreiflich machen zu können, wie eine vom Körper geschiedene Seele noch denken, Schmerz und Vergnügen empfinden kann, die Auferstehung der Todten erdacht. Man sah ein, die Seele allein sey doch nicht der Mensch; ihre Fortdauer nicht die Fortdauer des Menschen. Der Zustand der Seele nach der Auflösung ihrer Organe könne mit menschlichen Verhältnissen doch Nichts gemein haben. Daher die Voraussetzung, daß Gott, man weiß nicht wenn? — für jede Seele einen neuen, dem vorigen ähnlichen Leib bilden und die Seele mit diesem Substituten ihres ehemaligen Körpers wieder vereinigen werde.

„Aber nicht zu gedenken, daß diese Voraussetzung gar keinen Beweis für sich hat, so ist es klar, daß ein aus elementarischen Theilen noch so künstlich zusammengesetzter Leib nicht für die Ewigkeit taugt; daß es in der Natur kein Perpetuum mobile giebt, daß auch die festesten, härtesten Körper endlich in Staub verfallen oder in Dunst verfliegen. Sollte aber meine Seele nach Verlauf von Millionen Jahren einen neuen Leib von ganz anderm Stoffe und ganz anderer Zusammensetzung, einen Leib, der von meinem jetzigen durchaus verschieden wäre, beleben, so wäre sie meine Seele nicht mehr. Sie wäre die Seele einer ganz andern Creatur geworden, die keinen menschlichen Leib hat, also auch kein Mensch ist oder heißen kann.

„Unmöglich kann ein und dasselbe Ding zweimal existiren. Aus seinen Elementen bildet die Natur was Neues. Aber ist dieses Neue auch wirklich das vorige Ding? — — Wir wollen uns nicht dabei aufhalten, Chimären zu widerlegen, welche die gesunde Vernunft beleidigen und alle menschliche Wahrscheinlichkeit wider sich haben! — — Nur bemerken wir noch, daß aus dem Lande der Seelen nie ein Verstorbener in diese Oberwelt zurückgekommen ist, um uns von dorthier Nachrichten zu überbringen.

„Ohne menschliche Organisation ist es nicht möglich, menschlich zu empfinden, menschlich zu denken. Unsere Organisation aber ist offenbar nicht für die Ewigkeit gemacht. Warum nun mit thörichten Hoffnungen sich schmeicheln? warum mit grundlosen Besorgnissen sich quälen?

„Die Furcht vor dem Nichtseyn ist Furcht vor einem Uebel, welches wir nie empfinden werden . . .

„Wenn das Leben kein Gut ist, so würde auch seine ewige Fortsetzung — die Unsterblichkeit! — kein Gut seyn. Tausend Uebel sind von unsrer zerbrechlichen Existenz, welche dem Streit der Elemente preisgegeben ist, unzertrennlich. Der Todte hat keine Bedürfnisse mehr. Er sehnet sich nicht nach dem Leben, weil diese Sehnsucht die Idee des Lebens voraussetzt, und die Idee des Lebens wirkliches Leben unterstellt. Ist man unglücklich, wenn man nicht hat, was man nicht begehrt?

„Kann der Todte es empfinden, daß er todt ist? Und kann Dasjenige für uns ein Uebel sein, was wir nie empfinden?

„Der Tod ist also kein Uebel. Er ist traumloser Schlaf, von dem man nie erwachet

„Wenn wir auf den Zusammenhang und die Folgen in der Reihe aller Dinge Achtung geben, so bemerken wir, daß keine Bewegung geschieht, ohne daß eine andere vorhergegangen ist, und eine dritte ihr folgt.

„Eine absolut-erste Bewegung läßt sich ohne offenbaren Widerspruch nicht annehmen. Ihr müßte absolute Ruhe unmittelbar vorhergegangen seyn. Diese ist ein Unding. Der Uebergang der Materie von ihr zur ersten Bewegung würde einen ungeheuren Sprung enthalten, der weder in dem Wesen eines einzelnen Dinges, noch in dem allgemeinen Zusammenhang gegründet seyn kann. Tendenz zur Bewegung scheint wirklich der Materie wesentlich zu seyn. Man kann die Ursache der Bewegung nicht in einem hyperphysischen, unbeweglichen Wesen suchen, weil man sonst dem Sage widersprechen würde, ein Ding kann eine Eigenschaft, die es selbst nicht hat, auch nicht einem andern mittheilen. Alle Argumente gegen die Möglichkeit einer anfangslosen Succession sind vergeblich. Jede Reihe, wenn sie nicht zuletzt aus Nichts entspringen soll, muß eine unendliche seyn. Aus Nichts Etwas ist ein viereckiger Cirkel, die größte Beleidigung für die Vernunft . . .

„Wie könnte der Geist — der, wie man voraussetzt, mit der Materie Nichts gemein hat — die Materie hervorgebracht haben? Von zwei Dingen, die Nichts mit einander gemein haben, kann eins nicht die Ursache und nicht der Erklärungsgrund des anderen seyn.

„Kein Mensch ist vom Daseyn Gottes mehr überzeugt als ich. Ich bemühe mich sogar, die nothwendige Existenz der unendlichen Substanz zu erweisen. Nur den Gott der Phantasie und des Aberglaubens bestreite ich; welcher gewiß nicht der Gott der Natur und der Vernunft ist.

„Wenn der Menschenverstand nach und nach sich aufgeklärt hat, wenn man die Menschen über ihr wahres Interesse, über die wahren Gründe und Quellen ihrer Pflichten, über das Verhältniß ihrer Handlungen zu ihrem Endzweck — der Glückseligkeit — in gehörig abgemessenen Stufen erleuchtet hat, wenn man den Unterricht und die noch immer so elende Erziehung der Jugend verbessert, wenn man weise, d. h. ihrem Zweck entsprechende, Gesetze gegeben hat, und die Uebertreter dieser Gesetze mit allem Nachdruck zu strafen weiß — sollten denn jene Popanz noch nöthig seyn, wodurch man rohe kindische Völker schrecken mußte?“ . . . —

Zu der zweiten Nachtwache „Theorie der Mirakel“ macht der Verfasser die Vorbemerkung: „Ich liefere meinen Beitrag zu Bestreitung der Thaumaturgieen, der Fabeln, der Legenden; wer durchaus Mirakel und Prodigien glauben will, behält immer das Recht dazu.“

„Ein Mirakel, sagt er, ist nach der ursprünglichen Bedeutung des Wortes eine Sache, worüber man sich wundert. Die Verwunderung ist eine Tochter der Unwissenheit. Je unwissender man ist, desto mehr Dinge giebt es, worüber man sich wundert.

„Die angeblichen Wunder, womit eine Secte prahlt, lassen sich entweder zu natürlichen Begebenheiten erklären, oder man muß sie läugnen. Warum? weil die Existenz einiger Lügner und Träumer unendlich weniger unwahrscheinlich ist, als die Existenz eines Mirakels.

„Ein willkürlich handelndes Wesen ist der nicht, welcher die Gesetze der Natur festgestellt hat. Durch Verrichtung eines Wunders würden aber die Gesetze der Natur auf willkürliche Weise verlegt.

„Die Allmacht bringt nach Gesetzen, die gar nicht arbiträr zu seyn scheinen, alle Dinge nur aus ihrem, besonders zu diesem Zweck organisirten Samen hervor. Wunder gehören zu den unglaub-

lichen, unerweislichen Dingen, und von Verwandlungen darf nur der Poet, nicht der Philosoph, sprechen. Nur in der poetischen Welt wird Wasser in Wein, werden Menschen in Salzsäulen, Schwäne, Schwalben, Lorbeerbäume verwandelt.

„In der wirklichen Welt schreiten alle Dinge nach gegebenen, unveränderlichen Gesetzen fort. Nie wird dem Gesetz der Continuität zuwidergehandelt. Ein Wunder, ein plötzlicher Uebergang eines Dings aus einem Zustand in den entgegengesetzten würde dieses Gesetz zernichten und den Zusammenhang der Welt lädiren.

„Wenn nun jeder Erdenkörper an sein System, an seinen Mittel- und Schwerpunkt durch unauflöbliche Bande gefesselt ist, so sind Himmelfahrten, Luftreisen von der Erde nach dem Saturn oder Sirius unmöglich. Jede Erzählung von dergleichen Abenteuern ist nothwendig ein Feenmärchen . . . Der Mathematiker kann es uns sagen, welche Folgen, die sich durch unser ganzes Planetengebäude erstrecken würden, eine solche Suspension des Gesetzes der Schwere für den Glob würde haben müssen.“ —

Indem in der dritten Nachtwache, „Natur der Dinge“ überschrieben, alle Bewegungen der Natur auf attractive und repulsive Kraft reducirt werden, wird auch hier noch einmal von der aus diesem Gesetz folgenden Unmöglichkeit einer Himmelfahrt gesprochen. —

„Euclides anti = thaumaturgicus,
oder
demonstrativer Beweis
von der
Unmöglichkeit
hyperphysischer Begebenheiten
nebst Anwendung dieses Beweises
auf ein
besonderes Mirakel.“
Germanien, 1791.

so nennt sich die dritte mir vorliegende Schrift (40 Seiten stark). Für uns, heißt es darin, ist nur dasjenige ein möglicher Gegenstand, was im Raume und in der Zeit erkannt werden kann. Für uns wahrnehmbare Wunder müßten also ebenda geschehen.

1) Neben dem Wunder (A) vor ihm und nach ihm giebt es unendlich viele Begebenheiten, Erscheinungen, es ist also begrenzt, endlich. Es muß ferner dem Wunder eine Erscheinung vorhergegangen sein, wodurch es, als die folgende Erscheinung, möglich wird. Nun ist es ein Axiom, daß die Ursache ihrer Wirkung proportionirt sein muß, und umgekehrt; ein anderes Axiom besagt: zwischen dem Unendlichen und Endlichen sei keine Proportion. A also, welches wir als Wunder angenommen haben, kann nur von einer endlichen, also zur Welt, dem Inbegriff alles Endlichen gehörigen — Ursache gewirkt worden sein.

2) Da jeder Erscheinung eine andere vorhergeht, wodurch die folgende möglich wird, A ferner ein wahrnehmbarer Erfolg, d. h. eine Erscheinung ist, diejenige Erscheinung aber, welche allemal vor einer anderen vorhergeht, die Ursache derselben genannt wird, so hat auch A eine Erscheinung zur Ursache. Also ist es keine Wirkung einer bloß intelligiblen Ursache oder eines Wesens außer der Sinnenwelt.

3) Eine bloß intelligible Ursache ist nothwendig von allem sinnlich Wahrnehmbaren verschieden. Sie kann also auch keine bewegende Kraft haben, denn diese inhärrt der Materie, welcher die Bewegung wesentlich ist. Sie kann also auch keine Bewegungen in der Körperwelt, mithin gar keine Veränderungen in derselben hervorbringen, mithin kann sie auch in der Körperwelt keine Wunder thun, weil diese Nichts sein würden als Veränderungen, die den Gesetzen der Bewegung entgegen wären.

4) Wollten wir annehmen, gewisse außerordentliche Veränderungen hätten den Willen eines hyperphysischen Wesens zur Ursache, so sind wir uns in unserm eigenen Willen, der doch mit dem Willen aller anderen Wesen einerlei Natur haben muß, keiner solcher schaffenden und bewegenden Kraft bewußt. Wir könnten durch noch so ernstliches Wollen nicht einmal ein Kartenhaus umwerfen, wenn nicht ein Stoß mit dem Finger oder ein Hauch des Mundes, der Nichts als der Stoß einer bewegten Luft ist, hinzukommt. Geister, deren ganze Natur im Denken und Wollen besteht, können durch Denken und Wollen so wenig eine Bewegung hervorbringen, so wenig eine leblose Materie — dergleichen es freilich nicht giebt — durch bloße Bewegung einen Gedanken hervorbringen könnte. Keine Begebenheit ist also Wirkung des freien Willens eines hyperphysischen Wesens.

5) Wirkungen, die von keiner Willkür, von keiner Wahl abhängen, sind nothwendige Erfolge, oder in solchen Ursachen gegründet, denen es unmöglich ist, nicht oder anders zu wirken. Da nun die Gesetze, nach welchen die Veränderungen in der Welt erfolgen, nicht in dem freien Willen eines hyperphysischen Wesens gegründet sein können, so setzen sie keine Willkür, keine Wahl voraus, sondern ihr bestimmender Grund ist entweder nirgends — welches ungereimt ist — oder in dem nothwendigen, unveränderlichen Wesen der Weltursache anzutreffen. Wenn der Grund nothwendig ist, muß es das Begründete oder die Folge auch sein. Die Grundgesetze der Natur sind Folgen eines nothwendigen Grundes. Also — selbst geometrisch nothwendig.

Diese Nothwendigkeit schließt also auch die Möglichkeit ihrer Suspension — d. h. Wunder — aus. Denn eine Nothwendigkeit, die aufgehoben werden kann, oder die einer Willkür unterworfen ist, würde keine Nothwendigkeit seyn. Folglich giebt es keine Wunder, gab es keine und kann es keine geben q. e. d.

„Dieser Beweis macht zugleich die Untersuchung der Glaubwürdigkeit der Zeugnisse für angeblich geschehene Wunder überflüssig. Er erhärtet die Unmöglichkeit der Wunder, und daraus folgt von selbst, daß alle Zeugnisse, die ein Mirakel betreffen, falsch seyn müssen.“

Angewandt wird dieser Beweis im Anhange auf eine arabische Tradition, wonach Mahomet einmal mit vier Datteln 80,000 Menschen gesättigt. — Ein zweiter Anhang beweist, daß die Welt, als ein Ganzes betrachtet, keinen Zweck haben könne. Denn dieser Zweck könne nicht im Ganzen selbst anzutreffen seyn, weil das Ganze, als solches, nur Vorstellungsart, ideale Einheit sey und sein Daseyn nicht selbst empfinden oder wahrnehmen könne. Das Ganze könne auch nicht um eines Theils willen vorhanden seyn. Außer dem Ganzen sey der Zweck des Ganzen ebensowenig zu finden. Denn so müßte außer dem Ganzen, d. h. außer dem All, dem Inbegriff der einzelnen wirklichen Dinge, noch Etwas seyn, welches Bedürfnisse hätte, und dem das Ganze als Mittel subordinirt wäre. Aber wenn außer dem Ganzen noch Etwas sey, so sey es nicht das Ganze. Dasjenige ferner, was außer der Welt und ihren Theilen seyn solle — die Gottheit — könne, wie man gestehet, unmöglich eines anderen Dinges bedürfen, un-

möglich könne sie der Zweck seyn, um beßwillen ein anderes Ding vorhanden sey.

„Macht man,“ sagt der Verf. am Schluß, „die Zahl der Wunder, welche geschehen seyn sollen, sehr klein, nimmt man z. B. an, eine gewisse wundervolle Begebenheit habe sich, so lange die Welt stehet, oder doch seitdem es Menschen oder Nachrichten giebt, nur ein einziges Mal zugetragen, so wird es uns sehr schwer seyn, ein solches isolirtes, allen bekannten Erfolgen unähnliches Factum, welches seines Gleichen nie gehabt hat, zu glauben. Je entfernter von dem heutigen Tage die Zeit ist, in welche man das Ereigniß quaest. versetzt, je weniger zahlreich und je mehr verdächtig werden die Urkunden und Denkmäler aus jener alten Zeit sein, die das Factum bestätigen können.

„Macht man die Menge der Wunder sehr groß — und sie würde es seyn, wenn man alle die glauben wollte, die seit dem vierten Jahrhundert in der christlichen Kirchengeschichte, in den Mönchschroniken und Legenden erzählt werden — so giebt ihre allzugroße Häufung abermals Grund zum Verdachte. Warum geschiehet das jetzt nicht mehr, was ehemals so gewöhnlich gewesen ist? Vielleicht, weil die Menschen im Ganzen klüger, aufgeklärter geworden sind, und mit der groben Unwissenheit der Laien sich auch das übertriebene Ansehen der Clerisei verloren hat?“

Die vierte Schrift (40 Selten)

„Das Uebernatürliche

geprüft von

Einem Freiwilligen.“

Germanien 1794.

kommt wiederum auf den Satz zurück, daß Wunder Facta seyen, zufällige Geschichtswahrheiten, die nicht demonstirt, sondern nur durch Erfahrung und Zeugniß bewiesen werden können. Die Erfahrung spreche nicht für dieselben. Noch unhaltbarer sey der Beweis durch Zeugnisse.

Der Verfasser sagt:

„Man wird einräumen müssen, daß, wenn in einer Reihe von Wundern, die ein angeblicher Thaumaturg gethan haben soll, auch nur eins als falsch und ungereimt erwiesen ist, alle die übrigen, die mit jenem von eben derselben Person verrichtet worden sind, und die göttliche Sendung derselben bestätigen sollen, nicht minder für falsch gehalten und verworfen werden müssen.

„Ich will daher nur eins der neutestamentlichen Wunder analysiren, und wenn ich werde seine gänzliche Ungereimtheit und Unmöglichkeit dargethan haben, so wird man auf die Verwerflichkeit der übrigen Wunder, die in eben denselben Geschichtsbüchern zu eben demselben Zweck erzählt werden, sicher schließen können. Die größten Theologen gestehen ja auch selbst, daß, wenn ein für göttlich ausgegebenes Buch auch nur einen einzigen erweislichen Irrthum oder Unwahrheit enthält, dieses Buch nicht als eine authentische Offenbarung angenommen werden kann.

„Die Evangelisten erzählen: Jesus habe mit fünf Broden oder dünnen glatten Gerstentuchen und zwei kleinen Fischen fünftausend Menschen gesättigt. Man siehet diese Mahlzeit als ein Wunder, und mithin als einen Beweis von der göttlichen Sendung Jesu an. Daher muß man voraussetzen: 1) daß die fünftausend Gäste gesund und hungrig waren, daß also 2) der oben angegebene Vorrath von Lebensmitteln der Menge und dem Appetit der Esser nicht proportionirt, d. h. zur Sättigung so vieler Menschen nicht hinreichend war.

„Was mußte also Jesus thun, wenn er mit so wenigem Brode so viele Gäste satt machen wollte? — Er mußte entweder

A. die Nahrungskräfte des Brodes erhöhen, ohne dessen Masse zu vermehren. Oder

B. er mußte die vorrätthige Brodmasse durch Schöpfung aus Nichts augmentiren.

Erster Fall. A. Er erhöht die nährende Kraft des Brodes, ohne seine Masse zu vermehren. Wir wollen sehen: zur Sättigung eines erwachsenen, gesunden und hungrigen Menschen würden 2 Pfund Brod erfordert. Gott kann in diesem Falle nicht machen, daß eben dieser Mensch von einem Pfunde, oder gar von einem halben, satt wird. Denn sonst müßte er machen, daß ein Theil die volle Wirkung des Ganzen hervorbringt, daß $1=2$, oder $2=4$, daß ein Theil (in Ansehung der Wirkung) dem Ganzen gleich sey. Gott müßte also das

neunte Axiom des Euklides umstoßen können, welches sowohl von intensiven Größen (Kräften u. d.) als von extensiven gilt. — So müßte also Gott die Wesen der Dinge ändern können, welches absurd ist. — Das Sattmachen ist eine Wirkung, die nur eine gegebene Quantität essbarer Dinge zur Ursache haben kann. Irgend eine kleinere Quantität, die sich immer als ein Theil jener erforderlichen größeren betrachten läßt, kann also auch nur einen Theil der quästionirten Wirkung, nicht aber die ganze Wirkung, d. h. das Sattwerden, hervorbringen. — Zudem, hätte Jesus die nährende Kraft des Brodes erhöht, ohne dessen Masse zu vermehren, so hätte man unmöglich nach geendigter Mahlzeit zwölf Körbe voll Brocken aufheben können. Denn da man doch Ein Brod nicht in zwei Körben zugleich getragen haben wird, so hätte man mit den fünf Broden, als sie noch ganz waren, höchstens nur fünf Körbe füllen können. Nun aber füllte man mit den Brocken, d. i. mit einem Theile dieser Brodmasse, zwölf Körbe. Der Theil ist also größer, nimmt mehr Raum ein, als das Ganze, verhält sich zum Ganzen wie 12:5. Also wäre das neunte Euklidische Axiom falsch. Wir müssen also annehmen:

Zweiter Fall. B. Jesus augmentirte die Brodmasse, durch Schöpfung aus Nichts. — — Er augmentirte sie; denn es blieb nach geendigter Mahlzeit und erfolgter Sättigung der Gäste mehr Brod übrig, als beim Anfange der Mahlzeit vorhanden gewesen war. — Durch Schöpfung aus Nichts: Denn in der Wüste war weder Weizen, noch Gerste, noch Mehl, woraus auf der Stelle Brod gemacht werden konnte. Allein die Schöpfung aus Nichts ist eine Chimäre. Die Ewigkeit (*à parte ante*) der Grundsubstanzen und Grundkräfte, die Unendlichkeit und Unvermehrbarkeit ihrer Menge, und daß es in dem geordneten System der Dinge keine Lücken, wo etwas Neues eingeschoben werden könnte, keinen leeren Raum, kein *Vacuum Formarum* giebt, läßt sich beweisen. — Man sieht also, daß man das Wunder der Speisung nicht glauben kann, ohne von drei Ungeheimheiten eine oder die andere zuzulassen. Entweder ein Theil bringt die volle Wirkung des Ganzen hervor, ein Mensch, der nur von einem Pfund Brod satt werden konnte, wird von einem Loth satt, oder ein Theil nimmt mehr Raum ein als das Ganze, die Brocken nehmen mehr Raum ein als die ganzen Brode, wovon sie nur der übriggebliebene Theil waren, oder: es ist, um die Brodmasse zu vermehren, eine Schöpfung aus Nichts geschehen. Im letzteren Falle hätte das

Wunder nicht darin bestanden, daß so viele Menschen mit so wenigem Vorrathe gesättigt worden sind, denn die fünf Brode allein brachten die Wirkung des Sättigens nicht hervor, sondern es kam auch noch Brod hinzu, welches während der Mahlzeit erst erschaffen worden ist. Das Wunder bestand also nur in der Art und Weise, wie das Brod ohne vorherdaseyendes Mehl und ohne Zuthun des Bäckers, entweder aus Nichts, oder aus einem Stoffe entstanden ist, woraus natürlicher Weise kein Brod werden konnte. Aus den bisherigen Betrachtungen erhellet also, daß das von dem Evangelisten erzählte Speisungsmirakel ungereimt und unmöglich ist. Denn es widerspricht solchen Grundsätzen, von deren Richtigkeit wir eine stärkere Ueberzeugung haben, als von der Wahrhaftigkeit menschlicher Aussagen. Wenn auch eine Million Zeugen ein solches Wunder attestirte, so müßten wir es doch als an sich unmöglich und undenkbar verwerfen. Alle diese Zeugen können das Unmögliche nicht möglich oder wirklich machen.

„Ich schränke mich bloß auf die Prüfung dieses einzigen Wunders ein. Durch jedes der übrigen wird ebenfalls irgend ein mathematisches, ewiges und unabänderliches Naturgesetz violirt, oder, wosern das nicht seyn sollte, so müßte man wenigstens gestehen, die Begebenheit sey nur ein Scheinwunder, ein natürliches, erklärbares Kunststück oder Sinnentäuschung gewesen.

„Alle wahren Wunder, sagt Doctor Less, haben mit dem Tode der Apostel und ihrer unmittelbaren Schüler, der sogenannten apostolischen Männer, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts aufgehört. Der Zweck (die feste Gründung des Christenthums) war erreicht, folglich wurden nun die Mittel überflüssig.“ „Andere Theologen sagen dagegen: es hätte in den folgenden Jahrhunderten noch immer nicht an heidnischen Völkern gefehlt, die zu bekehren, und an Ungläubigen, die von der Wahrheit und dem göttlichen Ursprunge des Christenthums zu überzeugen gewesen wären. Daher wären spätere Wunder noch nicht überflüssig gewesen.

„Und in der That, wenn man die älteren Wunder zugiebt, so ist es inconsequent, dennoch die späteren Wunder, welche eben so wohl als jene älteren die Ueberzeugung und Befehrung der Ungläubigen, die Ausbreitung des Evangelis, und die Bestätigung seiner Wahrheit und Göttlichkeit zum Endzweck hatten, und uns von frommen und gelehrten Kirchenvätern bezeugt werden, als falsch zu verwerfen.“

Die fünfte Schrift:

„Grundsätze
der
Vernunft und Erfahrung
in ihrer Anwendung auf
das Wunderbare.“
1791.

folgt hier in Extenso. *)

V o r r e d e.

Den Text, worüber diese Blätter der Commentar sind, enthalten Horazens berühmte Verse:

Dum flamma sine thura liquescere limine sacro
Persuadere cupit. Credat Judaeus Apella!
Non ego. Namque Deos didici securum agere aevum,
Nec, si quid miri faciat natura, Deos id
Tristes ex alto coeli demittere tecto. — —

In den beiden letzten Zeilen giebt der Venusinische Dichter uns im Grunde die Regel: daß wir bei der wirklichen und unläugbaren

*) Einige innere Verschiedenheiten, welche sich in den oben analysirten Schriften finden, und aus denen man gegen die Gemeinsamkeit ihres Verfassers schließen möchte, verschwinden sowohl, wenn man die auffallende Uebereinstimmung, welche in Worten, Wendungen und in den Hauptansichten zu beobachten ist, gegen sie hält; als sie auch dadurch erklärbar werden, daß der Verfasser bald vorsichtiger, bald lecker mit seiner Meinung hervortritt, bald auch, um aus den Ansichten der Gegner desto sicherer die Consequenzen zu ziehen, sich scheinbar denselben accommodirt. Wenn er das eine Mal ganz ehrlich bekräftigt, er möchte sich wohl dieser oder jener vernünftigen Meinung zuwenden, wenn die Religion nicht wäre, oder wenn er hin und wieder das Zugeständniß macht, auf die Heil. Bibel dürfe man freilich die Regeln der verständigen Kritik nicht anwenden: oder wenn er ein ander Mal geradezu erklärt, die Heil. Schriften erzählten Ungereimtheiten, so hat das Alles denselben Sinn. — Entweder aus der Vorsicht, mit welcher Herr v. Knoblauch hin und wieder die Maske vornahm, oder aus der Vermuthung, daß eine fremde Hand sich vor dem Druck mildernde Einschießel erlaubt habe, lassen sich ferner Widersprüche, die nicht blos von einer Schrift zur anderen, sondern auch von einer Seite derselben Schrift zur anderen betrachtet werden können, erklären.

Wahrnehmung eines wunderbaren, d. h. eines solchen Erfolgs, der durch seine Seltenheit und Unähnlichkeit mit den gewöhnlich beobachteten Erscheinungen — welche für uns den ordentlichen Lauf der Natur ausmachen — uns in Verwunderung setzt, keineswegs nach dem Warum? oder dem Endzweck dieser uns auffallenden Begebenheit fragen, oder ihren Grund in dem Willen der Götter auffuchen, sondern entweder ihr Wie? d. h. ihre physische Ursache erforschen, oder — wenn dieses nicht angeht — sie unerklärt lassen, und aus ihr, als einem isolirten Erfolg, dessen Zusammenhang mit den übrigen Dingen wir nicht einsehen können, keineswegs Etwas schließen oder folgern sollen. —

Wunder sind, wie man mir sagt, einzelne Facta, zufällige Geschichtswahrheiten, deren Gegentheil immer denkbar und möglich ist, und die daher nicht a priori demonstirt werden können, sondern entweder durch unsere eigene Erfahrung, oder durch das Zeugniß von fremden Erfahrungen bewiesen werden müssen.

Diese Dualität haben sie mit allen anderen Ereignissen gemein. Der Gedanke: daß irgend eine vorstellbare Begebenheit nicht geschehen ist, enthält so wenig einen Widerspruch, als die Vorstellung, daß diese Begebenheit existirt hat. Von jedem einzelnen Dinge, welches wir uns als vorhanden denken können, läßt sich auch das Nichtsein ohne Widerspruch denken. Nur dann entsteht ein Widerspruch, wenn Etwas zugleich gesetzt und aufgehoben, wenn von einem gewissen Subjecte ein gewisses Prädicat zugleich bejahet und verneint wird. Die bloße Verneinung irgend eines Dinges aber — es mag Cäsar, oder Engel Gabriel, oder Jupiter, oder der Mann im Monde heißen — kann nie einen Widerspruch in sich fassen. Denn zum Widersprechen werden wenigstens zwei, sich einander aufhebende Merkmale erfordert.

Erfahrung ist die Basis aller unsrer Schlüsse, die sich auf Thatfachen beziehen. Was ich selbst wahrnehme, was ich mehr als einmal, und wohl gar durch mehr als Einen Sinn wahrgenommen, was ich nicht bloß mit flüchtigem Blicke gesehen, sondern anhaltend beobachtet habe, das hat für mich die größte Gewißheit, das ist ein Factum, eine Impression, deren Existenz ich nicht in Zweifel ziehen kann. Was Andere wahrgenommen haben und mir bezeugen, ist der Regel

nach *), weniger gewiß für mich, als das, was ich selbst erfahren habe. Dem Zeugniß kommt also bloß eine Wahrscheinlichkeit zu, welche in unzähligen Graden größer oder kleiner sein, sich der Gewißheit nähern, oder sich von diesem untheilbaren Punkte entfernen kann. Das Bezeugte wird mir in eben dem Maße wahrscheinlicher sein, worin es meinen eigenen Wahrnehmungen und Erfahrungen, oder den mir bekannten und unstreitigen Dingen ähnlich ist. Natürlicherweise wird sich also die Unwahrscheinlichkeit, die immer etwas Relatives und Subjectives ist, verhalten, wie die Unähnlichkeit der bezeugten Dinge mit denen, die wir durch sichere Erfahrung kennen. — Wir erwarten von ähnlichen Ursachen auch ähnliche Wirkungen. Insofern also die Sinnwerkzeuge anderer Menschen den meinigen ähnlich sind, setze ich mit Recht voraus: daß sie auch ähnliche Eindrücke empfangen, oder, daß sich die Objecte ungefähr eben so, wie sie mir erscheinen, ihnen darstellen werden. Würde ein Mensch ganz andere Phänomene sehen, als die sind, welche alle andere Menschen zu eben derselben Zeit, an eben demselben Orte und unter eben denselben äußern Umständen wahrnehmen, würde er z. B. lauter Katzen und Hunde erblicken, wo sich den Sinnen aller andern Menschen, welche zugegen sind, Pferde und Kühe darstellen, würde er da Geister und Schatten der Verstorbenen sehen, wo alle andere Menschen, auch mit den besten Augen, Nichts sehen, so würde man annehmen müssen: daß seine Organisation in wesentlichen Stücken von derjenigen abweiche, die unsrer Art eigen ist; wir würden urtheilen, daß die Werkzeuge seines Sehens und Denkens fehlerhaft gebildet oder verstimmt seien; wir würden endlich sagen: der Mensch hat Visionen, er ist ein Narr. — —

Die Impressionen oder sinnlichen Eindrücke erzeugen unsere Begriffe. Unsere Begriffe sind Folgen vorhergegangener Impressionen, und stellen dieselben vor**). Aus ganz anderen Eindrücken würden also ganz andere Begriffe entspringen. — —

*) Es giebt einige Ausnahmen, Fälle, worin eine große Anzahl übereinstimmender Zeugnisse in Ansehung solcher Dinge, die mit den uns bekannten eine vollkommene Analogie haben, eine Gewißheit hervorbringt, welche der auf eigene Erfahrung gegründeten beinahe gleich ist.

***) Welches nicht Statt finden könnte, wenn die Begriffe den Impressionen nicht ähnlich wären.

Wir können zwischen dem Zeugniß und der bezeugten Sache keine nothwendige Verknüpfung a priori entdecken, vermittelt welcher wir von der Existenz eines Zeugnisses auf die Existenz der bezeugten Sache schließen könnten. Daher würden wir auf irgend ein menschliches Zeugniß gar kein Vertrauen setzen, wenn wir nicht durch die Erfahrung die gewöhnliche Uebereinstimmung der geschehenen Dinge mit den Aussagen und Berichten der Zeugen wahrgenommen, und in der menschlichen Natur ein Gefühl von Ehre und Rechtschaffenheit, eine Neigung, die Wahrheit zu sagen, entdeckt hätten, welche nur in gewissen Fällen durch ein eintretendes besonderes Interesse zu lügen eingeschränkt und suspendirt wird. — Da aber dieses Interesse doch der Erfahrung zufolge bei einigen Menschen bisweilen Statt findet, da unter gewissen Umständen Täuschungen unserer Sinne möglich sind, und die spielende Einbildungskraft nicht selten die Wirkungen der äußeren Sinne mit so großer Lebhaftigkeit nachäffet, daß wir ihre Phantome mit Eindrücken, die von außen kommen, verwechseln, so wird durch diese Bemerkungen unser Vertrauen auf die Wahrhaftigkeit der Zeugnisse nicht wenig vermindert. — — —

Es ist, wie mir dünkt, ein durch die übereinstimmende Erfahrung aller Jahrhunderte und aller Welttheile bestätigter Satz: daß alle Menschen sterben, und daß kein Todter für diese Welt wieder lebendig wird. Die Gewißheit dieses Satzes, ob er sich gleich aus Begriffen a priori nicht demonstrieren läßt, scheint derjenigen beinahe gleich zu sein, womit wir den pythagoräischen Lehrsatz oder ein anderes Euklidisches Theorem annehmen. Jeder Vernünftige erwartet seinen Tod mit eben der festen Ueberzeugung, womit er erwartet, daß nach tausend Jahren 2 mal 2 noch 4 machen und alle Halbmesser eines Kreises einander gleich sein werden, wie jetzt. — — —

Von allen Millionen Menschen, die vor tausend Jahren diesen wandelbaren Schauplatz verlassen haben, ist keiner wieder lebendig geworden. Keiner lebt jetzt, dessen numerische und persönliche Identität mit einem Menschen, der vor tausend Jahren verstorben ist, dargethan werden könnte.

Wenn daher ein Geschichtschreiber, z. B. der heilige Gregorius von Tours, uns die Auferstehung eines Todten bezeugt, so bleibt uns, um den Grad des Glaubens zu messen, den man seiner Erzählung schuldig ist, Nichts übrig, als daß wir die Beispiele von Verletzung jenes Naturgesetzes, daß todte Menschen nicht wieder lebendig werden,

mit den uns vorgekommenen Beispielen von der Verletzung der Wahrheit in menschlichen Zeugnissen, gegen einander summiren, und uns sodann mit unserm Glauben auf diejenige Seite neigen, wo die größere Anzahl der Beispiele, und mithin die überwiegende Wahrscheinlichkeit, anzutreffen ist. — Man wird zugeben müssen, daß es Millionen Lügner und Irrende gegen einen Auferstandenen giebt, daß es millionenmal wahrscheinlicher, und mithin eher zu glauben sei, daß der heilige Gregorius von Tours die Unwahrheit gesagt, als daß Jemand einen verstorbenen Menschen vom Tode erweckt habe. Die Erfahrung, welche uns lehrt, daß die Menschen in unsern Tagen oft zu lügen und sich zu irren pflegen, berechtigt uns, vermittlest des Schlusses vom Gegenwärtigen auf das Vergangene anzunehmen, daß die Menschen diese Schwachheit auch in entfernten Zeitaltern an sich gehabt haben werden. Auf der anderen Seite versichert uns die Erfahrung, daß heutiges Tages keine Wunder geschehen, und dieses könnte uns schon auf die Vermuthung leiten: daß auch ehemals — in den Zeiten der Unwissenheit und Superstition — keine geschehen, wohl aber manche natürliche, oder durch Kunst bewirkte Erscheinungen von Betrügnern für Wunder ausgegeben, und von der leichtgläubigen Menge dafür gehalten worden sind.

In dem ganzen Umfange der mit der Fabel so sehr durchwebten Geschichte kann man kein einziges unläugbares, unwidersprechlich verificirtes Beispiel von einer Aeußerung der wunderthätigen Kraft aufweisen, keinen Fall dieser Art angeben, worin nicht entweder starke Gründe zum Verdacht gegen die Zeugen und ihre Aussagen vorhanden, oder worin — wenn auch wegen Entfernung der Zeiten und Orter, und wegen Mangel umständlicher Nachrichten in den Zeugnissen selbst keine besondere Nullitäten entdeckt werden können — die anscheinende Glaubwürdigkeit des Zeugnisses nicht durch die überwiegende innere Unwahrscheinlichkeit der bezeugten Sache aufgehoben und zerstört werden sollte. Betrug *) und Einbildung auf der einen, Leichtgläubigkeit und Verblendung auf der anderen Seite sind Prinzipien, welche uns über den Ursprung wundervoller Nachrichten einen ganz befriedigenden Aufschluß geben, und es würde eine Verletzung der Regeln des vernünftigen Denkens sein, wenn man, statt eine so natürliche

*) Der irgend ein Interesse zur Triebfeder hat, und allerlei dem Pöbel unerklärbare Kunststücke als Mittel zu seinem Zweck braucht. — —

Erklärung anzunehmen, lieber eine Suspension solcher Naturgesetze einräumen wollte, welche man durch allgemeine Erfahrung als beständig anerkannt hat. — —

In der That finden wir auch, daß Wundergeschichten bei unwissenden und barbarischen Völkern am Häufigsten angetroffen werden, und wenn unter aufgeklärten und gelehrten Nationen dergleichen uns aufstoßen, so kann man die meisten dieser Erzählungen als Ueberlieferungen aus alten Zeiten betrachten, als Religionspertinenzien, welche die Nation von ihren noch unwissenden und unaufgeklärten Vorfahren geerbt hat.

Das erste Kapitel in den Annalen der historischen Völker ist fast immer mit romanhaften Erzählungen ihres von Göttern oder Halbgöttern hergeleiteten Ursprunges — wie bereits Livius bemerkte — und mit Abenteuern angefüllt, welche jetzt nur noch in gewissen Romanen und Feenmärchen angetroffen werden. Die Wunderdinge werden aber im Fortgang der Geschichte immer seltener, so wie wir den durch Physik und Philosophie aufgeklärten Zeiten näher kommen. Zuletzt verschwinden sie ganz, alle Begebenheiten erhalten diejenige Gestalt, worin sie uns heut zu Tage erscheinen, und werden durch diejenigen Ursachen und Triebwerke hervorgebracht, welche wir aus der Erfahrung kennen. — — —

Wir wollen einen Versuch machen, unsere Grundsätze auf die Religionswunder der Juden anzuwenden. Die Feinde dieser ehemals wahren und von Gott geoffenbarten Religion wollen uns bereben: Moses Zeugniß für die Wunder des Pentateuchs laborire an einer unheilbaren Nichtigkeit, aus zwei Gründen:

1) Moses bezeuge Wunder, die Er selbst, oder doch Gott durch ihn und für ihn, gethan haben soll. Niemand aber könne nach der Vorschrift der Rechte in seiner eigenen Sache — wobei er selbst interessirt ist — Zeuge sein.

2) Wunder, die nur von Einer Person bezeugt werden, könne man vernünftiger Weise nie glauben, gesetzt auch, daß der Zeuge in allen andern Fällen Glauben verdiente. Für die mosaischen Mirakel aber sei kein anderer Zeuge vorhanden, als — Moses selbst. — Denn da, wie man voraussetzt, der Pentateuch das älteste jetzt noch vorhandene Geschichtsbuch sein soll, und wir also kein anderes Geschichtsbuch

von gleichem Alter aufzuweisen haben *), so fehlt es an gleichzeitigen Nachrichten und Denkmälern, die uns den Inhalt der Mosaischen Erzählungen bestätigen könnten. Das den Mosaischen Nachrichten günstige Urtheil späterer jüdischer Scribenten, welche lange nach Mose gelebt haben, und zu welchen auch der unbekante Verfasser des Buchs Josua gehört, kann nicht als Zeugniß für die Realität der Mirakel des Pentateuchs dienen, da sich die Kenntniß, welche diese späteren Autoren von jenen Begebenheiten hatten, nicht auf ihre eignen Sinne und Erfahrung, sondern auf die Mosaischen Erzählungen selbst gründete, und also die historische Wahrheit dieser Erzählungen schon voraussetzt, weit entfernt, sie zu bekräftigen.

Wollte man auch gegen die behauptete Unicität des Zeugen für die Mosaischen Wunder einwenden: das ganze Volk sei ja Zeuge von den Thaten seines von Gott bestellten Führers gewesen — so könnten jene Feinde der göttlichen Religion noch immer erwidern: Erstens: sei das israelitische Volk in den damaligen Zeiten sehr dumm und unwissend, mithin durch die physikalischen, mechanischen und chemischen Kunststücke, welche Moses, der in aller Aegyptischen Weisheit unterrichtet worden war, von den Aegyptischen Priestern gelernt hatte, sehr leicht zu betrügen gewesen; zweitens: nur die Wenigsten unter dem damaligen Volke hätten lesen und schreiben gekonnt. Moses hätte also in sein Manuscript — wovon bei seinen Lebzeiten wohl nur sehr wenige Exemplarien werden vorhanden gewesen sein, und welches er wohl nicht einem Jeden in die Hände gegeben haben wird — eintragen können, was er wollte. Die Priester aber, die etwas mehr Kultur als das Volk hatten, hatten mit Mose ein gemeinschaftliches Interesse. Das Interesse aber ist die große stets wirksame, nie gelähmte Triebfeder menschlicher Handlungen. Moses hatte den Priestern ein bequemes Leben auf Kosten des Volks und ein großes Ansehen zu verschaffen gesucht. Eine Hand wäscht die andere, wie man zu sagen pflegt. Hätten die Priester seine Absichten nicht begünstigt, so hätten sie ihrem eignen Interesse geschadet und sich um ihre Einkünfte und um ihr Ansehen gebracht. — —

*) Nur das Buch Hiob soll — wiewohl man es mit sehr schwachen Gründen behauptet — eben so alt als der Pentateuch sein, oder wohl gar den Moses zum Verfasser haben. Es ist aber kein historisches Buch. — —

Andere sagen: wir haben Data genug, woraus wir schließen können, daß der Pentateuch so alt nicht seyn kann, als er insgemein angegeben wird. Unmöglich kann er, so wie er jetzt ist, aus den Händen Moses selbst gekommen seyn. Allem Ansehen nach ist er — wer weiß von wem? lange nach den Begebenheiten aufgesetzt worden, die darin erzählt werden. — Auf diese Weise attestirt uns kein einziger Augenzeuge die Mosaischen Wunder. Niemand kennt den wahren Verfasser des Pentateuchs mit Gewißheit. „Woher könnten wir wissen, ob ein Autor, der vor ein Paar tausend Jahren gelebt hat, und dessen Geschichte und Charakter uns gänzlich unbekannt ist, nur im Sinne gehabt habe, uns die Wahrheit zu sagen? Und gesetzt, er wollte es, konnte er nicht leichtgläubig seyn? nicht aus unlauteren Quellen geschöpft haben? nicht durch vorgefaßte Meinungen oder falsche Nachrichten selbst hintergangen worden seyn? — Gesezt, dies Alles fände nicht bei ihm Statt, kann nicht in einer Zeitfolge von ein Paar tausend Jahren seine Geschichte unter den Händen der Abschreiber verändert, verfälscht und mit spätern Einschübseln vermehrt worden seyn? So lange wir nicht im Stande sind, von jedem besondern Abenteuer des Biribinkers, und so zu reden, von Ziele zu Ziele zu beweisen, daß keiner von allen diesen möglichen Fällen dabei Platz finde, so würde Livius selbst kein hinlänglicher Gewährsmann für die Wahrheit dieser anmaßlichen Geschichte seyn.“ *)

Noch Andere setzen der Gültigkeit des Zeugnisses, welches der Verfasser des Pentateuchs, er sey nun Moses oder ein Anderer, abgelegt hat, die angebliche Ungereimtheit einiger in diesen alten Schriften erzählten Wunder entgegen. Der in Blut verwandelte Nil, welcher den Rhein bei Mainz an Größe übertrifft, die plötzliche Verwandlung eines todten Steckens in eine lebendige Schlange, und dieser Schlange in einen Stecken, u. dgl. m. sind ihrer ekeln Vernunft so anstößig, daß sie diese Erzählungen mit Ovids Metamorphosen vergleichen. Eben so scheint ihnen die Verwandlung alles Staubes einer sehr staubichten Gegend in Kenim — welches Einige durch Käuse, Andere durch Schlupfwespen übersetzen — unmöglich zu seyn. Sie halten also

*) Sagt der vortreffliche Verfasser des Don Sylvio von Rosalba, wiewohl vermuthlich ohne alle Beziehung auf den Gegenstand, wovon hier die Rede ist.

dafür, daß Zeugnisse für dergleichen Facta das Zeichen der Verwerflichkeit schon an der Stirne trügen.

Eben so wenig billigen diese Feinde der alten Urkunde die Bemühung so vieler neuern Erregten, die Summe des Wunderbaren in diesen Büchern durch artificielle Erklärungen und Wendungen zu vermindern. Sie sagen: will man annehmen, die Aegyptischen Zauberer hätten bloß die Sinne der Zuschauer, nach Art geschickter Taschenspieler, getäuscht, und weder aus Wasser wirkliches Blut, noch aus einem Prügel eine wirkliche Schlange gemacht, so hat man gar keinen Grund, den gleichnamigen Wundern Moses mehr Realität, als den Blendwerken jener Taschenspieler und Gaukler zuzuschreiben. — — —

Sie thaten — wie die Schrift sagt — was auch Moses that. Nur bei der intendirten Hervorbringung der Läuse ließ ihre Kunst sie im Stiche. Man könnte nach der Meinung jener Zweifler etwa vermuthen, daß Moses ein paar Kunststücke mehr gewußt habe, als die Physiker des Pharao. — —

In der That kommt, wie mir dünkt, Alles darauf an: ob man Moses für einen von Gott begeisterten Scribenten ansiehet, oder nicht?

Betrachtet man ihn nicht als solchen, so gehören die Wunder des Pentateuchs mit denen, welche Herodot und Livius uns erzählen, in eine Klasse, und es giebt keinen Grund, die von diesen Profanscribenten angeführten Mirakel zu verwerfen, und dennoch die älteren Hebräischen zu glauben.

Hält man aber den Gesetzgeber der Juden für einen inspirirten Geschichtschreiber, so fällt die Möglichkeit zu lügen und sich zu irren weg, und man muß sein Zeugniß als das Zeugniß des Gottes selbst, der ihm die Feder führte, betrachten. Diese letztere Art zu schließen ist dem Glauben, den die Religion von uns fordert, accommodirt *).

*) In „Das Uebernatürliche geprüft von einem Freiwilligen“ S. 33 — 38 heißt es:

„Wunder aus vorigen Zeiten kann man nur dann glauben, wenn ein inspirirter und mithin untrüglicher Geschichtschreiber sie erzählt. Denn war er nicht inspirirt, so konnte er, wie alle andere Menschen, sich irren, und wenn er nun ungewöhnliche, wunderbare, abenteuerliche, von aller menschlichen Wahrscheinlichkeit entblößte Dinge erzählt, so tritt allemal die Vermuthung ein, daß er sich in diesem Fall wirklich getrrret hat. Es giebt auch unendlich mehr Lügner, als Mirakel in der Welt. In zweifelhaften Fällen ist die Vermuthung für das Wahrscheinlichere;

Sehen wir von den heiligen Urkunden der Jüdischen Religion zu den Documenten über, welche dem Glauben der Christen zur Grundlage dienen, so stoßen wir auf ähnliche Schwierigkeiten, welche dem Zweifler unüberwindlich scheinen. — Zwar sagt Hr. Abt Jerusalem: „Der Endzweck der Wunder Christi und seiner Apostel ist ausgebreiteter (als der Endzweck der Mosaischen), ihre Geschichte bestätigter, der Schauplatz offener, die Glaubwürdigkeit der Zeugnisse und der Zeugen der genauesten Prüfung so viel näher.“ — — Allein gewissen — nicht ganz unbedeutenden — Gelehrten scheint dieser dem göttlichen Ursprunge des Christenthums günstige Anschein, bei genauerer Erwägung aller Umstände, zu verschwinden. Die größten und auffallendsten unter den Wundern Christi, sagen sie, sind die Auferweckung des todtten Lazarus, welcher schon vier Tage in einem heißen Lande im Grabe gelegen hatte und zu stinken anfing, und die Sättigung einiger tausend Menschen mit einigen wenigen dünnen Gerstentuchten. Allein das erste dieser Wunder berichtet nur ein Zeuge, der Evangelist Johannes.

Wunder, die nur Einer bezeugt, kann man nicht glauben. Zudem schrieb Johannes fast ein halbes Jahrhundert nach dem Tode Jesu. Damals waren nur noch sehr wenige Personen am Leben, welche Jesum persönlich gekannt hatten, und allenfalls dem Vorgeben des Evangeli-

das Wahrscheinlichere ist aber immer das, was am Gewöhnlichsten vorkommt. Wir verwerfen die vom Herodot, Livius, Plutarch u. A. erzählten wundervollen Geschichten, weil es bei aller Achtung für den Verstand und das Zeugniß dieser Männer und doch immer eher glaublich erscheint, daß sie sich getret haben, als — daß die von ihnen erzählten Wunder wirklich geschehen seyn sollen. Ganz anders müßten wir urtheilen, wenn wir uns von der Inspiration dieser Geschichtschreiber überzeugen könnten. Aber Inspiration ist auch ein Wunder, und unter allen Wundern am Schwersten zu beweisen. Denn sie ist keine Begebenheit, die in die Sinne der Zuschauer fällt, oder von ihnen sinnlich wahrgenommen und bezeugt werden kann. Für Inspiration ist also kein anderer Beweis als das Vorgeben des angeblich Inspirirten selbst möglich. Nun aber können Wunder, die nur Einer bezeugt, nicht geglaubt werden, und Niemand kann in seiner eigenen Sache — wobei er ein Interesse hat — Zeuge seyn. Der angeblich Inspirirte müßte also sein Vorgeben durch sichtbare Wunderthaten bewiesen haben. Allein entweder er selbst erzählt der Nachwelt seine Wunder, wie Moses im Pentateuch, oder Andere erzählen sie. Im ersteren Fall beweist sein eigenes Zeugniß oder Vorgeben so wenig für seine Wunderthaten, als für seine Inspiration. Im andern Fall müßten wir für die Untrüglichkeit der Scribenten, welche uns seine Wunder berichten, einen sichereren Beweis haben. Und — wo ist der?“ Bgl. auch das oben aus der „Antihyperphysik“ Mitgetheilte. Ann. d. S.

sten hätten widersprechen können. Endlich war Johannes selbst, als er sein Evangelium schrieb, schon sehr alt, und also, wahrscheinlicher Weise, halb kindisch. Die übrigen Evangelisten, welche früher schrieben, und denen jene außerordentliche Begebenheit unmöglich unbekannt geblieben seyn konnte, sagen kein Wort davon. Das Mirakel der Speisung einiger tausend Menschen mit einem zur Sättigung so vieler Personen natürlicher Weise nicht zureichenden geringen Borrath von Lebensmitteln, welches freilich alle Evangelisten berichten, enthält einige Umstände, welche nach dem Urtheile gewisser Philosophen mit unläugbaren mathematischen Grundsätzen im Widerspruche stehen. Von fünf Broden — womit man höchstens fünf Körbe auf einmal hätte füllen können — hub man zwölf Körbe voll Broden auf. Es blieb also mehr Brod übrig, als beim Anfang der Mahlzeit vorhanden gewesen war. Ein Theil nahm mehr Raum ein, war, dem neunten Axiom des Euklides zum Troste, größer als das Ganze. — —

Eine solche Begebenheit (sagt man) ist an sich unmöglich, und man kann sie nicht für wahr halten, wenn auch tausend Zeugen sie attestirten.

Man wendet von Seiten der Theologen ein: Jesus habe durch Schöpfung aus Nichts die Brodmasse vermehrt. Allein diese Behauptung will denjenigen prästendirten Philosophen nicht in den Kopf, welche den leeren Raum für ein Unding halten, und denen jede Hervorbringung einer neuen Materie einen leeren Raum zu erfordern scheint. Sie bleiben dabei: aus Nichts wird Nichts. — Ueber dieses Thema predigte Lukrez in seinem vortrefflichen Lehrgebichte von der Natur der Dinge *), und eben dieses Axiom war die Seele der Philosophie des Spinoza. Dieser tiefe und consequente Denker schloß daraus, daß es keinen Anfang irgend einer Handlung in der Natur geben könne, daß Alles, was erscheint oder wahrgenommen werden kann, Nichts als eine stetige ununterbrochene Reihe von Modificationen der Substanz oder des ewigen unwandelbaren Seyns ist, welches allen Möglichkeiten und besonderen Formeen zum Grunde liegt, daß, weil Bewegung ist, ohne welche die Natur nicht seyn würde, von Ewigkeit her Bewegung gewesen seyn muß. — — —

*) Quod si de nihilo fierent, subito exorirentur, Incerto spatio (bald hier, bald da, ohne Unterschied der Oerter), atque alienis partibus anni (ohne sich an den Unterschied der Jahreszeiten zu kehren). — — —

Fragen wir die Koryphäen der neueren philosophischen Schule, schlagen wir das System der Natur von der Hand eines Meisters auf, so hören wir:

„Man stopft uns den Mund, indem man uns sagt, daß Gott selbst geredet, daß er sich dem Menschen erklärt hat. Aber wann und zu wem hat dieser Gott geredet? — Wo sind seine göttlichen Orakel? Hundert Stimmen erheben sich auf einmal, hundert Hände zeigen sie mir in absurden und nicht übereinstimmenden Sammlungen. Ich durchlaufe sie, und überall finde ich, daß der Gott der Weisheit eine dunkle, verfängliche, unvernünftige Sprache geführt hat. Ich sehe, daß der Gott der Güte oft grausam und blutdürstig, daß der Gott der Gerechtigkeit ungerecht und parteilich gewesen ist, und Iniquitäten befohlen hat, daß der Gott, dessen Allbarmherzigkeit man erhebt, den unglücklichen Schlachtopfern seines Jornes die schrecklichsten Strafen bestimmt hat. — Wie viel neue Schwierigkeiten erheben sich, wenn es darauf ankommt, die vorgegebenen Offenbarungen einer Gottheit zu verificiren, die in zwei Gegenden der Erde nie die nämliche Sprache geführt, die an so vielen Orten so oft und immer so verschieden geredet hat, daß sie sich nur in der Absicht gezeigt zu haben scheint, um den menschlichen Geist (durch die Menge und Ungewißheit zweideutiger Thatsachen) in die äußerste Verwirrung und Verlegenheit zu setzen.“ — *Système de la Nature. T. 2. p. 72.* —

Eben dieses Buch sagt uns: „Ein nothwendiges Wesen kann kein Wunder thun. Es kann seinen nothwendigen Gesetzen nicht derogiren. Ein Wunder würde eine Handlung des freien Willens seyn, aber wie kann ein nothwendiges Wesen jemals frei handeln? — Ein Mirakel ist für uns Nichts, als eine ungewöhnliche Wirkung, deren natürliche Ursache wir nicht kennen. Wenn man daher uns sagt: Gott thut ein Wunder, so können uns diese Worte nichts Anderes bedeuten, als, daß eine unbekante Ursache, auf eine uns unbekante Art, eine Wirkung hervorgebracht hat, die wir nicht erwarteten, oder die uns außerordentlich scheint.“ —

Diese Sprache müßte uns — wenn die Religion nicht wäre — die der gesunden Vernunft und Wahrheit zu seyn scheinen. Aber indem wir im Begriffe sind, zu untersuchen, ob sich von dem reinen Geiste, den wir als den Urheber und unumschränkten Herrn der Natur zu verehren angewiesen werden, Wunder erwarten lassen, ob ein Wesen, welches mit der Materie gar Nichts gemein hat, und selbst unbeweglich

ist, dennoch durch bloßes Wollen, die Materie*), in Bewegung gesetzt haben kann? stoßen wir da nicht auch auf die Analyse des Begriffes vom reinen Geiste selbst, und auf die Untersuchung: wie wir zu diesem Begriffe gelangt seyen, und ob sich die objective Realität desselben darthun, d. h. zeigen läßt, daß irgend eine ihm ähnliche Impression ihm korrespondirt, oder, daß irgend ein wahrnehmbares Object ihm gleicht oder entspricht? —

Alle unsere Begriffe entspringen mittelbar oder unmittelbar aus sinnlichen Eindrücken, und setzen also diese, — und eine Vergleichung derselben — wie die Folge ihren Grund, oder als *conditio sine qua non* voraus. Die göttlichen Begriffe müssen den unsrigen — den einzigen, die wir kennen — gleichen, wenn sie wahre Begriffe seyn, oder den Namen der Begriffe verdienen sollen. Sie werden also auch auf ähnliche Art entstanden, oder erzeugt seyn müssen. — — Aber wie? lehrt man uns nicht, der reine Geist habe keine Organe, keine Sinne, keine Empfindungen? Er sey keiner Impressionen fähig? Woher können ihm, bei dieser Voraussetzung einer Natur, die der unsrigen durchaus unähnlich ist, Begriffe kommen? — —

Begriffe kennen wir nur als Folgen vorhergegangener Impressionen, und wie können wir die Folge ohne ihren Grund, den Strom ohne seine Quelle, Statt finden lassen? Begriffe, die den unsrigen ähnlich sind, müßten auch auf ähnliche Art entstanden seyn, d. h. aus sinnlichen Eindrücken resultiren. Der reine Geist ist keiner sinnlichen Eindrücke fähig. Also können seine Begriffe nicht aus sinnlichen Eindrücken entspringen. Also können sie unsern Begriffen gar nicht ähnlich, also — gar keine Begriffe seyn. Dinge, die Nichts mit einander gemein haben, können nicht in eine Klasse zusammengeworfen, nicht mit einem gemeinschaftlichen Namen bezeichnet werden. — — —

Hat dieser vorausgesetzte unbegreifliche, unvorstellbare Geist (den kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, und der von Allem, was wir kennen, verschieden seyn soll), keine Begriffe, so hat er keinen Verstand. Hat er diesen nicht, wie kann er Willen haben? Hat er keinen Willen, wie kann er Absichten haben? wie Wunder thun, welche einen allmächtigen, der Natur gebietenden, freien Willen voraussetzen? — *Si les Théologiens nous parlent d'intelligence, de sagesse et de vues dans la Divinité, ce sont toujours celles de l'homme,*

*) Die doch ohne Bewegung so wenig, als ohne Ausdehnung denkbar ist. — — —

qu'ils lui prêtent, et qu'ils s'obstinent à donner à un Etre, que l'Essence, qu'on lui donne, n'en rend point susceptible. Comment supposer des volontés, des passions, des désirs à un être, qui n'a besoin de rien, qui se suffit à soi-même, dont les projets, s'il en a, doivent être aussitôt exécutés, que formés? Comment attribuer la colère à un être, qui n'a ni sang, ni bile? — Comment un être tout-puissant, dont on admire la prétendue sagesse par l'ordre, qu'il a lui-même établi dans l'univers, peut-il permettre, que ce bel ordre (que cette preuve unique et éclatante de sa sagesse immense) soit sans cesse troublé, soit par les éléments en discorde, soit par la malice et les crimes des humains? — Ich kann nicht umhin, diese Stelle eines der größten und kühnsten Denker unsrer Zeit anzuführen, indem ich zugleich zu dem Altar der Wahrheit und Vernunft schwöre, dessen Hohepriester er war. Seine Moral ist die des Evangeliums, rein und edel, wie das Herz des Philosophen von — — — und lichtvoll, wie sein Verstand. Er liebte die Menschen, und darum versuchte er's, sie über ihr wichtigstes Interesse aufzuklären. Er bildete, noch mehr durch die Stärke seiner Gründe, als durch die Magie seiner Beredsamkeit — die ihm selbst das Lob des Patriarchen zu Ferney erwarb — eine kleine Anzahl von Schülern, deren Geschäft es ist, in der Stille ihre Vernunft zu kultiviren, und den freundlichen Musen zu opfern. Aber dem Anschein nach kam sein unsterbliches Werk für die meisten Gegenden noch etwas zu früh. — — — —

Die Grundsätze, die ich bisher zur Beurtheilung erzählter Wunderdinge aufgestellt habe, lassen sich vielleicht zum Behufe einer leichteren Uebersicht auf folgende Weise kurz zusammenziehen:

1) Was ich selbst beobachtet, und zu wiederholten Malen auf einerlei Art wahrgenommen, — und zwar in einem Zustande wahrgenommen habe, der mich zur richtigen Beobachtung nicht ungeschickt machte — hat für mich die größte Gewißheit.

2) Weniger gewiß für mich ist, was bloß Andere mir berichten. Ich kann von der Wahrhaftigkeit ihres Zeugnisses nicht völlig so gewiß seyn, als von der Existenz dessen, was ich selbst erfahre.

3) Das Zeugniß bringt also nur eine Wahrscheinlichkeit hervor, die in unbestimmlich vielen Graden größer oder geringer seyn kann.

4) Eine große Anzahl übereinstimmiger Zeugnisse kann aber — wenn das Bezeugte mit Demjenigen, was wir durch unstreitige Er-

fahrung kennen, vollkommene Analogie hat — eine Wahrscheinlichkeit hervorbringen, welche der auf das Zeugniß meiner eigenen Sinne gegründeten physischen Gewißheit fast gleich kommt. So kann ich die Existenz von Moskau und Konstantinopel nicht in Zweifel ziehen, ob ich gleich diese Orte nie gesehen habe. — —

5) Eben so kann auch auf der entgegengesetzten Seite die Wahrscheinlichkeit des Zeugnisses sich so weit von der Gewißheit entfernen, oder ihre Verminderung so weit gehen, daß sie: = 0 (gleich Null oder Zero) wird, z. B. wenn Jemand uns bezeugte, daß ein tochter Mensch, oder ein todttes Pferd, welches schon zu verwesen angefangen habe, wieder aufgelebt sey. In diesem und einigen anderen Fällen würde das Bezeugte allem Dem, was wir kennen*), direct entgegengesetzt seyn. Dazu kommt:

6) Daß wir, wenn bergleichen von der bekannten Ordnung der Natur abweichende, und allen bisher wahrgenommenen Erfolgen unähnliche Facta erzählt werden, allzeit bei dem Erzähler entweder irgend ein Interesse zu lügen, oder einen Zustand der Organe und des Gemüths bei den Augenzeugen, der auf die Richtigkeit ihrer Beobachtung einen hindernden oder verfälschenden Einfluß hatte, präsumiren müssen. Diese Präsumtion kann in gewissen Fällen so stark seyn, daß sie den trüglichen Schein von Glaubwürdigkeit, womit die Zeugnisse, wenigstens auf den ersten Anblick, umgeben sind, weit überwiegt und zerstört. — —

7) Allerdings wird zur Bemerkung des Eintritts jener naturgesetzmäßigen Präsumtionen, und der Nullitäten des Zeugnisses in besondern Fällen ein feines und geübtes Auge erfordert, damit man auf der einen Seite nicht als unmöglich und ungerelmt verwirft, was bloß ungewöhnlich und selten ist, noch auch auf der andern Seite um der scheinbaren Stärke des Zeugnisses willen Fakta für wahr hält, an deren physischer Möglichkeit der mathematische Philosoph zu zweifeln Ursache hat. So hat z. B. Archimedes in seinem Buche: de iis, quae vehuntur, streng erwiesen, daß die Oberfläche des Wassers eben so, wie die Oberfläche der Erde sphärisch sey, und daß ein Centrum gravitatis mit dem Centro gravitatis der Erde in Eins zusammen-

*) Wir wissen aus unzähligen Millionen von Fällen im ganzen Thierreich, daß kein wirklich todttes Thier wieder lebendig wird. Die Zahl der Fälle, welche für dieses Geseß zeugen, ist größer als jede Zahl, die sich angeben läßt. — — —

fälle^{*)}. Wollte nun jemand einen einzelnen, diesem Theorem widersprechenden Fall oder Phänomen anführen, so würde es sich bey genauerer Untersuchung entweder ergeben: daß der angeführte Fall dem archimedischen Sage nur dem ersten Anschein nach, und nicht wirklich widerspricht, oder: daß das ihm widersprechende Phänomen seine vermeintliche Existenz bloß einer unrichtigen Beobachtung zu danken hat. — —

Uebrigens kann ich nicht umhin, anzumerken, daß, wenn man das System der Idealisten aus Water Berkeley's Schule annimmt, dennoch der Idealismus, genau erwogen, den Glauben an Wundergeschichten eben so wenig günstig ist, als der Materialien. — — Eine unbekante Ursache bringt unsre Ideen hervor, welche die einzigen Objecte unsrer Wahrnehmung sind. Wie kann man beweisen, daß die Ursachen derjenigen Vorstellungen, die uns ihrer Ungewöhnlichkeit wegen, und wegen ihrer Unähnlichkeit mit denen Vorstellungen, die bisher immer unsere Seele beschäftigt haben, etwas Wunderbares zu enthalten oder darzustellen schelnen, von der natürlichen, d. h. ordinairen oder gewöhnlichen Ursache unserer Sensationen und Perzeptionen, wirklich verschieden sey? — — und wenn ich selbst diejenige Wahrnehmung oder Perzeption nicht gehabt habe, die man durch das Wort Wunder bezeichnet und von andern unterscheidet, ist mir denn die Aussage eines Andern je ein unwidersprechlicher Beweis, daß Er diese wunderbare Sache wirklich wahrgenommen, oder diese außerordentliche Perzeption wirklich gehabt hat? — — Gesezt er hätte sie gehabt, so kann er doch seine (auf sein Bewußtsein gegründete) Gewißheit oder Ueberzeugung mir nicht mittheilen, der ich nie etwas Aehnliches erfahren habe, und ich muß also immer zweifelhaft bleiben, ob er mir die Wahrheit gesagt? oder mich, um irgend eines vielleicht mir unbekanntes Beweggrundes willen, belogen hat? — — Wunder würden also um ihrer eigenen Unerweislichkeit willen immer ungeschickt seyn, mir, der ich nie etwas Aehnliches erlebt habe, und von der Wirklichkeit der vorgegebenen Wahrnehmungen oder Perzeptionen eines Andern, nie gewiß seyn kann, irgend eine

*) Nicht den Mittelpunkt der Größe, sondern der Schwere, welchen ein alter Geometer definiert: „Er ist ein innerhalb des Körpers gedachter Punkt, welcher, wenn ein schwerer Körper auf ihn sich stützt, und herumbewegt wird, völlig seine erste Lage behält, und bey der Versetzung des Körpers seine Position nicht ändert.“ — — —

anderweite Thatsache, oder die Wahrheit einer Lehre, sicher zu beweisen, zumal da ich zwischen dem Wunder *), welches eine sinnlich-wahrnehmbare Sache seyn soll, und dem dadurch zu bestätigenden Sage, der kein in die Sinne fallendes Ding ist, keinen Zusammenhang, oder keine Verknüpfung einsehen kann, vermöge deren sich von der Wahrheit des Wunders, d. h. von der Existenz einer außerordentlichen Perzeption, auf die Wahrheit des zu bekräftigenden Lehrsages schließen ließ. — — —

Ueberhaupt scheint es, als ob einzelne, isolirte, ungewöhnliche Thatsachen, die sich nicht erklären lassen, weil sich ihr Zusammenhang mit andern bekannten Dingen nicht einsehen läßt, nie zur Bestätigung irgend einer andern Sache gebraucht werden können, gesetzt auch, daß die historische Gewißheit der Thatsache uns außer Zweifel zu seyn schiene. Wir müßten das besondere Phänomen nehmen, wie es ist, d. h. wie es sich uns darstellt. Aber wir würden Nichts weiter damit anfangen, und es weder zur Erklärung, noch zur Bestätigung irgend einer andern Sache — die mit ihm keinen erkennbaren Zusammenhang hat — anwenden können. —

Ist — nach Berkeley's System — der Urheber unsrer Ideen, der sie uns, seinem Willen gemäß, in einer gewissen Ordnung und Verbindung, die wir den Lauf der Natur nennen, darstellt, ein von dem unsrigen verschiedener, ewiger, allgegenwärtiger Geist, so läßt sich das sogenannte Mittelbare in seinen Wirkungen, von dem Unmittelbaren nie unterscheiden. Der sinnreiche Bischoff zu Cloyen in Irland hat bewiesen: daß dieser Geist, da er durch seinen allmächtigen Willen wirkt, sich keines Werkzeuges bedient, weil der Gebrauch eines Werkzeuges eine Unvollkommenheit, eine Einschränkung des Vermögens bey dem Agenten voraussetzt. Ich bediene mich keines Hebels, um meine Finger zu bewegen, weil ich es durch einen bloßen Akt meines Willens kann. Aber wenn ich einen Baum auswurzeln, ein Felsstück bewegen will, so muß ich, der Impotenz meines Willens zu Hülfe zu kommen, mich eines Werkzeuges bedienen. — — — Alles kommt gleich unmittelbar von ihm, dem Allgegenwärtigen. Jede unsrer Perzeptionen ist eine Offenbarung von ihm. Entweder Alles oder Nichts ist ein Wunder.

*) Von Wundern, die nicht sinnlich-wahrnehmbar wären, könnten wir nie wissen, daß sie geschehen. — — —

Es kann seyn, daß nicht mehr Kraft dazu gehört, den Lauf der Erde um die Sonne zu hemmen, als dazu erfordert wird, ihr diesen Lauf anzuweisen, es ist möglich, daß z. B. Auferweckung eines Menschen vom Tode nicht mehr Allmacht gehört, als zur Bildung des Ersten Menschen aus einem trägen Erdenkloße erfordert wurde. Aber, wenn dem so ist (wie einige Theologen sagen), wenn dem so ist, so ist der Lauf der Erde um die Sonne nicht weniger ein Wunder, als die Unterbrechung dieses Laufs zu den Zeiten des Josua, oder: die gehemmte Bewegung der Erde um die Sonne zu Josua's Zeiten ist kein größeres Wunder, als der gewöhnliche Umlauf der Planeten. Außer dem Verhältniß der Coexistenz (der Gleichzeitigkeit) mit dem Verlangen des jüdischen Feldherrn, hätte diese Suspension der regelmäßigen Bewegung der Erde um die Sonne, mit den Wünschen und Bedürfnissen der Hebräer, und mit der göttlichen Sendung des Josua keine nähere Verknüpfung, als die ordentliche Umdrehung der Erde um ihre Axe, oder ihr gewöhnlicher Lauf um die Sonne mit jenen Dingen hat. Das Zusammentreffen zweier Begebenheiten in einem einzigen Fall, wie z. B. die Coexistenz des über seine natürliche Gränze verlängerten Tages mit dem Wunsche des Josua, oder mit dem Bedürfniß der Hebräer, berechtigt uns nicht, zwischen ihnen eine Verknüpfung anzunehmen, welche mehr als Coexistentialverhältniß wäre, und sobald man dieses Zusammentreffen als die Wirkung des besondern Willens eines übermenschlichen Geistes ansieht, wären die geschlagenen und arg mißhandelten Feinde der Israeliten damals eben so sehr berechtigt gewesen, irgend einen mächtigen bösen Geist für die wirkende Ursache jener auf ihr Verderben abzielenden Begebenheit anzunehmen, als die siegenden — und damals vom Glück begünstigten — Hebräer besugt waren, die zu ihrem Vortheil, am Himmel gemachten Anstalten, als das Werk ihres Nationalgottes zu betrachten.

Daß übrigens das Buch Josua nicht vom Josua selbst herrühren kann, daß es erst einige hundert Jahre nach den Begebenheiten, die darin erzählt werden, aufgesetzt worden ist, das ist aus verschiedenen Gründen — deren Stärke selbst von einigen gelehrten Theologen anerkannt wird — höchst wahrscheinlich. Die Geschichte der Hebräer hat — wenn man nicht annehmen will, daß der Geist Gottes ihren Verfasser die Feder geführt habe — in manchen ihrer Theile nicht mehr Zuverlässigkeit, als die alte Geschichte der meisten andern Völker, die man ohne Gottlosigkeit bezweifeln darf. — — —

Herr Professor Björnsthål, sagt in seinen Briefen auf seinen ausländischen Reisen an Hrn. Bibliothekar Gidrewell, im ersten Heft der morgenländischen Briefe, S. 68 u. f. der Großkurdischen Uebersetzung: „Man soll allezeit wissen, was für ein Zeugniß eine Nation von sich selbst giebt. Dieses bleibt immer das glaubwürdigste, bis das Gegentheil von den Nachbarn bewiesen wird. Aus diesem Grunde allein — wenn auch keine andern wären — habe ich das größte Zutrauen zur Geschichte des israelitischen Volks. Sie ist die Stimme der Nation, und ein gleichzeitiges Buch durch alle Zeitalter. Beruhet nicht der historische Glaube eines Volks auf dessen eigenen Urkunden?“ — — —

Das Zeugniß einer Nation von sich selbst bleibt also, nach Hrn. Björnsthåls Meinung, immer das glaubwürdigste, bis das Gegentheil von den Nachbarn bewiesen wird. Was aber die ältere Geschichte des israelitischen Volks betrifft, so könnte ein Zweifler dem gelehrten und verdienstvollen Professor zu Lund etwa antworten: damals war weniger Verbindung und gegenseitige Mittheilung unter den Völkern, als jetzt, da in unsern Tagen die Buchdruckerei und die Posten erfunden worden sind, die Schiffahrt zu einer größern Vollkommenheit gebracht worden ist, und man mit mehr Sicherheit und Bequemlichkeit reisen kann, als in alten Zeiten. Sind uns Urkunden und Denkmäler der Syrer, Araber, Egypter u. s. w. übrig geblieben? — Haben nicht die Flammen, die ein Feind der Musen anzünden ließ, und welche einst die große Bibliothek zu Alexandrien verzehrten, die letzten Monumente egyptischer Geschichte und Gelehrsamkeit vernichtet? — — Wie können wir also wissen, daß den alten Urkunden der Hebräer ihre Nachbarn nicht widersprochen haben? — — Gesezt aber, sie hätten es nicht gethan — wie es denn gar wohl möglich ist, — woher könnten wir wissen, daß diese Nachbarn noch zu der Zeit, als sie mit Grunde hätten widersprechen können, Nachricht von dem Inhalt der Geschichtsbücher erhalten haben, die in Palästina — und in einer Sprache, die die ihrige nicht war — aufgesetzt wurden? Gab es damals Factore Apolls, Buchhändler, welche Exemplare von ihren Verlagsbüchern in die benachbarten Länder sendeten? Wie viel Schwierigkeit hatte es damals, sich Bücher, d. h. authentische Handschriften aus andern Gegenden zu verschaffen? — — —

Aus eben dem Grunde, welchen Herr Björnsthål für die Glaubwürdigkeit der alten Geschichte der Israeliten aufstellt, müßten

und die alten Jahrbücher der Chinesen unwidersprechliche Denkmäler zu seyn scheinen. Haben die Nachbarn der Chinesen uns das Gegentheil bewiesen? haben sie dem Inhalt jener Urkunden, unseres Wissens, widersprochen? — Nimmer! diese Nachbarn können zum Theil nicht schreiben, und haben also keine Geschichte. Theils bekümmern sie sich um Dasjenige nicht, was in andern Ländern vorgeht. Theils kennen wir ihre historischen Denkmäler nicht, und urtheilen davon, wie der Blinde von den Farben. — — —

Man sagt, wir wüßten wenig Zuverlässiges von den Karthagern; und es kann, so viel ich weiß, wahr seyn. Aber wenn der patriotische Haß der Römer gegen ihre alten Feinde und Nebenbuhler, die Karthagenser, uns einen Grund zum Mißtrauen gegen Dasjenige giebt, was römische Scribenten uns von punischen Sachen aufgezeichnet haben, würde dann nicht — wenn noch Originalurkunden aus der Feder dieser Afrikaner vorhanden wären — die präsumtive Liebe des karthagischen Geschichtschreibers zu seiner Nation, und sein Widerwille gegen die Römer, uns manche Erzählungen desselben verdächtig machen? — — —

So natürlich und legitim auch der Zweifel gegen manche Stücke der alten Geschichte seyn mag, so bin ich doch keineswegs geneigt, der Meinung des P. Harduin beizustimmen, welcher eine Unterschlebung fast aller alten kirchlichen, und vieler weltlichen Denkmäler zu behaupten scheint. Nicht bloß die Authenticität des griechischen Grundtextes des neuen Testaments würde nach den Grundsätzen dieses gelehrten, aber ausschweifenden Kritikers zweifelhaft werden, sondern auch die geheiligten Archive der Kirche würde die Beschuldigung der Falsification treffen. — — Das Vorgeben des Alterthums machte bey Harduin jedes Monument verdächtig. Marsham *), Papebroch, Germont, hielten ebenfalls dafür, daß eine Urkunde um so verdächtiger sey, je größer ihr Alterthum angegeben wird. Mabillon, der gelehrte, und um das Urkundenwesen unsterblich verdiente Benediktiner, hat ihnen im 1. Buch, im dritten Hauptstück, de rebus diplomaticis, widersprochen, und aus vielen als ächt anerkannten Urkunden die

*) In seiner Beschreibung der englischen Klöster. Der gelehrte Murratori hält dafür: daß ein Denkmal deswegen nicht gleich für falsch zu halten sey, wenn in demselben Etwas entdeckt wird, was mit unsern allgemeinen Begriffen (von den Requiſiten einer ächten alten Urkunde) nicht übereinkommt. — — —

wahren Kennzeichen zur Unterscheidung alter Schriften von spätern Fabricaten hergenommen. —

Paläphatus der Zweite.

Von unglaublichen Dingen.

Wenn unverdächtige Reisebeschreiber, zumal solche, die man für genaue Beobachter zu halten Ursache hat, uns versichern, daß in den Ländern, wo die Elephanten zu Hause sind, die größte Höhe, welche diese Thiere erreichen, nicht über zwölf Fuß betrage, und ein gewisser Reisender erzählte uns nun, er habe in den Ställen des Königs von Siam einen Elephanten gesehen, der 24 Fuß hoch gewesen wäre, wird seine Erzählung für uns wahrscheinlich seyn? — Wir erwägen dann bei uns selbst, daß die Existenz eines Elephanten, der gerade noch einmal so hoch wäre, als zuverlässigen Nachrichten und Ausmessungen zufolge die größten dieser Thiere zu werden pflegen, unglaublich sey. Es bleibt uns also Nichts übrig, als anzunehmen: daß der Erzähler den großen Elephanten des Königs in Siam nicht selbst gemessen, und sich in Ansehung seiner Höhe geirret habe, oder, daß ihn der Hang zum Wunderbaren und Außerordentlichen verleitete, den Elephanten, den er gesehen hat, über sein wirkliches Maas zu vergrößern, oder, daß er unter einem Fuß ein kleineres Maas verstanden haben müsse, als dasjenige ist, welches bei uns gewöhnlich diesen Namen führt.

Die Glaubwürdigkeit eines Zeugnisses hängt ab: 1) von der Natur des besagten Fakti selbst *), 2) von der Natur und dem Charakter des Zeugen. — —

Von der Natur des besagten Fakti selbst. Wenn z. B. ein sonst glaubwürdiger Mann, von dem ich weiß, daß er in Polen gewesen ist, mir versichert, in den dortigen Wäldern einen Bären gesehen zu haben, so trage ich kein Bedenken, es ihm auf sein Wort zu glauben. Warum? weil der Bär zu einer Art von Wesen gehört, an deren Existenz ich nicht zweifeln kann, und weil ich weiß, daß dieses Thier in Polen mehrmals gesehen worden ist. Wenn mir aber nicht bloß dieser Mann, sondern auch hundert andere, erzählten, sie hätten in den polnischen Wäldern

*) Ob es der bekannten Ordnung der Natur gemäß ist, oder davon abweicht? —

Gespenster, Vampyre u. dergl. m. angetroffen, so würde ich dennoch gar keine Neigung bei mir verspüren, um dieses Zeugnißes willen die Existenz solcher Ungeheuer zuzugeben. Es ist möglich, daß die Erzähler mich absichtlich belügen wollten; es ist möglich, daß sie wirklich Etwas gesehen, aber nur flüchtig, und ohne Aufmerksamkeit, d. h. ohne Nachdenken und Vergleichung aller Umstände gesehen haben, und daß sich dem sinnlichen Eindruck gewisse Imaginationsbilder associirten, daß keiner weniger gesehen haben wollte, als der andere, daß sie sich einander wechselseitig ihre Verwunderung und Erstaunen oder ihre Furcht mittheilten u. d. m., daß aber einer oder der andere von diesen möglichen Fällen bei den Zeugen wirklich stattgefunden habe, ist so lange als überwiegend wahrscheinlich zu vermuthen, bis uns das Gegentheil sonnenklar bewiesen wird. — —

Ich sage: sonnenklar. Denn die Stärke und Evidenz des Beweises muß mit der Ungewöhnlichkeit, und, wenn man so reden darf, Schwierigkeit der zu beweisenden Sache im direksten Verhältniß stehen. Weil das Zeugniß eines unbescholtenen Mannes in gewissen Fällen ein großes Gewicht hat, muß es darum auch in allen andern — selbst sehr unähnlichen — Fällen die nämliche Beweiskraft haben? Muß unser Vertrauen auf dieses Zeugniß nicht in eben dem Maße abnehmen, worin die Unwahrscheinlichkeit der Sache, oder die Difficultät einer richtigen und genauen Beobachtung zunimmt?

Wenn Jemand mir versichert, eine Fliege, die er geköpft, habe nach ein Paar Stunden noch gelebt, und sogar sich begattet, so kann ich ihm dieses Ereigniß darum glauben, weil es ein Experiment ist, welches mehrere aufmerksame Naturforscher mehrmals gemacht haben, und welches ich, so oft ich Fliegen von derselben Art in meine Gewalt bekomme, durch Wiederholung verificiren kann. Würde mir aber eben diese Person versichern, sie habe Jemand gekannt, der Wasser durch einen Wortspruch plötzlich in Wein verwandelt habe, so würde ihr in obigem Falle a. s. gültig erkanntes Zeugniß in meinen Augen nicht den kleinsten Grad der Wahrscheinlichkeit für ein so außerordentliches Faktum hervorbringen, dessen Beweis, wenn er als unwidersprechlich angesehen werden könnte, zugleich die Möglichkeit und Glaublichkeit aller Divinischen Metamorphosen und der meisten Feenmärchen erhärten würde. Die Kräfte des Menschen, die wir, wie alle andere, die in der Natur sich äußern, bloß durch die Erfahrung kennen, haben zu jener angeblichen Wirkung kein Verhältniß. Ein Wortspruch bleibt

ein Nachtspruch, er mag aus diesem oder jenem Munde kommen, und wir können uns durch die tägliche Erfahrung davon versichern, daß auf unser ernstlichstes Wollen keine solche Verwandlung des Wassers in Wein erfolgt. Von ähnlichen Ursachen aber wissen wir, daß sie unter gleichen Umständen auch ähnliche Wirkungen hervorbringen. — Die Voraussetzung, daß in jenem einzelnen Falle eine mit den Worten oder dem Nachtspruch verbundene göttliche Kraft den sonderbaren Erfolg bewirkt habe, dient nicht dazu, dem Vorgeben des Erzählers eine größere Wahrscheinlichkeit zu ertheilen, sondern sie zeigt nur an, daß, wenn die wunderbare Begebenheit existirt hat, sie von einer unbekanntten Ursache, auf eine uns unbekanntte Art hervorgebracht worden seyn müsse. *Assurons-nous bien du fait, sagt Fontenelle, avant que de nous inquiéter de la cause. Il est vrai que cette méthode est bien lente pour la plupart des gens, qui courent naturellement à la cause et passent par-dessus la vérité du fait. Mais enfin nous éviterons le ridicule, d'avoir trouvé la cause de ce qui n'est point. — —*

Die historischen Untersuchungen sind insonderheit dieser Art des Irrthums unterworfen. Man raisonnirt über das, was die Geschichtschreiber gesagt haben. Aber sind diese Geschichtschreiber weder von einer Leidenschaft eingenommen, noch leichtgläubig, noch übel unterrichtet, noch nachlässig gewesen? — Man müßte einen finden können, der ein gleichgültiger und aufmerksamer Beobachter von Allem, was er bezeugt, gewesen wäre. Auch ist die Geschichte, nach dem sehr wahren Bonmot des Herrn von Fontenelle, Nichts als eine Fabel, die man zugiebt (*une fable convenue*). In ihrer Schule aber sollen wir uns unterrichten. Ihr Studium empfiehlt man — nicht ohne Grund — dem Philosophen und Politiker. Sie gleicht einem Haufen Schlacken, der an Goldkörnern reich ist, und aus der Fabel selbst kann man oft eine nützliche Moral ziehen. Die Bücher des Machiavelli über den ältern und verdächtigen Theil der römischen Geschichte würden ihren Werth nicht verlieren, wenn es dem Livius auch an ächten Quellen seiner Nachrichten gefehlt hat. — — —

Die Menschen haben von jeher die ihnen unbekanntten Ursachen solcher Erfolge, die ihnen außerordentlich und wunderbar schienen, vergöttert, d. h. sie schrieben ihnen eine übermenschliche Macht und einen übermenschlichen Verstand

zu. Diesen ihren natürlichen Hang zum Aberglauben benutzten die Gesetzgeber, denen, wie Polybius sagt, die Schrecken und Tragödien der unsichtbaren Welt zur Erreichung ihrer — zum Theil heilsamen — Absichten, und zur Lenkung der Willen nothwendig schienen.

Von den Faunen, Satyrn und Panen an, bis zu den Gespenstern, Teufeln und Feen, und von diesen bis zum Jupiter, wenn man ihn als eine besondere, wohl gar unendliche, Person, außer allen einzelnen Dingen denkt, läuft eine von der Imagination erzeugte, und in ihr allein bestehende Reihe von erträumten Wesen, in welcher es kein Glied giebt, dessen Existenz auf gewissern und stärkern Gründen beruhete, als die Existenz der übrigen. Unser Unvermögen, außer der Mathematik a priori zu demonstrieren, oder das Daseyn irgend eines Dinges aus seinem bloßen Begriffe — den unser Verstand durch Abstraction oder Zusammensetzung bildet — zu erweisen, wird von den größten Philosophen anerkannt. Eben so stumm, als die bloß im Zirkel ihrer Begriffe sich herumdrehende Vernunft, ist in Ansehung des Daseyns jener übermenschlichen Wesen auch unsre große Lehrmeisterin, die Erfahrung. Zwar berufen sich, wie man weiß, diejenigen Seher, welche uns auf ihre angebliche Wahrnehmungen gegründete historische Nachrichten von der Geisterwelt gegeben haben, allerdings auf ihre geistliche und übernatürliche Erfahrungen. Allein mit eben dem Rechte kann der Fieberkranke während des heißen Parorysmus sich auf die Evidenz seiner Erfahrung, daß ein schwarzes Hündchen im Zimmer sey, berufen, obgleich zehn andere, im Zimmer gegenwärtige Personen, deren Einbildungskraft nicht eraltirt ist, trotz aller Schärfe ihrer Augen kein Hündchen im Zimmer erblicken können. Und wenn wir auch — wie ich jedoch keineswegs einräume, — keinen andern Grund zur Verwerfung ihrer Visionen hätten, so müßten uns doch schon die Widersprüche, welche sich in den Relationen von den über- und unterirdischen Dingen finden, die wir den Swedenborgs, Pordage, Bromleys, Engelbrechts, Gächtel, und so viel andern mit dem innern Gesicht behafteten, und vom innern Licht illuminirten Personen zu danken haben, ihre auf fanatische Anschauung gegründete Theorien von der unsichtbaren Welt äußerst verdächtig machen. So uneinig, wie diese, sind die ächten Naturforscher nicht unter sich, über die Beschaffenheit und Erscheinungen der mikroskopischen Welt, vorausgesetzt, daß sie den näm-

lichen Gegenstand, unter gleichen Umständen und mit gleich guten Vergrößerungsgläsern beobachtet haben.

Weil Gott unendlich über die Menschen erhaben ist, so glaubte Plato zwischen ihm und uns Mittelgeister annehmen zu müssen, welche den Uebergang, die Verbindung zwischen den beiden so weit von einander entfernten Extremen ausmachten, und durch deren Dazwischenkunft die Wirkung Gottes bis zu uns fortgepflanzt würde. — Der unendliche Raum zwischen Gott und den Menschen setzte ihn in Verlegenheit. Daher erfüllte er ihn mit Genien und Dämonen. Aber womit wird man den eben so unendlichen Abstand zwischen Gott und den Genien oder Dämonen erfüllen? — Denn der Abstand von Gott bis zu jeder Creatur ist unendlich. Alle Geschöpfe, selbst die über uns am meisten erhabenen, sind in Vergleichung mit ihm unendlich unvollkommen. Die Differenzen der Vollkommenheit, die unter ihnen sich finden, verschwinden, wenn man sie gegen den grenzenlosen Inbegriff aller Realitäten hält. Das, was die eine Creatur über die andere erhebt, nähert sie darum doch nicht mehr dem, gegen welchen ein Erzengel — um der theologischen Sprache mich zu bedienen — weit weniger ist, als ein einziges Wasserkügelchen, das an einer Nadelspitze hängt, gegen den Erdumströmenden Ocean. Man hat also die Dämonen oder Mittelgeister nicht nöthig, weder um die Wirkung Gottes — eines allgegenwärtigen Wesens — bis zum Menschen fortzupflanzen, noch um zwischen Gott und uns Etwas in die Mitte zu setzen, was sich ihm mehr nähert, als der Mensch. Auch scheint es, daß Plato selbst von der Existenz seiner Dämonen nicht so gewiß gewesen ist, als einige spätere Schwärmer aus seiner Schule*).

*) „Unter einem Geiste, heißt es im Euklides anti-thaumaturgicus, kann man Nichts als ein von allen Eigenschaften der Materie freies, unkörperliches Wesen — welches denkt und will, verstehen. Die Productionen und Wirkungen eines solchen Wesens würden Gedanken, aber nie Bewegungen, Veränderungen in der Körperwelt seyn. Cartesius sprach daher auch weislich den Geistern das Vermögen, Körper zu bewegen, ab. Aber nicht so weislich — vielleicht auch nur um der Mönche und Inquisition willen! trug er die Ursache der Bewegung in den Willen Gottes hinüber, und zog sich dadurch von dem sinnreichen Grafen von Sabalis den Vorwurf zu: plus un Esprit est pur, plus il est éloigné de la matière et moins il est propre à la mouvoir. Ainsi Dieu étant le plus pur de tous les Esprits, il est évident, qu'il pense plus simplement que tous les autres, et qu'il peut encore moins que tous les autres agir sur la matière. . . Will man aber den Geistern — für deren Möglichkeit und Existenz wir noch obendrein gar keinen Beweis haben — materielle

Die philosophischen Nachrichten von der Geisterwelt, die wir denen Leibniz, Wolfen, Davies, Crusius, Baumgarten, Mendelsohns, und andern Demonstranten zu danken haben, sind mit dem unheilbaren Fehler behaftet, daß sie sich auf willkürliche Worterklärungen, unbewiesene Voraussetzungen, und täuschende Scheinbegriffe gründen, die mit keinen wirklichen Wahrnehmungen zusammen hängen, und deren objective Realität von uns nie dargethan werden kann. — —

Die historischen Nachrichten aus der unsichtbaren Welt — deren ich schon erwähnt habe — scheinen Produkte einer erhitzen und ausschweifenden Einbildungskraft zu seyn, und ihnen fehlt, wo ich nicht irre, jede Beglaubigung, die man doch von jedem zu fordern berechtigt ist, der von einer Entdeckungreise in die Geisterwelt zurückgekommen zu seyn vorgiebt, und uns Arcana coelestia offenbaren will *).

Sich, statt ein authentisches und jedem lesbares Creditiv vorzuzeigen, womit man dem Unglauben auf einmal den Mund stopfen könnte, nur auf ungewisse, zweideutige, längst vergangene, und von keinem unparteiischen Naturforscher untersuchte Thatsachen berufen, heißt bei Philosophen nicht: sein Vorgeben beweisen. Der Beweis selbst bedarf bewiesen zu werden, und diesen nothwendigen Beweis des Beweises kann man nirgends finden.

Eine mäßige Belesenheit wird uns in den Stand setzen, zu denselben Wundern, deren die Römische Kirche sich rühmt, den Heiligen- und Mönchs-Wundern, die Pendants in der alten heidnischen Welt zu finden.

Livius und andere Alten berichten uns, daß es bisweilen Fleisch, Wolle, Milch und Steine geregnet hat.

Man erlaube mir, eine Stelle des Plinius aus seiner mit unermesslicher Gelehrsamkeit geschriebenen Naturgeschichte hier anzuführen: „Anaxagoras von Klazomene soll durch astronomische Kenntnisse (!!)

vorhergesagt haben, um welche Zeit ein Stein aus der Sonne fallen (!!)

denkende Wesen substituiren, welche etwa andere Planeten bewohnen, so ist es gewiß, daß diese — durch die Schwere ihres Körpers an den Mittelpunkt der Kugel gefesselt, worauf sie leben, und als Theile der Natur den Gesetzen der Natur selbst unterworfen — so wenig hier auf Erden Wunder thun können, als wir dergleichen im Saturn und Jupiter zu verrichten im Stande sind.“ Anm. d. Herausg.

*) Wie Meister Swedenborg. — —

würde. Es ereignete sich auch dieses in einer Gegend von Thracien, am Fluß Megos. Man zeigt den Stein noch heutiges Tages *). Er ist von der Größe einer fahrbaren Last und angebrannt, weil eben damals zur Nachtzeit ein Komet am Himmel brannte **). Wer aber glaubt, daß dieses vorhergesagt sey, muß auch zugeben, daß des Anaxagoras Vorhersagungsgabe zu den größten Wundern gehöre, und daß alle unsre Einsicht in die Natur vereitelt und in Verwirrung gebracht werde, wenn die Sonne entweder ein Stein ist, oder auch nur jemals einer in ihr vorhanden gewesen seyn sollte.“ Uebrigens ist es nach der Meinung des Plinius außer Zweifel, daß bisweilen wirkliche Steine, — nicht bloß gefrorenes Wasser oder Hagel — aus der Luft herabfallen. — — Er selbst will einen solchen Stein, nicht aber sein Herabfallen — woran das Meiste gelegen ist — gesehen haben. Diesen Begebenheiten wollen wir einige aus der christlichen Welt an die Seite stellen. Eine alte Chronik des Klosters Muri bezeugt, daß im Jahr 1143 den 15. Juni, als ein sehr heiterer Tag war, Vormittags um die neunte Stunde, ein feuriger Stein vom Himmel vor das Thor der Kirche gefallen sey. Ein anderer und zwar sehr großer Stein soll im Jahr 1492 am siebenten Tag des Wintermonats bei Ensisheim, nicht weit von Basel aus den Wolken herabgefallen seyn. Münster, in seiner Cosmographie, Ursenius in der Baselschen Chronik, Sebastian Brand in einem besondern Gedichte, und Trithemius im Hirsaulischen Zeitbuche, auch Paul Lang in der Chronik von Feitz handeln von ihm. Nach der Angabe des Trithemius soll er zwei und einen halben Centner gewogen haben. Einen Beweis ohne Replik für diese Begebenheit nimmt ein noch lebender angesehener Prälat aus einer öffentlichen Urkunde des Römischen Kaisers Maximilian, vom Jahr 1503, welche Joh. Phil. Datten in seinen Büchern von Deutschen Sachen anführt. Der König sagt darin, daß der Stein mit einem großen Krachen vor ihm, als er bei seinem Kriegsheer gewesen, auf eine freie Wiese heruntergefallen sey. Schöpflin hat im zweiten Band seiner *Alsatia illustrata* geurtheilt, die Vernunft lehre uns, daß eine so große Last in der Luft weder frei schweben,

*) Aber konnte man es dem Steine ansehen, daß er aus der Sonne oder wenigstens aus den Wolken gefallen war?

***) Ein sonderbarer Grund, welcher unsern heutigen Physikern und Astronomen schwerlich einleuchten dürfte.

noch (plötzlich) erzeugt werden könne. Einem heftigen Blitze könne dessen Erzeugung auch nicht zugeschrieben werden, weil er Thon, der aller Hitze widersteht, in sich halte, und auch kein Merkmal eines Gusses oder einer Schmelzung an dem ganzen Klumpen zu spüren sey. — — —

Diesen Argumenten glaubt der gelehrte Verfasser des iter alemanicum die Worte Maximilians in einer öffentlichen Urkunde entgegenzusetzen zu können. Allein eine noch so glaubwürdig schelmende Urkunde macht dennoch, der physischen Unmöglichkeit der beurlundeten Sache gegenüber, eine elende Figur. Man kann nicht beweisen, daß es wirklich Donnerkeile oder Strahlsteine giebt, die aus dem Sediment des Regenwassers, aus Salpeter und Schwefel entstehen, und durch den Blitz im Augenblicke zu einem Stein gehärtet werden. Man versuche es, und streue diese Materialien auf einen Tisch hin, elektrisire sie, zünde sie an und sehe zu, ob ein Stein herauskommt. Wo wollte man auch jene Materie so häufig in der Luft an einem Ort beisammen finden, daß daraus nur ein Stein von einigen Pfunden, ich geschweige von einem oder zwei Centnern werden könnte? Sicher wird man in einem ziemlich großen Raume kaum so viel Dünste dieser Art beisammen finden, als zur Bildung eines viertelpfundigen Steines erfordert werden. — — Wenn sie häufig beisammen wären, könnte die Luft sie nicht tragen, und sie müßten, noch ehe sie einen vollkommenen Stein von etwas beträchtlicher Größe gebildet hätten, herabfallen. — . —

Was die übrigen Spezies der Wunderdinge betrifft, so hat sie die alte heidnische Welt mit dem durch die Mönche verdorbenen Christenthum gemein, und man würde sich also sehr irren, wenn man sie als Beweise für die Wahrheit des letzteren allein aufstellen wollte. Die Statue des Pelichus war ein wirkliches heidnisches Gnadenbild. Sie kurirte das Fieber, und wurde mit Ex-voto-Täfelchen der Genesenen behangen. Aber sie war keineswegs das einzige wunderthätige Bild bei den Alten. Die Bildsäule des Theagenes zu Thasos besaß die Tugend, Diejenigen, die Glauben und Vertrauen zu ihr hatten, vom Fieber und andern Krankheiten zu befreien. Eben diese Eigenschaft soll auch die Statue des Polydamas zu Olympia gehabt haben. — — Keine Gottheit war wegen Heilung vieler Krankheiten durch divinatorischen Schlaf berühmter als Aesculap. Zu Epibaurus hatte er einen berühmten Tempel, zu welchem Schaaren von Kranken wallfahrteten, und ein Orakel, welches den Leuten im Traume Recepte offenbarte. Die trefflichen Wirkungen derselben bezeugten alle

Wände des Tempels. Denn sie waren mit einer Menge Motivtäfeln behängt. Die Priester des illustren Gottes werden auch nicht ermangeln haben, Denenjenigen, die an der Gottheit Aesculaps zu zweifeln sich unterstanden, seine Wunderkuren als Zeugen seiner Macht und der Rechtmäßigkeit seiner Verehrung aufzustellen. Man kann also nicht allgemein sagen, daß es gar keine Religionswunder, — außer bei Juden und Christen — gegeben habe. — —

Den Kreuzifiren, welche mit der Heil. Brigitte und dem Heil. Thomas von Aquin geredet haben, kann man dreist die redende Statue parallelisiren, deren Valerius Maximus gedenkt. Ein Bild des Gekreuzigten soll Blut geschwitzt haben. Allein kommen nicht auch in den Werken der alten Profanscribenten wunderbare und ominöse Schweiß der Götterbilder vor? Bei Cäsars Tode weinten elfenbeinerne Statuen in den Tempeln *) und metallne Bilder schwitzten, wie Virgil sagt. Hat nicht das heilige Bild des Orpheus zu Libethus in Thracien, welches von Cypressenholz geschnitten war, stark geschwitzt, und ließ Alexander der Große nicht den Zeichendeuter Aristander um die Bedeutung dieses Phänomens fragen? Kann man nicht aus den Werken der Alten noch mehrere Beispiele dieser Art anführen? Man brachte einst dem Senat zu Rom die Nachricht, es habe Blut geregnet, ein Fluß sey in Blut verwandelt worden, die Bilder der Götter hätten geschwitzt. Cicero sagt: „Welcher Naturkundiger kann das glauben? Blut und Schweiß kann nur aus den Säften eines lebendigen thierischen Körpers entstehen. Doch kann das Wasser durch Vermischung mit einer gewissen Erde eine dem Blut ähnliche Farbe annehmen. Dergleichen Wunderdinge werden im Frieden nicht beobachtet, sondern nur in Kriegszeiten, wenn die Menschen voll Furcht (und voll Besorgniß wegen ihres Schicksals) sind. Die wunderbaren Dinge müssen ihre natürliche Ursache haben, die man zu erforschen hat.“ — — Cicero urtheilte von diesen und andern ähnlichen Prodigien des Alterthums als ein vernünftiger Mann, der Nichts ohne zureichenden Grund glauben will, und nach natürlichen Erklärungen der Phänomene strebt. Man kann aber Tausend gegen Eins wetten, daß seine skeptische Philosophie nicht nach dem Geschmade der Augurn und Pontifen gewesen ist, denen um das Interesse ihrer Kunst willen daran gelegen war, das Ansehen ihrer Kunst und den Glauben der vorgegebenen Thatfachen zu

*) Wie die Muttergottesbilder bei uns.

erhalten, wodurch man die Existenz, die Macht und die Vorsehung der Götter, und mithin die Nothwendigkeit ihrer Verehrung zu beweisen pflegte.

Wir lesen in einer gewissen kleinen Schrift, daß ein gewisses Marienbild vor einigen Jahren die Augen verdrehet habe. Livius erzählt uns dagegen ein Paar nicht minder merkwürdige Beispiele, daß Spieße sich von selbst — ohne sichtbare Ursache — bewegt haben, obgleich Wolf und Bernouilli beweisen: „Kein ruhender Körper kann sich selbst bewegen,“ und „wenn ein ruhender Körper bewegt werden soll, so muß er von einer äußeren Ursache dazu gebracht werden;“ womit der Satz der Bewegungslehre noch zu verbinden ist: „wenn ein bis dahin ruhender Körper in Bewegung gebracht wird, so wird er stets von einem andern Körper durch Anstoß dazu getrieben.“

Ich finde keine bessere Stelle, wo ich dem Leser einen Abschnitt aus einer Schrift, welche gleichfalls die Existenz eines übernatürlichen Wesens — des Teufels — bekämpft, mittheilen könnte als hier. Sie will an die Stelle der religiösen Dogmen die Belehrungen der Moral und der Lebensklugheit setzen. Ihr Titel ist: „Die Existenz und Wirkung des Teufels auf dieser Erde gründlich und ausführlich erwiesen. Eine Skizze. (Acheronta movebo.) Nürnberg 1776.“

„Ich habe einmal eine Predigt gehört, worinnen die heilige Lehre vom Teufel abgehandelt wurde. Nachdem nämlich der grundgelehrte Herr Pastor den vorigen Sonntag den Artikel von den guten Engeln vorgetragen hatte, fand er es seiner Pflicht gemäß, die Andacht seiner Zuhörer mit den bösen Engeln oder Teufeln zu unterhalten. Das Interesse der Materie sowohl, als die Neuheit der darin vorkommenden Gedanken, die Schönheit des Styls und der Anstand im Vortrage, nebst dem unnachahmlichen Nachdruck im Tone fesselten meine Aufmerksamkeit so sehr, daß ich, sobald ich zu Hause kam, ein sehr weitläufiges Skelett von dem, was ich gehört, entwerfen konnte. Ja, mein Gedächtniß war mir gar so treu, daß es mir die merkwürdigsten Stellen von Wort zu Wort unverdorben lieferte. Es könnte mir also nicht schwer fallen, statt eigener Gedanken diese Skizze weiter auszuarbeiten und sie zu fernerm Nachdenken anzuempfehlen. Da ich aber mit diesem in der That in der Geschichte des Teufels grundgelehrten Mann nicht

ganz einig bin, so halte ich es für meine Schuldigkeit, die Sache selbst zu untersuchen — doch so, daß ich meinen Lesern Nichts von dem, was ich gehört, vorenthalten, sondern nur meine unmaßgeblichen Anmerkungen hinzufügen will. — Er bewies Alles aus der Schrift. — Da aber die Herren, welche den Teufel leugnen, so geschickt sind, alle Stellen, die diese Lehre beweisen, wegzuerklären — und noch neulich in der „Non-Existenz des Teufels,“ nach bekannten grundstürzenden Irrthümern, alle Sprüche schändlich verdreht sind und der Teufel aus der Bibel herausgetrieben wird, so will ich aus unzubezweifelnden philosophischen Gründen beweisen, daß ein Teufel ist. — Ich weiß nur noch nicht recht, wo ich anfangen. Ob ich gleich beweise, daß er ist, oder erst eine Erklärung vorausschicke, was er ist. Mir dünkt, das Letzte ist besser. Denn ich könnte beweisen, daß er ist — und wenn ich hernach erkläre, könnte es leicht ein unmögliches Ding seyn. — Indessen da ich ein Skeptiker bin, und ich auch weiß, daß es dergleichen viele giebt, so bin ich sehr in Versuchung zu glauben — ob es auch nicht unmögliche Dinge geben sollte, oder deutlicher zu reden — ob nicht etwas Unmögliches möglich seyn könnte, und wie ich darüber so nachdenke, wundere ich mich nicht wenig, daß darüber noch keine philosophische Abhandlung geschrieben worden ist. — Das so im Vorbeigehen. — Wegen der Schwachen aber, die nicht glauben können, muß ich doch wohl erst erklären.

Vom Wesen des Teufels.

Der Teufel ist ein einfaches, denkendes, lebendiges, endliches, immaterielles Wesen, daran wird wohl Niemand zweifeln; denn sonst wäre er gar Nichts — er ist ein Geist — das sagte auch der Herr Pastor und setzte es als erwiesen voraus. — Dadurch wird er aber noch nicht zum Teufel! — Das, was ihn dazu macht, muß entweder in seinem Verstande oder Willen — oder in allem diesen liegen. — Nun weiter. Die Theologen sagen, er habe einen sehr großen Verstand und große Macht — aber sey ein Erzbösewicht, der dieses Alles, um Verderben anzurichten, missbrauche, und dadurch werde er zum Teufel. Sie erzählen hierbei, was er für Streiche angegeben und noch immer angebe. — Hier steht nichts schlimmes um das Daseyn des Teufels aus. — Sagen Sie, meine Herren, ist er von jeher böse gewesen? Nein, — er ist gefallen. — Aber wodurch denn — ward er verführt? Nein — er hat sich selber verführt. — Selbst verführt? und wie das? — Sein

Stolz und Hochmuth machten ihn böse. — So? Aber sagen Sie mir doch, wenn ich fragen darf, woher kam denn sein Stolz und Hochmuth? — Nach meiner wenigen Einsicht setzen diese unordentlichen Begierden eine unrichtige Kenntniß voraus — und woher kam denn diese unrichtige Kenntniß? Mir dünkt, aus der natürlichen Eingeschränktheit, die er, wie jedes endliche Wesen, hatte. — Nein, er verblendete sich selbst. — Aber, meine Herren, wie können Sie solch Zeug reden? hatte er deutliche richtige Kenntniß, so konnte diese ja nicht irrige unrichtige Kenntniß und deren Folgen, böse Begierden hervorbringen. — Nun will ich Ihnen eine Folge vorlegen und zeigen, wie gefährlich es um das Daseyn des Teufels aussieht. — — Wollen Sie ein jedes, nicht immer nach deutlicher Erkenntniß handelndes Wesen — welches böse Begierden hat und ihnen oft folget, — Teufel nennen, — wehe und armen Menschenkindern, so sind wir Alle Teufel! — Ich höre sie Alle aus voller Brust schreien — ich verdrehte Ihnen Ihre Erklärung vom Teufel — er sey ein durch und durch böses Wesen, wie jener Herr Pastor auch sagte. — Aber verzeihen Sie mir, Sie machen Ihre Sache immer schlimmer, ein durch und durch böses Wesen ist ein wahres Un Ding in der Schöpfung. — Nein, armer Teufel, — so sehr bist du doch nicht Teufel. — Ich wills Ihnen beweisen. — Sie wissen doch wohl, meine lieben Herren — daß Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten sich einschränken — z. B. die ausgelassenste Wollust schließt den aller ärgsten Geiz aus. Wenn also Ihr Herr Teufel der ärgste Wollüstling ist, so kann er unmöglich auch der ärgste Geizhals seyn. Er wird also, wenn es darauf ankommt, seine Kasse aufzuthun, gewiß mittheilig genug seyn, Andern damit zu helfen. Doch ich höre Sie sagen, der Grund seiner Seele ist böse; ich will also auf eine andere Manier widerlegen. — Nämlich, nehmen Sie an, daß er durchaus böse ist, so müssen Sie auch annehmen, daß er durchaus irrige Kenntniß hat, nach dem was vorher gesagt worden ist, dieses ist aber ganz unmöglich; denn jede denkende Kraft entwickelt sich nothwendig dadurch, daß sie denkende Kraft ist — zu immer klärern und deutlicheren Vorstellungen — je öfter diese vorkommen, je lebhafter werden sie auch; je lebhafter sie werden, desto wirksamer werden sie. — Nun denken Sie einmal, wenn man so eine schöne Zeit, wie der Teufel, da gewesen ist, ob man nicht endlich vernünftiger werden muß. — — Also auf Ihre beliebte Art nehme ich seine Vertheidigung nicht über mich. — Was meinen Sie zu meiner Erklärung? Hier ist sie. — Der Teufel ist dasjenige denkende Wesen,

welches auf der untersten Stufe der moralischen Vollkommenheit steht. — Denn nach dem philosophischen Satze, daß nicht ein Ding dem andern vollkommen gleich seyn kann, nach seinen innern Eigenschaften, muß eins das schlechteste seyn. — Geben Sie's zu? — Damit Sie aber sehen, wie ehrlich ich bin, so will ich Ihnen auch gegen meine Erklärung alle meine Zweifel sagen, — nämlich: berechnen Sie mir einmal, was dazu gehört, um das unmoralischste Wesen zu seyn. — Nach welchem Maßstabe? — Nach der Menge unrichtiger Vorstellungen? — Vielleicht kann in dem einen Wesen eine einzige unrichtige Vorstellung schädlicher seyn, als in dem andern tausend? Also nach der Schädlichkeit der Wirkung? Aber hängt die immer und nur einmal ganz von dem Handelnden ab? nicht von tausend Umständen? — Ferner gebe ich Ihnen zu bedenken, ob nicht wirklich bei allen vernünftigen Wesen das Böse transitorisch ist, das heißt, ob es etwas immer Bleibendes, und nicht vielmehr Abwechselndes, bald schwächer, bald stärker, bald unmerklich, bald gar nicht Wirkendes, sondern Fehlendes ist; so, daß man unmöglich sagen kann, — das ist das schlechteste, unmoralischste Wesen, indem Alles wirkt, von Vollkommenheit zu Vollkommenheit, vom Bösen zum Guten, und eine so unendliche unbegreifliche Mischung von beiden da ist, daß wir nie sagen können, hier ist das meiste, dort das wenigste. — — Und also sollen wir gar keinen Teufel haben? höre ich Sie rufen. — — Nun, und wenn denn auch? — — aber gedulden Sie sich — es bleibt dabei — ein Wesen steht auf der niedrigsten Stufe der moralischen Vollkommenheit — das ist der Teufel. Aber was kann ich nun dafür, — wir kriegen auf einer andern Seite wieder Handel. — Wenn Ihr Teufel nicht so ein Erz-Erz-Dummkopf ist, wie er seyn muß, wenn er durchgängig böse seyn soll — wenn er wirklich, wie Sie sagen, großen Verstand und Einsicht hat, — wie kann er so dumme Streiche angeben, als Sie selbst von ihm erzählen? — Das kann ich nicht begreifen. — Sehen Sie, hatte er Kenntnisse, — Begriffe von einem höhern Wesen, — war diese Kenntniß nicht bloß leeres Wissen bei ihm, und sah es nicht also in seinem Kopfe wie in dem Kopfe manches sich gelehrt Dünkenden aus, der eine Menge Wörter und Begriffe auswendig gelernt hat, sondern hatte er anfänglich eine lebendige Kenntniß von seinem Oberherrn, so ist es schon schwer zu begreifen, wie er so unsinnig hat seyn können, sich wider den Unendlichen aufzulehnen, und so zu sagen eine Rebellion wider ihn anzufangen? — Ich sehe, wie Sie mich auf die Logik verweisen, um daraus zu lernen, daß mein Beweis

zu viel beweise, — nämlich, es sey bei einer daseyenden lebendigen Erkenntniß gar keine moralische Verschlimmerung möglich — aber erlauben Sie mir, theuerste Herren, Sie von der Logik weg (die dem ohngeachtet eben das sagt und sagen muß, wenn sie vernünftig seyn soll) auf die Erfahrung und auf Ihr eignes Herz zu führen. — Sehen Sie jemals etwas Böses thun, wenn ein Mensch lebendig erkennt, daß er Böses thut? — Oder haben Sie jemals selbst etwas Böses gethan, wenn Sie es als böse auf eine lebendige Art erkannten? Lebendige Erkenntniß ist Thätigkeit selbst. — Es kömmt also wieder auf das Vorige zurück. — Er mußte erst irrig denken lernen, ehe er böse wurde. — Weiter, — er wird von seinem Throne seiner Frechheit wegen in den Abgrund des tiefsten Elendes heruntergestoßen — seine Kameraden mit ihm — er steht sich ohnmächtig, verlassen, aller seiner Würden entkleidet; über sich Wesen, die ihn mitleidig verachten — unter sich Tiefen von Verderben, in die er noch weiter zu versinken fürchten muß — um sich — Ankläger seiner Bosheit, durch welche sie verführt worden sind — und was macht er? — er wird neidisch — oder vielmehr sein Neid wurde stärker. — Gut, ich gebe zu, daß dies anfänglich geschehen konnte, — kann aber schlechterdings mir keine Vorstellung davon machen, daß ein Wesen von vorzüglichem Verstande, bei so öftern wiederholten Erfahrungen, daß seine Art zu denken und zu thun ihm nachtheilig sey, dennoch dabei beharren solle. — Bei jeder bösen Handlung verleitet ein Scheingut, ein eingebildetes Glück, Gewinn, Vergnügen — aber der Teufel soll böse seyn, um es zu seyn, bloß um Andern zu schaden, wenn er gleich sieht, daß er dadurch sein eigen Unglück häuft? Welchen Anspruch kann er denn wohl auf große Einsicht machen? Hieraus erhellet, daß nach dem, was vom Teufel gelehret wird — er höchst dumm seyn müsse, und daß es also mit seiner Macht, die von seiner Arglist herrührt, nicht viel auf sich haben könne. — Doch ich will nun noch ernsthafter reden. Ihr Teufel verführt noch immerfort die Menschen. — Ich frage Sie Alle, die Sie einen Gott glauben — ist dieser Erzbösewicht seiner Macht nicht unterworfen? — Wollen Sie ihn etwa zu einem Neben-Gott, wie die Manichäer, machen? — ist er nicht stark genug, den Abtrünnigen durchs Feuer zu läutern? — oder soll er ruhig zusehen, wie der Verführer umhergeht, seine guten unverdorbenen Geschöpfe zu vergiften? und von dem Wege zu seinem Himmel hinab in die Hölle zu schleppen? Aber Sie sagen — der Mensch folgt willig. — Und wohin folgt er nicht, — wohin muß er nicht folgen, wenn der ausgelehrte

abgefelmte Lügner, die glühende Sinnlichkeit gegen die kältere schwach glimmende Vernunft ausbläset. Ich entseze mich, wie denkende Menschen, — wie Christen eine so schreckliche, Gott unanständige Lehre auf ihre Lippen können kommen lassen. — Bedürfen wir schwache Geschöpfe noch entlegener äußerer Versucher unserer Tugend? — Keimt nicht in uns selbst der Saame des Bösen? — Wandeln wir nicht vom Morgen bis in die Nacht unter Gegenständen, die uns verführen können? — Und erstreckt sich nicht die Güte des allgemeinen Alles liebenden Vaters auf Alles? Alles, was böse ist, zu sammeln zum Guten und zur Glückseligkeit? — Ich verliere mich in Declamationen. — Zurück zu den philosophischen Grundsätzen! Hier sammle ich sie — widerlegen Sie mir diese, wenn Sie können. —

- 1) Böse seyn, setzt in jedem Augenblick desselben irrige Kenntniß, — Obenschweben falscher Begriffe — Untenliegen deutlicher voraus. —
- 2) Bei keinem denkenden Wesen können bloß solche und immer solche stattfinden; denn die Kraft des denkenden Wesens geht auf deutliche Vorstellungen.
- 3) Also ist kein durch und durch böses Wesen möglich. —

Wenn das erwiesen ist, wie ich hoffe, daß es ist, so gehe ich weiter und behaupte, daß eben diese Kraft eines denkenden Wesens, welche nach deutlichen Vorstellungen geht, der Trieb nach Glückseligkeit ist. — Wollen Sie diese austrotten, so sagen Sie zuvor zu dieser ewig fortwebenden Wirkung, die an der unendlichen Kraft befestigt ist — stehe still — so heißen Sie den ewigen Keim unfruchtbar werden — und löschen Sie das erwärmende Feuer aus, womit der Vater der Welt seine Schöpfung zu vollkommnern Gestalten belebt — so machen Sie aus Kraft — Ohnmacht — Nichts — aus Wirkung, Tod — und blicken Sie dann hinauf zu dem Ursprung aller Dinge, und sehen Sie, was daraus folget. —

Von der Wirkung des Teufels.

Sie wundern sich? Wie das? — ich sage ja, ein Wesen in der Schöpfung muß — wie es nach dem Satz des nicht zu Unterscheidenden ausgemacht ist, auf der niedrigsten Stufe der moralischen Vollkommenheit stehen. Das soll Teufel heißen. Es steht mit der ganzen Welt in Verbindung, weil es ein Wesen ist. — — Also auch nach den Aus-

sprüchen jeder orthodoxen Metaphysik, mit allen Dingen in der ganzen Welt. Er wirkt also — Gutes und Böses; denn er ist weder ganz gut, noch ganz böse. Da er sehr irrige Kenntnisse hat, so kann seine Wirkungssphäre unmöglich sehr groß seyn; wenn er auch Vieles wüßte, so weiß er doch gewiß nicht viel. Er sieht die Sache im falschen Lichte — muß sich also in seinen Projecten oft gänzlich gewaltig irren — wahrscheinlicher Weise braucht er auch zu seinen Absichten Helfershelfer; — wenn sie nicht noch dümmer sind wie er, so kann es nicht fehlen, daß er oft betrogen, oft in seinen Entwürfen eingeschränkt wird. — (Wir haben aber annehmen müssen, daß, wenn er der böseste ist, er auch der dümmste sey. —) Doch hier stehen wir und drehen uns herum. — Wie wirkt er? — Hätte er einen Körper, so könnte er umhergehen, durch seine Gespräche die Leute betrügen — ihnen allerlei Lügen vortreiben und sie zu Thaten verleiten, wodurch sie unglücklich würden. — Einige meinen, er habe einen Körper — oder besser, er wirke in vielen, erscheine in verschiedenen Gestalten — bald erblickten sie ihn in der Gestalt eines wilden Jägers, bald in der Gestalt eines vornehmen Herrn, bald in einem alten Weibe — bald in einem jungen Mädchen, ja sogar oft in der heiligen Kleidung eines — — — Unter was für einer Figur er auch immer erscheinen mag, so ist doch das gewiß: seine ganze Einwirkung kann nur bloß durch Gespräch geschehen, und diese muß ihre Kraft oder Ohnmacht erst von der Beschaffenheit desjenigen erhalten, mit dem er sich unterhält. — Die Unwissenheit, — die blinde Begierde wird sich freilich von ihm verführen lassen; — aber bei denkenden Köpfen möchte es diesem Tausendkünstler sehr schwer werden. — Nun ist es aber noch eine sehr schwierige Frage, ob das böse Wesen, welches Teufel heißt, einen Körper bewohnt, — und hier müssen Sie, meine Herren, zu der Metaphysik — und zwar zu den Pächtern der Geheimnisse derselben, Ihre Zuflucht nehmen und sie fragen, — ob jedes denkende Wesen einen Körper haben müsse? — — Ich weiß hier Nichts zu sagen, hülle mich also in meinen Scepticismus ein, — und spreche: wer weiß? — — Aber das weiß ich, wenn er nur bloß als Geist wirkt — auf eine mir und vermuthlich auch Ihnen unbekannt Art — so kann er zwar allerdings Vorstellungen — Gedanken — Wünsche erregen; aber wenn Sie nicht die Kraft unserer selbst, unsere Eigenheit läugnen wollen, niemals ohne unsere Einwilligung vollenden, niemals erzwingen. — Unser Denken ist gleichsam der Spiegel, in den alle Erscheinungen, alle Begebenheiten hineinfallen. — Die ganze Wirkung dieser

hängt von der Beschaffenheit unseres Wesens ab. Denken Sie weiter — ich mache einen Gedankenstrich. — —

Woher ist wohl die Idee des Teufels entstanden?

Idee des Teufels — denn weiter ist er nach aller Philosophie Nichts. — Bloß Idee. — Gewachsen in halbdenkenden — Licht von Weitem schauenden nicht erreichenden Köpfen — in Köpfen, denen die Natur Irrlicht der Imagination — Mondenschein — nicht Sonnenglanz gab, — die zu eingeschränkt sind, in Abstracto zu denken — und eine Puppe in Concreto haben mußten. — Aber auch Zeitalter — Jugend der Welt, spielend mit Bildern — erfand dich, tausendköpfiges Ungeheuer! — Mir dünkt, es ging so zu! — Man that Dinge, die üble Folgen hatten, — wie wir Menschenkinder alle gethan haben, thun und thun werden, — Dinge, die uns Unannehmlichkeiten, Uebelbefinden verursachen; — man sah Andere dergleichen thun; man fühlte doch in sich den Wunsch, wohl und glücklich zu seyn; — den Wunsch entgegenstehend zu handeln; — konnte diesen Wunsch mit dem entgegenstehenden Betragen nicht reimen, keine Ursache vom Bösen in sich finden — man suchte sie außer sich. — Hier schuf der Mensch eine Ursache alles Bösen außer sich. — Sein Stolz — nicht irren, nicht fehlen zu können, gab ihm das Argument. — Da stand der Teufel. — — Und diese Ursache wurde Person, wie mir scheint, auf folgende Art. Als man anfing zu denken, und der Menschenverstand Ursachen aufsuchte, mußte er nothwendig auf die nächste fallen, — nicht auf den Gedanken, Willen des Handelnden, sondern zunächst auf seine körperliche Aeußerung, das Handeln selbst. — Man kannte noch Nichts weiter als unmittelbar einwirkende Handlung, — durch Körper — der Teufel bekam einen Körper. Das Kinderalter der Welt hatte eine Kindersprache — Lallen durch Zeichen und Bilder — es malte den Teufel in körperlicher Gestalt — listige, einschmeichelnde, sanft ins Herz einschleichende, glattgefühlte — doch zuletzt vergiftende, tödtende Begierde ward — Schlange — Vater Moses — deine Dichtkunst kam aus einem durch Erfahrung — Menschenkenntniß gelehrten Herzen! — — Die Welt wurde älter — sie sah, beobachtete, fühlte mehr Böses — durch Menschen gewirkt — sie gab ihrem Teufel Menschengestalt. — Ihr Klöster — ihr heiligen Dörfer, — euch besaßen tausend Teufel, Unwissenheit, — Aberglauben, — Stolz, Bosheit — Wollust, Geiz, Faulheit — Mord — — ihr müßtet Ursachen haben — Priester

erschufen den Teufel! — — — — — Diese unzählige, zerstreute — freilich am Ende alle in Unthätigkeit sich auflösende, dadurch zu erklärende üble Eigenschaften der Menschen trug man in Eins zusammen. — Da war der Teufel fertig. Man beobachte nicht, daß einzelne böse Eigenschaften einander einschränken, daß — unendlich Böses — ein Unding ist. — Unendlich Böses setzt unendliche Unthätigkeit voraus — ist — Nichts. —

Wie ist der Ursprung des Bösen zu erklären?

Gefegnet sey deine Asche, verewigter Tölnner, daß du es über dein durch Schmerz und Arbeit niedergebeugtes Herz vermochtest — die deinen Schooß-Jüngern anvertraute Wahrheit öffentlich zu verkündigen — und drucken zu lassen. — Habt ihr gelesen „von der Erbsünde“? — — — Wahr! unwidersprechlich wahr, und für das Herz beruhigend und trostvoll! — Kein Ketzername, keine Beschimpfung wird ihn stören, den Seligen, dem tausend Augen, durch ihn erhellet, Dank weihen, und den tausend Herzen durch ihn beglückt — der Nachkommenschaft anpreisen. Von ihm soll geredet, von seinen Verläumdern unwissend oder böse, — ewig geschwiegen werden. —

Der Mensch empfängt alle seine erste Kenntniß durch die Sinne; die Sinne stellen die Sache nicht immer richtig vor. — Hier entsteht Irrthum. — Imagination kömmt dazu; der Irrthum bekömmet Austrich der Wahrheit. Unsere ersten Vergnügungen sind die der Sinne. Die Vernunft erwacht nach und nach — sie fängt an zu lallen — die Sinnlichkeit schreit — die Vernunft wird stärker. — Hier entsteht der Krieg — der Sieg ist — wenn er groß ist — abwechselnd — der Körper wird in nicht sinnlichen Bewegungen immer mehr und mehr geübt — das Blut kälter, langsam gehender — die Nerven stärker, die durch Erfahrung angelehrte Wachsamkeit größer. Die Vernunft besteigt den Thron — und der Teufel fliehet. — Ueberhandnehmende Sinnlichkeit schädlich durch ihre Folgen ist böse — bei diesem mehr als bei jenem — die unzählige Abänderung und Mischung derselben entstehet durch die Verschiedenheit des Körpers — der Erziehung, der Umstände, des Lernens — des Umgangs — — der eigenthümlichen Kraft der Seele. —

Mittel wider die Wirkung des Teufels.

Hier Männer von Geist und von Herz — du — und ihr — nein, ich darf eure Namen nicht nennen, weil ich selbst den Verdacht der

Schmeichelei fliehe — öffnet euren Mund, lehret! legt Hand an! — jagt den Teufel von uns! — Regenten und Lehrer und Eltern! dem jungen sich entwickelnden Keime gebt Nahrung, daß er wachse und blühe zur Glückseligkeit. Seelen kommen aus der Hand des Schöpfers — sie sind nicht böse — wer euch das überreden will, der ist selbst böse; glaubt ihm nicht! — gebt der guten unverdorbenen Seele lautere Milch der Wahrheit zu trinken — Milch — wie viel hast du in diesem Wort gesagt, heiliger Mann! ihnen schickliche Nahrung — Milch! — verkündigt ihnen die Wahrheit auf eine gute Art — mit Sanftmuth und Liebe — laßt sie Nichts als Gutes sehen und hören! — ihr Gatten liebt euch, damit sie von euch lieben lernen! bessert still und zärtlich ihre Fehler — zeigt ihnen, worinnen sie irren, daß ihnen das schadet, und — da Kinder nach Sinnlichkeit handeln, laßt sie, so viel es möglich ist, selbst die Folgen ihrer Irrthümer fühlen. — Erregt nie fürchterliche Gedanken in ihren Gemüthern. Zeigt ihnen Gott nie anders als wie einen unerschöpflich gütigen, liebevollen Vater! damit sie Ergebenheit, Hoffnung und Zutrauen zu ihm haben! — — — Brägt ihnen keine Phantasieen von Schönheit, Rang, Reichthum und Mode ein! schämt euch, das ist Tand! lehrt sie durch euer Beispiel alle Menschen lieben — offene, von Zärtlichkeit übersießende Herzen haben. — — Aber hier vermeidet die Klippe unseres Jahrhunderts — die falsche Empfindsamkeit — wir sollen fühlbar, aber nicht — zerichmelzend seyn. — Empfindsamkeit ohne Thätigkeit und Festigkeit ist — Spiel — kindisch — und gefährlich! Unsere Menschen müssen stark seyn; — rechte Mischung von Gefühl und Stärke ist Glückseligkeit — zu viel von jenem ist Weichlichkeit — zu viel von dieser ist Härte, — Grausamkeit. Darum habt auf ihren Körper Acht. Fort mit den Räschereien aus fremden Welttheilen! — gebt ihnen Wasser und Milch, und gesunde einfache Kost! — hüllt sie nicht in Pelz und Betten — leichte Kleidung und eine gute Matratze ist ihnen besser. — Ihr erspart euch und ihnen in Zukunft, durch die Weglassung dieser entbehrlichen Bedürfnisse, Kosten, Schwächlichkeit — und tausend Anreizungen zum Müßiggange, Stolz und Wollust. — Hütet sie vor euren sogenannten Plaisirs — sie sind Opium für ihren Verstand — und für ihr Herz und Leben tödtendes Gift, wenn sie sich selbst überlassen ohne einen klugen Wegweiser, der Alles auf seinen wahren Werth setzet, zu denselben zugelassen werden. — Mütter bewahret eure Töchter vor schädlichen Büchern und Gesellschaften, und ihr Väter eure Söhne vor Trägheit und Müßiggang! —

Wenn so unsere Jugend aufwächst, — dann laßt uns wieder nach dem Teufel fragen. —

Und ihr, Jünglinge und Männer, die ihr Wahrheit erkennet und fühlet — ermannt euch, und werdet stark — dem Strahle nachzuspüren, der von dem ewigen Lichte ausgeht, und auf der Bahn zu wandeln, die zum Himmel führet! —

Was ist vom Teufel zu lehren?

Darauf kann ich nicht antworten, — wäre ich Lehrer, ich sagte vom Teufel nicht ein Wort — und das darum, weil Alles, was ich davon sagen könnte — Lügen sind — wenigstens unerweisliche Einbildungen. — Und nun, meine lieben Leser, hören Sie Etwas von meinem Herrn Pastor. — Er beschrieb den Teufel wie folgt:

- 1) Sein Wesen. Er ist einfach, immateriell, Substanz. —
- 2) Seine Eigenschaften. Verstand ist groß — Gesinnung sehr böse, hat sinnliche Begierden, ob er gleich immateriell ist, — äußerliche Macht stark.
- 3) Seine Berrichtungen. — Um Allen schrecklich zu schaden, Alles zu verführen. —
- 4) Sein Zustand — elend und jämmerlich — ewiges Feuer brennt ihn. —
- 5) Seine Gesellschaft. — Unendlich ist sie nicht, aber über 6000 ist sie doch stark; denn ein Teufel, sagt mein Pastor, ist Legio — Legio macht 6000, und es giebt doch noch mehr als dieser, 6000 wiegenden, Teufel. —

Eine Frage zur Curiosität.

Warum hat Jesus den Teufel nicht erlöst? — Eine sehr schwierige Frage. — Mein Herr Pastor weiß sie zu beantworten. —

- 1) Der Teufel hatte größere Geistes-Herzenkräfte, also war er nicht zu entschuldigen, daß er böse ward; — verdiente keine Erlösung. — Mir fiel ein, je besser, je vollkommener ein Wesen wäre, desto größere Aufmerksamkeit verdiente es. — Es ist aber nur bloß ein Einfall. —
- 2) Menschen verdienen erlöst zu werden, weil ihrer viele Millionen sind — aber einige sieben — acht oder mehr tausend Teufel — das ist eine Kleinigkeit! — — — die können brennen.

Bitte für den Herrn Pastor.

Gott gebe ihm Freiheit des Geistes, — gute Bücher, — mehr Menschenkenntniß, und Umstände, die ihn zum eigenen Denken veranlassen, damit er nicht durch so unnütze Erzählungen die armen Laten aufhalte, und ihnen Wahrheit für den Verstand und Brauchbares im Wandel verkündige!

Nutzen und Schaden.

Nutzen? — unwissende — bößdenkende Menschen in Ordnung zu halten, wie der Büttel, ist der Teufel zu gebrauchen. — Verständige Eingeweihte, — ihr wißt es, — — und Nichts weiter! —

Schaden? — Hypochondrische — Manns- und Frauenpersonen, die vielleicht wirkliche Fehler gemacht haben, macht ihr wahnwitzig mit eurem Teufel. Bessert sie mit einem stillen und sanften Geiste, und allen Aberglauben schafft weg! — Wenn Unthätigkeit, Müßiggang, Wollust, Ehrgeiz und Stolz aus den Herzen unserer Menschen fliehen, so ist der Teufel geflohen. — Laßt uns Geist und Herz haben, so schadet uns kein Teufel, — Wir schaden uns nur selbst! — Laßt uns männlich seyn und denken, was der Apostel sagt. Widerstehet dem Teufel, so fliehet er von euch!

Macht euch nicht lächerlich und vertheidigt eine nicht existirende — Creatur! — — einen — Teufel — Schimpf des Schöpfers, ein durch und durch böses Ding. Wenn ihr nicht reden könnt, schweigt doch wenigstens. —

An Alle, die es angeht.

Dank euch, Männer von Verstand und Gefühl, daß ihr die Unvernunft entlarvet. — Gott gebe euch Klugheit! — — Stille der Seele, und — Demuth; nicht überhin rauschende Gewalt — scheltend und lächerlichmachend. — — Hier wollte ich euch eine Lobrede halten, wenn ich dürfte! — aber ich will — nicht einmal ein Schmeichler scheinen.

Und ihr, die ihr mit einem ungestümen Boltern Sätze behauptet, die sich nicht erweisen lassen, und diejenigen verdammet, die anders denken! — Kein Drucker soll sich durch das Sehen eurer profanen Namen ermüden. Ewiges Stillschweigen müsse eure Zunge binden! — Eure Dinte müsse einfrieren; die Feder versagen und eure in Irrthum und Enthusiasmus eingeschlummerte Seele müsse endlich einmal, durch das Schreien der allgemeinen Deutschen Bibliothek erweckt, aufwachen und erkennen, daß sie geschlafen hat!

Empfehlung an das Publikum.

Ihr habt eine Skizze bekommen. — Gefällt euch das Ding, so arbeitet sie aus; wo nicht? nun gut, so seht sie an wie eine Puppe — deren ihr viele habt. — Ich könnte euch mehr und Vieles sagen, aber — — — Beurtheilet mich also nicht nach diesem Raisonnement. — Es ist Skizze! — Der Kluge hat genug. — Für den Undenkenden ist sie nicht. —

Noch eine Macherinnerung.

Ich habe mit Fleiß Nichts von den Schriftstellen gesagt, welche das Daseyn des Teufels beweisen sollen, theils weil die Erklärungen davon bekannt sind, theils weil doch ewig über den Sinn derselben wird gestritten werden, und es in diesem Falle also besser ist, sich an Vernunftschlüsse zu halten.

4.

Der Prediger

Andreas Niem

über

Aufklärung

und

Gewissensfreiheit.

Andreas Niem, geboren zu Frankenthal im Jahre 1749, gab im Jahre 1771, als er reformirter Prediger zu Friedrichswalde (bei Templin in der Uckermark) war, eine Schrift heraus „über den Einfluß der Religion auf das Staatssystem der Völker.“ Im Jahre 1779 erschien von ihm „die Verträglichkeit der Religionen mit der Politik der Staaten.“ Im Jahre 1782 wurde er Prediger bei dem großen Friedrichshospital in Berlin. Im Jahre 1786 edirte er eine „Gedächtnisrede auf Friedrich den Einzigen.“ Im Jahre 1787 „Ueber die Malerei der Alten, ein Beitrag zur Geschichte der Kunst.“ — Als die Befürchtungen einer Reaction gegen die Aufklärung unter Friedrich Wilhelm II. immer gegründeter wurden, erschien (Anfang des Jahres 1788) zu Berlin eine anonyme Schrift „Ueber Aufklärung, ob sie dem Staate — der Religion — oder überhaupt gefährlich sey und seyn könne? Ein Wort zur Beherzigung für Regenten, Staatsmänner und Priester. Ein Fragment.“ Diese Schrift, welcher bald ein zweites Heft folgte, machte großes Aufsehen, in wenigen Wochen erlebte sie vier Auflagen. Aber Niem's Autorschaft blieb kein Geheimniß, und seine Stellung wurde nach Erlass des Religionsedicts so unhaltbar, daß er 1791 seine Predigerstelle niederlegte. Er übernahm die Direction der Academischen Kunst- und Buchhandlung zu Berlin. In dieser edirte er mit dem Rector G. St. Fischer die Monatschrift „Berlinisches Journal für Aufklärung.“ Im Jahre 1792 edirte er „Geschichte einiger Uebel, neues System der Natur, über Gott, Welt, Intelligenz und Moralität“ (Dresden); und: „Christus und die Vernunft, oder Prüfung der Wahrheit und Göttlichkeit der Lehre Jesu Christi, des christlichen Lehrbegriffs und der symbolischen Bücher.“ Indem ich es mir für ein späteres Heft vorbehalte, den Leser mit den beiden letzteren Schriften bekannt zu machen, lasse ich hier das erste Fragment über Aufklärung folgen.

„So Manches habe ich über diesen wichtigen Gegenstand gelesen, und mehr noch gehört, aber ich gestehe es frei, weder Schriften noch Raisonnement haben meinen gänzlichen Beifall. In wiefern ihn die meinige verdiene, darüber sollen Kunstrichter und Publikum urtheilen.

Der größte Theil derer, welche über Aufklärung schrieben, haben die Begriffe, welche dieses Wort enthält, entweder gar nicht, oder unrichtig bestimmt. Welche Folgerungen waren da zu erwarten, da man diesen nicht festsetzte? und wie mannigfaltig und verschieden mußten die Urtheile ausfallen, da Jeder seine Begriffe unterschieden konnte?

Und doch ist Nichts so deutlich und einfach, als die Idee, welche das bloße Wort: Aufklärung darbietet. „Sie ist nichts Anderes als die Bemühung des menschlichen Geistes, alle Gegenstände der Ideenwelt, alle menschlichen Meinungen, und ihre Resultate, und Alles, was auf Menschheit Einfluß hat, nach Prinzipien einer reinen Vernunftlehre, zu Beförderung des Nützlichen, ins Licht zu setzen.“ Bedarf es hier selbst für den mittelmäßigsten Verstand noch der Frage: ob diese Bemühung gut oder schädlich sey? wohl bei Manchem, der tief in Vorurtheilen liegt, der die Gewohnheit, schief zu sehen, und Fülle des unermesslichen Eigensinnes besitzt, die sie ihn aufzugeben hindert.

Viele verbinden der Wahrheit die Augen, damit sie ihre Thorheiten nicht sehe. Mehrere, deren Geist keiner edlen Größe fähig ist, wünschen sie von ihren Mitmenschen verbannt, um keine Richter ihrer Thorheiten, und keine Beurtheiler ihres Unsinnns zu haben. Die Meisten finden ein wirkliches Interesse darin, Vorurtheile zu hegen, weil kein Feld der Speculation zu wichtigern Finanzoperationen ergiebiger ist, als jenes der Dummheit einer Menschenklasse, die List und Betrug auszusaugen Willens ist. Ich schmeichle keinem Menschen, gewiß also am Wenigsten

der Dummheit. Stupider Beifall ist mir unerträglich. Eben so wenig opfere ich zeitlicher Belohnungen halber die Wahrheit der Lüge auf. Ich kann irren; aber ich werde mich hüten, dieses zu thun; und wenn mich dies allgemeine Loos der Menschheit treffen sollte, so habe ich durch Aufklärung gelernt, daß, sich zurechtweisen lassen, Ehre bringe. Ich glaube mit Salomo, daß die Wahrheit, auf allen Straßen verkündigt zu werden, fordern könne; und schädlicher als Jesuitismus ist es, sie zu ersticken. Stolze Frivolität mag immer wie der Aegyptische Priester sie in Hieroglyphen einkleiden; mir gefällt sie in ihrer nackenden Schönheit besser, als unter den barocken Verzierungen der Mode des Vorurtheils. Ob ich Recht habe, entscheide der Leser, der über das, was ich darüber sagen werde, nachdenken kann.

1.

Aufklärung ist ein Bedürfniß des menschlichen Verstandes.

Wenn du dich mitten unter einem Haufen eines barbarischen Neger-Volks, auf den Küsten von Afrika, befindest, und sähest, wie wild sie die Rechte der Menschheit entehren; sähest eine Kinga um die Schlachtopfer einer blutdürstigen Religion tanzen, ihnen mit der Streitart den Schädel zerschmettern, daß das Gehirn umher spritzt, und mit heißem Durste das Blut dieser Unglücklichen saufen: — mitleidiger Europäer! würdest du nicht wünschen, daß Kinga aufgeklärter überhaupt seyn möchte?

Wenn ein Englischer Barbar einen Neger-Sclaven in einem eisernen Käfig im dicksten Walde aufhängt, damit Tage lang die Raubvögel ihn lebendig Stück vor Stück auffressen, und seine Qualen zu Höllenmartern machen: — wäre es für die Menschheit nicht besser, Carolina, wo dieses geschah, wäre aufgeklärter, und lernte die Rechte der Menschheit ehren?

Wenn der Profese den Huronen an einem Pfahle bei langsamem Feuer bratet, die Weiber ihm der Länge nach und langsam Striemen von Fleisch aus dem Leibe schneiden, die Nägel an Händen und Füßen mit langsamen Martern abreißen, und wenn sie ihn Tage lang gequält haben, sich Vorwürfe machen, daß er zu früh ihren Martern unterlag: —

was würde man dem wilden barbarischen Volke Besseres wünschen können als — Aufklärung?

Das Kind an der Brust seiner Mutter fühlt den Trieb dazu. — Es sieht hinweg auf fremde Gegenstände, und der rastlose Geist setzt unermüdet seine Bestrebungen nach Unterricht und Wahrheit fort, bis der Tod seinen edlen Bemühungen ein Ziel setzt. Wenn es je in der Welt in sich Pflicht seyn kann, die Triebe der Seele nach richtigen Kenntnissen zu ersticken oder zu hindern; warum, ihr Feinde der Wahrheit, warum erziehet ihr eure Kinder nicht gleich dem Viehe? Ja, sagt ihr, nur bis zu einem gewissen Grade muß man diesen Trieb sich entwickeln lassen, Vorurtheile statt Wahrheiten einmischen, und da, wo ihm Weisheit schädlich seyn könnte, ihm hindern. Wer aber von euch hat je bewiesen, daß Vorurtheile, dies schädliche Synonym der Lüge, nützlicher sey, denn Aufklärung, das Resultat der Wahrheit? Wer hat den überflugen Thoren die Grenze gezeigt, wie weit sie gehen müssen, um den Verstand mit Irthümern anzufüllen und für Wahrheit zu verderben? und wer kann die Lästerung erweisen, daß Wahrheit schädlich sey? Warum hat Gott das Maas des Verstandes so reichlich mitgetheilt, wenn er unglücklich macht? warum überhaupt ihn gegeben, wenn man nicht ganz ihn gebrauchen darf?

Vom wilden Menschen an, der ungebildet die Kräfte seines Geistes in sich verschließt, und vom Vorurtheile ewiger Observanzen tyrannisiert sie nicht entwickelt, bis zum Europäer, der in dummem Starrsinn auf seinen Vorurtheilen besteht; haben nicht alle klügere, aufgeklärtere Völker und Menschen eine Höhe über sie gewonnen, die Kurzsicht und Vorurtheil ihnen beneiden? Bleibt mit eurem Verstande an der Grenzlinie des Usuellen stehen, und ihr werdet dem aufgeklärtern Volke so lächerlich werden, wie der elende Chinese, der die Werke der Aufklärung anstaunt, ohne sie in seine Künste und Wissenschaften aufzunehmen; der seit Jahrtausenden astronomische Berechnungen hat, deren Fehler ihm die Einsichten anderer Völker klar machen; aber sie deshalb nicht verbessert, weil er sie von seinen Vorältern so erbte.

Haben nicht alle Künste und Wissenschaften ihre traurigen Epochen gehabt, wo selbst die Philosophie Unsinn war? Wie, wenn dazumal, da das ganze gelehrte Paris sich über den Aristoteles entzweite, die Sorbonne in Aufruhr und Gährung brauste; zur Zeit, da Galiläi es wagte zu sagen, die Erde sey rund: wie, wenn dazumal das Vorurtheil an der

Hand der Stupidität über die aufklärende Vernunft gesiegt hätte; was würde aus Philosophie und Naturkunde geworden seyn? Wenn Frankreich keine Richelieu's, keine Colbert's, wenn Europa keinen Friedrich den Einzigen gehabt hätte, was würde die Staatskunde und der Wohlstand Europäischer Reiche jetzt seyn? Da unser unsterblicher König, dieser König aller Könige, Schätze sammelte, schrie der Kurzsichtige über Geiz; da er aber seine glänzenden Kriege führte, ohne sein Land mit neuen Auflagen zu beschweren, indeß Oesterreich und Frankreich ihre Nationen aufs Höchste spannten, und sie mit ungeheuern Schulden belasteten, deren Zinsen allein Millionen, die der Schweiß des Unterthans beiträgt, kosten; da verstummte das Vorurtheil, und ganz Europa befolgte die Regeln seiner Staatswirthschaft und Sparsamkeit.

Sollte die Religion allein von dem großen Vorrechte der Aufklärung ausgeschlossen seyn? Das behauptete freilich die Mönchs-dummheit zu Luthers Zeit, so gut wie zu jener des abscheulichen Athanasius, und zu jener der Kegerverfolger aus dem Orden des heil. Dominicus. Und diesen Grundsatz der elendesten Pfaffen-Dummheit sollte mein Zeitalter unter Protestanten in Schutz nehmen? War sie nicht ein nothwendiges Bedürfnis? warum ihr Protestanten liefert ihr euch nicht in die Rege des heimlichen Jesuitismus, und kehrt zur Mutter Kirche zurück, aus welcher Aufklärung euch herausführte? Oder nennt mir, ihr Priester der Religion, die ihr für die Vorurtheile und gegen Aufklärung streitet, nennt mir den Mann aus eurer Mitte, der sie so sehr vom Unsinn, den Narrheit und Starrsinn des Römischen Hofes, und seiner elenden Meinungen hineinwebte, gänzlich gereinigt hätte? Ist's Luther oder Calvin? oder wie heißt der große Sterbliche, der die Fülle aller Wahrheit umfaßte, den Kern von seiner Schale ganz absonderte, und der Religion den Stempel unfehlbarer Wahrheit ausdrückte? Bedarf sie's nicht, warum balgen sich eure Theologen? warum streiten eure Cregeten? warum schreien eure De Mares, gleich als setze der menschliche Verstand der Religion das Messer an die Kehle? Warum ist überall die Einigkeit leichter, und nirgends schwerer zu bewirken als bei euch? Warum, wenn ihr den Verstand schätzt, warum brandmarkt ihr seine Freunde mit dem Namen von Zionswächtern, vor dem eure Orthodorie sonst die Augen verdrehte und den Kopf bis zur Erde beugte? Wenn ein unsauberer Geist aus einem intoleranten Göze ausfährt, warum muß er so gleich in einen Superintendenten fahren, um die Welt zu beunruhigen, und das Reich des reinen Verstandes mit seinem Unsinn zu verfolgen?

Ja, erwiedert ihr, — Jemand muß doch über die Reinigkeit der Lehre wachen, und für wen scheidt sich dies besser, als für einen Diener ihrer Meinungen? Also ist eure Lehre rein, und muß, um es zu bleiben, gegen die Grundsätze der reinen Vernunft sich auflehnen? wahr, und muß Vorurtheile in Schutz nehmen? vollendet, und muß das Licht der Beurtheilung scheuen? Seltene Philosophie, die kein Duns Scotus verkehrter ausheckte! Die Religion ist rein, wahr und vollendet; aber nie darf der Verstand es wagen, dies zu prüfen und zu beurtheilen! Mahomet bewies die Wahrheit seiner Religion mit gleichen Gründen; Moses mit denselben; ein Narr in Berlin, dessen Name hier genannt zu werden nicht werth ist, die Wahrheit seines Unsinnß mit denselben. Ebenso Rosenberg seine Messiaswürde; und die Schwärmer aller Zeiten untersagten den Gebrauch des Verstandes mit Freiheit, weil sie sie fürchten mußten. Warum, ihr Männer mit dem Feueresser des Elias, warum beschimpfet ihr eine gute Religion, wie das Christenthum ist, mit solchen ungereimten Forderungen?

Ihr werdet ferner sagen: Gehen aber die Aufklärer nicht zu weit, und was will am Ende aus der Religion werden? — Wo ihr Recht habt, will ich euch Recht lassen. Eure Klagen sind zum Theil gegründet, zum Theil aber auch nicht. Es giebt falsche Aufklärer, aufbrausende Köpfe, die ihre Einfälle für Philosophie, und ihre Irrthümer für Wahrheiten ausgeben; die so gut wie ihr, und eben so intolerant, ihre Meinungen auf den Thron setzen wollen, um jene ihrer Mitmenschen zu beherrschen, die gewöhnlich da anfangen, wo sie aufhören sollten; die Systeme einstürzen, ehe sie bessere erbauet haben; leuchtende Meteore, die einen Augenblick glänzen, um auf ewig in Dunkelheit zu verlöschen. Aber gehet ihr nicht zu weit, indem ihr allgemein Etwas behauptet, was nur auf Einzelne Beziehung hat? indem ihr überhaupt gegen Aufklärung zu Felde zieht, da ihr gegen Irrthümer streiten solltet, die einzelne Kraftgenies verbreiten? Ein solcher Mensch ohne geschmeidige Menschenkenntniß, der sich ein Aufklärer zu seyn dünkt, den aber die Vernunft nicht unterstützt, dessen Lehren das Gepräge eines ungeübten Verstandes verrathen, ein solcher verdient den Namen eines Aufklärers nie.

Die Religion eurer Väter werdet ihr nicht verlieren; darum seid unbesorgt. Die reine Vernunft untergräbt nicht die Religion, sondern ihre Auswüchse. Ihr werdet Vorurtheile verlieren, und die Religion behalten. Sie wird, je mehr ihr sie dem Lichte der Vernunft nähert,

so viel dauerhafter und fester für die Zukunft gegründet. Sie wird, da der Verstand ihr beipflichtet, keine Anfälle von ihm befürchten dürfen, und wenn er ihre Stütze ist, dem Menschengeschlechte Bedürfnis, und heilig werden. Setzt ihr euch aber derselben entgegen, so wird die klügere Nachwelt, durch die allmählichen Fortschritte derselben, die ihr mit aller neuerer usurpirten Macht nicht hindern könnet, auf eure Namen einstens mit der Verachtung herabschauen, womit sie die Namen der Torquemadas, der Embser und aller Pfaffen brandmarkt, die einstens eure Rolle spielten.

War die Aufklärung ein nothwendiges Bedürfnis, da allgemeine Dummheit auf Europa lag, da seine Völker Barbaren, und seine Könige Henker waren? da die Väter des Vaterlandes ihre Kinder dem Bösen des Papstthums und der Orthodoxie des Römischen Hofes, dem Teufel des Aberglaubens und des Vorurtheils, zum lieblichen Geruche braten? da man Kreuzzüge gegen Provinzen und Königreiche unternahm, die eines andern Glaubens waren? da die Gesandten gekrönter Häupter die Schläge der Buße im Namen ihrer Könige zu Rom erhielten? da das Haupt des Römischen Reichs mit bloßen Füßen im Schnee am Fenster eines Hildebrands um Vergebung bettelte? oder war sie es nicht? O ihr Könige der Erde! die ihr mit Priestern euch vereinigt, und mit der Intoleranz unwürdiger Männer in Verbindung tretet; die ihr Parthei gegen den Verstand und gegen Aufklärung nehmet, die die schändlichen Fesseln des Pfaffen-Despotismus von den Füßen eurer Ahnherren mitleidig hinwegnahm; die ihr der Aufklärung eure Größe, dem Verstande eure Sicherheit und gereinigten Grundsätze, die Grundsäulen eures Throns zu verdanken habet, wer war's, der euch zu wirklichen Herrschern machte, anders, als die Aufklärung? Sie war's, welche dem heiligen Sünden in Rom die Bannstrahlen aus seiner Rechten entwand, damit sie euch nicht erreichten; sie kämpfte mit Unererschrockenheit für die Sicherheit eures Lebens und eurer Würde, welche Vorurtheile der Religion, die die Völker von dem Eide der Treue frei machte, den sie euch geleistet, untergraben hatten. Sie nahm euch in Schutz gegen eure eigenen Kinder, die der falsche Religionseifer zu euern Verfolgern machte. Sie verbannte den im Gewande seiner Heiligkeit trotzen Pfaffen, der als euer Unterthan vor euern Thron sich drängte, die treulose Rechte gegen euch aufhob, und mitten in euern Palästen, in der Mitte eurer Helden euch verfluchte; euren Unterthanen ein ehrliches Begräbniß, die Ausübung der Religion, und Alles untersagte und raubte, wodurch das

Glück des Staates blüht. Warum wollt ihr eure Wohlthäterin verfolgen? euch in einen Gewissenszwang durch Eigensinn eurer Beichtväter oder insipider Rathgeber einzwängen lassen, den ihr leichter annehmt als abwerft? Warum wollt ihr, geboren zu herrschen, Sklaven geistlicher Ohrenbläser seyn, die gewiß nicht eure Wohlfahrt, sondern ihren hierarchischen Stolz, durch alle Wege des listigen Betrugs suchen? Glaubet immerhin, daß Vergebung der Sünden in der Gewalt eines Priesters sey; aber entsaget dann auch dem Vorrechte der edlen Freiheit: nur Gott und eurem Gewissen Rechenschaft schuldig zu seyn! Seyd Sklaven auf dem Throne; traget die Fesseln des Aberglaubens und des Vorurtheils; aber zugleich thut auf ewig auf die Achtung edler Männer eurer Nation, und auf die Achtung der Nachwelt Verzicht. Die Zukunft schmeichelt den Fürsten nicht. So wog sie mit Gerechtigkeit die Würde eines Meuchelmörders seiner Unterthanen, eines Karls des Neunten; so richtet sie mit Weisheit den verfolgenden Ludwig, den Manche den Großen nennen — und spricht von seinen Befehrungen durch Dragoner, Galgen und Galeeren, wie es der Wütherich verdient. Schwache Fürsten glänzen bloß im Zirkel ihrer Schmeichler. Reißt die Hand des Todes das Diadem von ihrem Haupte, so nennt die Nachwelt ihre Namen mit Verachtung. Philipp der Zweite, und der Helfershelfer seiner Intoleranz, ein Teufel in der Gewalt eines Herzogs von Alba, würgen Hunderttausende; was thun sie anders, als sie graben den Stempel, womit die Nachwelt ihr Andenken brandmarkt? Was anders, als sie legen den Grund zu ihrer ewigen Schande, so lange die Geschichte das Gedächtniß ihres Namens erhält? Wohl dem Lande, das einen König hat, der die Religion liebt, aber Niemanden verfolgt, der ein guter Bürger des Staats ist; der seinen Hofspredigern ihre Meinungen läßt, und Den, der anders denkt wie sie, mit ihnen schützt; der die Aufklärung liebt und sie nicht hemmt; der lieber über vernünftige Menschen, als über stupide Dummköpfe herrscht, die oft gefährlicher sind, als reisende Thiere. Wohl dem Lande, das der Aufklärung seinen Joseph II. zu verdanken hat, und jedem Königreiche, das ihr gute Fürsten, gerechte Gesetze, edle Handlungen, und jedes Glück schuldig zu seyn glaubt, das sie bewirkt.

Auch dem menschlichen Verstande ist Aufklärung ein Bedürfniß. Jede Entwicklung seiner Kräfte, jede Berichtigung seiner Ideen, jede Verfeinerung seiner Kenntniß, und jede Vervollkommnung seiner Fähigkeiten, ist Aufklärung. Ohne sie giebt es keine berichtigten Principien

des menschlichen Denkens; keine Wahrheit in den Empfindungen; keine Richtigkeit in Urtheilen; keine Verbesserung in der Speculation, und keine Vervollkommnung der Grundsätze der Philosophie. In dem Reiche der Natur hat sie Wunder gethan wie in der Weisheit. Ruhig hören wir durch sie die Donner brüllen; sie zeigte uns sogar den Weg, die Blitze zu bändigen. Die großen Ausstritte der Natur erhielten durch sie Majestät, da sie ohne dieselbe, in der Hand des Aberglaubens, Werkzeuge göttlicher Rache waren. Sie zeigte den Menschen Mittel, in den schrecklichsten Stürmen des Meeres sicher und gefahrlos durch Wogen zu schiffen, die ihre Erfindung bändigte. Sie lehrte uns die Fruchtbarkeit der Erde vermehren, und zeigte dem Landmanne Wege zur leichtern Erhaltung. Sie fand Hindernisse an Vorurtheilen; aber sie besiegte sie — zwar nur allmählig, aber desto mächtiger.

2.

Wie weit geht die Aufklärung? hat sie Grenzen oder hat sie keine?

Diese Frage ist wichtig. Von ihrer Erörterung hängt das ganze Urtheil ab, ob sie nützlich oder schädlich, und ob sie, oder Täuschung, besser sey.

Besteht die Aufklärung in Berichtigung der Begriffe, nach Principien reiner Wahrheit, so begeht Der, welcher ihr Grenzen setzt, ein Verbrechen. Je weiter sie ihre Herrschaft ausbreitet, je glücklicher macht sie den Staat und seinen Beherrscher. Wir wollen dies in Hinsicht der Staatsverwaltung und der Religion überdenken, und dann urtheilen.

Verliert der Staat durch Aufklärung oder gewinnt er? — Verliert oder gewinnt die Religion durch Aufklärung? — Ist überhaupt Täuschung nöthig und nützlich?

3.

Verliert oder gewinnt der Staat durch Aufklärung?

Die Aufklärung zieht gegen Täuschung und Vorurtheil zu Felde. Was verliert also der Staat, wo sie siegt? Täuschung und Vorurtheile.

Vom Regenten an, den die Aufklärung zum Vater seines Landes macht, bis zum Geringsten seiner Unterthanen, den sie tugendhaft machen will, geht diese Untersuchung.

Der Regent, der bloßen Gehorsam fordert, ist ein Despot. Alles, sein ganzer Staat, ist ihm sein Eigenthum. Die Gedanken seiner Unterthanen, die er fürchten muß, tyrannisiert er. In Siam nimmt der Despot Alles in Anspruch. Wenn die Bedienten seiner Tyrannei einen Baum mit schönen Früchten sehen, so sagen sie Dem, der ihn pflanzte und wartete: die Früchte sind für den Kaiser. Der Kaiser der Osmanen, wenn er einen reichen Minister hat, nach dessen Schätzen ihn dürstet, schießt die Stummen mit der Schnur, und der Minister reicht gehorsam seinen Hals dar. Hört er von einer Schönheit, sie sey die einzige Tochter eines Muselmans, so entreißt er sie den Armen des Vaters und der Mutter zu seinen Lüsten. Der Kaiser in China setzt seine Mandarins auf Esel; der Regent in Japan befiehlt ihnen, sich den Bauch aufzuschneiden; der König in Spanien übergiebt seine Unterthanen der Inquisition, und kleinere Despoten usurpiren Rechte über die Gewissen. Ist der Monarch, der so handelt, aufgeklärt, und durch seine Vorurtheile und Täuschung glücklich? Die Kaiser von Siam, von Stambul, von China, von Japan und fast alle Beherrscher des griechischen Kaiserthums, wurden sie entweder nicht alle ermordet, oder verstümmelt, oder geblendet, oder sonst auf eine Art erwürgt? Alles Folgen des Despotismus, der entseßlichsten Täuschung nach jener in der Religion.

Regenten die ihre Staaten wie Väter beherrschen, waren diesen ihre Völker weniger unterthan als jene der Despoten? Hatten ihnen ihre aufgeklärten Principien von Staatskunst nicht die Liebe ihrer Unterthanen erworben, nicht die Treue ihrer Völker geschützt; haben für sie zu sterben ihre Unterthanen nicht für Pflicht gehalten? Und wenn tugendhafte Regenten fielen; wenn Ravallac einen Heinrich den Vierten ermordete, war's die Aufklärung oder der Mangel an aufgeklärter Religion und ihrer Diener? Welcher von Preußens Monarchen bedurfte

einer Leibwache gegen seine Unterthanen? oder konnte er unter ihnen nicht frei, wie ein Vater unter seinen Kindern, wandeln? Und Preußen ist doch unstreitig der aufgeklärteste Staat in der Welt; und in der Residenz der Aufklärung ist das Leben des Monarchen sicher, die Wohlfahrt der Unterthanen durch das weiseste Gesetzbuch aller Nationen, so wie die Rechte ihres Gewissens und bürgerlichen Freiheit bis jetzt, und wollte Gott! sie wäre es auf immer! aufs Festeste gegründet. Wissenschaften und Künste blühen auf. Seine Regenten, die kein schiefsrichterliches Ansehen über Europens Fürsten affectirten, übten es mit Preußens gewohnter Entschlossenheit aus. Andre Könige und ihre Minister sprechen von Einfluß auf Europa in ihren Cabinetten. Preußens Regenten, ein Herzberg und ein Finkenstein, redeten nicht; aber sie handelten. Sie ziehen wie ein Ungewitter hehr und hoch über ein Land, wo ihr Donner den Bösen schreckt. Sie ziehen vorüber, und das Wetter ward Segen fürs Land. Borussia! Du glänztest wie eine Sonne vor der Welt; dein König war das Schrecken der Nationen, wie er der Abgott seines Volkes war. — Deine Minister, die die Rechte der Völker wägen können, die nicht stolz das Verdienst des guten und weisen Mitbürgers geringerer Stände verkannten, waren gerecht und aufgeklärt. — Dein Volk war unter seinem Könige das freieste der Erde; denn jeder Vernünftige, Aufgeklärte und Unaufgeklärte, konnte denken und handeln wie er wollte, wenn er die Rechte der Menschheit nicht kränkte. Du bist der lebendste Beweis, daß Aufklärung den Staat glücklich mache, in welchem sie wohnet! O! daß nie Pfaffenlist und Dummheit ihre schwarzen, höllischen Flügel über dich ausbreiten, und Stupidität niemals deinen großen Namen, deine Ehre verdunkle, und die himmlische Krone der allgemeinen Duldung dir, hohes Borussia! vom Haupte stoße.

Es giebt Gegner der Aufklärung, welche ihr die Lüge nachsagen, daß sie ungebundene Freiheit fordre. Dies kann nur selendes Vorurtheil und dumme Schwäche. Das eingeführte Eigenthum unter den Menschen machte die Gesetze nöthig, und die Bedürfnisse der Gesellschaften ihre Häupter. Nennet sie Kaiser, Könige, Aristokraten, Demokraten, wie ihr wollet; der Name thut hierbei Nichts; kurz, jede Gesellschaft bedarf eines Oberhauptes, einer gesetzgebenden und vollziehenden Macht. Was würden die Gesetze seyn ohne Wächter? was die Sicherheit des Staats ohne einen geschickten Steuermann an seinem Ruder? Und giebt es denn eine edlere Freiheit, als die ist: Nichts gegen die Gesetze thun

zu wollen? Dem rechtschaffenen Bürger kommen keine Uebertretungen der Strafgesetze in den Sinn. Sie sind also keine Tyrannen nicht, die seine Freiheit fesseln; denn er will Nichts, was dem Staate schädlich ist. Die Aufklärung sieht die unbedingte Nothwendigkeit eines Zügels für unbändige, vorsätzliche und schädliche Frevel ein, und nur ein feichter Determinist kann Bosheit gegen Gesetze in Schutz nehmen. Aber ist dies ein Aufklärer, oder ein Finsternismacher? Noch einmal: Wer kein Böses thun will, für den ist kein Gesetz gegeben, das der Freiheit droht.

Aber beeinträchtigen die öffentlichen Abgaben nicht die menschliche Freiheit? Und was sagt hierzu die Aufklärung? Dies ist ihre Antwort: Bürger des Staats! Kannst du dein Eigenthum gegen häusliche und auswärtige Feinde allein schützen, wenn dein Blünderer stärker ist, denn du bist? Wären nicht Gesetze, wo bliebe die Sicherheit deines Eigenthums? Wo Gesetze sind, müssen Männer seyn, die sie machen und die sie handhaben. Es muß ein Oberhaupt seyn, das diese Männer in Thätigkeit setzt und erhält. Ist es nicht billig, daß du dein Contingent zur Erhaltung deines Oberhauptes und seiner Beamten beiträgst, die nicht seinetwegen, sondern des Staats wegen, da sind? Und was wäre dein Oberhaupt ohne Majestät? Dir gleich und ohne alle Ressorts, den Gehorsam der Widerspenstigen und die Achtung Aller zu erhalten. Dein Eigenthum fordert ein Kriegsheer gegen den Raub und die Eroberungssucht deiner Nachbarn. Wer soll sie unterhalten anders, als das Ganze, um deswillen, und für welches allein sie da sind?

Verläumber der Aufklärung geben vor, sie sey gefährlich, und hege Principien von Freiheit, die dem Staate gefährlich wären. Je mehr sie sich ausbreitet, je deutlicher setzt sie die Pflichten des Monarchen gegen seine Unterthanen, und des Unterthans gegen seinen Monarchen, ins Licht; und je williger macht sie sie Beide, mit edlem Einverständnisse zum Besten des Ganzen thätig zu seyn. Freilich, sie streuet dem Tyrannen keinen Weihrauch, und schmeichelt schwachen Unmündigen nicht deshalb, weil sie auf dem Throne sitzen. Aber selbst im schwachen Regenten ehrt sie die Wohlthat der erblichen Thronfolge; und wird, ohne zu beleidigen (denn wahre Aufklärung beleidigt die Majestät nie), Rathgeberin des Fürsten und Wohlthäterin des Staats.

Schändlich ist es, wenn ein vermeinter Aufklärer gegen Monarchen und ihre Diener öffentlich und ohne Delicatesse der Empfindung aufsteht, und gehässig ihre Absichten schildern will. Selbst da, wo Irrthum,

dies allgemeine Loos der Menschheit, bei den Fürsten und Ministern Statt fände, da sagt die Aufklärung: Schone den Menschen um des Königs willen, der er ist, seiner Majestät wegen, die selbst in Tyrannen noch Achtung verdient, da die Geseze und das öffentliche Wohl ihrer Stimme bedürfen. Die unüberlegte Stimme eines unberufenen Tadelers ist ausgestreuter Saame der Unzufriedenheit, der Zwietracht und Rebellion. Nur dann ist dem Staate die Stimme weisen Tadelers oft ein nützlichel Uebel, wann sie die Wege zum Aufruhr nicht bahnet. Die Stimme der Aufklärung wagt sich wohl an die Beurtheilung der Staatsfehler; aber nur dann, wann sie allgemein verderblich sind, und die Stimme der Wahrheit nicht anders zum Throne kommen kann. Aber ihr Ton — ist der Ton des feurigsten Wohlwollens für das Beste der Majestät und ihrer Unterthanen. Mit ihr redet man nicht die Sprache des Orbilius, sondern des feinen Staatsmannes, der seinen Wahrheiten das Gewand des Gefälligen unwirft, und sie mit der Ehrfurcht darstellt, die er ihr schuldig ist. Täuschung aber und eingebildete Arroganz greift bei dem kleinsten Irrthume des Regenten und seiner Staatsbedienten zur Wagschale, und ungerührt durch die vielen anderen Wohlthaten, die das thätige Leben der Könige und ihrer Minister dem Staate wirkten, politikastert sie über kleine Fehler. Aber nie legt die Täuschung die Menge des Guten vom mühsamen Bestreben der Staatsverwalter in die andere Schaaale: sonst müste sie vor ihrem Gewissen verstummen.

Weiter. Entsprangen die schädlichen Staatsrevolutionen aus Aufklärung oder Täuschung? Was bewirkte den Freistaat der vereinigten Colonien? Täuschung des englischen Ministeriums und Täuschung der Colonien. Hätten Großbritanniens Minister die Wahrheit der Lage seiner Colonien gekannt, sie würden unstreitig anders gehandelt haben. Hätten die Colonien ohne Täuschung gehandelt, so wären sie jetzt nicht eine Art von anarchischem Staate, der durch schwache Bande sich hält; der ohne alle Majestät, ohne wahre innere Größe seiner Verfassung, und ohne das Gewicht ist, was ein gut eingerichteter Staat unter einem Oberhaupte seyn muß. Jede Provinz ist Souverain, und also jede für sich ohnmächtig! Kein Geist einträchtiger Einigkeit, und falsche Begriffe von Freiheit allenthalben!

Wie glücklich war Holland unter seiner alten Constitution! War es Wahrheit und Aufklärung, oder Thorheit und Täuschung, welche dieses Land zum Valle der Cabale, zum Schauplaze des Aufruhrs, der Rebellion und des Bürgerkriegs machte? Führten seine unaufgeklärten

Demagogen es nicht an den Rand des Abgrundes, von welchem es in die Tiefen der muthvollsten Anarchie sich gestürzt haben würde, wäre nicht Preußens aufgeklärterer Genius ihm zu Hülfe geeilet?

Was waren die Niederlande, da die Täuschung und die Vorurtheile eines Philipp des Zweiten sie zum Schauplatz aller Abscheulichkeiten machten? Man vergleiche Spanien mit Preußen. Ersteres, so sehr die Aufklärung Fortschritte zu machen sucht, liegt noch sehr unter dem Joche der Vorurtheile und der Täuschung. Wo ist der Zustand der Finanzen, der ganzen Staatswirthschaft und politischen Verfassungsordnungsvoller, im unaufgeklärten Lande, oder im aufgeklärten? Verschlang nicht Täuschung und Mangel an Aufklärung in diesen Fächern die ungeheuren Schätze der neuen Welt? Alles Gold und Silber von Peru und Mexiko? — Die Minen von Potosi sind erschöpft, und wo ist ihr Gold? Die aufgeklärtern Nationen haben sich in die Beute getheilt, die sie verdienten. Bedarf es wohl noch eines Beweises, ob Aufklärung oder Täuschung den Staaten vortheilhaft oder verderblich sey?

Was hat ein Staat nicht zu erwarten, wenn seine Minister aufgeklärte Männer, und was, wenn sie vorurtheilsvolle, täuschende oder getäuschte Staatsdiener sind? Auf der Seite welches Hofes liegt die größere Wahrscheinlichkeit, daß seine Pläne und ihre Ausführung gut sind, bei jenem oder diesem? Man sehe, was für Verheerungen und Unglück durch unaufgeklärte Minister, die das Herz der Regenten in Händen haben, nicht gestiftet wird. Der Ruhm des Monarchen, den sie handeln lassen, wie sie es für gut finden, steht auf dem Spiele. Die Verordnungen, welche Mangel an Aufklärung und Vorurtheil ins Publicum brachten, sind ewige Acten der Schande für die, in deren Namen sie ausgehen. Giebt es nicht Höfe, wo der Pfaffengeist, wo heimlicher Jesuitismus durch Fürsten und seine Minister herrscht? Wo Verfolgung und Verweisungen der Vernünftigen in vielen Beispielen am Tage liegen? Wo Fürsten, durch sie geleitet, ihre Majestätsrechte verläugnen und sich dem Stolze eines geistlichen Großen unterwerfen? Wo man statt Recht und Gerechtigkeit zu hegen, unachtsam die Plackereien der niedern Gerichtshöfe connivirt? Wo Urtheilssprüche sogar für Geld zu erkaufen sind? Wo die Habsucht der Staatsbedienten mit den Aemtern des Staates wuchert, und sie nicht dem Verdienstvollen, sondern dem Meistbietenden überträgt? Wo man geistliche Aemter nicht dem Verdienstvollsten, sondern dem Dummiesten bestimmt, wenn er nur

in der Fülle seiner Dummheit recht orthodox ist? Sind dies Folgen der Aufklärung oder der Täuschung? Wo die Minister wie Regenten herrschen; wo sie die Personen der Fürsten umlagern, daß kein Blitt, kein Anzeigen dem Throne des Herrschenden nahe kommen kann? wo der Minister den Schwächen des Monarchen schmeichelt; seine Fehler bewundert, den letzten Keim der Tugend und Seelengröße erstickt, und Den, der ein Vater seines Volks würde gewesen seyn, zum größten Despoten macht? Ist es besser, ein aufgeklärter, oder ein vorurtheilsvoller Minister zu seyn?

Die Geschäftsmänner jeden Zweiges der Staatsverwaltung, werden diese dem Staate als getäuschte oder als aufgeklärte Männer nützlicher seyn? Die Aufklärung ist allen Rücksichten auf eigenes Interesse entgegen, daß auf Unkosten der Amtspflichten und des Staates erhalten wird. Ein Aufgeklärter sieht in sich den Diener des allgemeinen Interesses, und nicht des seinigen. Nur den Gesezen dient er, und die Person läßt er aus der Acht. So diente in Friedrichs II. Epoche der preussische Geschäftsmann dem geringsten Bauer, wie dem ersten Prinzen, mit edler und standhafter Gerechtigkeit und mit unerschütterlicher Unparteilichkeit. Unsere Gerichtshöfe sprechen Recht dem, auf dessen Seite es ist. Kein Stand verrückt den ruhigen Prüfungsgeist des aufgeklärten Richters, der immer auf den reinen Zweck seiner Untersuchung, ohne sich abwenden zu lassen, hinblickt, nämlich auf Wahrheit und Recht und Geseze.

Wenn nun Täuschungen den Blick des Richters verbunkeln, oder Cabalen aus dem Munde des Advokaten reden; wenn der Bessersprechende, der Beredteste, das Urtheil des Richters durch Floskeln und Declamation dahin reißt; oder wo man auf Stand und Amtscharakter sieht; oder die Furcht, den Großen und Vornehmen zu beleidigen, die Unschuld unterdrückt; wo der Rechtsgelehrte bestechbar ist, und seine Urtheilssprüche feil sind; wo Empfehlungen das Recht beugen, und Gefälligkeiten die Rechte verdrehen: — wo ist es besser? im Staate der Täuschung oder der Aufklärung?

Der Gelehrte ist, ohne daß es eines Wortes bedarf, nur dieses im Maße seiner Aufklärung. Je mehr ihn vorgefaßte Meinungen, falsche Prämissen und Täuschungen beherrschen, je weniger ist er Gelehrter. War Wolf der Größere, oder sein Verfolger? Galilei oder die Pfaffen, welche ihn unglücklich machten? Wie, wenn die Philosophie eine ewige aristotelische, abgeschmackte Dialektik geblieben wäre, hätten sich je die

Kächer der Gelehrsamkeit zu dem hohen Grade durch Aufklärung ausbilden können, auf dem sie jetzt stehen? Ist ein Duns Scotus eben so gut wie ein Kant? oder ein scholastischer Jesuit so gut wie Leibniz, Lessing und Mendelssohn? Was wären überhaupt die Philosophie, Physik, Astronomie und alle Arten der Wissenschaften geworden, wenn keine Männer wie Locke, Newton, Leibniz, Kant, Bode, Herschel, Euler u. s. w. diese Wissenschaften aufgeklärt, und mit neuen Erfindungen bereichert hätten?

Der Theologe — mir klopfst das Herz, wenn ich hieran denke, ängstlich — was ist der ohne Aufklärung? Ein elender Pfaffe — ein vernunftverleugnender Unsinniger; ein Verfolger der Aufklärung. Er und seine Mitgenossen, eine Rotte Verschworner gegen die Rechte des menschlichen Verstandes, und wenn er mit der Fülle seiner stupiden Vorurtheile Macht verbindet, ein blutgieriger Wolf im Schafspelze; eine Pestilenz der Menschheit, und das Verderben alles guten Geschmacks. Richte, unparteiliche Welt, ob diese Vorwürfe zu hart oder zu gelinde sind? War es die Aufklärung oder die Täuschung, die wenigstens achtzig Millionen Menschen durch die Schärfe des Schwerts, die Pestilenz des Krieges und die loderbenden Flammen des Scheiterhaufens vertilgte? Diese stupiden Theologen von den frühesten Zeiten her, welche Tyrannen waren sie gegen die Menschheit? Die Priester der Aegyptischen verschiedenen Namen: die Bonzen, Talapoime und Pfaffen jeden Namens, welche Verheerungen haben sie nicht durch ihren Einfluß auf den Staat angerichtet? Selbst zu dir drang der Dämon der Wuth, heiligste aller Religionen, Christenthum! Du, die du so edel gegen den Geist der Verfolgung und des Menschenhasses streitest; die du bei jedem neuen Lichte der Aufklärung mit deinem Stifter in höherem Glanze leuchtest! Doch was sage ich zu dir? Nein, zu deinen Lehrern drang er hin; bemächtigte sich durch sie der Gewissen der Fürsten, und badete sich im Blute von Bürgern, und im Blute der sogenannten Ungläubigen; oder triumphirte durch sie über die Rechte der Vernunft und Menschheit.

Von den Zeiten Constantins an, bis jetzt, wie viele unzählbare Opfer, welche Pfaffenwuth schlachtete, liefert die Geschichte nicht? Hing es in den Zeiten der rüstigen Kopfschlechter der Kirche über Kezer wohl von den Theologen ab, daß auch nur ein einziger dem Tode entging? Würde der Pfaffengeist der unaufgeklärten Zeiten der Kreuzzüge wohl ein einziges Opfer der Religionswuth verschont haben, wenn er alle

Seiden der Erde hätte vertilgen können? Wie viele Millionen rechnet ein einziger aufgeklärter laß Casas, die durch die Wuth der unaufgeklärten Religion in Amerika fielen? Wer kann den Namen Caramala ohne Mitleiden hören, und ohne Thränen den Namen des als Keger verbrannten Utabaliba nennen? Wer ohne Rührung es denken, daß der rechtgläubige Spanier den ungläubigen Amerikaner mit Hunden zu Tode hegte, mit seinem Fleische sie fütterte, und die zerstückten Glieder dieser Unglücklichen zur Speise für die Hunde öffentlich verkaufte? Was war die Batholomäusnacht anders, als ein Denkmal des unaufgeklärten Pfaffengeistes? die Massacre in Irland; die allenthalben glimmenden Scheiterhaufen aller Nationen, die die Intoleranz der Priester anblies; die Inquisitions-Gerichte, die Auto-da-fe's; stammten sie nicht alle von Rom her, dem Sitze des unaufgeklärten Priester-Despotismus? Mir sinkt die Hand nieder bei der unzählbaren Menge schaudervoller Auftritte, womit der täuschen wollende Priester den Erdball verheerte! Und Rom würde noch jetzt alle Protestanten vernichten, alle Völker unterjochen; seine Jesuiten würden die Rollen der Scharfrichter und Henker, und die übrigen Pfaffen würden den Dienst ihrer Knechte verrichten, wenn die Aufklärung nicht ihre mächtige Negide über die Völker hielt.

Luther gab der Religion einen edlern Wirkungskreis, da er sie aufklärte. Indem Calvin zu Genf einen Servet verbrannte, und von christlicher Liebe predigte, bediente er sich bloß der Waffen eines reinern Verstandes, der manche Thorheiten seines Zeitalters züchtigte. Zwingli aber war unstreitig der Beste seiner Zeit. Seine Aufklärung athmet den Geist des übertriebenen Hasses gegen Anders-Denkende nicht, wie Luthers und Calvins; sondern zeigt den ruhigen Ernst des Denkers, und den zwar standhaften, aber unverfolgenden Muth eines Reformators. Auf die Geistlichen ihrer Confessionen erbte zum Theile der Feuereifer ihrer Religionsverbesserer. Lutheraner und Reformirte verfolgten, lästerten, schmähten und haßten sich, daß ihr Eifer einen Crell aufs Schafot brachte, — weil er den Lutheranern verdächtig war. In England wirkte er nicht minder Rebellionen, und brachte aus gleicher Ursache Carl den Ersten aufs Blutgerüst. Schwärmerische Puritaner siegten über ihre Gegner, und besleckten die Erde mit dem Blute ihrer Mitbürger. Und was würde noch nicht lange ein Göze gethan haben, wenn die Aufklärung ihm nicht seinen Stachel genommen hätte? Und was würde so mancher Priester des Protestantismus nicht noch täglich thun, wenn ihm nicht eine gefährliche Macht entrißen wäre? Die Täuschung

und das Vorurtheil lauern in ihrer Höhle. Die Werkzeuge, womit ehemals der Priester die Keger verfolgte, liegen um sie herum. Aber Dank sey es der Vorsehung, daß die Aufklärung mit dem Cherubsschwerte diesen Eingang bewahrt, damit diese Ungeheuer nicht schaden können. Glühend in der Asche sieht der Forscher ein wildes Feuer, das Alles verzehren würde, wenn die Aufklärung seine Ausbrüche nicht hemmte. Je mehr der Geistliche die Täuschungen vertheidigt, womit er die Welt hintergeht und sie betrügt; je leichter überläßt er sich den daraus fließenden Sophismen, die der Gewissenlosigkeit ein weiches Kissen unterlegen; und je tiefer die Aufklärung sinkt, je stärker hebt das Vorurtheil sein Haupt empor; und je mehr dieses steigt, je leichter werden die Uebergänge zu thätigen Verfolgungen. Und laßet ihnen Zeit; sich ohne Widerstand zu entwickeln, so werden sie zuerst die Aufgeklärten dem Hunger und zuletzt den Scheiterhaufen von grünem Holze übergeben.

Keine Klasse der Menschen war der Erde so verderblich, als die Priesterschaft. Wenn ich mich irre, so saget mir, welche Klasse war es? Gegen Mörder und Banditen gab es jeder Zeit Gesetze; nicht gegen den Meuchelmörder im Priestergewande. Den Krieg schlug man durch Krieg zurück, und er nahm ein Ende. Den Krieg der Priesterschaft gegen die Vernunft nahmen Jahrtausende in Schutz, und er dauert unaufhörlich fort.

Alle würdige Männer, die dieser Stand hat, sind so viel leuchtende Beweise, daß Aufklärung allein wahre Würde giebt. Was wären Jerusalem, Spalding, Teller, Döderlein, Eichhorn und alle Männer aller Confessionen, die ihnen gleich sind, wenn sie nicht die Aufklärung hervorgezogen hätte? Würde nicht verdiente Dunkelheit auf dem Gedächtnisse ihres Namens brüten, wenn sie die Aufklärung der Religion nicht nach dem Vermögen ihrer Talente, Jeder in seiner Art, gesucht und verbreitet hätten? Solche Männer sind so viel größerer Achtung werth, da sie nicht ohne Bekämpfung großer Hindernisse sich empor schwingen konnten. Wie lange bellten die unbuldsamen Hunde hinter Manchem dieser Männer her, bis zu ihnen die überhandnehmende Aufklärung sagte: Verstummet! Jetzt sind sie hinüber, wenn nicht hier oder da ein de Marnes sie am Zipfel ihres Kleides neckt, welches sie ruhig ertragen können, da der Feind der Vernunft seine Zähne verlor.

Alles, was ich oben sagte, waren Folgen der Täuschung und Vorurtheile. Könnte die Erde das Blut der durch Religionshaß Ermorde-

ten wiedergeben, und es sich an einem Orte sammeln, wie ungeheuer würde der Umfang dieses Meeres seyn! Ha! mit welchem Triumphe würden es nicht die Altgläubigen beschiffen; Paläste auf seinen Inseln, und Lusthäuser an seinen Ufern bauen! Der Religionshaß aller Völker würde sorgen, daß seine Quellen nicht versiegten, und aus allen Ländern, dich Borussia jetzt nicht ausgenommen, würden Blutströme und Bäche deine Grenzen erweitern. Mitten auf dir würde er die Purpurfahne hoch aufrichten, und von den Zinnen deiner Tempel den Fluch über die Welt rufen, wie jetzt der ohnmächtige Herrscher im Vatican. Nur Der wird dieses übertrieben nennen, der den Geist der Römischen Kirche und aller intoleranten Priester nicht kennt, die von jeher die Rechte der Majestät und der Staaten mit Füßen traten, und es jetzt dann nur nicht thun, wann sie nicht können. Und wer sichert die Herrscher und ihre Staaten? Täuschung oder Aufklärung?

Aber näher einen Schritt zu unseren protestantischen Geistlichen. Gewinnt der Staat, die Geseze und das niedere Volk mehr durch die aufgeklärten Köpfe, oder die Köpfe voll alten Wusts und steifer Glaubenslehren? Die aufgeklärten Lehrer reiner Wahrheiten der Religion, und der große Mittelpunkt ihres Unterrichts, sind, daß ihre Hauptforderung in Erfüllung der Pflichten gegen seinen Nächsten mit Aufrichtigkeit, und der wahre Trost im Leben und Sterben aus dem Zeugnisse eines guten Gewissens entspringe. Letztere, die bloße Nachbeter und Anhänger eines verwirrten und dunkeln Systems sind, täuschen ihre zahlreichen Heerden (denn überall ist der Name der Schwachköpfe Legion), dieses im Glauben zu suchen, und untergraben die bürgerlichen Tugenden, daß sie sie tief unter den Glauben herabsenken, und als unvollkommen und mit Sünden besleckt vorstellen. Hochmuth und Unwissenheit sind Gefährten. Dummheit und Verfolgungsgeist nicht minder. Ich kenne Geistliche, die im Feuer ihrer Billingsgate Eloquence bei jeder Gelegenheit über Religionspötker schreien, wo keine sind; den Nutzen des unbegreiflichen Geheimnisses der Dreieinigkeit darlegen, ohne das Princip zu kennen, aus dem er entspringen soll. Ihre Lunge, es ist wahr, bleibt immer das beste Hülfsmittel, die Vernunft und Aufklärung zu brandmarken, und ihr Eigensinn und dummeifriger Troß ist das einzige Supplement, das ihren armseligen Unsinn ergänzt. Es bleibt wahr, so sehr sich ein solcher dagegen sträubt, daß der Narr, wenn man ihn auch im Mörser zerstieße, doch ein Narr bleibt. Waren es solche stupide Mönchsköpfe, die Gemeinden gegen die Aufklärung

aufheben, oder die Klugen? die gegen die heilsamsten Veranstaltungen den Schwindelgeist des Aufruhrs weckten, und die Flamme der Rebellion anbliesen, oder waren es die Aufgeklärten?

Und nun zum Volke. Gewinnt es durch Täuschung oder Aufklärung? Es ist ein Grundsatz der Römischen Kirche, das Volk dumm zu erhalten; und deshalb vorenthielt man ihm die Bibel. Es ist ein Grundsatz der protestantischen Altgläubigen; darum versagt man ihnen das Recht einer wahren Erklärung derselben. Was gewinnt das Volk durch die Religion und Bibel, wenn sie ihm falsch erklärt wird, und es zu täuschen Pflicht ist? Ist es nicht ein Beweis von der Armseligkeit des altgläubigen Systems selbst, und der Gefährlichkeit seiner Lehren, wenn man sie geheim halten muß? Für wen wäre denn, meine Herren, die Wahrheit? Bloß für die Geistlichen? Je nun, nehmen sie die Ehre dieser Behauptung immer auf sich; wir Anderen entsagen ihr von Herzen. Die Religion enthielt also gefährliche, unnützliche Wahrheiten, verderblich für den Bürger, und verderblich für den Staat? So, meine Herren Vertheidiger der Täuschungen in Religionsfachen, würden sie selbst die Religion des Satans beschreiben, wenn es eine gäbe. Und diese gefährliche, verderbliche Religion wäre wahre Christusreligion, die der gemeine Mann nicht wissen dürfe. Die Täuschungen z. B., daß der Mensch aus Gnade und nicht durch Werke gerecht werde; daß das Blut Jesu Christi die abscheulichsten Schandthaten unter dem Bedinge des Glaubens vergebungsfähig mache; daß ein Sünder durch Christum in der Todesstunde so selig werde, als hätte er nie eine Sünde begangen, noch gehabt; daß alle guten Werke ohne den Glauben an ihre elenden Menschenfagungen Nichts helfen; u. s. w. dies Alles wäre besser als die in der Religion Christi begründeten Ueberzeugungsätze: daß Tugend und gute Werke unausbleiblich auch den, der nicht glauben kann, was sie glauben, selig machen müssen; daß alle Laster durch Nichts, als durch Tugenden und Sinnesänderung, ihre verderblichen Einflüsse auf Zeit und Ewigkeit verlieren können, ohne daß das Blut Jesu Christi dazu Etwas weiter beitrage; daß ohne das Zeugniß eines guten Gewissens in der Todesstunde kein Trost und kein Glück zu erwarten stehe, weil die Lasterhaften ihr Herz zu keinen Tugenden gebildet haben, die man im Stande der künftigen Seligkeit fortsetzen wird? u. s. w. Wenn wir lehrten: Nicht der Glaube an die Dreieinigkeit, sondern Befolgung der reinen Tugendlehre Christi kann euch vortheilhaft seyn und dergl.; sollten diese und ihnen ähnliche Lehrätze, das Tageslicht der

vernünftigen christlichen Religion, gegen die Finsterniß und Mitternacht der Glaubenslehre, die ihr ausbreitet, nicht dem Volke vorthellhafter seyn als die Lügen und Täuschungen, womit ihr das gemeine Volk als Ochsen zur Schlachtbank eines fortbauernenden Verderbens führt? Saget, was können ihm diese Lehren der Aufklärung schaden? und was ihm die eurige von der Nothwendigkeit des Glaubens an Täuschungen vor den guten Werken nützen? Und worin, saget es, vor Gott und eurem Gewissen frage ich euch! worin bestehen die Täuschungen der Religion, die ihm nützlich seyn sollen? die der Vernunft widerstreiten, und besser wie ihre Wahrheiten sind? Könnet ihr dies beantworten, so redet! Könnet ihr aber nicht, nun! dann ist Nichts besser denn Schweigen! Endlich, so beweisest, daß diese Lehren und jene nach Principien eines reinen Verstandes, oder die Religion der Aufklärung, nicht die Lehre Dessen sey, den ihr mit Unwahrheit für den Stifter der eurigen ausgeben, und der der Wiederhersteller der göttlichen Religion durch das Licht der Natur ist!

War die Reformation nicht Aufklärung? Wie, wenn man dazumal das Pfaffengeschrei geehrt hätte, welches diese Aufklärung für feyerlich und verderblich ausschrie; was würde aus unserer Religion geworden seyn? Warum tabelt ihr die Fortschritte derselben und seufzet darüber? Weil sie zu weit geht etwa? Kann aber die Wahrheit zu deutlich werden, und wird sie nütlicher durch Verdunklung? Oder ist es, im Falle sie in Hieroglyphen verhüllt wird, nicht für das Volk eben so gut als existirte sie nicht? Hat denn das Volk eine wahre oder falsche Religion, wenn ihre Wahrheiten ihm vorenthalten und ihm dafür Täuschungen oder Unwahrheiten gegeben werden? Hat es denn die christliche, oder eine falsche, mit Vorurtheilen und Täuschungen angefüllte Religion? Und kann ich nicht fragen, wie einst Christus: Kann man auch Trauben lesen von den Dornen, oder Feigen von den Disteln? Gehören nicht die Ausbreiter des Irrthums, die Bewahrer der Religionstäuschungen, und die Bertheidiger des Heimlichhaltens der Wahrheit zu Jenen, von denen Christus sagt: Sie sind reisende Wölfe im geistlichen Gewande? Setzt nicht die Behauptung, daß man das Volk nicht aufklären müsse, geradezu die Wahrheit voraus, daß ihr falsche Religion lehrt?

Abscheulich ist der Grundsatz, daß die Lügen nütlicher in so wichtigen Sachen, als jene der Religion sind, vor der Wahrheit wären. Seyd ihr, die ihr die Wahrheiten kennet, und Vorurtheile, diese Feinde

der Wahrheit, ausbreitet, nicht geflissentliche Verfälscher derselben? Wo hat Christus je gelehrt: Verschweiget die Wahrheiten, die ich lehre, und unterstützet die Lehre des Irrthums? Wo je gesagt, daß das Volk in Aberglauben und Täuschungen erhalten werden solle? Lehrte er nicht gerade das gemeine Volk die Wahrheiten seines Vaters im Himmel, welche dieselben sind, als die Wahrheiten der Vernunft? Seyd ihr seine Nachfolger, die ihr das Gegentheil Dessen thut, der euch gesandt hat, den Geist der Wahrheit zu erwecken, der zu allen, nicht zu einigen, Wahrheiten leitet? Gängelten die Apostel dies Volk auch mit Irrthümern und Täuschungen? Oder gingen sie ehrlich und aufrichtig zu Werke? So suchten zu Christi Zeiten der elende Pharisäer und hochmüthige Schriftgelehrte die Erhaltung der Volkstäuschung, und schrien gegen den weisen Aufklärer und die Aufklärung ihr: Kreuzige! Kreuzige! machet ihr's etwa anders gegen die Wiederhersteller seiner Lehre; rufet ihr nicht wie der unsinnige Jude: seine Lehre ist nicht von Gott, sondern von dem Teufel, in gleichem Tone: ihre Lehre ist nicht christlich; denn sie ist Lehre der Vernunft und nicht des Glaubens? Also wäre die christliche Religion eine Lehre, die gegen die Vernunft ist, und nicht mit ihr sich verträgt? Eine Lehre des Vorurtheils und des Unverständes? — — — — —

Diesem ersten „Fragment“ über Aufklärung ließ der Verfasser schleunigst ein zweites folgen, als die Reaction unter Friedrich Wilhelm II. immer drohender wurde, als — um in der Sprache des Verfassers zu reden — „neue Wolken aufzogen und Phänomene, schreckbarer als die Flamme Calena dem Steuermann, ausleuchteten.“

In dem zweiten Fragment beantwortete er die Frage: „Was für Folgen entstehen für die Religion, wenn die Aufklärung um Jahrhunderte in Finsterniß zurücktritt, und mit den ehernen Fesseln des Despotismus — der Priester und Leviten — an die symbolischen Bücher und alten Lehrbegriffe geschmiedet wird?“

Hier folgen auszüglich die wichtigsten Stellen dieses Fragments.

Die Feindin der Aufklärung heißt Dummheit, ihr Zweck kann nur Verfinsternung und Unheil seyn. Die Geschichte der Zeiten, die nicht den Zauberspiegel des Vorurtheils und der Heuchelei vorhält — sondern die Larve der Verstellung von dem Angesicht moderner Thoren

hinwegreißt, die weder gekrönten noch ungekrönten Despoten schmeichelt, die den ewigen Scepter unbestechbarer Weisheit trägt, die Geschichte der Zeiten richte und werde Beweis.

Einst stand unter dem jüdischen Volke, dem sein Gesetz — gestempelt mit dem Gepräge der Schwäche eines unkultivirten Zeitalters — symbolisches Buch war, unter einem Volke, dessen Lehrmeinungen (die Vorurtheile waren) die Fürsten zu Tyrannen, die Staatsbedienten zu Bösewichtern, das Volk zu sittenlosen, abergläubischen, dummen Priesterdienern bildete, unter einem Volke, das am Verstande wie an allen edlen Theilen beschnitten war, — ein Weiser auf, der die Bedürfnisse der herbeieilenden Jahrhunderte fühlte, der die Regentschaft der Dummheit sah und den Verstand erweckte, der mit männlichem Geiste die Vorurtheile seiner Nation vor sich her zertrat, dessen Lehre sich auf kein symbolisches Buch, aber auf die göttliche Offenbarung des Buchs der Natur, des Verstandes gründete, und die Liebe zum Inhalte hatte — aber die Stupidität zerriß den Faden seines Lebens, und vertilgte ihn von der Erde.

Seine Lehre schlug nicht Wurzel. Die Eitelkeit der Lehrer, die ein Jahrhundert nach ihm lebten, verließ die Spuren der Natur, und machte aus seiner Lehre ein Gemengsel von Judenth, Heidenth und Christenthum. Bald standen vermohorte Knochen wahnsinniger Schwärmer auf den Altären — ward der Himmel mit unreifen Heiligen bevölkert; die Hölle mit allen Abscheulichkeiten ihres Schwefelpfuhls erfunden; und damit dieser Unsinn nicht allein sey, ihr eine Antichambre und ein Vorhof gegeben. Die Priester warfen sich auf zu Tyrannen, und machten Anatheme und Scheiterhaufen zu Beweisen ihrer Erregese. Vor Allen erhob einer unter ihnen sein Haupt, und in einem kräftigen Anfalle von Wahnsinn ließ er sich zwei Dietriche machen, womit er Himmel und Hölle auf- und zuschloß. Seine christliche Demuth trat auf die Hälse der Könige, und zertrümmerte zuletzt Kaiserthümer und Königreiche.

Man hatte zur Zeit, da man den Narren Arrius verfolgte, ein Symbolum gemacht. Wer es nicht unterschrieb und glaubte, verdiente den Tod und starb gepeinigt von Priestern und Scharfrichtern. O, es war zu der Zeit ein großes Verbrechen, gegen das Symbolum zu schreiben! Man setzte ab und ließ verhungern einen Jeden, der die Rechte der Aufklärung vertheidigte. Dafür war es aber auch das Jahrhundert der finstersten Stupidität und der rasendsten Dummheit.

Von allem päpstlichen Unsinn suchte ein unternehmender Augustinermönch die Religion zu befreien. Es gelang ihm, Etwas zu thun, und das Uebrige überließ er späteren Zeiten. Die Sicherheit des Römischen Reiches und der Verträge protestantischer Fürsten und der Vorschriften des Westphälischen Friedens, diese Sicherheit, die man bloß in dem Gewissenszwange zu finden glaubte, gebar die sogenannten symbolischen Bücher, diese guten Einrichtungen, welche die Bedürfnisse der Zeit entschuldigen.

Aber haben unsere jetzigen Zeiten noch immer dieselben Bedürfnisse oder haben sie andere? Hat die Philosophie sich verfeinert? haben die Sitten sich gebildet? die Nationen, haben sie nicht einen andern Schwung erhalten? Ist aus der Verschiedenheit der Meinungen noch jetzt Bürger- und Bauernkrieg, Spaltungen des Reichskörpers, Umwerfung seines Systems zu vermuthen, oder ist dieses nicht? Kann aber bei aller Verschiedenheit der Meinungen das System des protestantischen Staatskörpers und des Römischen Reichs bestehen, vermögen die stehenden Heere der Fürsten jeden Aufruhr in seiner Geburt zu ersticken, hat die Aufklärung es schon dahin gebracht, daß alle Verschiedenheit der Systeme nicht Aufklärung, sondern Duldung erzeugt: wozu die strengen Normale und die positiven Gesetze, welche jetzt keine Anwendung mehr finden?

Und wenn nun irgend ein Staat den Beweis seines Verfalls dadurch sichtbar machen wollte, daß er die Vermuthung von sich gäbe, als hänge seine ganze Sicherheit von einem positiven Regulativ in Glaubenssachen ab; gesetzt, ein Staat hätte die Meinung, daß die symbolischen Bücher die Stütze der Reiche seyen; welche Labyrinth von Unsinn würde ein solches Reich sich nicht erbauen, in welchen seine Weisheit und Wohlfahrt sich verwickeln müßte!

Waren es etwa die symbolischen Bücher, welche die Gestalt von Europa umformten, da Friedrich regierte, waren sie es, welche seine Krieger belebten, die die Geschäfte des Ministeriums leiteten? Haben wir ihnen das große weise Gesetzbuch zu ver danken, das den Namen eines Carmer verewigt? Oder was würde entstanden seyn, wenn Friedrich der Große zu diesem elenden Schiboleth geschworen und seine Regierung nach seinen Vorschlägen eingerichtet, wenn er einen protestantischen Cardinal zum Rathgeber erwählt hätte?

Könnt ihr denn wirklich, Feinde der Menschenrechte und Freiheit im Denken und Lehren! auf einmal die Kultur der Nationen und Sit-

ten so umschaffen, daß sie zu jenen Büchern passen? Ein Blick auf sie wird uns sehend machen.

Wird in diesen Büchern etwa nicht die Lüge gelehrt, daß, wer nicht an Christum glaube, ewig verdammt sey? Was waren die Folgen dieser fanatischen Lehre? Stolz auf seinen Glauben, Verachtung der Andersgläubigen: und warum sollte ich einen Hund achten, den das Schicksal in Zeit und Ewigkeit verdammt hat, unter Martern und in siedendem Pech sich mit den Teufeln und seinen Engeln im Höllenpfuhle zu wälzen!

Wehe dem Manne, der Gott für böser, rachgieriger, schwächer als sich selbst halten soll, der von Ihm glauben soll, die Größe seines Zorns gegen einen Menschen — der einen verbotenen Apfel aß — habe sogar durch den blutigsten, schrecklichsten Tod seines eigenen Kindes Genugthuung erhalten müssen. Wehe dem Menschen, der Gott für lasterhafter hält, als er selbst sein müßte. Könt ihr denn wirklich, ihr Verfolger der aufgeklärten Religion, die Nacht der Dummheit herabziehen, in der man allein solchen Unsinn glauben könnte? Ist die Zauberbinde in eurer Hand, womit ihr uns die Augen des Geistes, die keine Finsterniß kennen, verbinden dürft?

Nun laßet alle diese Lehren der symbolischen Bücher wiederhergestellt seyn, welsch ein Mißtrauen würde sich nicht der Staatsglieder unter einander bemächtigen? Der geschäftige, nunmehr vor Gott und Menschen wieder verworfene Israelit — sein Schicksal würde dem Vernünftigen Thränen ablocken. Könt ihr Priester, die ihr gewöhnlich falsch über Staatsgeschäfte urtheilt, weil ihr der Politik und Religion gleiche Prinzipien unterschleibt, sagen, Der sey ein Diener des Staats, der den Geist des Aufruhrs und der bürgerlichen Zwietracht, welchen die Aufklärung dämpfte, in dem Staate wieder ansacht? der den Grund zu Verfolgung legt? Sorgt der für die Religion, der sie wie eine feile Wege mit antiken Lumpen bekleidet, und wie ein wahnwitziges Weibstück bunt mit allen alten und neuen Lappen behängt, die er auffinden kann?

Würden wir nicht ein heiliges Inquisitionsgericht zu Erhaltung der Reinigkeit der Lehre nach den symbolischen Büchern errichten müssen? Solch ein Tribunal, in welchem zu sitzen sich jeder Mann von Talent scheuen würde, wäre nur eine Versammlung gebrandmarkter Heuchler, elender Bösewichter, die für eine noch elendere Besoldung gegen ihr

eigenes Gewissen handelten. Wehe dem Lande, das anstatt nützlicher Männer mit Eseln jeden Standes angefüllt ist!

Und wie wird es nun den verruchten Wissenschaften ergehen, die die Vernunft hervorbrachte, der Verstand bildete und die Philosophie vollkommen machte? Weg mit allem Verstande und mit aller Philosophie, muß die erste Losung dieser geistlichen Tribunale langgeohrter Pfaffen seyn: denn dies war immer ihre Sprache. Und wozu alle Vernunft und alle Philosophie, wenn man über das Regulativ sich nicht hinüber wagen darf, wenn keine Untersuchung, kein Urtheil mehr stattfindet, und vorgeschrieben ist, was man glauben soll? Verbrennen kann man dann alle Bücher, wie Omar zu Alexandrien — denn enthalten sie Etwas gegen die heiligen symbolischen Bücher, so sind sie kezerisch und des ewigen Feuers werth — enthalten sie weniger, wozu den elenden Wust?

Wenn diese totale Verfinsternung über ein Land kommen könnte, so würden die Christen unter sich selbst die Rolle spielen, wo, wie bei Tragödien, gewöhnlich einer auf dem Plaze bleiben muß. In einem Lande, wo die Protestanten das Uebergewicht haben, werden sie die Verfolgung des Katholiken für Pflicht halten. Doch gegen die sogenannten starken Geister, den überhandnehmenden Naturalismus, würden die Lehrer und Hantschierer der symbolischen Bücher zuerst zu Felde ziehen.

Wer sicher im Lande heiliger, gutgemästeter, runder und blühender Dummköpfe wohnen will, verleugne vor allen Dingen die — leidige Philosophie. Sonst würde das verdammte Nasengeheul aus Dickköpfen, die tief zwischen hohen Schultern sitzen, wieder seinen Anfang nehmen!

O! und wenn nun gar mit diesen Geist- und Philosophieleeren Rundköpfen die Consistorien besetzt würden, wenn Männer Talente prüfen sollten, die nie gelernt haben, was wahres Talent sey, die nur nach dem Glauben fragen und ihren Mitgenossen symbolischen Unsinn des Landes Psründen gewähren; wird nicht Fama die heulflingendste Trompete ergreifen und durch alle Lande mit einer Donnerstimme, die der Resonanzboden der Erde zurück- und allen Dummköpfen ins Ohr donnert, rufen: „Kommet, ihr, die ihr arm seyd an Geist und stark am Glauben, kommet zu dem Lande, wo keine Disteln für Esel wachsen, sondern das Land seine Fülle für sie darbietet — kommt und freuet euch; denn das Seculum der Dummköpfe soll seinen Anfang

nehmen und keiner gefunden werden in ihm, der mit Philosophie euch ärgern könnte!“

Alle Künste und Manufacturen leiden unendlich, wenn der alte Geist symbolischer Orthodoxie wieder auslebt. Wer hat es wohl vergessen, das Geschrei von den Kanzeln gegen den Luxus? Wird es, wenn die Seligkeit der Menschen den Ministern eines solchen Staates so angelegen ist, als der Despotismus, womit sie den aufgeklärtesten Verstand unter ihre Mönchsprinzipien demüthigen wollen, — wird es dann nicht Pflicht seyn, alle Künste, die für den Luxus arbeiten, alle Gewerbe, die darauf Beziehung haben, alle Manufacturen, die ihn erzeugen, und mit ihm das ganze System der ökonomischen Einrichtung des Staats über den Haufen zu werfen?

Wie heißt nun das Schicksal, das den Wissenschaften bevorsteht? Wenn die Grundsätze des Pöbels die Norm des Glaubens eines ganzen Staates werden, wird und muß nicht der Prüfungsgeist gehemmt und unterdrückt werden? Darf man es dann wohl wagen, klüger denn ein Mann im schwarzen Gewande zu seyn, dem der Staat die Erhaltung der Dummheit und der Vorurtheile anvertraute? Wird irgend eine Wahrheit aufkommen können, die den Beifall der stupiden Conservatoren des Vorurtheils nicht hat? Werden nicht Geisterseherei, Hexen und Gespenster wieder in den Köpfen dieser Nationen herumrumoren und die Kraft des vernünftigen Nachdenkens hemmen? Und wo wird, wenn der alte Unsinn die Köpfe der Nation wieder beherrscht, ein Raum in der Herberge des Wahnsinns für Philosophie bleiben? Die Naturlehre, Astronomie und dergleichen müssen in ihr Nichts zurücksinken. Wunder werden geschehen, wo man jetzt Geseze der Natur erblickt. Alchymisten und Goldmacher werden Narren plündern und die Chemie lehren; Quacksalber und Urinseher werden Aerzte; die Teufel hausen mit allen Heeren von Geistern nächtlich in den Kirchen, und den Pfaffen werden die Weiber die — Hände küssen, um fruchtbar zu werden.

Die Künste entgehen ihrem Schicksale nicht. Maler werden Subler und beschmieren die Hintertheile der Altäre, und Bildhauer schnitzeln trompetende Engel auf die Orgeln, Architekten bauen in der Form des heiligen Kreuzes die Kirchen und richten sie nach Morgen und Abend.

Das größte aller Uebel, was in einem solchen Staate erzeugt werden würde, ist die Macht des geistlichen Standes. Es giebt Uebel für den Staat, die groß sind, aber so unermeslich, wie der

Umfang dieses Uebels ist, giebt es Nichts. Hätte ich die Wahl zwischen einer verheerenden Pestilenz und der Einführung der Priester-
gewalt, ich würde mit David sagen: Es ist besser in die Hand des
Herrn als unaufgeklärter Priester zu fallen, seine Barmherzigkeit ist
groß, aber bei diesem Geschlechte ist keine zu finden.

Unübersehbar sind die Folgen dieses Uebels. Sie nahen sich den
Personen der Fürsten. Aus Geistlichen werden Staatsminister, die
das Gewissen der Könige und durch dieses die Staaten beherrschen.
Und wo darf irgend ein Unterthan eine Klage gegen einen solchen despo-
tischen Musti wagen, der mit geistlichen und weltlichen Waffen gleich
stark um sich her schlägt?

Unter Protestanten möchte dieses Uebel nicht so auffallend seyn.
Ob es aber nicht im Verborgenen gleich stark wirken würde, ist eine
andere Frage. In einem protestantischen, gleichwie in jedem anderen
Lande würde der Priester mit seinem fanatischen Pöbel der geordneten
weltlichen Gewalt bald große Schwierigkeiten bereiten.

Ist nicht Preußen die Krone aufgeklärter Staaten? Hat nicht
beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch, da der weiseste aller Könige
regierte, die Aufklärung mit mächtigen Anstrengungen den Charakter
des bessern Theils der Nation veredelt? Und in diesen Zeiten, unter
dieser weisen Regierung, entstand etwa kein Aufruhr unter der niedern
Klasse und dem vornehmen und geringen dummen Pöbel, da man bloß
ein neues Gesangbuch einführen wollte? Priester, voll Anhänglichkeit
an symbolische Bücher, bliesen das Feuer der Rebellion an. Priester wie-
gelten das Volk, und stupide Pfaffen die Gemeinden gegen besser denkende
Lehrer auf. Ha! wenn der Schrecken vor Friedrichs mächtigem Arme
nicht der Dummheit ein eisernes Gebiß in den schäumenden Rachen ge-
legt hätte, was würden bei einem so wenig wichtigen Falle unter dem
Volke nicht für Auftritte gewüthet haben!

Die Wuth altgläubiger Priester und des abergläubischen Pöbels,
wenn kein Zaum sie zurückhält, durchbricht alle Dämme der Mäßigung.
Blut bezeichnet die Pfabe des Religionshasses, und Verwüstung hauset,
wo er hindurchzog. Es wäre nicht weise, in dem aufgeklärtesten Zeit-
punkte dem Volke mit Gewalt Lehrbegriffe zu entreißen, die es zwar
nicht kennt, und von denen es den Ton kaum versteht, weil es sich durch
die Priester seines Aberglaubens unbedingt leiten läßt. Ist dies nicht
weise, wie wolltet ihr eine Bemühung nennen, das Volk noch fester an
die Lehrsysteme zu binden, die Priester erfanden und Priester vertheidig-

gen — eben weil sie unaufgeklärte Priester sind? Glese dies den Volkscharakter veredeln, wenn man ihm scheinbare Rechte ertheilte, seinem alten Aberglauben sich mit größerer Anhänglichkeit zu überlassen!

Nicht Gewalt — nur die Allmacht der Zeit und Wahrheit veredelt den Charakter der Nationen. Aber nie bewirkt diesen großen Endzweck das Zurückkehren zur Finsterniß verflorener Jahrhunderte.

„Das Volk ist keiner reinen Lehre fähig!“ So? — Darum also soll es zu einer ewigen Dummheit verdammt seyn. O der großen Ehre, die ihr der edlen Deutschen Nation erzeigt.

Wäre es nicht eher Pflicht, das Volk mit den Grundsätzen des gesitteten Theils der Nation bekannt und vertraut zu machen, als es tiefer in Barbarei und Wildheit zu stoßen, die es zum Theil schon abgelegt hat? Und gesetzt, der Pöbel wäre keiner edlen und guten Lehrsätze fähig — hilft man diesem Uebel dadurch ab, daß man den wirklich edlen Theil der Nation dadurch zum Pöbel herabsetzt, daß man ihm gleichen Unsinn zu glauben zur Pflicht macht?

Es giebt Männer, die behaupten, der Kirche sey ein Regulativ des Glaubens nöthig. — — Wohl, wenn man den vor keiner Philosophie und keinem gesunden Verstande zu verantwortenden Grundsatz festsetzen wollte, daß die Ueberzeugung des Philosophen, Geistlichen, Staatsmannes und jedes Laien sich unbedingt nach dem Lehrbegriff jeder Kirche richten solle. Blind und unvernünftig würde solch ein elender Glaube seyn, der sein Dasein keinem vernünftigen Nachdenken, sondern bloß dem Gebote zu verdanken hatte: Du sollst, Du mußt glauben, oder Du kannst Dein Amt niederlegen und Hungers, oder welchen Tod Du sonst willst, sterben. Triftige Beweggründe eines solchen Glaubens, der Dem, der ihn besitzt, und dem Staate, wo er hauset, sonderbare Ehre bringt! Läßt sich denn die Ueberzeugung an den Willen eines Hierarchen binden? oder hängt es nur von irgend einem Menschen ab, seine Ueberzeugung nach einer Form zu bestimmen, wovon ihm Nichts weiter denn Worte bekannt sind? O! wenn ein Priester auf seiner Kanzel so dumm dreist seyn könnte und sagen: Ihr müßet glauben, wie ich es Euch sage; würde man nicht das Recht haben zu sagen: Pfaffe, Du lügst! Glaubst Du, daß alle Weisheit in Deinem Gehirne, alle Wahrheit in Deinem hierarchischen Kopf so weit wohne, daß Dein Wille meine Ueberzeugungen und ein Wort von Deinem Munde meinen Beifall bestimmen könnte? Soll ich ein leerer Kopf werden ohne Nachdenken? ein ausgezeichneteter Dummkopf, der Alles glaubt, was man ihm aufbindet? Weg von mir,

Satan, der du die Würde der Menschheit und den Adel des Verstandes in mir schänden, mich unvernünftiger machen willst als das Vieh!

Wenn ich nach einer unveränderlichen Norm glauben soll und muß, wenn (o Fülle des Unsinn!) die Ueberzeugung, die bloß aus Urtheil und Wägen der Gründe entspringt, und ohne dieses gar nicht Ueberzeugung seyn kann, wenn diese sich nach einer Norm richten muß — o bauet Tollhäuser, ihr Staaten, wo dies stattfinden könnte, für die Myriaden eurer Narren, und Hospitäler für die Schwachsinrigen der Nation; denn Uebung des Verstandes ist Verbrechen gegen die Lehrbegriffe, an denen eure Ueberzeugung hangen muß, und Gewohnheit, nicht zu denken, muß die Köpfe Licht- und Verstand leer machen, die bloß durch Uebung geschärft und durch Anstrengung stark werden — habt ihr doch ein Normal, ihr glücklichen Schwachköpfe!

Zum Unglück aber hat jede Religion, jede Secte ihren eigenen Lehrbegriff, wovon immer einer dem anderen geradezu oder zum Theil widerspricht. Gesezt, es wären sechs Normale der Lehren. Wenn nun Jemand sagte: Ein Jeder lehre bloß nach dem Normale seiner Lehre, würde er nicht zugleich sagen — denn Einer kann doch nur Recht haben — ihr fünf Uebrigen, euch verbiete ich jedes Bemühen nach besseren Ueberzeugungen, jedes Bestreben nach Wahrheit, jeden Fortschritt, den ihr zum Vortheile eurer Religion machen könnet, ich, euer Gebieter, ich, dem die Aussicht über das Normal gegeben ist, ich, der ich will, daß ihr nichts Vernünftiges glauben sollet, ich befehle es.

Gott hat den Königen Rechte gegeben; aber keine über die Freiheit des Denkens, keine, die Bewohner ihrer Staaten zu Dummköpfen und ihre Unterthanen zu Eseln zu machen, keine, um zu befehlen, wonach die Ueberzeugung sich richten solle, keine, um zu vernünftigen und rechtschaffenen Männern zu sagen: werdet Heuchler und Schurken.

Und was muß daraus entstehen, wenn jede Confession nach ihren alten Lehrbüchern lehren soll. Der Jude muß Christum und Christen verfluchen, thut er es nicht, so übertritt er die Befehle des Staats. Der Lutheraner muß gegen Reformirte und Katholiken fechten, der Reformirte gegen Lutheraner und Katholiken, der Katholik erhält Befehl vom Staate, seine Kirche durch Jesuiten auszubreiten, alle Menschen, die nicht katholisch sind, für ewig verdammt und seine Kirche für die allein seligmachende zu halten.

„Doch man kann die Pressfreiheit begrenzen und aufheben.“ O der erbärmlichen Antwort, die wenigstens kein Staatsmann geben würde.

Mag der es thun, der keine Schaamröthe vor dem Angesicht eines richtenden Welttheils besitzt. Er muß dem Staate dann die tiefste Wunde schlagen, muß eingestehen: ich will ein Verbrecher werden, den die Welt nicht kennen soll in seiner Schande. Jaget denn, ihr Staatsbediente, den Buchhandel und die Buchdrucker aus dem Lande. Und dann unterbrüde der Minister den Staat frei und unbesorgt in seinen Departements, werde jeder Staatsbedienter ein kleiner Despot, dann mögen die Gesetze verdröht und die Rechte gekränkt werden ungeahndet, dann sauge der wuchernde Staatsmann das Mark des Landes aus; und der reiche, mächtige Bösewicht beraube den Schwächern, plündere den Ohnmächtigen und trete Gefühl der Tugend und Menschlichkeit mit Füßen. Wo keine Pressfreiheit ist, bleiben doch wenigstens die — — Symbolischen Bücher! — — — —

Der Leser wird ernst! Er erheitere sich daher an der folgenden Streitschrift.

5.

Beleuchtung

der Schrift:

Ueber Aufklärung.

Von

einem Patrioten,

der weder Priester noch Levit ist.

Berlin, 1788.

Wenn der Verfasser einer erschienenen Schrift, Ueber Aufklärung, nicht so vorsätzlich gesucht hätte, Unkraut unter den Weizen zu säen, und wenn man nicht, aus Menschenliebe, befürchten müßte, daß das ausgestreute heimliche Gift manchem Redlichen Schaden könnte: so würde es wirklich nicht der Mühe werth seyn, wider diese Schrift die Feder einzutauchen.

Der Verfasser stellet die unläugbare Wahrheit in der Gestalt der Lüge und des Betrugs vor; und seine unrichtigen, gefährlichen Grundsätze nennt er dagegen Wahrheit. Dieses ist wohl abscheulich.

Die in der Einleitung angebrachte Beschreibung des Wortes Aufklärung, und die auf der vierten Seite beigebrachte weitläufige, nicht völlig richtige Definition dieses Wortes, bedarf keiner Untersuchung; denn solches betrifft Worte, aber nicht Sachen.

„Nach richtigen logikalischen Begriffen ist Aufklärung: Eine Darstellung dunkler Sachen in ihrem wahren Lichte und Gestalt.“

Ob die jetzigen sonderbaren Neuerlinge in der christlichen Religion, nach diesem richtigen Begriffe, mit Recht den Namen der Aufklärer verdienen, wird aus dem Folgenden beurtheilt werden können.

Der Herr Verfasser handelt eigentlich von der Aufklärung in der Religion. Allein, um den Leser recht irre zu machen, redet er bald von politischer, bald von moralischer, bald von theologischer Aufklärung. Er schreibt von unaufgeklärten Africanern, Jansen und protestantischen Christen. Er setzt einen Moses, einen Mahomed und einen ungenannten Narren in Berlin in eine Klasse. Er gestehet zu, daß die protestan-

tische Religion die wahre sey, und reißt dennoch die Hauptgrundpfeiler derselben nieder. Er nimmt auf einer Seite die Bibel an, und die in selbiger enthaltenen wichtigsten Vorschriften verwirft er. Er bekennet, daß Christus und die Apostel die Wahrheit gelehret hätten, daß sie ehrlich und aufrichtig zu Werke gegangen wären, und behauptet dennoch, daß das Blut Jesu Christi, und der Glaube an ihn, nicht selig machen könne. Welche Widersprüche! Können bergleichen vom Verfasser vortragene widersprechende Grundsätze Wahrheit seyn? Wir wollen diese Grundsätze, welche auf Widersprüchen und Chimären beruhen, und in Schmähungen eingehüllet sind, nur in ihren Haupttheilen beleuchten.

Der Verfasser behauptet, daß die altgläubigen Bekenner der Religion Jesu, und insonderheit derer Priester, in Religionsfachen die Vernunft gänzlich verbannten, daß sie den Verstand mit Irrthümern verfinsterten, und daß die protestantischen Priester das Volk in der Dummheit erhielten. Welche abscheuliche Unwahrheiten!

Die protestantische Kirche giebt dem Volke die Bibel selbst in die Hände, sie ermahnet jeden, dieselbe fleißig zu lesen, und daraus den Weg zur Seligkeit kennen zu lernen. Durch richtige Erklärungen und Erläuterungen sucht sie dem Einfältigen die göttlichen Vorschriften noch faßlicher zu machen. Schon dem zarten Kinde werden die Lehren der Religion nach dem wahren Inhalte der heiligen Schrift beigebracht, und in den Kirchen werden einem jeden die Wahrheiten der christlichen Religion schriftmäßig vorgetragen. Dieses sind Thatsachen, welche jener Verfasser nicht läugnen kann, und welche öffentlich, vor den Augen der ganzen Welt, geschehen.

Wie kann also von ihm behauptet werden, daß die Priester das Volk in Dummheit und Vorurtheilen zu erhalten suchten, und daß sie vorsätzlich, aus eigennützigen Absichten, die Wahrheit vor dem Volke verborgen hielten?

Der Verfasser jener Schrift hätte, wenn seine Behauptungen überzeugen sollten, richtige Beweise beibringen müssen. Allein Beweise sind seine Sache nicht; oder er konnte vielmehr Beweise nicht vorbringen, wo keine vorhanden waren. Um diesen Mangel zu ersetzen, behilft er sich mit Schmähungen, und glaubt vielleicht, dadurch seinen leeren Worten einen Nachdruck zu geben. In dieser Absicht malt er die Priester mit den schwärzesten Farben eigennütziger Betrüger ab, und hofft dadurch das Volk gegen sie mißtrauisch, und seinen gezeigten Irrweg annehmlich zu machen.

Warum hat denn der Verfasser jener Schrift nicht bestimmt bargehan, in welchen Stücken und in welcher Art und Weise dem Volke die Wahrheit verborgen und selbiges in Dummheit erhalten wird? Der Leser soll ihm also bloß aufs Wort glauben? Welchen Eigennuß oder Vortheil könnte auch wohl ein protestantischer Geistlicher von der Blindheit der Menschen haben? Sein Einkommen ist einmal bestimmt; und durch die Blindheit des Volks erfolgt gewiß keine Vermehrung desselben. Zu den damaligen Zeiten, in welchen der Römische Stuhl noch unumschränkt herrschte, und eine unzählbare Menge Priester bloß von den Wohlthaten ihrer Mitmenschen, von verkauftem Ablasse, Reliquien und Seelenmessen leben mußten, waren dergleichen Kunstgriffe zum Unterhalte gewöhnlich; allein dieser Fall kann bei protestantischen Priestern niemals eintreten.

Von ähnlichem Gehalte ist auch die gegenseitige Behauptung, daß die altgläubigen protestantischen Priester den Gebrauch der gesunden Vernunft gänzlich von der Religion verbannten.

Abermals ein ganz unrichtiges Vorgeben. Es hat wohl noch kein einziger protestantischer Priester behauptet, daß die gesunde Vernunft von der Religion ausgeschlossen seyn müsse. Gerade das Gegentheil lehrt die protestantische Kirche; denn sie verlangt, daß Jedermann fleißig in der Schrift forschen, und Alles genau prüfen solle. Heißt dieses wohl etwas Anderes als:

„Gebrauchet alle Kräfte einer gesunden Vernunft zur Erkenntniß der Wahrheit in der Religion.“

Selbst bei dem Religionsunterrichte der Jugend wird das Kind zum Denken, zum Gebrauche der Vernunft angeführt. Die Wahrheiten werden in vielfältige Fragen zergliedert, damit das Kind selbst nachdenken, vernünftige Antworten ergründen, mit seinem Geiste untersuchen, und nicht bloß mit dem Gedächtnisse die Lehren fassen möge. Heißt dieses nicht: die gesunde Vernunft zur Führerin beim Unterrichte gebrauchen? In den Kirchen, im Predigen, im Katechisiren wird auf eben diese Art verfahren. Der Verfasser jener Schrift muß wohl niemals einen Religionsunterricht in protestantischen Schulen und Kirchen mit angehört haben; sonst müßte er sich doch wohl scheuen, mit einer am Tage liegenden Unwahrheit das Publicum zu täuschen.

Die Religion der protestantischen Christen enthält auch die reinste und erhabenste Sittenlehre. Die Moral ist ein unzertrennlicher Theil der Philosophie; und kann Philosophie ohne Vernunft bestehen? Sind

nicht die Pflichten der Moral reine, geläuterte Gesetze einer gesunden Vernunft? Lehrt nicht die christliche, die in der heiligen Schrift mit enthaltene Moral die Ausübung aller Tugenden und die Verabscheuung der Laster? Sie befiehlt dem Christen Barmherzigkeit, Mitleiden gegen die Noth seiner Brüder, Hülfe dem Dürstigen, Schutz dem Verlassenen, Liebe gegen Jedermann, sogar gegen Feinde, Gehorsam gegen Aeltern und Obrigkeit, Gerechtigkeit, Billigkeit, Rechtschaffenheit in jeder Handlung, Gelassenheit, Duldung, Nachsicht gegen die Fehler der Mitmenschen, Demuth, Mäßigung, Großmuth, Standhaftigkeit im Unglück, kurz alle Pflichten gegen sich selbst und gegen unsere Mitmenschen. Alles dieses sind Lehren der protestantischen christlichen Religion, welche einem Jeden, von seiner Kindheit an bis ins Alter, sorgfältig eingeprägt werden. Können also die Gesetze und der Gebrauch gesunder Vernunft von der Religion der altgläubigen Protestanten getrennt seyn? Folgt nicht hieraus sonnenklar, daß der Vorwurf des Verfassers jener Schrift,

„als ob die protestantischen Christen in ihrer Lehre die Vernunft verabscheuten und als schädlich verbannten,“

blos böshafte Erdichtung ist? Gewiß, jener Verfasser muß, wenn ihm noch der geringste Funke vom Gefühle der Rechtschaffenheit übrig ist, überführt von seiner vorgebrachten Lüge, beschämt zurücktreten, und selbst bekennen, daß die Religion der Christen die reinsten, vortrefflichsten Lehren der Vernunft und Moral in sich fasse. Selbst die frechsten, die ausschweifendsten Naturalisten unsers Jahrhunderts, welche die Bibel für Gottes Wort nicht anerkannten, haben dennoch zugestanden, daß die Bibel die richtigste Sittenlehre enthielte. Nur Sie, Herr Verfasser, der Sie in Ihrer Schrift so viel von Philosophie und Vernunft reden, handeln so unphilosophisch, so vernunftwidrig, und wollten die Lehren der Religion Jesu, welche die genaueste Ausübung aller Tugenden verlangt, für keine Lehre der gesunden Vernunft erkennen. Was ist sie denn? Hätten Sie doch, philosophischer Herr Verfasser, in Ihrer Schrift Ihr eignes System von Moral und Vernunftlehre beigebracht, damit das Publicum diese Mißgeburt, dieses seltene Wunderthier, auch hätte sehen und kennen lernen. Wenigstens hätten Sie doch die Definition von Ihrer Vernunftlehre beibringen sollen, damit man doch nur einigen Begriff davon erlangt hätte. Nach meiner Meinung ist die Lehre der Vernunft: eine Unterweisung, wie der Mensch tugendhaft leben, und die Pflichten gegen sich und seinen Mitmenschen erfüllen soll.

Hätte auch der Herr Verfasser der Aufklärungsschrift sich zu seiner abenteuerlichen Behauptung dadurch verleiten lassen, daß einige in der Bibel vorgetragene Geheimnisse der Religion, z. E. die Vereinigung dreier Personen in einer Gottheit, die Verbindung der göttlichen Natur Christi mit der menschlichen 2c. nicht mit unsrer Vernunft gefaßt werden können, und daß wir, um nicht auf Irrwege zu gerathen, die Erforschung der Tiefe dieser Geheimnisse, welche unsere Vernunft nicht erreicht, unterlassen, dennoch aber mit kindlichem Zutrauen gegen den Gott, welcher die Wahrheit selbst ist, diese Geheimnisse mit Ehrfurcht glauben sollen: so wäre es doch immer ein äußerst unrichtiger Schluß, wenn er aus einzelnen Theilen auf das Ganze schließen und behaupten wollte, daß die Religion der Protestanten gar keine Vernunft leiden wolle.

Allein jener Herr Verfasser will, wie dessen Schrift deutlich zu erkennen giebt, nach der Weise seiner würdigen Religionsgenossen, gar kein Geheimniß in der Religion gestatten; sondern Alles, was mit der Vernunft nicht begriffen werden kann, soll Unwahrheit, Betrug und Aberglaube seyn, welcher aus der Religion vertilgt werden müsse. Alle Glaubenslehren, und die Erlösung durch das Verdienst des Heilandes, rechnet er dahin; und der Mensch soll blos durch eigene Tugend, durch gute Werke selig werden. Gewiß eine vortreffliche christliche Lehre, welche doch in dem Munde des Verfassers, nach seiner Schrift, die heiligste und vortrefflichste Religion seyn soll. Die Religion, welche der Verfasser in seiner Schrift lehret, ist lauter heidnische Philosophie, welche nicht einmal den Namen christlicher Religion verdient; denn sie will von keinem Erlöser der Welt Etwas wissen. Und diese Religion soll eine Aufklärung der christlichen seyn.

Warum wollen denn Sie, philosophischer Herr Verfasser, die Geheimnisse der Religion, weil sie solche mit Ihrer Vernunft nicht begreifen können, gänzlich ausmerzen, und solche als Betrug, Lügen, Menschenfahrungen und Aberglauben verwerfen? Giebt es nicht genug Geheimnisse in der Natur, welche weder Sie, noch sonst Jemand ergründet haben? Können Sie deshalb die Existenz dieser Geheimnisse läugnen? Wir wissen die Eigenschaften eines Geistes; allein noch kein Philosoph hat das Wesen der Geister zu definiren oder zu bestimmen gewagt. Wollen Sie also, Herr Verfasser, die Existenz der Geister, die Existenz Ihrer eigenen Seele läugnen, weil uns ihr Wesen ein Geheimniß ist? Wollen Sie, Herr Verfasser, die Kräfte des Magnets läugnen, weil

Sie mit Ihrer Vernunft die Ursache dieser Kraft nicht erreichen? Wollen Sie dem Meere Ebbe und Fluth absprechen, weil Ihre Vernunft die wahren Triebfedern dieser doch regelmäßigen, schon so viele Jahrtausende gedauerten Bewegung noch nicht ergründet hat? Also die Natur kann Geheimnisse haben, nur die Religion nicht. Dieses Gesetz, Herr Verfasser, floß wohl aus Ihrem philosophischen Gehirn? Und warum darf denn die Religion keine Geheimnisse haben? Gott schuf die Natur und ordnete die Religion, Beides war seiner Hände Werk. Warum war es ihm denn bei ersterer erlaubt, Geheimnisse zu stiften? und wer konnte es ihm bei letzterer verbieten? Konnte ihn denn wohl der Wurm fragen, was machst du? Gesezt auch, die Geheimnisse der Religion wären, nach dem fälschlichen Vorgeben der Naturalisten, Menschenfapung, so könnte solches dennoch keinem Etwas schaden, dieselben zu glauben; aber was für unglückliche Folgen würde dieser Unglaube haben, wenn Gott der Urheber derselben wäre! Schon aus diesem Grunde wäre es wohl vernünftig und weise, das Sicherste zu wählen.

Gott hat das Recht, von seinen vernünftigen Creaturen Gehorsam und Vertrauen zu fordern. Allein durch Erfüllung der Gesetze der Vernunft erweisen wir Gott noch keinen Gehorsam, sondern wir gehen bloß unsrer eignen Natur nach, und erfüllen dasjenige, was uns jedoch nur unter der menschlichen Gesellschaft glücklich und zufrieden macht; folglich befördern wir bloß unsern eignen Nutzen. Allein in zuversichtlichem Vertrauen auf Gott die Geheimnisse der Religion, welche unsere Vernunft nicht ergründet, zu glauben, dies ist Beweis unsers Gehorsams.

Die Glaubenslehren der christlichen Religion haben vorzüglich eine künftige Glückseligkeit des Menschen, welche erst jenseits des Grabes ihren Anfang nimmt, zum Gegenstande; und einige betreffen das Wesen Gottes selbst. Diese Geheimnisse können, ihrer Natur nach, von noch immer unvollkommener, schwacher menschlicher Vernunft nicht ergründet werden; sondern bloß eine verklärte, von Schwachheiten ganz gereinigte Vernunft wird solche dereinst ganz aufgedeckt erkennen. Aber sollen wir deshalb diese Geheimnisse, für deren Richtigkeit die Wahrheit Gottes Bürge ist, gar nicht glauben? Wissen wir, daß ein Gott ist; lehrt uns schon der natürliche, bloß vernunftgemäße Begriff von Gott, daß die vollkommenste Wahrheit eine seiner Eigenschaften seyn müsse: so haben wir wohl Ursache, auch seinen in der Religion vorgetragenen Geheimnissen, als zuverlässigen Wahrheiten, vollkommen zu trauen.

Sind Sie, Herr Verfasser, mit aller Ihrer Philosophie und Vernunft vermögend, von dem künftigen Zustande Ihrer Seele, deren Fortdauer Sie doch als Philosoph nicht läugnen werden, Etwas zu bestimmen? Hört nun aber hierbei das Licht unsrer Vernunft ganz auf: so müssen wir wohl unsre Zuflucht zur Religion nehmen, welche uns verspricht, daß nach dem Tode das Gute belohnt, und das Böse bestraft werden soll. Selbst die vernünftigsten heidnischen Weltweisen vermutheten, daß dieses seyn könne, und wünschten, daß sie sich darin nicht irren möchten. Hätten sie damals die Religion gekannt, welche ihnen solches mit Gewißheit versprach, wie gern würden sie ihr geglaubt haben.

Und warum sollen denn Geheimnisse, welche die Menschen glücklich machen, aus der Religion verbannt seyn? Können Sie, Herr Verfasser, dazu eine Ursache ausfinden? und können Sie wohl, als Philosoph, als Menschenfreund, in Sich einen Beruf finden, Ihrem Mitmenschen (wenn es in Ihren Kräften stünde) dasjenige zu rauben, worauf die Ruhe seines Gemüths, die Zufriedenheit seines Lebens, die Standhaftigkeit im Unglück, und der Trost bei den Schmerzen des Todes beruht? Würden Sie sich nicht dadurch in die verabscheuungswürdigste Klasse schwarzer Menschenfeinde heruntersetzen. Kann Ihre Philosophie, und wenn Sie auch die thörichten Grundsätze stoischer Unempfindlichkeit annehmen wollten, dem Menschen diese Glückseligkeiten verschaffen?

Dieses sind Lehren der sogenannten Aufklärer, Lehren, welche die Menschen nothwendig unglücklich machen müssen. Denn, entfernen die Aufklärer die Geheimnisse der Religion; verbannen sie den Heiland der Welt und das Werk der Erlösung aus der Religion der Christen; verworfen sie den Glauben und das Vertrauen auf Gott; machen sie die Gewißheit der künftigen Seligkeit zweifelhaft: so entreißen sie dem im Unglück seufzenden Bedrängten die Hoffnung, welche ihn aufrichtet, und welche allein ihm Standhaftigkeit gewähren konnte. Welche Grausamkeit! Sind dieses Aufklärer der Religion?

Und nimmt man diese Wahrheiten aus der Religion der Christen hinweg, so bleibt sie weiter Nichts, als heidnische Philosophie.

Der Herr Verfasser bezeigt durchgängig in seiner Schrift, daß die Priester aller Art, jeder Religion, ein Greuel in seinen Augen sind, und bürdet ihnen nur alle erdenkliche Schandthaten auf. Um den jetzigen Priestern der protestantischen Kirche eine recht auffallende abscheuliche

Gestalt zu geben, setzt er selbige mit den Pfaffen des blindesten Papstthums vor der Reformation, mit jenen Unmenschen, durch deren Anstiften Ströme von unschuldigem Blute flossen, und Herrschsucht und Verfolgung die erste Pflicht des geistlichen Standes war, in eine Classe. Er sagt sogar, daß, wenn das Blut der durch Religionsverfolgung Erwürgten in ein Meer zusammengebracht werden könnte, die protestantischen Geistlichen solches mit Vergnügen beschiffen, auf den Inseln Schlösser, und an den Ufern Lusthäuser erbauen, auch daß aus allen Ländern, Borussia nicht ausgenommen, Blutströme und Bäche dessen Grenzen erweitern würden. Durch diese gräßliche, fürchterliche Beschreibung sucht der Verfasser seinen Lesern Abscheu gegen ihre Priester einzulösen, und zugleich die Religion, welche sie lehren, zu stürzen. Diese Absicht des Verfassers ist eben so menschenfeindlich, als unlauter. Denn wo sind denn in unserem Jahrhunderte Beispiele vorhanden, daß protestantische Priester andere Religionen mit Mord und Blut verfolgten? Die protestantische Geistlichkeit ist dergestalt der Hand der Obrigkeit untergeben, daß keiner ihnen, wenn er auch wollte, Verfolgungen unternehmen könnte. Ueberhaupt aber würde es auch keinem protestantischen Priester einfallen, die Ungläubigen mit Feuer und Schwerdt zu verfolgen; da ihre eigene Religion alle gewaltthätige Bekehrung untersagt. Die Religion verbietet, das Unkraut auszuraufen; es soll bis zur Erndte stehen bleiben. Durch die Streitigkeiten der Theologen in Schriften, welches jener Verfasser balgen nennt, hat noch kein Mensch sein Leben verloren. Und worüber haben sie denn gestritten? Nicht über Hauptgrundsätze der Religion, in diesen blieben sie einstimmig, sondern über Nebendinge, über indifferente Meinungen, und größtentheils darüber, daß sie einander nicht recht verstanden. Und in welcher Art von Wissenschaften haben die Gelehrten nicht unter sich gestritten?

Es scheint auch, daß jener Verfasser die ganze protestantische Priesterschaft nach einigen fehlerhaften Mitgliedern beurtheilt hat. Allein unter einer an und für sich guten Heerde sind doch auch einzelne räudige Schafe. Muß es drum die ganze Heerde seyn? So wird kein Philosoph schließen.

Der Verfasser gestehet selbst zu, daß Luthers Reformation oder Aufklärung nöthig gewesen sey, und sagt:

„Was würde aus eurer Religion geworden seyn? Sprechet dieser Aufklärung Recht, und danket Gott dafür!“

Ferner:

„Luther gab der Religion einen edleren Wirkungskreis, da er sie aufklärte.“

Räumt nun aber der Verfasser selbst ein, daß die christliche protestantische Religion die wahre sey, und daß man Gott dafür zu danken Ursache habe; lehren unsere jetzigen orthodoxen protestantischen Priester (die sogenannten Aufklärer ausgenommen) noch eben diese Religion unverändert nach der Augsburgerischen Confession, welche aus der heiligen Schrift genommen ist: so kann er doch solche nicht verwerfen, deren Priester als unächte schelten und, daß jetzt eine Aufklärung nöthig sey, behaupten. Fasset dieses nicht einen Widerspruch in sich?

Jener Verfasser behauptet, daß die Aufklärung gegen Täuschung und Vorurtheile zu Felde ziehe, und folgert daraus, daß der Staat, der Regent und der Unterthan dadurch gewinnen. Da der erste Satz unrichtig ist, so fällt auch die daraus gezogene Folgerung hinweg. Die jetzigen sogenannten Aufklärer kämpfen keinesweges wider Täuschung und Aberglauben, sondern wider die Hauptgrundsätze der Religion. In ihren verkehrten Augen ist das Verdienst und die Versöhnung Christi, der Glaube an ihn, Täuschung und Aberglaube; und diese wollen sie verbannen. Zur Erreichung dieser ihrer Absicht läugnen sie, daß die Bibel Gottes Wort sey. Sie erkennen solche bloß als ein moralisches Buch. Den Heiland der Welt erkennen sie bloß für einen Lehrer moralischer Tugend; und sie nehmen keine andere Religion an, als die, welche die Vernunft lehret; und diese war schon die Religion vernünftiger Heiden.

Die jetzigen gefährlichen Reformatoren klären also die Religion der Christen nicht auf, sondern sie verwerfen solche ganz und gar; sie suchen solche völlig in die heidnische wieder umzuschaffen, und ihr bloß den Namen der christlichen zu lassen. Ist dieses Aufklärung? Verdienen diese abscheulichen Lehrer den Namen Aufklärer? Hätten sie doch geradezu bekannt:

Wir entsagen der christlichen Religion gänzlich; wir erkennen keine andere, als die, welche die Vernunft allein lehret, nämlich die natürliche Religion.

Denn dieses ist doch wirklich der wahre summarische Inhalt ihrer Lehre. Allein hier fürchteten sie die allgemeine Stimme des Volks. Sie glaubten, wenn wir dem Volke sagen, daß sie nicht mehr Christen seyn, sondern wieder Heiden werden sollen, so fällt ihnen das Schwarze unserer

Abſichten zu deutlich in die Augen; wir müſſen ſie zu Selben machen, ohne daß ſie es merken. Wir laſſen ihnen den Namen der Chriſten, und ſagen ihnen dabei, daß ihre chriſtliche Religion bloß verfeinert, und von den Menſchensatzungen der Prieſter, welche ſie in der Blindheit zu erhalten ſuchten, gereinigt würde. Kann wohl ein ſchändlicherer Betrug, durch welchen das ganze Volk hintergangen wird, gefunden werden? Und dieſes ſind Aufklärer der chriſtlichen Religion, Männer, welche von geſunder Vernunft und Philoſophie reden. Lehret ſie die Philoſophie Lügen und Betrug gebrauchen? Aber was iſt eigentlich die Abſicht ihrer vermeintlichen Bekehrung? Dieſe iſt eben ſo jorgſältig verſteckt, als ſie ihre Hülfsmittel vor den Augen des Volks zu verhüllen geſucht haben. Ihre Abſichten ſind jeſuitiſche und illuminatiſche Kunſtgriffe. Sie wollen Nichts weniger als Alles umſchaffen. Bei der Religion fangen ſie an, denn dieſes bahnet ihnen den Weg zu ihrer übrigen vorhabenden Ausführung. Haben ſie es nur erſt dahin gebracht, daß das Volk der Religion keine Pflichten der Religion mehr kennt, ſo haben ſie ſchon Alles gewonnen, und ſie können das pflichtloſe Volk mit vorgemalten angenehmen Ausſichten, wohin ſie nur wollen, führen. Ein Menſch, welcher keine Religion hat und keine Pflichten kennt, iſt zur Ausführung aller Schandthaten fähig. Hin und wieder läßt jener Verfaſſer, doch mit möglichſter Behutſamkeit, Etwas von ſeinem mit Zucker überzogenen Gifte in ſeiner Schrift hervorblicken. Er malt dem Volke ihre Prieſter als eigennützig Betrüger, als ſchändliche Verführer, welche ihnen Lügen predigen, vor, und ſucht dadurch alles Vertrauen des Volks, alle Folgsamkeit gegen ihre Prieſter auszulöſchen, damit ſelbige in der Zukunft nicht mehr vermögend ſeyn ſollen, das Volk durch Ermahnungen in den Wegen der Ordnung und des Gehorſams zu erhalten. Die Geſchichte bekräftigt vielfältig, daß oftmals bei den gefährlichſten Ereignungen die vernünftige Stimme der Prieſter den Unfug des Volks geſtillet hat. Dieſes aber konnten ſie nur allein, wenn ſie das Zutrauen des Volkes hatten.

Der Verfaſſer gehet noch weiter. Er wirft mit boſhafter Berwegenheit ſeinen Geiſer bis an die Stufen des Thrones. Er ſucht dem Volke weiß zu machen, daß die Regenten zu ſchwach wären, das Nützliche der Aufklärung einzusehen; gleichſam als Unmündige ließen ſie ſich durch gefährliche Rathgeber, welche ihren Thron umlagerten, damit Nichts zum Fürſten gelangen könnte, leiten; ſie wären Slaven geiſtlicher Ohrenbläſer, Slaven auf dem Throne, und trügen die Feſſeln

des Aberglaubens und Vorurtheils; sie glänzten, als schwache Fürsten, bloß in dem Zirkel ihrer Schmeichler. Und hierbei thut der Verfasser den Ausspruch, daß sie auf die Achtung der edeln Männer ihres Staats und der Nachwelt auf ewig Verzicht thun müßten; auf ihre Namen würde die klügere Nachwelt mit Verachtung herabsehen, womit sie die Namen der Torquemadas und der Embser gebrandmarkt, welche eben diese Rolle gespielt hätten; sie grüben sich den Stempel, womit die Nachwelt ihr Andenken brandmarken würde; sie legten den Grund zu ihrer ewigen Schande. Und nun vergleicht der Verfasser diese Fürsten mit einem Carl dem Neunten, mit einem Philipp dem Zweiten, und mit dem Herzoge von Alba, dem berühmtesten Anführer eines Mörderheeres.

Der Verfasser nennt die Fürsten, welche seiner sogenannten Aufklärung entgegen wären, Despoten, welche bloß Gehorsam forderten, Tyrannen über die Gedanken ihrer Unterthanen, welche sie doch fürchten müßten; diese Despoten usurpirten die Rechte über die Gewissen. Und nun erwähnt er die Folgen des Despotismus, und führt die Kaiser von Siam, Stambul, China und Japan als Exempel dieser Folgen an, nämlich daß sie meist alle erwürgt worden wären.

Ferner die Verordnungen, welche Mangel an Aufklärung und Vorurtheil ins Publicum brächten, wären ewige Acten der Schande für Die, in deren Namen sie ausgingen.

Kann wohl etwas Abscheulicheres, etwas Strafbareres gefunden werden, als wenn jener Verfasser dem Volke seinen guten Fürsten, welcher, aus väterlicher Liebe, aus wahrer Sorgfalt für das Beste seiner Unterthanen, den falschen Lehren der sogenannten Aufklärer, welche Irrthümer und Unglauben predigen, Schranken zu setzen sucht, in den schwärzesten Farben eines Despoten und Tyrannen, eines einfältigen, durch die unaufgeklärten Minister geleiteten Unmündigen vorstellt, und ihn mit den grausamsten Regenten voriger Zeit vergleicht. Sucht er nicht dadurch die Liebe und das Vertrauen der Unterthanen gegen ihren Fürsten zu ersticken, Verachtung gegen den Thron einzulösen, und sie von dem Gehorsam gegen angeblich usurpirte Macht und Vorschriften abzuziehen? Kann ein dergleichen schändlicher Lehrer der sogenannten Aufklärung ein guter Bürger des Staats seyn? Verdient er nicht vielmehr den Namen eines Aufwieglers, eines strafbaren Rebellen, welcher nicht würdig ist, ein Glied in der Gesellschaft gut denkender Unterthanen

zu seyn? Sind diesß Grundsätze einer gesunden Vernunft, einer reinen Moral, wovon der Verfasser doch so viel redet? Unter allen Verbrechern ist keiner schändlicher, niederträchtiger und gefährlicher, als der Rebell, welcher eine ganze Nation zu vergiften, die heiligsten Pflichten aufzuheben, die Grundsäulen, auf welche die Ruhe und Sicherheit des Staats, das Vertrauen zwischen Regenten und Unterthanen befestiget sind, niederzureißen, alle Ordnung zu zerstören, und fromme christliche Unterthanen in gewissenlose Heiden umzuschaffen bemühet ist. Jener Verfasser hält in seiner ganzen Schrift das Eisen zum Brandmarken in seiner Hand. Hätte er doch bedacht, daß er selbst als ein Feind der menschlichen Gesellschaft gebrandmarkt zu werden verdient. Die zügellose Schrift über Aufklärung begreift in ihrem summarischen Inhalte Folgens:

„Es ist keine Religion, als die Religion, welche die Vernunft lehret. Die Bibel ist nicht Gottes Wort. Alle daher genommene Lehren der protestantischen Christen, von Vergebung der Sünden, Glauben an Christum und künftiger Seligkeit, sind von den Priestern erfundene Menschenfayungen, durch welche das Volk in Blindheit erhalten wird. Diese Irthümer müssen durch die Aufklärer aus der Religion ausgemerzet werden, und es muß Nichts als Vernunftlehre übrig bleiben. Widersezt sich der Regent, oder die ihn umlagernden Minister dieser Aufklärung: so maßen sie sich, zu ihrer ewigen Schande, einer usurpirten Macht über das Gewissen ihrer Unterthanen an, und werden Despoten, Tyrannen und Verfolger der gesunden Vernunft.“ Wem muß das Schändliche und Abscheuliche dieser Schrift nicht sogleich in die Augen fallen? Und wer wird nicht sogleich diese Lehrer und Schriftsteller einer sogenannten Aufklärung der protestantischen Religion für offenbare Verächter Gottes, für Feinde des Vaterlandes, für untreue, rebellische Unterthanen, für Störer der menschlichen Glückseligkeit erkennen? Jeder, der noch in sich einen Funken von Rechtschaffenheit, Patriotismus und Religion empfindet, wird diese naturalistische Schandschrift mit Verachtung und Abscheu von sich werfen, und Gott danken, daß zu unsern Zeiten, in denen usurpirte Aufklärer die Religion alle gute Ordnung und alle Pflichten zu vertilgen suchen, ein Friedrich Wilhelm den preussischen Thron bestieg. Heil Dir! guter frommer König, der Du, ohne die Gewissensfreiheit des Unterthanen einzuschränken, die Religion der Christen, rein und lauter, nach der Vorschrift des göttlichen Wortes zu lehren befehlst; der Du schädlichen Verführern, ihre giftige Lehre

auszubreiten, untersagst; der Du einer schon um sich gegriffenen Pest der Freigeisterei Schranken setzest; der Du, als ein zärtlicher Vater, das zeitliche und ewige Wohl Deiner Unterthanen zu befördern wünschest. Segen von Gott wird Dein Lohn seyn; und die Nachwelt wird den Namen Friedrich Wilhelms, des erhabenen Beschüfers der protestantischen Religion, mit dankbarer Ehrfurcht aussprechen.

Für den Leser, welcher durch die Comödie des Kampfes, die so eben vor ihm
aufgeführt worden, noch nicht hinlänglich aufgeheitert seyn sollte, folgt hier ein poeti-
scher Streit zwischen Lavater und Semler, der Streit zwischen zwei Protestanten, die
einander nicht verstehen, deren Geister nicht für einander gemacht sind, und die doch,
weil sie zwei Protestanten, weil sie Einer Religion sind, glauben, sich ver-
stehen zu müssen.

F a t e r:

Empfindungen eines Protestanten

in einer katholischen Kirche.

Der kennt noch nicht dich, Jesus Christus,
 Wer deinen Schatten nur entehrt;
 Mir sey, was dich nur, Jesus Christus,
 Zu ehren meint, verehrungswerth!
 Wenn's Täuschung nur, nur Fabel wäre,
 Es fable nur zu deiner Ehre!
 Es mag mich drücken und betrüben,
 Um deinetwillen will ich's lieben,
 Erinnert's nur an dich, trägt's nur
 Von dir die allerkleinste Spur.

Nicht lachen will ich, lieber weinen.
 Es lache, wer hier lachen kann!
 Verliert das Große sich im Kleinen,
 Verhüllt die Wahrheit sich im Wahn —
 Die Wahrheit in dem Wahn zu finden,
 Zu ahnden sie, sie zu empfinden,
 Mich aus dem Schutt emporzuheben:
 Sey meine Freude, mein Bestreben,
 Umringen schwache Brüder mich,
 Die dich verehren, nicht, wie ich.

Was ist es, das ich um mich sehe?
 Was ist es, das ich höre hier?
 Spricht Nichts in der gewölbten Höhe,
 In dieser Tiefe Nichts von dir?
 Das Kreuz, dein Bild, dort, übergülbet,
 Ist's nicht zu Ehren dir gebildet?
 Das Rauchfaß links und rechts geschwungen,
 Das Gloria im Chor gesungen,
 Des ew'gen Lichtleins stiller Schein,
 Der Kerzen Licht, meint dich allein.

Warum wird, als um dich zu loben,
 Den Tod der Liebe, Jesus Christ,
 Die Hostie emporgehoben?
 Weil sie nicht mehr, weil du sie bist!
 Dir beugt die glaubende Gemeinde
 Das Knie; dir macht, nur dir, die kleine
 Schon früh belehrte Schaar der Jungen
 Das Kreuz, regt Lippen dir und Zungen;
 Schlägt dir mit Andacht und mit Lust,
 Mit kleiner Hand dreimal die Brust.

Gefüßt wird, dir zu Lieb, die Stelle,
 Die trug dein angebetet Blut;
 Der Chorknab' klingelt dir die Schelle,
 Dir thut der Küster, was er thut.
 Vereinter Reichthum ferner Länder,
 Die schwere Bracht der Meßgewänder,
 Der Schnörkel an des Ritters Schilde,
 Das Flittergold am Mutterbilde,
 Um Hals die falsche Perlenschnur,
 Meint dich doch, Jesus Christus, nur.

An marmorgleichen Hochaltären
 Wem ziert mit Zweigen sich die Wand?
 Am Reichnambsfeste, wem zu Ehren
 Enttröpfelt Wachs des Sängers Hand?
 Wem streut man Blumen auf die Bahnen?

Wem trägt man goldgestickte Fahnen?
 Wenn die Ave Maria schallen,
 Bist du's nicht, dem sie wiederhallen?
 Ist Mette nicht, nicht Vesperzeit,
 Nicht Prim und None dir geweiht?

Den Glocken in zehntausend Thürmen,
 Mit ganzer Städte Geld erkaufst,
 Dem Blitzstrahl und den Donnerstürmen
 Zu wehren, feierlich getauft;
 Ward ihnen, da in Gluth sie flossen,
 Dein Bild am Kreuz nicht angegossen?
 Gezogen oder schwer getreten,
 Zur Arbeit rufend und zum Beten,
 Schallt dir, schallt dir nicht überall
 Der Glockenandacht reicher Schall?

Nach deiner Huld nur, Christus, sehnet
 Sich jeder Freund der Einsamkeit.
 Nur dich glaubt, dich nur meint und wähnet,
 Wer sich der keuschen Armuth weiht!
 Nicht Benedikts, nicht Bernhards Orden
 Wär' ohne dich gestiftet worden!
 Von dir zeugt Gott'shaus, Klaus und Kloster,
 Tonsur, Brevier und Paternoster.
 Und wem, wem steht als dir zum Ruhm
 Im Klostergang Silentium?

O Wollust, Christus, deines Jüngers,
 Auch da, wo Einfalt fehlt und flieht,
 Zu sehen Spuren deines Fingers
 Da, wo kein Aug' der Welt sie sieht;
 O Wonne dir ergebner Seelen,
 Auf jedem Fels, in allen Höhlen,
 In jedem Crucifix der Hügel,
 In jedem an der Straße, Siegel
 (Wie abgenutzt das Siegel sey)
 Zu sehn von dir und deiner Treu.

Wer freuet sich nicht jeder Ehre,
 Von der du Ziel und Seele bist!
 Wem regt beim Gruß sich nicht die Zähre:
 „Gelobet seyst du, Jesus Christ!“
 O Heuchler der, der Christi Namen
 Sonst nennt, und nicht ein frohes Amen
 Antwortet, nicht mit Bruderblicken,
 Nicht sagt mit innigem Entzücken:
 „In Ewigkeit, in Ewigkeit
 Sey Jesus Christ gebenedeyt!“

S e m l e r ' s

Empfindungen eines Protestanten

bei den

Empfindungen eines Protestanten.

Der kennet nicht dich, Jesus Christus,
 Wer deinen Schatten nur verehrt!
 Mir ist, wer nur dich, Jesus Christus,
 Zu ehren meint, belehrungswerth.
 Wenn's Täuschung nur, nur Fabel wäre;
 Wer fabelt denn zu deiner Ehre?
 Der Christ will drücken und betrüben,
 Der dich in Christen nicht will lieben,
 Die frei dich ehren. Er will nur,
 Nicht Licht, nein, finstre Schattenspur.

Nicht lachen will ich, lieber weinen,
 Weil jeder Pfaffe lachen kann;
 Der schuf das Große nur zum Kleinen,
 Und macht zur Wahrheit Menschenwahn.

Die Wahrheit statt des Wahns zu finden,
 Nicht bloß zu ahnden, — zu empfinden,
 Sie aus dem Schutt emporzuheben!
 Sey aller Christen froh Bestreben!
 Gern dulden dann als Christen mich,
 Die Christum lieben mehr als sich.

Was ist es, das ich um mich sehe?
 Was ist es, das ich höre hier?
 Was spricht in der gewölbten Höhe?
 In lauter Schatten spricht's von dir!
 Das Kreuz, dein Bild dort, übergüldet,
 Heißt dir zu Ehren so gebildet!
 Das Rauchfaß, links und rechts geschwungen,
 Das Gloria — latein — gesungen,
 Des ewgen Lichtleins armer Schein,
 Die Kerz' — soll Christi Ehre seyn!

Im Schatten wirst du (so dich loben
 Ist Licht zuwider) Jesus Christ
 Als Hostie emporgehoben.
 Ach! wer nicht glaubt, daß du sie bist,
 Dem flucht die glaubende Gemeinde
 Im Wahrheitswahn. Es macht die kleine
 Zum Wahn erzogne Schaar der Zungen
 Das Kreuz, regt Lippen, regt die Zungen,
 Schlägt — wider Kezer! — schon mit Lust
 Mit kleiner Hand dreimal die Brust.

Christo zu Lieb' küßt man die Stelle,
 Die trug sein — angedetet? — Blut?
 Bloß Christo klingelte die Schelle? *)
 Ihm thut der Küster, was er thut? —
 Liebt Christus Reichthum ferner Länder?
 Befahl die Pracht der Messgewänder? — —

*) Paulus redet anders von Schellen 1. Kor. 13, 1.

Der Schnörkel an des Ritters Schilde,
 Das Glittergold am Mutterbilde *),
 Am Hals die falsche Perlenschnur,
 Ehrt das dich, Jesus Christus, nur?

Liebst du die an den Hochaltären
 Mit Zweigen so geschmückte Wand?
 Liebst Leichnamsfest? Das — wem zu Ehren? —
 Im Kirchenwahn ein Papst erfand!
 Dir streut man Blumen auf die Bahnen?
 Dir trägt man — wider Keher — Fahnen?
 Du hieß'st Ave Maria lallen?
 Du lehrst, daß sie dir wohlgefallen;
 Die Mette selbst und Vesperzeit
 Mit Prim' und Non' hätt'st du geweiht?

Den Glocken in zehntausend Thürmen
 Mit ganzer Städte Geld erkaufst,
 Im Wahn, um Bliß und Donnerstürmen
 Zu wehren (lehrtest du's?) getauft;
 Ward (christlich?), als in Blut sie flossen,
 Dein Bild (voll Kräfte?) eingegossen?
 Gezogen oder schwer getreten,
 Zur Arbeit rufend und zum Beten,
 Schallt Christo (wollt' er's?) überall
 — Statt Christenliebe — Glockenschall!

Ist's wahr, nach dir nur, Christus, sehnet
 Sich jeder Freund der Einsamkeit?
 Bist du dort mehr? — Dich meint und wähnet
 Der Mönch? der sich — der Armuth — weiht **),

*) Marc. 3, 33, 34. Matth. 12, 48, 49. Luc. 8, 21, sagt Christus ganz anders, wer seine Mutter und Brüder unter Christen seyen.

***) Schon vor tausend Jahren rebeten die Capitularia Regum Francorum, oder alle treue Staatsräthe, öffentlich ganz anders über diese besondere Verläugnung der Welt.

Und Benedikt's und Bernhard's Orden
Ist gar von dir gestiftet worden?
Dein Paulus lehrte Klaus und Kloster,
Tonsur, Brevier und Paternoster?
Dir, Christus, steht zum (wahren?) Ruhm
Im Kloster ganz Silentium?

O Augen, Christe, deines Jüngers!
Der, Tauben gleich, das Arge flieht;
Nur Einfalt, Spuren deines Fingers,
Und nie der Bosheit Griffe sieht!
Frei wohnet Christus in den Seelen
Durch Glauben, nicht in Fels und Höhlen,
Nicht in dem Crucifix der Hügel,
Noch an den Straßen! — Sind das Siegel
(Wie schlecht auch Glaub' und Liebe sey)
Von Christo? Gar von seiner Treu?

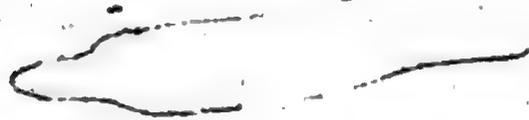
Freut euch, ihr Keger, dieser Ehre,
Wo Christus Ziel und Seele ist,
Und — sterbt! — Die Kirche will die Zähre
Beim Gruß: „Gelobt sey Jesus Christ.“
Wer sündigt hier? Der Christi Namen
Zwar nennt, und (Strick im Arm) ein Amen
Erzwingt; doch nicht mit Bruderblicken
Dem Christen schenket mit Entzücken
Das Kirchenwort: „In Ewigkeit
„Sey Christus“ — (wörtlich) — „benedeit!“ —

* * *

O Lavater, entzückt in Wonne
Vergiffest du der Sonne Licht?
Voll vom Gefühl der warmen Sonne,
Fühlst du den kalten Schatten nicht?

Siehst Täuschung nicht, nicht Fabellehre?
Siehst gar in Fabeln Christi Ehre? —
Zur Ehre Christi Christen worden,
Wie ist es Grundsatz Christi worden?
So hatten Selben Christi Geist,
Wenn dieses Ehre Christi heißt.

Ende des fünften Heftes.



Ry

